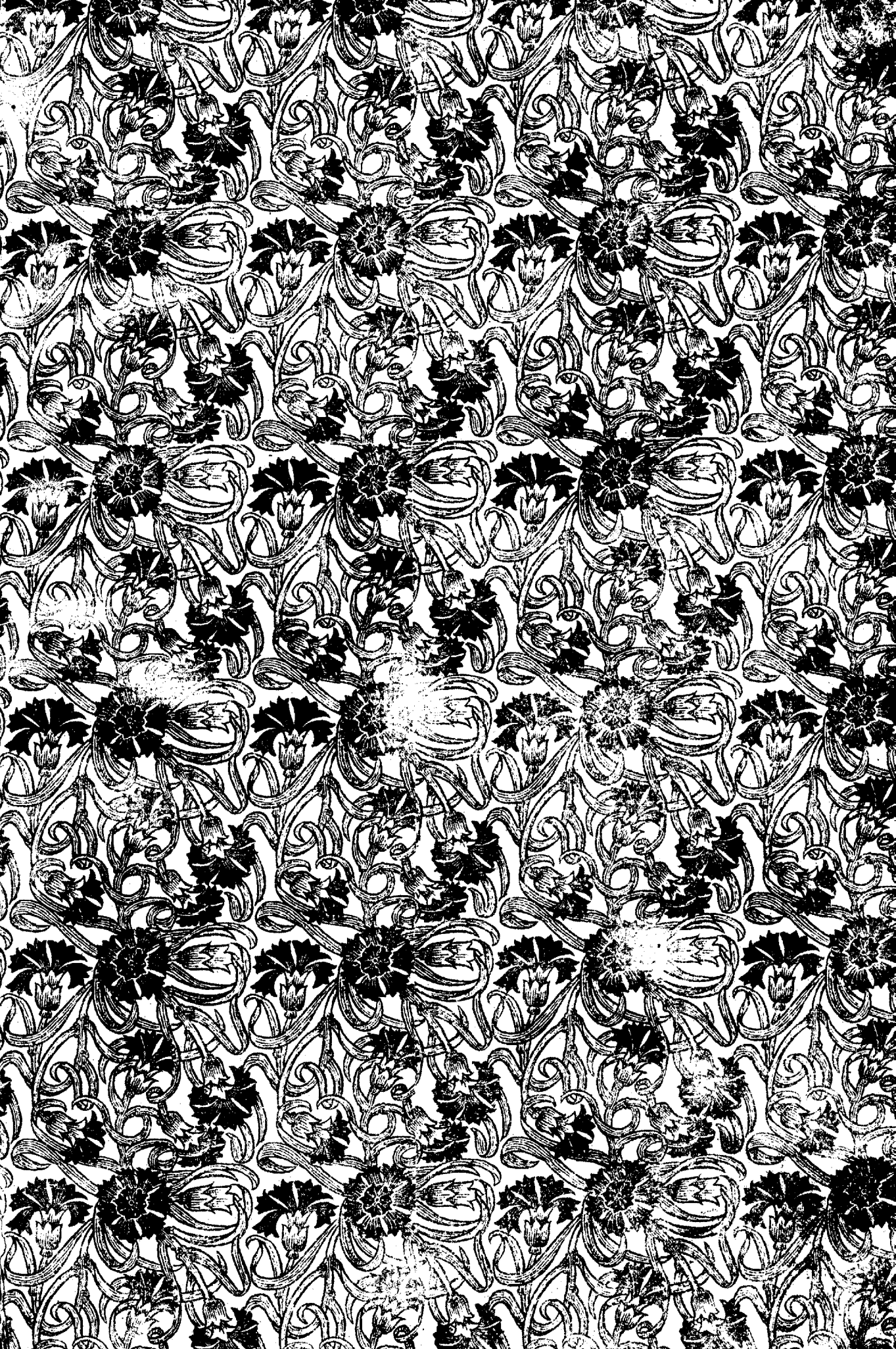


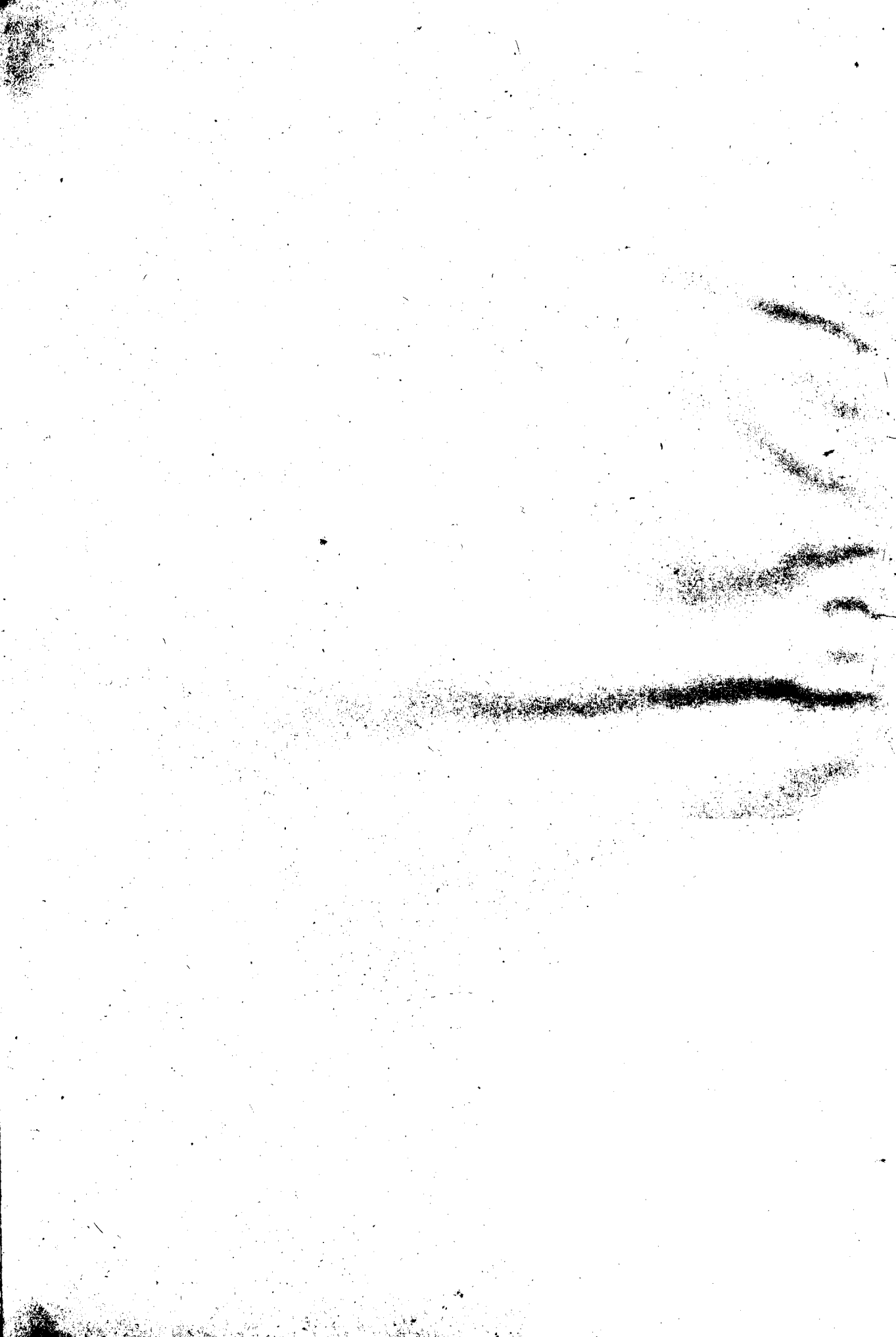
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy



30.8.1937







Maria Theresia

Das westliche Samland

Erster Band



E2939 II

2 p. n. 81/

~~81/~~ s. 410
-462

Oskar Schlicht:

opt. p. s. 304

Das westl. Samland

Ein Heimatbuch des Kreises Fischhausen

Pillau vom Jahre 1725 bis zur Gegenwart bearbeitet von Dr. Konrad Haberland

H 12 - 3



Hausmarke in Pillau aus dem Jahre 1776.

Erster Band

Fischhausen ◊ Sankt Adalbert ◊ Lochstädt ◊ Neuhäuser
 Pillau ◊ Die Frische Nehrung ◊ Das Frische Haff
 ◊ Wälder und Ortschaften am Frischen Haff ◊
 Die Samländische Landschaft ◊ Der Bernstein
 Mit 297 Abbildungen und 54 Karten im Text

DRESDEN 1922

VERLAG VON KOLBE & SCHLICHT

1937: 977

35034



54572

~~54572~~

2431

IV.9 Rybalski

„Hör mich! — denn alles Andere ist Lüge,
kein Mann gedeiht ohne Vaterland!“

Julius Storm.

Zum Geleit!

Ein Heimatbuch ist es, das wir vor uns haben, ein echtes und rechtes Heimatbuch, wie es nur wenige gibt; wie sie überall geschrieben werden sollten, aber nur äußerst selten wirklich zustande kommen. Weil die Mittel fehlen, um sie erscheinen zu lassen, und vielmehr noch, weil die Männer fehlen, um sie zu schreiben. Denn der nüchterne Verstand allein bringt solche Bücher nicht zuwege. Das Herz muß mit dabei sein, und das Herz muß die Feder führen, wie es in diesen Blättern wirklich der Fall ist.

Der Verfasser will bei aller seiner Gründlichkeit doch keine gelehrten Aufzählungen bringen, er will kein nur für den wissenschaftlichen Forscher bestimmtes trockenes Quellenwerk schaffen. Nein, wie das verklärende Auge dessen, der der Heimat ferne lebt, wie seine sehrende Seele sie sieht, in all ihrem herben Reize, mit all ihren Eigenschaften und Ueberlieferungen und stillen Schönheiten, so möchte er sie allen seinen Landsleuten zeigen, allen denen, die gleich ihm ihr Leben in der Fremde führen müssen, und auch allen denen, die ein glücklicheres Geschick hat in der Heimat bleiben lassen. Ein warmer Ton geht durch dieses ganze Buch, wie es dieser seiner Entstehung nach auch garnicht anders sein kann, und verklärt selbst die schlichteste Aufzählung und die ins letzte Einzelne gehende Beschreibung so sehr, daß es von Anfang bis zum Ende eine Freude bleibt, in dem Buch zu lesen.

Der Verfasser ist wohl auch wie wenige berufen gewesen, gerade dieses Buch zu schreiben. Und es mußten in der Tat günstige Umstände zusammen kommen, daß es in einer so schweren Zeit, wie der unserigen überhaupt zustande kommen konnte.

Oskar Schlicht, geboren 1867 in Fischhausen, entstammt selbst einer alten samländischen Familie. Sein Großvater ist ein langes Menschenleben hindurch Lehrer in Zimmerbude gewesen und hatte seinen Sohn für den gleichen Beruf bestimmt und ausbilden lassen. Von dem Umgange mit Büchern ist dieser auch nicht wieder frei gekommen. Er hat aber doch andere Wege eingeschlagen, wie sein Vater. Er begründete, und betrieb mit dem besten Erfolge, in der Kreisstadt Fischhausen eine Buchbinderei und Papierwarenhandlung; tiefe Heimatliebe war beiden Männern zu eigen. Nach dem Besuch der damals besonders trefflichen Stadtschule sollte auch diesmal der Sohn dem Beruf des Vaters zugeführt werden, bald aber führten ihn künstlerische Neigungen zu der um jene Zeit besonders aufblühenden graphischen Reproduktionstechnik. Kaufmännische leitende Stellungen in den bedeutendsten Häusern dieser Branche folgten. Eine ausgebreitete Tätigkeit, vielseitige Beziehungen zu bildenden Künstlern, und Reisen in fremde Länder und Erdteile weiteten seinen Blick noch mehr, und ließen ihn im Jahre 1909 die Kunstanstalt für Farbenreproduktion

und Kunstverlag Kolbe & Schlicht, Dresden, begründen, die sich durch ihre ganz ausgezeichneten Arbeiten so schnell einen glänzenden Namen in der Fachwelt machen und diesen dann, was mehr bedeutet, auch dauernd behaupten sollte. Ostpreuße und Samländer durch und durch, wie Schlicht es ist, hat er aber die Liebe zur alten Heimat in der Fremde nicht verloren, ja sie ist ihm nicht nur nicht verblaßt, nein, sie hat sich immer nur verstärkt und verklärt und hat ihn dann auch nicht ruhen lassen, bis er in jahrzehntlanger, emsigster und recht mühevoller persönlicher Arbeit, sowie unter ganz erheblichen, großen Opfern, nicht nur an Zeit und Kraft, sondern auch an Mitteln, dieses sein großes und umfassendes Heimatbuch der Heimat selbst auf den Gabentisch legen konnte.

Mit dem Herzen ist es geschrieben und mit dem Herzen will es gelesen sein. Die kritische Sonde nüchterner Sachlichkeit und Gelehrsamkeit allein schöpft den Wert dieses Buches nicht aus. Ja, sie hat im Grunde nicht einmal viel mit ihm zu tun. Seine Landsleute selber sind es, an die der Verfasser sich wendet. Die im Samlande sitzen und die aus dem Samlande stammen, die sollen sich an dem Buch freuen, die sollen es auf ihr Bücherbrett stellen, die sollen aus ihm ihren Kindern alle die alten Geschichten und Kenntnisse über das altberühmte Bernsteinland vermitteln und erzählen, daß auch sie wieder mit dem gleichen heißen, festen, treuen, deutschen Herzen an der heimatlichen Scholle hängen, wie es der Verfasser tut. Das ist der Zweck dieses Buches, und das ist ein guter, ein ausgezeichneter Zweck. Möge er im vollsten Umfange erfüllt werden.

Königsberg, im Juli 1922.

Dr. Dethlefsen.

Vorwort.

Der Mangel eines das westliche Samland, insbesondere den Kreis Fischhausen eingehender behandelnden Werkes gab die Anregung zur Schaffung dieses Heimatbuches. Es war ursprünglich in bescheidenem Umfange geplant; die Beschäftigung mit dem reichhaltigen Stoffe führte jedoch bald zu der Ueberzeugung, daß, wenn eine Lücke ausgefüllt werden sollte, erst noch besondere Forschungen einsetzen müßten, da die vorhandenen, ziemlich zahlreichen und wertvollen Schriften über das Samland sich, soweit sie die Ergebnisse neuerer Forschungen sind, fast ausschließlich auf enge Sondergebiete beschränken.

Von der Absicht, das Werk nach den einzelnen Stoffen zu teilen, mußte abgegangen werden, da Versuche Mitarbeiter hierfür zu gewinnen, daran scheiterten, daß das Quellenstudium unverhältnismäßige Ansprüche an Zeit und Mühe stellte, sich auch nicht an einem Orte, in diesem Fall in Königsberg, erledigen ließ. Wenn meine Absicht verwirklicht werden sollte, blieb mir daher nur übrig, jener Erschwernisse nicht zu achten und das Ganze selbst in die Hand zu nehmen.

Für eine volkstümliche Gliederung der Darstellung schien diejenige nach Kirchspielen den Vorzug zu verdienen, kann sie doch eine Grundlage für deren Einzelchroniken geben; jeder Samländer findet dadurch aber auch die seinem Herzen besonders nahe liegende Landschaft im Zusammenhang behandelt. Die Fülle des Materials ließ auf Vieles nur in großen Zügen eingehen, namentlich die Güter konnten zumeist nur in ihren Anfangsgründen behandelt werden. Wo ich in den Unterlagen auf gegensätzliche Ansichten stieß — es war nicht gerade selten —, bin ich den in der Bevölkerung lebenden Ueberlieferungen gefolgt, sofern sie einer kritischen Betrachtung nur einigermaßen Stand hielten. Mußte ich eigene Folgerungen ziehen, so habe ich mich hoffentlich nicht zu weit von der Wirklichkeit entfernt.

Vermißt werden wird das in Aussicht genommene Orts-, Sach- und Namenregister, ferner das gleichfalls wichtige Schriftenverzeichnis, sie mußten den hohen Kosten zum Opfer gebracht werden, hätten sie doch eine Anzahl weiterer Druckbogen erfordert. Aus dem gleichen Grunde, und um das Werk nicht zu sehr zu beschweren, mußte ich auf Quellenangaben im Text verzichten; ich hielt es dabei mit Lohmeyer: „Der Kundige wird leicht erkennen, was mir gehört, ebenso aber auch, was ich dem Scharfsinn und dem Fleiße anderer verdanke“. Um künftige einschlägige Arbeiten nach Möglichkeit zu fördern, habe ich aber eine handschriftliche Zusammenstellung der das westliche Samland betreffenden Literatur in der Staatsbibliothek zu Königsberg hinterlegt.

Bedeutsame Arbeit zur Vertiefung der Kenntnis der vielseitigen Geschichte und Gestaltung des westlichen Samlandes haben seit Jahrhunderten die Lehrer der Königsberger Universität geleistet und noch heute gibt es ihnen dauernd weitere Anregungen; ihnen sei an dieser Stelle der besondere Dank der Heimat ausgesprochen. Noch harren aber eine ganze Reihe von Stoffgebieten der wissenschaftlichen Behandlung.

Erwähnt sei der Mangel einer geschlossenen Darstellung der stolzesten vorgeschichtlichen Denkmäler des Samlandes, der Burg- und Ringwälle, für deren Erforschung, dank dem Entgegenkommen des Reichsamtes für Landesaufnahme, die grundlegenden Vermessungsarbeiten jetzt gesichert erscheinen. Fast völlig im Dunkel liegt trotz einer Anzahl Funde noch die Epoche der für das Samland so bedeutungsvollen Wikingerfahrten, in die hoffentlich durch die Arbeiten des hervorragenden Kenners jener Zeit, des Herrn Professors Dr. Ebert, nunmehr Licht kommen dürfte. Schließlich harrt die abwechslungsreiche Vergangenheit des Bistums Samland noch immer ihres Bearbeiters, was umso bedauerlicher ist, als das so trefflich begonnene Urkundenbuch des Bistums Samland immer noch auf seine Vollendung wartet. Ueberaus bemerkenswert für die Geschichte des Samlandes sind die in neuerer Zeit aufgenommenen Forschungen über die Orts-, Flur- und Familiennamen, denen sich solche über die auffallenden Dialektabweichungen im Samland anschließen; sie alle lassen interessante Ergebnisse über die eigenartige Besiedlungsgeschichte dieser Landschaft erwarten.

Für das vorliegende Werk lieferten die für die heimatlichen Forschung bisher so gut wie garnicht benutzten Akten der alten samländischen Kammerämter im Geheimen Staatsarchiv in Berlin wichtige Aufschlüsse, auch die bei den meisten Kirchen vorhandenen Kirchspielschroniken waren wertvolle Hilfen. Viele Jahre hindurch ausgeführte eigene Wanderungen im Samland gaben dann schließlich die Möglichkeit, alles gesammelte Material zu einem Ganzen zu formen. Mit besonderem Dank möge an dieser Stelle auch der Mitarbeit des früheren Bürgermeisters von Pillau, des Regierungsrates Dr. Haberland, gedacht sein, der die Darstellung der Geschichte dieses Ortes seit seiner Erhebung zur Stadt übernahm; sie bildet zugleich den Abschluß seiner besonders erschienenen „Geschichte der Stadt Pillau bis zur Zeit des Großen Kurfürsten“. Auch Herrn General Stadie, Georgenswalde, für die gütigst gestattete Verwendung vieler von ihm gesammelter geschichtlicher Nachrichten sei hier mein herzlichster Dank ausgesprochen. Ueber das umfangreiche Bildermaterial des Werkes noch einige Angaben: Für elf Abbildungen alter Ordensbauten gab die staatl. Meßbildanstalt bereitwilligst die Erlaubnis zur Wiedergabe. Für den Abschnitt Pillau lieferte der dortige Photograph Rösler zweiundzwanzig, und für die Gegend Dirschkeim — Groß-Kuhren der um die bildliche Darstellung Ostpreußens so verdienstvolle Hermann Schultz in Königsberg vierzehn Aufnahmen. Mancherlei andere Unterlagen wurden von verschiedenen Seiten bereitwilligst zur Veröffentlichung überlassen, allen Hergebern vielen Dank. Etwa vierhundert Aufnahmen wurden von mir selbst gefertigt.

Möge nun das neben meinen Berufs- und sonstigen Pflichten in einer Reihe von Jahren entstandene Heimatbuch des westlichen Samlandes dort einen dauernden Widerhall finden, möge es aber namentlich in den Händen der Lehrerschaft ein brauchbares Hilfsmittel zur Pflege der Heimatkunde sowie zur Vertiefung der Heimatliebe für die heranwachsende Jugend des Samlandes werden, denn „ohne Heimat kein Vaterland, ohne Heimatliebe keine Vaterlandsliebe“.

Dresden, im Sommer 1922.

Oskar Schlicht.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite	Seite
Zum Geleit von Prof. Dr. Dethlefsen.	
Vorwort.	
Inhaltsangabe.	
Verzeichnis der Abbildungen.	
Verzeichnis der Pläne, Karten und Grundrisse.	
„Mein Heimatland“ von Carl Lange.	
„An mein Samland“ von Robert Passarge.	
 Das westliche Samland.	
Entstehung und Oberflächengestaltung	1
Gewässer, Klima	3
Zur Geschichte	4
Bewohner, Siedlungen	9
Erwerbsleben	11
Geschichtliche Zeittafel für das westliche Samland	14
 Fischhausen	17
ERSTER ABSCHNITT.	
Geschichtliches über Stadt und Schloß bis 1525	
Erste saml. Bischöfe und Bau der Burg	18
Gründung und erste Zeit der Stadt	22
Die Bischöfe von 1320—1422	24
Bischof Nicolaus II. Erster polnischer Krieg	27
Die letzten kathol. Bischöfe	30
Bischof Georg von Polentz. Zweiter polnischer Krieg. Reformation	32
Geschichtliches über Stadt und Schloß 1525 — 1701	
Unter Herzog Albrecht	35
Unter Herzog Albrecht Friedrich	36
Unter den Kurfürsten	42
Die bischöfliche Burg Schönewic-Fischhausen	47
Vom Abbruch des Schlosses bis zur Gegenwart	51
Vogtei und Amtshauptmannschaft Fischhausen	53
Die Amtshauptleute	55
Unter den preußischen Königen bis 1918	59
Urkundliches	62
ZWEITER ABSCHNITT.	
Die kulturgeschichtliche Entwicklung der Stadt	
Die Kirche	65
Das Schulwesen	74
Städtische Verwaltung	76
Fischhausen als Kreisstadt	80
Die Bewohner und ihre wirtschaftliche Lage	84
Ein Rundgang durch die Stadt	92
Witland-Witlandsort	97
Rosental	99
Die Gardine	101
Sankt Adalbert.	
Aelteste Christianisierungsversuche im Samland	102
Adalbert von Prag	102
Die Wege Adalberts im Samland. Tod	104
Folgeerscheinungen seines Todes	107
Die Kirche Sankt Adalbert	109
St. Adalbert als Wallfahrtsort	112
Das Kreuz an der Ostsee und Tenkitten	116
Lochstädt	120
Das Lochstädter Tief	121
Die Burg Lochstädt	123
Aus der Geschichte Lochstädts	133
Das Kammeramt Lochstädt	139
Verwaltung des Amtes bis 1805	140
Das Kirchspiel Lochstädt	143

	Seite
Neuhäuser	145
Die Pillauer Halbinsel	153
Pillau.	
ERSTER TEIL.	
Nachrichten über Pillau bis zum Jahre 1725	
Die ältesten Nachrichten über das Pillauer Tief	157
Die Pfundbude	19
Die ersten Siedlungen	161
Der Pillauer Störfang und die Störbude	163
Der Pillauer Haken	164
Die Schweden-Jahre 1626-36	171
„ Jahre 1636-40	175
„ „ 1640-55	179
Zweiter schwedisch-polnisch. Krieg 1655—60	182
Pillau von 1660 bis 1688	186
Pillau und die erste brandenburgisch-preußische Flotte	189
Pillau von 1688 bis 1725	194
ZWEITER TEIL.	
Bearbeitet von Dr. Haberland.	
Pillau von 1725 bis zur Gegenwart	
Entwicklung von Pillau 1725—1815	
Verleihung der Stadtrechte und die Jahre bis 1740	197
Pillau unter Friedrich d. Gr.	202
Pillau 1786—1815	207
Entwicklung von Pillau 1815-1865	217
Pillau von 1865—1902	225
Alt-Pillau, Wogram	233
Camstigall	238
Pillau von 1902—1914	240
Pillau von 1914—1922	
Der Krieg und die Folgezeit	245
Staatsumwälzung und Gegenwart	253
Verwaltung, gewerbliches u. kulturelles Leben in Pillau	
Städtische Verwaltung und ihre Einrichtungen	258

	Seite
Hafen. Handel und Landwirtschaft. Behörden. Garnison	261
Das Kirchenwesen	267
Das Schulwesen	272
Geistiges und geselliges Leben	275
Rundgang durch Pillau und Schluß	277c
Die Frische Nehrung	277
Die Tiefe der Frischen Nehrung	278
Die Dünen	283
Der Nehrungswald	285
Geschichtliches von der Frischen Nehrung	290
Die Nehrungsstraße	292
Eine Uebungswanderung bis zur westpreußischen Grenze	294
Das Frische Haff	
in seinem Anteil am Kreise Fischhausen	305
Die Fischerei des nördlichen Haffes	312
Die Fische des Haffes	314
Die Ausübung der Haffischerei	316
Fischereierträge	319
Die Schifffahrt auf dem nördlichen Haff	321
Die Königsberger Schifffahrtsstraße in älterer Zeit	322
Der Königsberger Seekanal	324
Die Haffwälder des Samlandes	327
Die Kaporner Heide	331
Die Bludauer Heide	333
Der Fischhausener Stadtwald	335
Die Jagd in den Haffwäldern in früherer Zeit	339
Die alte Heidestraße	340
Die Vierbrüdersäule	343
Der Königsberger Vorflutkanal	346
Die Ortschaften am Frischen Haff.	
Das Hengstbruch	349
Die Fischerdörfer: Peyse	354
Zimmerbude	356
Groß-Heydekrug	360
Kaporn, Margen, Nautzwinkel	362

	Seite
Die Landschaft des westlichen Sam-	
landes	366
Endmoränen	367
Bäche und Teiche	371
Die Seeküste	375
Das Vergehen der Steilküste	377
Die Ostsee und ihre Bedeu-	
tung für das Samland	382
Schiffahrt und Fischerei an	
der samländischen Küste	384
Zur Entwicklung der sam-	
ländischen Seebäder	386
Der Bernstein.	
Das Land des Bernsteins und	
die Bernsteinerde	389
Der Bernstein des Samlandes	393
Die Einschlüsse des Bernsteins	398
Die Eigenschaften des Bern-	
steins	400
Aelteste Nachrichten über	
den Bernstein und das Bern-	
land	403
Die Bernsteinstraßen	405
Die Gewinnung des Bern-	
steins	
Das Schöpfen	408
Das Stechen	413
Gewinnung durch Taucher .	414
" " Baggerei	416
" " Gräberei	418

	Seite
Erste Versuche des Bergbaues	421
Palmnicken und seine Bern-	
steinwerke	424
Der Tiefbau	427
Der Tagbau	429
Das Bernsteinregal	
Unter dem Orden	432
Von der Säkularisation	
bis 1811	434
Die Douglas'sche Bernstein-	
pacht von 1811 bis 1837 .	439
Die Pacht durch die Strand-	
ortschaften 1837—1899	442
Die heutigen Rechtsverhält-	
nisse	443
Erträgnisse	443
Der Bernsteinhandel	446
Handelssorten	447
Die Verarbeitung des Bern-	
steins	450
Die Bernsteinreherzünfte .	452
Die preußischen Fürsten und	
die Bernsteinbearbeitung	453
Bernsteinarbeiten in neuerer	
Zeit	456
Der Preßbernstein	456
Der Bernstein als Heilmittel	458
Nachträge und	
Berichtigungen	459—462

ABBILDUNGEN IM ERSTEN BAND.

	Seite
Handelssorten des Bernsteins, farbige Tafel.	
Hausmarke in Pillau, Titelvignette.	
Zeichnung für: „An mein Samland“.	
Seite	
Fischhausen.	
Nach dem Gemälde von M. Wedel	16
Fischhausen 1733, nach Rappoldt	17
Siegel des samländischen Domkapitels 21	
„ „ Bischofs Heinrich v. Stritt-	
berg	22
Bischöfliches Banner bei Tannenberg 26	
Herzog Albrecht von Preußen	36
Jugendbildnis d. Herzogs Alb. Friedrich 37	
Widmungstafel zur Herstellung seiner	
Gesundheit	38
Marie Eleonore, seine Gattin	39
Herzog Albrecht II. Friedrich	39
Anna, Kurfürstin v. Brandenburg	40
Magdalena Sibylla, Kurfürstin von	
Sachsen	41
Namenszug Albrecht Friedrichs 1595 . 42	
Ruine der Vorburg in Fischhausen . . . 46	
Burg Fischhausen 1638	49
„ „ um 1700	49
„ „ , Turm	50
Der Südflügel in heutiger Gestalt . . . 51	
Burgreste mit Schloßgraben	58
Fischhausen 1684, nach Hartknoch . . . 59	
Mittelalterliches Ornament aus der	
Kirche	65
Portal der Kirche	65
Gesamtansicht der Kirche	66
Südseite der Kirche	67
Ostgiebel und Sakristei	68
Früherer Dachreiter	68
Inneres der Kirche	69
Gotischer Kelch	70
Mittelalterliche Wandmalerei I und II 71	
Farbige Glasfenster der Kirche	73
Städtische Schule	75
Stadtsiegel von Fischhausen	76
Turm des alten Rathauses	76
Fischhausen vom Wasserturm	77
Langgasse mit Rathaus	78
Fischhausen 1654	79
Das Kreishaus	80
Partie am Hafen	85
Der Schloßgraben	86
Staatsbahnhof	90
Kreisbahnhof und Gasanstalt	91
Fischhausen vom Haff gesehen	92
Landwirtschaftliche Winterschule 92	
Die Freiheitstraße	93
Partie am Hospital	94
Im Weltkrieg genageltes Stadtwappen 96	
Haffberg bei Rosental	99
Haffufer bei Rosental	100
Die Gardine	101
Sankt Adalbert.	
Bildnis Adalberts in Rom	103
Darstellung des Todes Adalberts 105	
Münze auf den Tod Adalberts	106
Der Tod Adalberts nach dem Gemälde	
in Königsberg	108
Adalbertskirche 1628	111
Altar der ehemaligen Adalbertskirche 111	
Pfeil des Erasmus von Reitzenstein 112	
Entwurf für eine Gedächtniskirche . . . 114	
Entwurf für eine Gedächtnishalle 115	
Das erste Adalbertskreuz	116
Das eiserne Adalbertskreuz	117
Pfarrhaus Sankt Albrecht 1628	118
Stranddistel	118
Lochstädt.	
Lochstädt vom Haff	119
Südflügel der Burg	122
Rekonstruktion, nach Steinrecht 123	
Küche	125
Vorraum zur Kapelle	127
Burgkapelle	128
Hofseite des Westflügels	129
Komturemter	130
Burg um 1700, nach Collas	130
Wandgemälde in Komturemter	131
Haffblick von der Burg	132
Ost- and Südseite der Burg	133
Heinrich von Plauen	134
Lochstädt 1837	188
Blick auf Burg von Westen	143
See-Heilstätte Lochstädt	144
Neuhäuser.	
Gegend von Fischhausen bis Pillau,	
nach Rappoldt	145
1914	146
Partie bei den sieben Hügeln	146
Starke Eiche	147
Der Waldkrug	148
Altes Douglas'sches Guthaus	149
Alte Linde beim Waldkrug	150
Straße beim Pfannkuchenberg	150
Blick auf Lochstädt	151
Am Strand von Neuhäuser	151
Ehlersstraße	152
Seesteg mit Strandhalle	152
Früheres Kurhaus	153

	Seite
Steilufer bei Neuhäuser	153
Der Königssee	155
Partie aus dem Haffwäldchen	155
Die kleine Gardine	156

Pillau.

ERSTER TEIL.

Die Pfundbude um 1500	159
Inscription an der Orgelempore der Kirche in Alt-Pillau	161
Pillau und der Haken 1601	162
Die Störbude 1736	163
Abriß der „Schanz in der Pillaw“ 1595	167
Churfürstliche Flottendemonstration 1605	168
Schwedische Flotte vor Pillau	171
König Gustav Adolf von Schweden	172
Medaille von Sebastian Dadler	175
Soldaten des von Redern'schen Regiments 1637	176
Pillau 1640, nach Merian	178
Friedrich Wilhelm der große Kurfürst	179
Schnelljacht des Kurfürsten	182
Der Kurfürst, seine Gemahlin und de le Cave	184
Der Kurfürst fährt über das Haff	187
Pillau 1684, nach Hartknoch	188
Soldat der kurfürstlichen Marine	189
Unteroffizier der kurfürstlichen Marine	189
Schiffe: „Das Wappen von Branden- burg“ und „Moriaen“	191
Veste Groß-Friedrichsburg 1685	192
Medaille auf die afrikanische Expe- dition	193

ZWEITER TEIL.

Das Pillauer Stadtwappen	197
Pillau 1733, nach Rappoldt	198
Haustür in Pillau	199
Haus am Markt	199
Haus Lizenstraße	200
Festungsturm 1730	201
Stadt- und Garnisonkirche	203
Inneres der Garnisonkirche	204
Postmeister Joh. Ludwig Wagner	205
Ehemalige Salzfaktorei	206
Zeughaus	207
Haupttort der Festung	209
Bastion König	210
Lotsenkommandeur Steenke	211
Oberst v. Herrmann	211
Preußen oder der Tod	212
Schiffskapitän Lietke	215
Landmarke	216
Nordermole	217
Pillau 1833	219
Pillau von der Nehrung gesehen	220

	Seite
Bahnhof	224
Nordermole bei Sturm	226
Hagen-Denkmal	226
Lotsen- und Fischerhafen	228
Dockanlagen der Firma Schichau	229
Blick vom Schwalbenberg	230
Amtsgericht	231
Alt-Pillau	232
Alt-Pillau um 1830	234
Pillau und Alt-Pillau 1855	237
Am Fischerhafen Pillau II	238
Camstigall	239
Wettfahrt Pillauer Boote	242
Leuchtturm mit Kurfürstendenkmal	243
Pillau I aus der Luft gesehen	244
S. M. S. „Pillau“	248
Minensuchboot „Incula“	249
Kriegsnotgeld der Stadt Pillau	250
Fußgängerweg nach Pillau II	252
Abtransport franz. Kriegsgefangener	254
Ankunft von Abstimmungsberechtigten	256
Das Rathaus im Jahre 1886	259
Städtisches Museum	260
Dampfer verläßt Hinterhafen	261
Der Russische Damm	262
Lotsenwachturm	262
Ilskefalle	264
Infanteriekaserne	266
Früheres Offizierskasino	266
Früherer Turm der Festungskirche	267
Reformierte Kirche	268
Evang. Kirche Pillau II	269
„ „ „ „ Inneres	270
Kath. Kirche	270
„ „ „ „ Inneres	271
Real- und Volksschule	273
Präparandenanstalt	274
Das Pillauer Seetief 1812	275
Patent wider den Zank	276
Gesamtansicht von Pillau	277b
Blick vom Leuchtturm	277c
Fähre	277c
Am Graben	277d
Schulstraße	277d
Am Packhof	277e
Breitestraße	277f
Plantage	277f
Pillau und Alt-Pillau 1850	277g
Das Rathaus in der Gegenwart	277h

Die Frische Nehrung.

Am Holm	279
Durchbruchstelle von 1426	282
Wanderdüne	283
Aufgetriebener Haffmergel	285
Berg- oder Hakenkiefer	286

	Seite
Nehrungswald	286
Windbruch im Wald 1918	287
Schneidemühle	288
Laubwald auf der Nehrung	289
Nehrungsstraße	292
Waldarbeiterinnen	293
Ortschaft Neutief	294
Uferdeckwerk an der Südermole	295
Rettungsschuppen Neutief	285
Teilansicht von Neutief	296
Blick vom Schwedenberg	297
Moewenhaken	298
Forsthaus Groß-Bruch	299
Dünenaufsehergehöft	300
An der Strauchbucht	300
Wanderdüne bei Narmeln	301
Forsthaus Grenz	302
Narmeln	303
Fischertypen	303

Das Frische Haff.

Haffufer bei Margen	307
Sport- und Segelschlitten	309
Eiskarusell	310
Hafen in Groß-Heydekrug	311
Fischerhaus in Peyse	314
Angelkähne im Zimmerbuder Hafen	316
Angelkahn	317
Motorfischerboot	318
Hafen in Zimmerbude	320
Schoner im Seekanal	221
Hafflomme	322
Kanalwärterhaus Groß-Heydekrug	325
Kanal-Durchlaßstelle	326

Die Haffwälder.

Kaporner Heide: Prinzengestell	327
Oberförsterei Koppelbude	329
Kiefern bei Elenskrug	330
Eingang zur Kaporner Heide	331
Forsthaus Bärwalde	331
Hochwald in der Bludauer Heide	333
Waldgestell in der Bludauer Heide	335
Waldweg bei Zimmerbude	337
Forsthaus Peyse	338
Elchkopf, nach Friese	339
Partie am Laukefließ	341
Der Vierbrüderkrug	341
Der Elenskrug	342
Waldweg am Elenskrug	442
Schild der Vierbrüdersäule	443
Die Vierbrüdersäule um 1700	344
Die Vierbrüdersäule	345
Vorflutkanal in der Kaporner Heide	347
Vorflutkanal in der Bludauer Heide	348

Die Ortschaften am Haff.

	Seite
Forkener Fließ im Hengstbruch	350
An der Hohen Brücke	351
Kreis-Feierabendhaus	351
Dorfschmiede in Bludau	352
Große Pappel in Forken	353
Peyse von der Düne	355
Abend am Peyser Haken	356
Zimmerbude von der Landseite	357
Kirche mit Glockenturm in Zimmerbude	358
Schule zu Zimmerbude	359
Partie am Laukefließ	359
Groß-Heydekrug	360
Groß-Heydekrug: Haffpartie	361
Gutshaus Kaporn	363
Auf dem Margener Schloßberg	364
Fischerhaus Nautzwinkel	365
Partie beim Vierbrüderkrug	365

Die Landschaft des westlichen

Samlandes.

Südabfall der Endmoräne bei Düringswalde	369
Steilküste bei Georgenswalde	375
Galgenberg bei Dirschkeim	378
Unterhöhlter Seeberg	378
Abgerutschte Uferstrecke	379
Uferschutzmauer bei Warnicken	380
Schutzdamm bei Brüsterort	382
Eisbildung an der Ostsee	383
Fischereihafen bei Neukuhren	386

Der Bernstein.

Bernsteinschrauben	396
Größter Bernsteintropfen	396
Bernsteinschluß: Mücke	399
Palmblätterabdrücke im Bernstein	399
Heimkehrende Bernsteinschöpfer	402
„Der Ort, wo der Bernstein gefischt wird“	407
Bernsteinschöpfer	408
Das Schöpfen des Bernsteins	409
Bernsteinschöpfer nach älterer Zeichnung	410
Das Stechen des Bernsteins	413
Bernsteintaucher bei der Arbeit	414
Bernsteintaucherboote	415
Stantien und Beckersche Werkstätten in Schwarzort	417
Ehemalige Bernsteingrube Rosenort	419
Früherer Tagbau in Palmnicken	420
Stelle des verlassenen Bernsteinwerkes Nortyken	423
Wasserturm in Palmnicken	424
Anna- und Walterschacht in Kraxtellen	424

Im Hauptstollen	426
Kleiderrockenraum	425
Im Förderturm	427
Bernsteinwäscherei	428
Reinwäsche des Bernsteins	428
Der Tagbau in Kraxteppellen	480

Ausgeschlämmte Erdmassen	431
Das Bernsteinwerk in Palmnicken 1921	444
Steinzeitliche Bernsteinfigur	450
Vorchristlicher Bernsteinschmuck	451
Bernsteinschränkchen mit Flügeltüren	455
Schloß Fischhausen, von Prof. Fr. Lahrs	462

PLÄNE, KARTEN UND GRUNDRISSE IM ERSTEN BAND.

	Seite
Karte des westlichen Samlandes um 1713	8
Karte der Teilung des Samlandes 1258	19
Plan der schwedischen Befestigung Fischhausens	48
Plan des 1629 den Schweden eingeräumten Samlandes	44
Grundriß des Schlosses Fischhausen 1603	47
Grundriß des Schlosses Fischhausen, 17. Jahrhundert	48
Grundriß des Schlosses Fischhausen, nach Collas um 1700	48
Karte der Vogtei Fischhausen um 1713	54
Grundriß von Fischhausen 1826	60
Grundriß von Fischhausen 1919	61
Das westliche Samland, nach Hennenberger 1656	83
Der churfürstliche Rosenpusch 1628	100
Grundriß der Adalbertskirche	110
Grundriß der geplanten Gedächtniskirche	114
Grundriß der geplanten Gedächtnishalle	115
Entwurf für eine Wiedereröffnung des Lochstädter Tiefes um 1500	121
Grundriß der Burg Lochstädt, nach Steinbrecht	124
Grundriß der Burg Lochstädt, nach Collas	126
Grundriß des Hauptgeschosses, nach Steinbrecht	126
Plan der Begebenheit von 1627	137
Lageplan der Lochstädter Wasserleitung	141
Karte des Lochstädter Wäldchens	154
Aelteste Zeichnung des Pillauer Hakens	165
Pillauer Tief im 16. Jahrhundert	166
Alt-Pillau und der Haken 1623	169
Befestigungen am Tief 1627	173
Lageplan der Schanzen und Baracken bei Alt-Pillau 1632	173

	Seite
Plan der schwedischen Befestigung Pillaus	174
Plan der Festung und des Pillauer Hakens 1638	177
Befestigung Pillaus, nach Pufendorf 1656	183
Grundriß der kurfürstlichen Werft Pillau	190
Festung Pillau und Ortschaft 1718, nach de Collas	196
Beschießung von Pillau 1757	202
Plan von Pillau und Umgebung um 1790	208
Schiffslageplan des Pillauer Hafens 1876	227
Pillau 1914	258
Die Tiefe nach Hennenberger	280
Grundriß der Nehrung nach Strackwitz 1643/44	281
Querschnitt der Nehrung bei Grenz	284
Karte der Frischen Nehrung bis Grenz	304
Reiß'scher Entwurf zur Trockenlegung des Haffes	308
Lageplan des Seekanals	324
Durchschnitt durch den Kanaldamm	325
Karte der Kaporner Heide	332
Karte der Bludauer Heide	334
Karte des Fischhausener Stadtwaldes	336
Lageplan des Vorflutkanals	346
Die Fischhausensche Feldmark 1670	349
Karte der Endmoränen des westlichen Samlandes	368
Profil der Landschaft von Brüsterort bis Thierenberg	370
Gewässerkarte des westlichen Samlandes	374
Schichtenprofil der Grube Anna	390
Schichten das samländischen Tertiärs	391
Lageplan der Palmnicker Bernsteinwerke	426

MEIN HEIMATLAND!

Mein Heimatland! Mein Heimatland!
Wie breitest du die Flügel aus,
Die leuchtenden, die schirmenden,
Auch übers teure Vaterhaus.

Du dunkler Wald, du grünes Tal,
Du Himmel voller Farbenpracht,
Oft hab in stiller Stund
Mich tief in dich hineingedacht.

Nun bin ich ganz in dir erlöst,
So innig, wie ichs nie empfand —
Und wie ein Wunder dünkt es mir,
Mein Heimatland!

Carl Lange, Oliva.

Daß Ihr es wißt: Das Samland wird umspült
Von See und Hafl im Norden, Westen, Süden;
Der Osten ist durch Sümpfe unzugänglich;
Zwei schmale Streifen Landes halten nur,
Gleich Bändern, nord- und südwärts diese Insel
Zusammen mit dem Festland.

Ernst Wichert (Withing von Samland).

Das westliche Samland.

Mit dem uralten Namen Samland bezeichnet man den inselartig zwischen der See und den Haften liegenden Teil der Provinz Ostpreußen. Seine auffallend rechteckige Gestalt mit den sich anschließenden Nehrungen, den der See zugewandten schönen Steilufern und den beiden Haften ist die Ursache, daß das Samland im Bilde der ostpreußischen Landschaft eine besondere Rolle spielt. Diese scharf umgrenzte Lage hat dem Samland aber auch den Charakter eines abgeschlossenen Kulturgebietes gegeben und wohl mit dazu beigetragen, daß der Name Samland die vielen Jahrhunderte überdauerte und noch heute im Volke seine festen Wurzeln hat.

Samland ist das gelobte Land ostpreußischer Naturschönheit. Nirgends in Ostpreußen drängt sich die Abwechslung des Schönen auf einen verhältnismäßig so kleinen Flächenraum zusammen, und dadurch, daß das Land rings von Wasser umgeben ist, gewinnt es einen ganz eigentümlichen Reiz. Man möchte Maler oder Dichter sein, um die stimmungsvolle samländische Natur in ihrer Mannigfaltigkeit, Großartigkeit und Schönheit wiedergeben zu können.

Der Charakter der samländischen Landschaft ist ein sehr anmutiger. Jeder Ausflug dorthin kann eine Quelle reicher geographischer Belehrung und innerlicher Befriedigung werden. Die Schönheit der Heimat aber immer bewußter zu empfinden, möge für die Bewohner des Samlandes zu einer freudigen Pflicht werden.

Fälschlich wird heute meist nur der westliche Teil des Samlandes, das Land westlich der Königsberg-Cranzer Bahn, das fast ausschließlich den Kreis Fischhausen bildet, unter dem Samland verstanden; dieser Teil führte auch in der ersten Zeit seines Bestehens den Namen „Fischhausenscher oder Samländischer Kreis.“

Entstehung und Oberflächengestaltung des westlichen Samlandes.

„Das Samland ist nichts als ein ungeheures Stück Bernstein mit allerlei Braunkohle, Eisenocker, weißem Sand und blauem Ton, worauf sich die Samländer und die Bernsteinjuden niedergelassen haben“, so charakterisiert es unser berühmter ostpreußischer Landsmann Gregorovius. Eingehender hat sich aber die Wissenschaft des Bernsteinlandes und seiner Entstehung angenommen. Dem Bernstein ist es auch zu verdanken, wenn das samländische Tertiär von alters her der Gegenstand eingehendster wissenschaftlicher Studien wurde.

In engem Zusammenhang mit der geologischen Entwicklung steht auch das dem Samland von der Eiszeit verliehene äußere Bild seiner Landschaft. Einst war das Samland der Teil eines Meerbusens, in den sich von Norden große Flüsse und Bäche ergossen, deren Strömungsgebiet man heute noch wiederzuerkennen glaubt. Auf ihren Sinkstoffen bildeten sich allmählich reichbewaldete Landschaften, in denen das Mastodon, das Mammut — von dem man Reste bei Tenkitten gefunden hat — und andere vorgeschichtliche Tiere ihre Heimat hatten, und in deren Wäldern der Kampferbaum und die Bernsteinbäume vorherrschten; Einschlüsse im Bernstein sind Zeugen dieser Zeitperiode.

Unendliche Zeiten mögen diese Wälder gestanden haben; Generationen von Bäumen sanken zu Boden, auf dem sich das Harz dieser Bäume aufhäufte; dann senkte sich das Land, und die Wogen trugen das hart gewordene Harz, den Bernstein, in seine jetzigen Lagerstätten, in denen er nach einer Ruhe von unberechenbaren Zeiten zum Schatz unserer Heimat wurde. Wie seit Jahrtausenden, so wird noch in ferner Zukunft der Bernstein, das Samländische Gold, den Ruhm seiner Heimat in alle Welt tragen.

Ueber dieses niedersinkende Land flutete nun in unendlichen Zeitepochen das Polarmeer und veränderte völlig das bisherige Klima, die Tier- und Pflanzenwelt. Das mit dem Polarmeer treibende Nordlandeis bedeckte die noch aus dem Meere ragenden Berge mit Gletschern, führte Sand, Kies und Gletscherschlamm mit kleinen und großen Gesteinen — den erratischen Blöcken — nach unserer Heimat, um dort abschmelzend dann das Festland zu bilden, aus dem zunächst die Hügel des Samlandes als Inseln auftauchten.

Und wiederum begann die Zerstörung durch das Meer, deren Zeugen wir heute sind, und die das Samland vielleicht in Jahrtausenden nur noch in der Sage fortleben lassen wird; ist doch das heutige Samland auch nur noch das Bruchstück eines einst viel größeren Landes, das sich weit über dessen jetzige Grenzen westlich in die See und nördlich über Lappland und Finland hinaus erstreckte.

Die Wissenschaft benennt dieses ganze ehemalige Land den „baltisch-russischen Schild“, dessen südliche Grenze man in der Richtung Palmnicken, Polwitten, Beydritten, dann über die Oberförsterei Fritzen bis zum Kurischen Haff nördlich gehend legt, und bezeichnet den derart begrenzten Rest als den „Samländischen Sockel“.

Die Oberfläche des westlichen Samlandes mit einer durchschnittlichen Höhe von fünfundvierzig Metern ist meist eben, jedoch erstreckt sich quer von Brüsterort bis zum Pregel ein Zug hügeliger Erhebungen, der in dem sagemumsponnenen Galtgarben mit hundertzehn Metern seinen höchsten Punkt bildet. Von hier aus gehen dann wieder Höhenzüge nach Norden, Westen und Süden: der nördliche, „die Alk“ genannt, zieht zur See; einzelne Teile davon bilden schöne romantische Partien, und von seinen Höhen hat man hübsche Ausblicke auf das anliegende Land mit seinen Wäldern und Teichen, sowie nach der den Horizont begrenzenden See und dem Frischen Haff.

Der westliche Zug streift über Thierenberg und Germau zum Großen Hausenberge, dessen Gipfel den zweithöchsten Punkt des Samlandes bildet, und von dem man einen schönen Blick nach der nahen See und auf Palmnicken hat; Abzweigungen dieses Höhenzuges führen bis zum Wachbudenberge an der Nordküste.

Der südliche Höhenzug führt über die Medenauer Seeberge bis zur Kaporner Heide und erschließt dem suchenden Wanderer Landschaftsbilder von großer Schönheit.

Auch einige Täler von ziemlicher Länge durchziehen das westliche Samland, unter ihnen das Tal des Forkener Fließes, das diesen Bach in einer Länge von zweiunddreißig Kilometern quer fast durch das ganze Samland geleitet, ferner das Tal des Germauer Mühlenfließes, und als bekanntestes das Tal des Rauschener Mühlenfließes mit seinen eigenartigen Katzgründen.

Samland besitzt im allgemeinen ein sehr gutes Ackerland. Nach der See zu ist dieses mit feinem Staubsand vermischt und dadurch selbst bei Witterungswechseln sehr leicht bestellbar; die Strandegend gehört daher auch zu den fruchtbarsten des Samlandes.

Das südlich des samländischen Sockels liegende Landstück besteht meist aus

grobkörnigem Sand und trägt die alten Forsten, die wie ein dunkler Streifen fast die ganze Südseite des am Frischen Haff gelegenen Samlandes bedecken.

Die gesamten Waldungen des Kreises Fischhausen bedecken 18400 ha. Von ihnen sind 9939,3 ha = 54 v. H. Staatsforsten, die Gemeinde- und Stadtforsten umfassen 1032,9 ha = 5,6 v. H., Privatforsten 6834,6 ha = 37,2 v. H. und die Stiftungsforsten 593,2 ha = 3,2 v. H. Da der Kreis Fischhausen 106,190 ha groß ist, so betragen die Waldungen demnach 17,3 v. H. der Gesamtfläche.

Eigenartige Reize bieten die umfangreichen Palwen der samländischen Küste, die begeisterte Schilderer der heimischen Natur den Hochebenen Schottlands zur Seite stellen.

Die Gewässer.

In hydrographischer und landschaftlicher Beziehung bieten die Gewässer des westlichen Samlandes viel Bemerkenswertes. In erster Linie ist es die Ostsee, die mit einer für einen derart kleinen Verwaltungsbezirk sehr großen Küstenlänge von etwa hundertfünfundvierzig Kilometern natürlich von wesentlicher Bedeutung für den Kreis, ja für die ganze Provinz Ostpreußen ist. Kaum minder bedeutend sind die beiden Haffe, von denen das Frische Haff seiner lieblichen Natur, aber auch seiner wirtschaftlichen Bedeutung nach zu Preußens schönstem Schmuck gehört.

Auf die Binnengewässer des Kreises entfallen sechshunderteinundneunzig Hektar; doch war ihre Zahl und ihr Umfang zu Zeiten des Ordens, der einen höheren Wert auf umfangreiche und geregelte Wasserwirtschaft legte, ein wesentlich größerer. Den Hauptanteil hieran haben die Teiche, unter denen zweiundzwanzig eine Größe von über einem Morgen haben. Die meisten befinden sich in der Landschaft östlich des Alkgebirges und sind in der nordisch anmutenden Gegend der Grünhofer Forst natürlichen Ursprunges, während die südlicher gelegenen Teiche meist als Stauanlagen des Ordens diesem ihr Entstehen verdanken; sie sind noch jetzt für die Wasserversorgung Königsbergs von besonderer Bedeutung.

Nur klein sind die fließenden Gewässer des westlichen Samlandes, von denen das Greibauer Mühlenfließ, als Widüte und Laukefließ in das Haff mündend, das Forkener Fließ mit seiner Mündung in der Nähe Fischhausens, und das Germauer Fließ, entstehend aus einer Vereinigung mit dem Wischrodter Mühlenfließ und in Fischhausen zum Haff gehend, zum Gebiet des Pregels gehören.

Nach der Westküste führen nur einige unbedeutende Bäche. Dagegen sind die zur Nordküste gehenden, wie das Finkener Mühlenfließ, die Katza, der Lachsbach bei Neukuhren und das Pobethener Mühlenfließ, in landschaftlicher Beziehung für diese Küste von besonderer Bedeutung.

Eine besondere Stelle nimmt die auf kurze Strecke schiffbare Bledauer oder Cranzer Beek ein, die aber bereits zum Wassergebiet der Memel gehört.

Das Klima.

Das Klima des westlichen Samlandes steht unter dem vorteilhaft ausgleichenden Einfluß der Ostsee, die bewirkt, daß solche auffallend hohen und niederen Temperaturen, wie sonst in der Provinz, hier sehr selten beobachtet werden. Auch die Temperaturwechsel gehen im allgemeinen langsamer vor sich.

Erdmessungen haben ergeben, daß die Erdkälte des Samlandes gegen das übrige Preußen im Juni noch am größten ist, dafür ist hier aber im Dezember die verhältnismäßig größte Erdwärme der ganzen Provinz; Nachfröste im Juni sind nicht selten, bekannt sind dafür wieder die schönen Herbsttage des Samlandes.

Die höchsten Temperaturen maßen 21,8 Grad Kälte im Januar und 32,6 Grad Wärme im Juli, ergaben also eine Schwankung von 54,4 Grad. Die Erdkälte geht durchschnittlich bis 75 cm Tiefe, doch hat man auch bis 1,30 m gemessen. Trotzdem steht das Samland darin viel günstiger da als das übrige weit kältere Ostpreußen.

Die Luftfeuchtigkeit des Samlandes ist durch die Lage an großen Gewässern dauernd größer als im Innern der Provinz. Auffallend sind im Samland die bedeutenden Niederschläge in der zweiten Jahreshälfte, während sie sich in der übrigen Provinz auf die Zeit von April bis Juli verteilen; hundertachtundachtzig Tage — also jeder zweite Tag des Jahres — sind von Niederschlag, Regen oder Schnee, begleitet. Die größte Regenhäufigkeit bringt der Juni, auch für Juli und August sind die Reiseaussichten nicht besonders günstig, so daß für den Besuch des Samlandes stets der September am geeignetsten erscheint; die wenigsten Niederschläge hat meist der Februar.

Die durchschnittliche jährliche Regenmenge des Samlandes zeigt die erhebliche Höhe von 643 mm gegen 608 mm in der übrigen Provinz. Die meisten Niederschläge haben die höher gelegenen Landesteile mit 650 bis 700 mm; für Pillau ergibt sich dagegen die günstige Zahl von nur 514 mm, Rossitten hat 570, Fritzen 614 und Cranz 664 mm. Die Schwankungen sind natürlich bedeutend, einer Regenmenge von 180 mm im August steht ein Niederschlag von nur 1 mm im Oktober entgegen. Auch Tagesmengen von 100 mm sind beobachtet, und 1902 fiel im August bei Alexwangen innerhalb zwölf Minuten sogar die ganz bedeutende Menge von 275 mm.

Der erste Schneefall tritt durchschnittlich am 29. Oktober, der letzte am 24. April ein; auffallend selten sind Hagelwetter im Samland.

Sehr groß ist die Anzahl der Sturmtage im Samland mit durchschnittlich dreizehn im Jahre. Vierfünftel der Stürme kommen aus Südwest, West und Nordwest; die letzteren sind für die Bernsteinfischer von besonderer Bedeutung. Von vielen großen Stürmen berichten die Chronisten. So war 1308 ein solcher Sturm, daß man den „Untergang des Landes“ befürchtete, und durch den Sturm von 1511 entstand das Pillauer Tief. Der Sturm 1669 verursachte den Einsturz der Adalbertskirche; 1702 gefährdete ein gewaltiger Sturm die Festung Pillau, und 1747 wurde durch einen Durchbruch der See die Stadt von der Festung Pillau getrennt. Aus neuerer Zeit seien die gewaltigen Stürme des Jahres 1801 und vom 17. Januar 1818 erwähnt, die beide, namentlich der letztere, ungeheuren Schaden im Samlande anrichteten.

Zur Geschichte des westlichen Samlandes.

Wenige Namen aus dem Norden haben bis in das hohe Altertum hinauf im Ruhm der Menschen so hoch gestanden, fast keiner hat in so entfernte Völker und so entlegene Länder weit hinaus gegläntzt und den Zauberglanz seines heimatlichen Erzeugnisses, des Bernsteins, in solcher Art auf sich zurückgenommen, wie der Name Samland. Keine Landschaft Preußens ist von fernher kommenden Fremdlingen mehr besucht, keine wird in ihren Geschenken der Natur mehr beneidet, keine ist durch ihre Schicksale in den älteren Jahrhunderten des Heidentums der Geschichte werter und wichtiger geworden als diese.“ (Voigt, Geschichte Preußens.)

Jahrhunderte lang hat der belebende Einfluß des Bernsteinhandels von der Ostsee bis zu den entferntesten Küsten des Mittelmeeres auf die Kultur des Samlandes gewirkt, und durch ihn sind uns auch die ältesten Bruchstücke zur samländischen und damit auch zur preußischen Geschichte gerettet. Förmliche Handelsstraßen führten die Weichsel entlang nach diesen fernen Ländern, wovon zahlreiche

Funde römischer, griechischer und arabischer Münzen noch heute Kunde geben. Es ist daher auch kein Zufall, daß diese ältesten Nachrichten von griechischer und römischer Seite stammen.

Seit jeher stand das Samland, wie die überaus zahlreichen frühgeschichtlichen Funde beweisen, in höherer Kultur als die umliegenden Länder; lieferten doch die Länder des Mittelmeeres die Anregung dazu, und nicht durch Zufall ist das Samland daher auch das klassische Land der Altertumsfunde geworden. Nirgends treten diese Funde in solcher Dichte auf, und alle Epochen der Kulturentwicklung — selbst die Steinzeit — haben dem Samland ihre Spuren hinterlassen, so daß man es, trotz der vielen Ausgrabungen, noch heute als ein mit Erde bedecktes Museum bezeichnen kann.

Die erste Nachricht über das Bernsteinland stammt aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. von Herodot; er schreibt, daß der Bernstein aus dem äußersten Norden von Europa und zwar von einer Seeküste herkomme. Hundertzwanzig Jahre später gibt uns ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, der Reisende Pytheas aus Massilia (Marseille), einen Bericht über das Land, der selbst zwar verloren ging, uns aber durch Auszüge der gleichzeitigen Schriftsteller Strabo und Plinius erhalten blieb. Pytheas nennt die Bernsteininsel „Abalus“. Bald darauf erwähnt auch der Sizilianische Geschichtsschreiber Timaeus das Bernsteinland und nennt es „Raunonia“.

Der Wert dieser Nachrichten für das Samland ist jedoch und wohl mit Recht stark angezweifelt, und so ist es Tacitus am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr., der uns den ersten zweifelfreien Bericht über das Bernsteinland und seine Bewohner, die „Aestyer“, gibt. Mit ihm beginnt der durch Dokumente befestigte Weg der Geschichte des Samlandes.

Dann dehnen die im Süden Europas sitzenden Ostgoten ihre Herrschaft auch über das Reich der Aestyer aus, und ihr König Hermanerich unterwirft sie um das Jahr 350; noch um 500 senden die Aestyer eine Gesandtschaft mit Bernsteingeschenken an Theoderich, den König der Ostgoten.

Bald begegnen sich südliche und nördliche Kultureinflüsse im Samland. Durch die Fahrten der Wikinger, die sich alle Länder der östlichen Ostsee untertänig machten, wurde dieses Gewässer von großer Bedeutung für die ältere Geschichte des Samlandes. So wird das Samland bereits in der aus dem fünften Jahrhundert stammenden dänischen Orvar-Odd-Sage erwähnt, und bald darauf wird es dauernd in die Geschichte eingeführt. Nicht mit Unrecht wird man daher auch den Ursprung des Namens Samland im altnordischen zu suchen haben und die Vermutung bezweifeln müssen, daß das Wort aus dem litauischen „semju“ = ich schöpfe (das Land der Bernsteinschöpfer) stamme. In der altpreußischen Sprache bedeutete „Same“ Erde, die Einwohner hießen auch Sambiten, und altnordische Quellen leiten sogar die Herkunft der Samländer = Semben von den Dänen ab. Das dänische Lagerbuch von 1268 nennt das Land Zambia.

Eginhard, ein Zeitgenosse Kaiser Karls des Großen, und auch der bekannte Nordlandreisende Wulfstan finden die Aestyer noch um 890 — unberührt von den Völkerwanderungen — auf ihren Wohnsitzen. Von dieser Zeit an wird das Samland als dänisches Land betrachtet, und unter denjenigen Völkern, deren Bezwingung in der mündlichen Tradition und den historischen Liedern jedem König wenigstens einmal zugeschrieben wird, befinden sich auch die Samländer. Die dänischen Könige nennen sich Könige von Samland; noch 1210 soll König Waldemar im Samland geweiht haben, erst die für ihn ungünstigen Folgen der Schlacht bei Bornhöved am 7. Mai 1223 im fernen Holstein entzogen das Samland für immer dänischem Einfluß.

Auffallend erscheint, daß noch 1252 Papst Innocenz IV. dem König Hakon von Norwegen gestattet, unbeschadet der Rechte anderer, sich die Samländer zu

unterwerfen. Tatsächlich ist auch in Norwegen noch um diese Zeit der Krieg gegen die Samländer und Preußen gepredigt worden, diese galten also noch nicht als bezwungen.

Auch dem polnischen Nachbar war das Samland erstrebenswert. So berichtet ein polnischer Chronist, daß der polnische König Leszek seiner Gemahlin das Samland als Heiratsgut bestimmte. Der so trübe ausgelaufene Missionsversuch Adalberts von Prag im Samland ist ebenfalls auf polnische Herrschaftsgelüste zurückzuführen.

1073 berichtet der Reisende Adam von Bremen von den Bewohnern des Samlandes: „Die Insel (provinzia) Samland wird bewohnt von den Seabern (Semben) oder Pruzzen, das sind menschenfreundliche Leute, hilfreich gegen die Schiffbrüchigen oder von Seeräubern Verfolgten; man würde von den Sitten jenes Volkes viel Rühmliches melden können, wenn sie nur den Glauben Christi annehmen wollten.“

Ein zahlreiches und wehrhaftes Volk bewohnte damals das Samland, und noch heute geben die vielen alten Wehrbauten der Wall- und Schloßberge, unter denen ganz bedeutende Anlagen zu finden sind, davon Kunde. In ihnen will man allerdings zum Teil Kultusstätten erblicken, denn auch das alte Nationalheiligtum Romowe, der Mittelpunkt der ganzen großen Glaubensgemeinschaft zwischen der Weichsel und der Düna, befand sich im Samland. Fast das ganze Seeufer des westlichen Samlandes wurde von dem Heiligen Wald begleitet, der vielleicht als eine Einrichtung der Priester zum Schutz ihrer Einnahmen aus dem Bernstein anzusehen ist, war doch sein Betreten nur dem Criven und seinen Priestern gestattet.

Als im Jahre 1231 der deutsche Orden nach Preußen kam und im Winter 1252/53 an die Bezwungung der Samländer ging, wußte er, daß es dem festesten Bollwerk des preußischen Heidentums galt, und nicht aus eigener Kraft unternahm er dieses Wagnis. Der Böhmenfürst Ottokar war es, der ihm zu Hilfe kam und, über das Eis des Frischen Haffes ziehend, im Winter 1254 das Samland dem Orden eroberte; die Art aber, wie die Bezwungung der Samländer durch Feuer und Schwert erreicht wurde, dürfte zu den dunkelsten Kapiteln der Weltgeschichte gehören. Wohl versuchten die Samländer und Preußen in zwei langjährigen Aufständen, ihre Freiheit wieder zu erlangen; jedoch Uneinigkeit zwang das Volk dauernd zu Boden. Die Ruhe des Friedhofes kam über das Land, grausam wurde die Freiheitsliebe des Volkes bestraft, aller Besitz verfiel der Kirche und dem Orden, und nur wer Verrat an der Sache seines Volkes übte, wurde mit seinem alten Besitze belehnt. Noch sind uns die Namen der dem eigenen Volke untreu gewordenen Samländer in dem großen Witingsprivileg vom Jahre 1299 erhalten. Scharwerkspflichtig war nun das alte freie Volk der Samländer dem Orden, der sich sogar durch einen Erlaß des Papstes Alexander IV. vom Jahre 1260 ein scheinbares Recht auf diese Zwangsdienste erwirkt hatte; und doch wäre es verkehrt, die Kolonisationsarbeit des Ordens nur unter diesem sentimentalен Gesichtswinkel zu betrachten.

Mittlerweile war das Samland zwischen Bischof und Orden geteilt; der Ordensanteil kam zur Komturei Königsberg, die seit 1312 vom obersten Marschall verwaltet wurde. Ruhe herrschte nun bei den Bewohnern des Samlandes. Aber fast ein volles Jahrhundert wurde sie durch die Einfälle der Szameiten und Litauer gestört, deren Abwehr in der Schlacht bei Rudau 1370 ihren Höhepunkt erreichte. Als dann nach der Schlacht bei Tannenberg die Not über den Orden hereinbrach, waren es wieder die Samländer, die in besonderer Treue zu ihm standen und als Dank dafür 1413 vom Hochmeister Heinrich von Plauen das sogenannte samländische Privileg erhielten, das ihnen — preußische und deutsche Bauern gleichstellend — besondere Vergünstigungen zusprach.

Furchtbar waren die Wirkungen des großen polnischen Krieges 1453—66 für das südliche Samland, und unendliche Armut brachten die Einfälle der Danziger und Polen den Bewohnern. Reich wurden nur die Söldnerhäuptlinge des Ordens, denen für rückständigen Sold viele Güter verpfändet wurden, die dann, als der Orden diese Schulden nicht einlösen konnte oder wollte, ihr Eigentum wurden. Diese ehemaligen Söldnerführer wurden vielfach die Ahnherren eines großen Teiles des preußischen Adels, während der altpreußische Adel meist ausstarb oder im Bauernstand aufging.

Nicht leicht wurde es dem Kurhause Brandenburg, sich in Preußen zu behaupten und durchzusetzen. In starrem Partikularismus wehrte sich der die Macht fester als je in den Händen haltende Adel in schonungsloser Widersetzlichkeit gegen jede Verordnung aus märkischen Landen, und erst dem Kurfürst Friedrich Wilhelm gelang es, durch Rücksichtslosigkeit diesen vielleicht berechtigten Widerstand zu brechen.

Herrisches und liebloses Junkertum lastete in diesen Jahrhunderten auf dem gemeinen Manne. Zum Scharwerk gezwungen, geriet er endlich in Leibeigenschaft, die wie ein Fluch auf dem arbeitsamen Volke lag. Nirgends traten die Standesunterschiede so schroff wie im Samland hervor; eigentümlich erscheint es, wenn ein Schriftsteller aus nicht lange zurückliegender Zeit darin „die Spuren einer höheren Kultur“ zu erblicken glaubte.

Erst die 1719 erfolgte Aenderung der Leibeigenschaft in die Erbuntertänigkeit und die 1807 davon erfolgte Befreiung eröffneten Ausblicke auf eine bessere Zeit. Verknechtet und unselbständig, wie das Volk in den Jahrhunderten geworden, besann es sich aber erst langsam auf seine Menschenrechte, und auch heute sind die Folgen vergangener Zeiten noch nicht völlig überwunden.

Erfreulichere Zeugen dieser alten Zeit sind die bischöflichen und Ordensbauten, denn neben den landschaftlichen Schönheiten bilden sie einen Hauptreiz des Samlandes. Wir besitzen in diesen durch harte Fronarbeit zustande gekommenen Bauten in erster Linie das Bildungsmittel, um die jetzigen und zukünftigen Geschlechter zu erhöhter Pflege der Heimatkultur anzuspornen. Wohl hat ihnen der Unverstand späterer Jahrhunderte und die Reformation vieles von der ursprünglichen Schönheit geraubt, trotzdem bilden sie in baulicher Beziehung noch heute den wertvollsten Besitz des Samlandes.

Schwer wurde für das Samland die Schwedenzeit der Jahre 1626—35, als Gustav Adolf die polnische Lehnsherrschaft über Preußen als Grund benutzte, um sich aus dem westlichen Samland einen Stützpunkt für seine Unternehmungen gegen Polen zu schaffen. Weniger lästig wurde die russische Herrschaft im Siebenjährigen Kriege empfunden, woraus die Verstimmung Friedrichs des Großen gegen Ostpreußen hergeleitet wird. Die Franzosenzeit 1806—13 brachte dem Samland unter allen ostpreußischen Bezirken die geringsten Verluste, nur sein südlicher Teil, durch den sich eine französische Heerstraße zog, wurde stark in Mitleidenschaft gezogen.

Beim Beginn des Weltkrieges brachen sich die Wogen der russischen Heere, bevor sie zum Kreis Fischhausen gelangten; die Kriegsschäden des Kreises erreichten daher auch nur eine geringe Höhe. Dunkel liegt nach Schluß des unheilvollen Ringens auch für das Samland die Zukunft vor uns. Doch wird es, obwohl abgeschnitten von dem an innerer Zersetzung leidenden Reiche, durch die Heimatliebe und die Treue seiner Bewohner zum Deutschtum auch diese schweren Zeiten überwinden.



Karte des westlichen Samlandes.
Gezeichnet um 1713 von de Collas.

— ich vreau mich, das unser lant
das Samelant ist genant,
hät so manchen rischen man,
der mit urlouge kan.

Livländische Reimchronik von 1297, Vers 3750.

Die Bewohner, ihre Siedlungen und ihr Erwerbsleben.

Vergleichende Sprachforschungen haben ergeben, daß die altpreußische Sprache neben der litauischen und finnischen dem indogermanischen Sprachstamme angehörte. Wir haben also die Herkunft der Urbewohner Samlands vielleicht im fernen Asien, der Urheimat aller Kultur zu suchen, von wo die Wogen der Völkerwanderung einst ganze Volksstämme nach dem fernen Westen trugen. Zahlreiche altpreußische Namen bezeugen, daß das altpreußische Blut noch heute in den Bewohnern des Samlandes pulsiert und sich hier am längsten rein erhalten hat. Mit Ehrfurcht sollen wir daher auf unsere wie in keiner anderen Landschaft Ostpreußens so bodenständige Bevölkerung „als die Nachkommen ehrwürdiger Vorfahren“ blicken, die als ein kräftiger, gesunder Menschenschlag das heutige Samland bewohnt.

Natürlich sind auch für die Bewohner des Samlandes die Zeiten nicht vorübergegangen, ohne ihnen fremdes Blut hinzuzuführen. In ältester Zeit sind es die Skandinavier, die, wie schon erwähnt, hierselbst Kolonien bildeten und sich mit den Stammpreußen mischten. Dann wurden durch den Orden in zwanzig Dörfern des nordwestlichen Samlandes gefangen genommene Sudauer angesiedelt; noch heute nennt man die Gegend des Kirchspiels Heiligencreutz den „Sudauer Winkel“. Die Küstenbevölkerung des Nordstrandes ist teilweise lettischen Ursprunges. Die meist blonden Haare und blauen Augen des Samländers beweisen aber die vorherrschend germanische Abstammung.

Ziemlich spät erst setzte für das Samland der Zuzug deutscher Kolonisten ein. Vor 1400 gab es überhaupt kein deutsches Dorf im Samland, und erst um 1407 finden sich einige mit deutschem Namen; aber auch diese haben ihn vielleicht erst einer Umwandlung aus dem Altpreußischen zu verdanken. Diesem geringen deutschen Zuzug, der, wie aus dem Vorherrschen des Plattdeutschen, der Ursprache für Seehandel und Schifffahrt im nördlichen Europa, zu entnehmen ist, meist den Ländern Niedersachsens entstammte, kann man es wohl auch zuschreiben, daß nur Fischhausen als einziger Ort des westlichen Samlandes es zur Stadtbildung brachte. Setzt also die deutsche Besiedlung sehr spät im Samland ein, so ist es doch erfreulich, daß fast jeder Fortschritt und fast jede Belehnung der altpreußischen Familien mit Besitz im Samland durch erhaltene Urkunden belegt sind, die dem Forscher reiches Material für eine Geschichte der Kolonisation des Samlandes bieten würden.

Schon damals finden wir die gleichen Namen der Ortschaften, wie sie noch heute bestehen, zugehörend den Territorien: Gyrmowe, Blodewe, Rudowe, Ereyno, Pobeti u. a., in denen Orden und Bischof die Hauptplätze zu Kirchorten ausbauten.

Auch unter den heutigen Flurnamen finden sich noch viele altpreußischen Ursprunges, war doch bei den Landbewohnern die altpreußische Sprache teilweise noch im siebzehnten Jahrhundert im Gebrauch, und noch 1709 meldet ein Chronist von einer Unterredung mit altpreußisch redenden Bauern im Samland. Auffallend ist das Fehlen des Buchstaben F in der preußischen Sprache, daher finden wir auch im Samland keinen Ort altpreußischen Ursprunges damit beginnend.

Einer der verwickeltesten Abschnitte in der Geschichte der Besiedlung ist die Bildung der verschiedenen Besitzformen. Es gab kölmische, bäuerliche, adlig und kölmische, bäuerlich und kölmische und adlige Bauerndörfer, ferner Kirhdörfer und Fischerdörfer. Unter den Gütern gab es adlige, kölmische, adlige Ackergüter, Freigüter, Immediat- und Bauerngüter, kölmische Erbpachtgüter, Chatoullgüter, Strandgüter, Mühlengüter, Kruggüter und so weiter. Erst 1684 kam unter dem Großen Kurfürsten etwas Ordnung in dieses Durcheinander; dieser ließ die Qualität des Besitzes genau festlegen und bestrafte streng willkürliche Veränderungen durch die Besitzer.

Die Art des Besitzes selbst ergab sich aus den der Landesherrschaft zu leistenden Verpflichtungen. Der Begriff „adliges Gut“ bildete sich erst in der Spätordenszeit, und bis 1807 war diese Bezeichnung an den Besitz oder Erwerb eines Gutes durch Adlige geknüpft, denen besondere Vorrechte wie das Tragen einer eigenen Uniform verliehen waren. Heute liegt der Vorzug eines Rittergutes in der Hauptsache darin, daß es durch den schmückenden Beinamen leichter verkäuflich ist.

Der Besitzwechsel unter den Gütern war zu allen Zeiten recht stark; so erzählt ein Gutsbesitzer, der in den vierziger Jahren lange Zeit bei Germau ansässig war, daß von siebzig Gutsbesitzern, die er dort vorgefunden, nach zwanzig Jahren nur noch drei ihren Besitz inne hatten, alle übrigen Güter waren mehrfach hin und her verkauft, manche zum Teil schon in dritte und vierte Hand. Auch Untersuchungen durch Hesse in neuester Zeit ergaben für den Kreis Fischhausen das auffallende Resultat eines fünfundvierzigprozentigen Besitzwechsels innerhalb der letzten fünfzig Jahre.

Seßhafter ist der frühere Stand der Bauern, der seinen Besitz im allgemeinen an Umfang wesentlich vergrößert und meist den stolzen Namen „Besitzer“ angenommen hat. Allerdings geschah die Vergrößerung fast ausschließlich auf Kosten der kleinsten Besitzform, der des Eigenkättners, die dadurch endgültig zu verschwinden scheint. Unter dem Orden verstand man unter einem Bauern einen Landmann ohne jeden Besitz, also eine Stellung, die der des heutigen Instmanns entsprach; diese Bauern standen in Diensten der freien und kölmischen Besitzer.

Ueber die ländlichen Bauten des Samlandes läßt sich Günstiges im allgemeinen nicht berichten, denn in keinem Bezirk Preußens sind sie so ohne jede Eigenart. Auffallend ist der Mangel an guten Vorbildern; selbst unter den Gutshäusern findet man nur selten einen geschmackvollen Bau. Eine eigenartige, jedoch recht primitive Bauweise finden wir noch in manchen Häusern der Fischerorte erhalten, wenn auch das Haus mit offenem Herd und ohne Schornsteinanlage — meist durch Brand — fast völlig verschwunden ist; waren diese Häuser doch so feuergefährlich, daß Friedrich der Große ihren Bau verbot. Hierin liegt auch mit ein Grund, weshalb man im Samland so wenig ältere Gebäude findet. Auch der Hausrat bewegt sich zumeist in sehr einfachen Formen; der Besitzer bevorzugt die Massenware der Großstadt, und bei dem kleinen Mann ist die Bezeichnung Hausrat leider ein fast zu weitgehender Begriff.

In seinem Leben zeigt der Samländer bei starkem Hang zum Althergebrachten eine sehr große Einfachheit, die ihm allem Neuen und Fremden mit größtem Mißtrauen entgegentreten läßt; die Ursache dieser Zurückhaltung liegt aber meist nur in einer gewissen Schwerfälligkeit, die sich hinter dieser Ablehnung verbirgt. Vielleicht nicht unzutreffend berichtet einst Fürst Radziwill, der Statthalter des Großen Kurfürsten in Preußen, „er habe überhaupt gemerkt, daß man hier im Lande diejenigen nicht leiden könne, die etwas besser verstehen als sie selbst.“ Zuverlässigkeit betrachtet der Samländer als etwas durchaus Selbstverständliches. Eine gewisse Nüchtern-

heit des Charakters verleitet dazu, bei ihm auch einen Mangel an Innigkeit zu vermuten; dieser Eindruck wird noch durch das offensichtliche Fehlen poetischer und musikalischer Anlage verstärkt.

Die Sprache des Samländers ist jetzt ein ziemlich reines Deutsch. Anders war es vor einigen Jahrhunderten, wo durch die Einflüsse der kurischen, masurischen und altpreußischen Sprachen ein Chronist das Samland als ein „confusum chaos“ schildert. Auch Hartknoch berichtet, daß am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch verschiedene Sprachen im Samland geredet wurden. So sollen die Sudauer sich noch ihrer masurischen Heimatsprache bedient haben, und die Fischer des Nordstrandes redeten noch ihren lettischen Dialekt, der von Reisenden als ganz „barbarisch“ bezeichnet wurde.

Der samländische Dialekt ist stark mit Provinzialismen gemischt, die ein Frischbier, Fischer und andere mit großer Ausdauer gesammelt haben. Neben dem Hochdeutschen wird aber noch bei einem sehr großen Teil der Bevölkerung das Platt-, richtiger Niederdeutsche gesprochen, das bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts selbst in gebildeten Familien die allgemeine Umgangssprache war.

Das Erwerbsleben der Bewohner.

Von alters her bildet die Landwirtschaft mit ihren Nebenzweigen den Haupterwerbszweig der Bewohner des inneren Samlandes; berücksichtigt man, daß sich große Palwen, Moore und Sandflächen im westlichen Samland befinden, so ergibt die Statistik dennoch ein verhältnismäßig günstiges Bild seiner Kultur. Dieses würde noch besser ausfallen, wenn eine zahlreichere Bevölkerung die völlige Ausnutzung der Bodenfläche ermöglichen könnte.

Der Ackerbau ist im Samlande dadurch recht beschwerlich, daß die rauen Seewinde eine rechtzeitige Erwärmung des Bodens verhindern und die Saatbestellung auf den Zeitraum von einigen Wochen zusammendrängen, wodurch sie anstrengend und kostspielig wird.

Auffallend ist der starke Rückgang der in der Landwirtschaft tätigen Personen im Kreise Fischhausen, der auf die immer stärker werdende Zusammenlegung des ländlichen Grundbesitzes zurückzuführen ist. Im Jahre 1907 wurden von der erwerbstätigen Bevölkerung des Kreises nur noch etwas über sechsundvierzig Prozent in der Landwirtschaft und der Fischerei gezählt. Allein die vorhergehenden zwölf Jahre brachten einen Verlust von dreizehn Prozent, und der Kreis Fischhausen steht mit diesem Rückgang in Ostpreußen an ungünstigster Stelle.

In der Hauptsache herrscht jetzt im Samland der Groß- und Mittelbetrieb in der Landwirtschaft. Fast zwei Drittel des Landes sind in wenige Hände vereinigt, was im öffentlichen Interesse sehr zu bedauern ist; kann doch der Kleinbesitz auf derselben Fläche eine weitaus größere Zahl selbständiger wirtschaftlicher Existenzen ernähren als der Großgrundbesitz und dadurch den Abgang nach der Großstadt hemmen und das flache Land vor Entvölkerung beschützen. Auch an Menschenzahl und an Steuern vermag der Großgrundbesitz dem Staate nicht so viel zu bieten wie ein kräftiger Bauernstand. In dem gleichen Verhältnis, wie die großen Güter in kleinere zerlegt werden, gewinnt unbedenklich die Kultur und Ausdehnung der Landwirtschaft; je kleiner die Scholle, desto emsiger ist der Besitzer bemüht, ihren Ertrag zu erhöhen, womit letzten Endes der Zweck aller Staatsverbindungen, Wohlstand und Freude an der Heimat zu erzielen, erreicht wird.

Nur Grundeigentum kann den Staatsbürger wirklich an den Staat ketten, nur dieses gibt Gemeingeist und Verantwortlichkeitsgefühl, und nichts würde für das Staatsinteresse heilsamer sein als die Zerlegung großer Güter in kleinere Bauerngüter, durch die ein kräftiger Mittelstand auch in der Landwirtschaft geschaffen würde. Eine Kolonisation in diesem Sinne dürfte sich aber im Samland infolge der durch die Nähe der Großstadt bedingten hohen Güterpreise nur unter großen Schwierigkeiten ermöglichen lassen. (Hesse.)

Die Hälfte der landwirtschaftlichen Betriebe entfällt auf die von hundert bis hundertfünfzig Hektar Umfang. Von der Bodenfläche gehören nur achtundzwanzig Prozent den kleinen Betrieben von zwanzig bis hundert Hektar und zweiundsechzig Prozent denen von über hundert Hektar an; von dieser Zahl entfallen wiederum zwei Drittel auf die Großbetriebe von über zweihundert Hektar.

Eine besondere Stelle nehmen zurzeit noch die Fideikommißgüter und die sieben Staatsdomänen ein. Die Zahl der letzteren hat sich seit etwa hundert Jahren mit einer Bodenfläche von 2566 ha auf gleicher Höhe gehalten.

An lebendem Inventar ergab die letzte Viehzählung 1914 in 7818 viehhaltenden Haushaltungen:

	Pferde	Esel	Rindvieh	Schafe	Schweine	Ziegen	Gänse	Enten	Hühner	Truthühn	Bienenstöcke
Im Jahre 1914	12834	4	41496	7842	24605	443	5668	5545	107049	1673	6366
dagegen im Jahre 1818	10067	—	16389	11211	7258	243	—	—	—	—	—

Auffallend war eine Zeitlang die starke Zunahme der Schafe; so waren 1831 im Kreise 19606 Schafe vorhanden, eine Zahl, die infolge persönlicher Fürsorge des damaligen Ministers von Schön und der für dieses Tier im Samland günstigen Lebensbedingungen später noch bedeutend stieg.

In der zur landwirtschaftlichen Gruppe gehörenden Fischerei besitzt der Kreis ein Gewerbe, das für die Ernährung Ostpreußens und darüber hinaus volkswirtschaftlich von höchster Bedeutung ist. Deutlich lassen sich in ihr mehrere Gruppen unterscheiden. Die Seefischerei erstreckt ihre Tätigkeit über die ganze etwa hundertfünfundvierzig Kilometer lange Ostseeküste des Kreises und findet ihre Stützpunkte in den Häfen von Pillau und Neukuhren. Staatliche Fürsorge hat ihre Gefährlichkeit nach Möglichkeit durch Beihilfen für die Ausübung der Fischerei durch Motorboote gemildert. Die Haffischerei — leider in langsamem Rückgang begriffen — wird von allen an den Haffen liegenden Ortschaften ausgeübt, aber das Zurückgehen des einst berühmten Fischreichtums des Frischen Haffes führt dessen Fischereibevölkerung allmählich anderen Berufen zu. Bedauerlich ist, daß jetzt aus vielen Fischerfamilien Wohnungsspekulanten werden.

Sonst ist die Fischereibevölkerung des Samlandes ein meist noch nach alten Ueberlieferungen lebender Menschenschlag von bemerkenswerter Gesundheit und Kraft. Von Jugend auf ans nasse Element gewöhnt, mehr auf dem Wasser als auf dem Lande lebend, findet man in ihr noch ein gutes Teil Urwüchsigkeit, über die ein Schriftsteller noch vor einem halben Jahrhundert recht vorsichtig schreibt, „die anmutige Natur habe keinen Einfluß auf ihre rauhen Sitten.“ Jetzt aber haben Zeit und starker Verkehr vieler Sommergäste an den Küsten sie in vorteilhaftem Sinne beeinflußt.

Die zweite große Gruppe der erwerbstätigen Bevölkerung findet ihren Unterhalt in Industrie und Handwerk, Bergbau und Baugewerbe. 1909 wurden 2491 selbständige Betriebe im Kreise gezählt. Diese Zahl ist im Verhältnis zu anderen Kreisen auffallend stark und als Zeichen eines gewissen Wohlstandes anzusehen; es sind aber ganz wenig größere Betriebe unter ihnen, von denen nur das Bernsteinwerk Palmnicken von besonderer Bedeutung ist.

Entsprechend günstige Lebensbedingungen gewährt einer großen Zahl von Kreisbewohnern die Beherbergung und Bewirtung. Der Grund hierfür ist in den zahlreichen Badeorten des Kreises zu suchen, deren Zahl in langsamer aber sicherer Zunahme begriffen ist. Dieses ist eine erfreuliche Tatsache, da Seebäder für die Volksgesundheit von höchster Bedeutung sind.

Die Einwohnerzahlen des Kreises betragen 1818: 27624, 1825: 30517 in 3108 Wohngebäuden, 1827: 32649, 1856: 40113, 1871: 47119 in 3496 Wohngebäuden und 7773 Haushaltungen. 1905 war die Bewohnerzahl 52430 und 1910 52464, zeigte also in fünf Jahren eine Zunahme von nur 34 Personen, eine geringe Zahl, die sich aus der bereits geschilderten Verschiebung des landwirtschaftlichen Besitzes erklärt. Von den Bewohnern waren 25835 männlichen und 26629 weiblichen Geschlechts, außerdem zählte man noch 1114 Militärpersonen. Der Konfession nach waren es 50760 evangelische, 656 katholische und 830 andere Christen, 111 Israeliten und 107 Personen anderer Bekenntnisse. 381 Personen waren über 80 Jahre alt, und der Nationalität nach gab es 1910 im Kreise an Ausländern 32 Oesterreicher, 9 Niederländer, 91 Russen und 125 Schweizer, diese meist in Molkereibetrieben tätig.

Die Volkszählung vom 8. Oktober 1919 ergab eine Bevölkerungszahl von 56462 Personen, also trotz des Krieges eine ganz erhebliche Zunahme. Von dieser Zahl waren 26908 männlichen Geschlechts, darunter 990 Militärpersonen, und 29554 weiblichen Geschlechts.

Der Geburtenüberschuß über die Zahl der Todesfälle betrug zwischen den beiden Volkszählungen 1905 und 1910 3417 Personen, denen in gleicher Zeit eine Abwanderung von 3383 Personen gegenüberstand. Diese Zahl ist eine verhältnismäßig sehr günstige und gibt ein treffendes Bild von der Bodenständigkeit und Heimatliebe des Samländers, das noch günstiger wäre, wenn es nicht durch die Anziehungskraft der nahen Großstadt beeinflußt würde.

Von den 54546 Bewohnern des Kreises im Jahre 1907 entfielen auf die verschiedenen Gruppen folgende Personenzahlen:

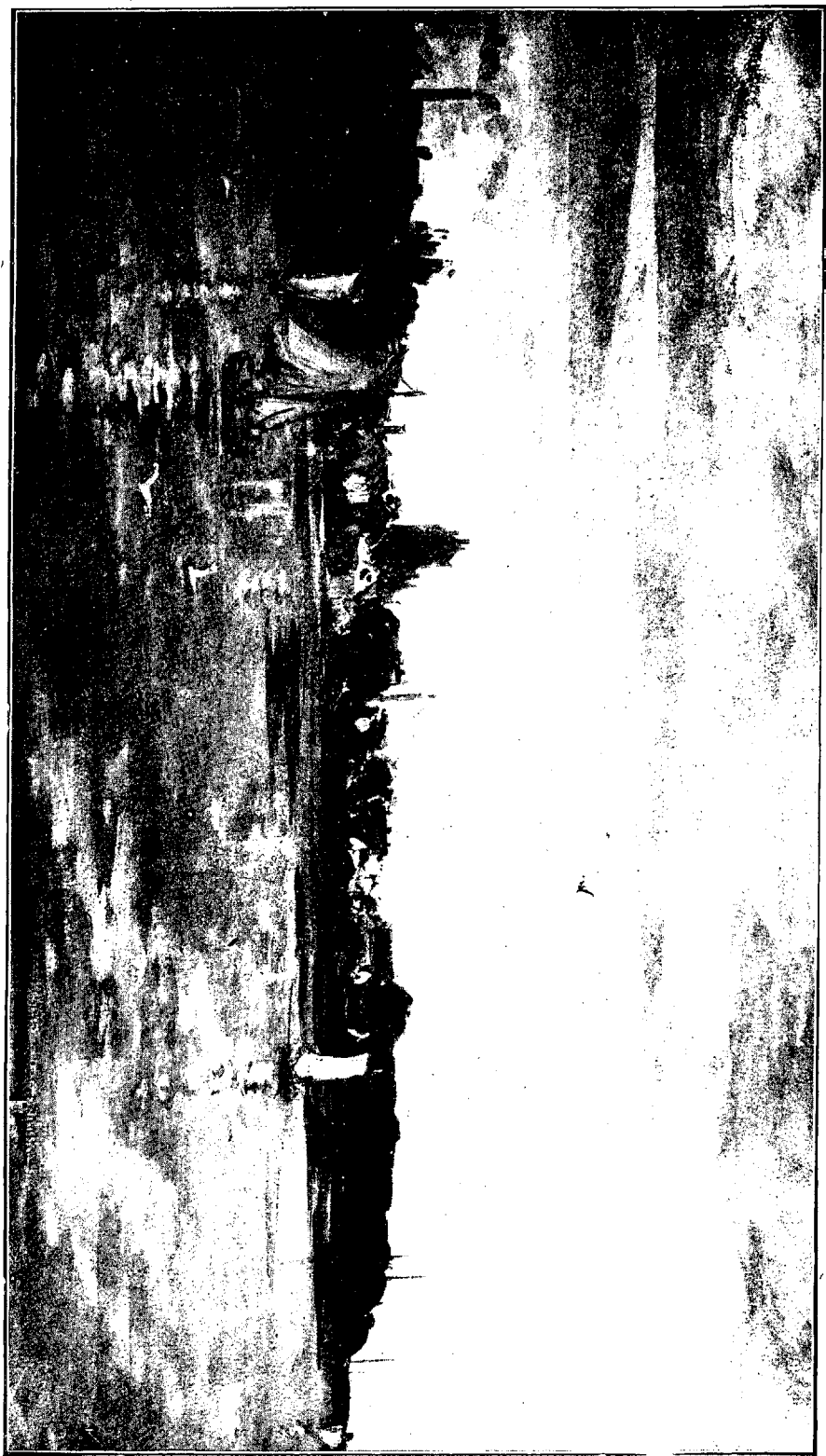
	Erwerbstätige:	Gesamtzahl der Zugehörigen:
A. Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei	10 853	27 445
B. Industrie, Bergbau und Baugewerbe	7 726	4 718
C. Handel und Verkehr, Gast- und Schankwirtschaft	2 573	2 051
D. Häusliche Dienste, Lohnarbeiter	799	1 655
E. Oeffentlicher Dienst, freie Berufe	1 832	3 066
F. Ohne Beruf (Rentner, Pensionäre usw.)	3 233	5 260

Die Kreisgröße betrug im Jahre 1910 1093,662 Quadratkilometer. Die 10 896 Haushaltungen verteilten sich auf 2 Städte, 142 Landgemeinden und 122 Gutsbezirke. An Gebäuden gab es 4687 bewohnte und 340 unbewohnte Wohnhäuser, ferner 150 andere Wohngelegenheiten.

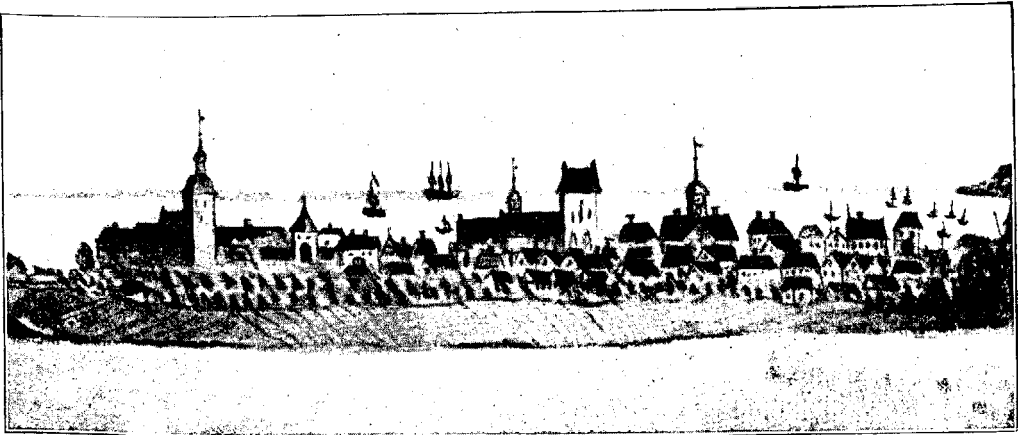
Geschichtliche Zeittafel für das westliche Samland.

54 n. Chr.	Der römische Schriftsteller Plinius gibt die erste sichere Kunde über das Land.
175—182	Der griechische Schriftsteller Ptolemäus beschreibt das Land.
Um 350	Hermanerich, König der Ostgoten, unterwirft die Aestier, die Bewohner des Samlandes.
Um 500	Die Bewohner des Samlandes schicken eine Gesandtschaft mit Bernstein- geschenken an Theoderich, König der Ostgoten.
Dänenzeit.	
Um 890	Der dänische Seefahrer Wulfstan hereist das Land und berichtet darüber.
Um 940	Haquin, der Sohn König Haralds II. von Dänemark, unterwirft sich die Sam- länder und nennt sich „auch König von Samland.“
23. April 997	Bischof Adalbert von Prag stirbt den Märtyrertod bei Tenkitten.
Um 1016	Knut der Große, König von Dänemark, unterwirft sich das Samland.
Um 1080	Knut der Heilige, König von Dänemark, versucht die Länder an der Ostsee, darunter auch das Samland, dem Christentum zu gewinnenn.
Um 1209—10	König Waldemar von Dänemark zieht nach dem Samland.
Ordenszeit.	
31. Dezember 1242	Ein Drittel des Samlandes wird den Lübeckern zwecks Gründung einer Stadt zugewiesen.
29. Juli 1243	Bischof Wilhelm von Modena, bevollmächtigt durch Papst Innocenz IV., teilt in Anagni Preußen in vier Bistümer, von denen das vierte das damals dem Christentum noch nicht gewonnene Samland bilden soll.
1252—53	Heinrich Stange, Komtur von Christburg, zieht im Winter mit einem Ordensheer über das Frische Haff gegen die Samländer, wird aber bei Germau ge- schlagen und getötet.
1254—55	Fürst Ottokar von Böhmen kommt in das Land und vollendet die Unterwerfung der Samländer.
7. Mai 1255	Der Ordensbruder Heinrich von Strittberg wird von Papst Innocenz IV. zum ersten Bischof von Samland erwählt.
1256	Erster Aufstand der Samländer.
3. Mai 1258	Das Samland wird zwischen dem Orden und dem Bischof von Samland aufgeteilt.
1260	Allgemeiner Aufstand der Samländer; die Grafen von Jülich und der Mark kommen dem Orden 1262 zu Hilfe.
1264	Bischof Heinrich I. erbaut das Schloß Schonewic.
1265—70	Die Burg Lochstädt wird erbaut.
11. August 1268 . .	Erste Siedlungsurkunde Heinrichs I. für Schonewic.
1265—70	Die restlichen Gebiete des Samlandes: Wargen, Drebnau, Beten und Pobeten werden durch den Orden wieder unterworfen.
Um 1280	Conrad von Tierberg siedelt die Sudauer im Samland an.
1283	Die Litauer fallen über die Kurische Nehrung in das Samland ein und verwüsten das Gebiet Pobeten.
1. Januar 1285 . . .	Das Samländische Domkapitel wird gegründet und am 7. April 1294 reorganisiert
7. April 1299	Bischof Siegfried von Reinstein erteilt das erste Gründungsprivileg zur Anlage der Stadt Fischhausen, das am 19. August 1305 erneuert wird.
1309—11	Die Litauer fallen unter König Witen in Samland ein und verwüsten das Land.
17. Februar 1370 . .	Die Schlacht bei Rudau.
Dezember 1430 . . .	Der frühere Hochmeister Heinrich von Plauen stirbt in Lochstädt.
28. Oktober 1456 . .	Die Polen überfallen Fischhausen im großen polnischen Krieg 1453—66.
1458	Eine dänische Gesandtschaft vermittelt Friedensversuche in Fischhausen zwischen dem Hochmeister und den Polen.
5. September 1462 .	Fischhausen wird von den Polen überfallen, ausgeraubt und fast völlig nieder- gebrannt.
1510	Völlige Versandung des Tiefes bei Lochstädt, das Pillauer Tief wird befahrbar.
14. Juli 1518	Georg von Polentz wird zum Bischof von Samland gewählt.
1523	Georg von Polentz führt die lutherische Lehre in Preußen ein.

Unter den Herzögen.	
10. April 1525 . . .	Preußen wird ein weltliches Herzogtum unter dem früheren Hochmeister Albrecht von Brandenburg; der bischöfliche Anteil des Samlandes wird von Georg von Polentz am 9. Mai dem Herzog abgetreten.
1. Juli 1526	Herzog Albrecht vermählt sich mit Anna Dorothea, Prinzessin von Dänemark, in Fischhausen.
17. August 1544 . .	Die Universität (Akademie) Königsberg wird gestiftet. Das Amt Fischhausen hat die jährlichen Unterhaltungskosten mit 4000 Mark zu tragen.
20. März 1568 . . .	Herzog Albrecht stirbt in Tapiau, sein Sohn Albrecht Friedrich kommt, erst fünfzehnjährig, zur Herrschaft.
14. Oktober 1573 .	Herzog Albrecht Friedrich vermählt sich mit Marie Eleonore, Tochter des Herzogs Wilhelm IV. von Cleve.
16. November 1609	Johann Sigismund von Brandenburg wird mit Preußen belehnt. Durch seine Ehe mit Anna, Tochter Albrecht Friedrichs, erhält das Haus Brandenburg das Erbrecht in Jülich, Cleve und Berg.
27. August 1618 . .	Herzog Albrecht stirbt in Fischhausen, nachdem er dort fast fünfzig Jahre in Geisteskrankheit gelebt; Preußen kommt unter Brandenburgische Herrschaft.
Unter den Brandenburgischen Kurfürsten.	
6. Juli 1626	König Gustav Adolf von Schweden landet mit 87 Schiffen in Pillau. Besetzung Pillaus und Beginn des ersten schwedisch-polnischen Krieges.
14. September 1629	Waffenstillstand zu Fischhausen zwischen Kurfürst Georg Wilhelm und Gustav Adolf von Schweden. Lochstädt und Fischhausen, ferner das ganze westliche und nordwestliche Samland, werden von den Schweden besetzt.
1635	Die Schweden räumen das Land.
1655—60	Zweiter schwedisch-polnischer Krieg.
1. Mai 1657	Die erste brandenburgisch-preußische Kriegsflotte unter Oberst von Hille wird in Pillau gegründet.
29. September 1659	Das Herzogtum Preußen wird durch den Wehlauer Frieden souverän.
1677/78	Dritter schwedischer Krieg. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, fährt im Winter 1678 mit seinem Heer über das Frische und Kurische Haff.
1675	Eine brandenburgisch-preußische Flotte wird in Pillau gebildet.
17. September 1680	Abfahrt von Schiffen der brandenburgisch-preußischen Flotte aus Pillau nach Afrika.
Unter der Preuß. Königskrone.	
18. Januar 1725 . .	Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg wird als König Friedrich I. in Preußen zu Königsberg gekrönt.
18. Januar 1725 . .	Pillau erhält das Stadtrecht.
27. Mai 1732	Die ersten Salzburger Kolonisten für Ostpreußen kommen in Pillau an.
1733	Die Schulreorganisation wird durch König Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen, beginnend in den Hauptämtern Fischhausen und Schaaken, eingeführt.
15. Juli 1757	Pillau wird durch die russische Flotte unter Admiral Mischoukow beschossen.
1758—62	Die Russen besetzen das Land im siebenjährigen Kriege.
6. Januar 1807 . . .	Königin Luise fährt über die Kurische Nehrung nach Memel.
1807	Die Franzosen unter Marschall Soult belagern erfolglos Pillau. Bombardement Pillaus am 26. Juni 1807.
Juni 1812	Ein Teil der französischen Armee marschiert über die Frische Nehrung, Pillau und den Kreis nach Rußland.
8. Februar 1813 . .	Die französische Besatzung verläßt Pillau, an demselben Tage brennt zum ersten Male das Seefeuer des neuen Leuchtturms.
1818	Der neue Kreis Fischhausen wird gebildet und beginnt am 1. April 1819 seine Wirksamkeit.
1865	Eröffnung der Königsberg-Pillauer Bahn.
Herbst 1879	Kaisermanöver unter Kaiser Wilhelm im Kreise.
8. Juli 1885	Eröffnung der Königsberg-Cranzer Bahn.
1. Juli 1899	Der preußische Staat übernimmt die Bernsteinengewinnung in eigene Verwaltung.
1900	Eröffnung der Samlandbahn (14. Juli) und der Kreisbahn (1. Oktober).
November 1901 . .	Eröffnung des Königsberger Seekanals.
3. August 1914 . . .	Beginn des Weltkrieges.
Oktober/Nov. 1918	Ende des Weltkrieges. Beginn der Revolution.



Fischhausen.
Nach einem Gemälde von M. Wedel.



Fischhausen.

Nach einer Zeichnung von C. H. Rappold aus dem Jahre 1733.

Fischhausen.

Am nördlichen Ende des Frischen Haffes, das hier seine größte Breite erreicht, liegt auf dem unebenen Boden leicht ansteigend, die alte Bischofsstadt Fischhausen. Das Haff bildet hier in einem schön geschwungenen Bogen die Fischhausener Bucht, als „Schöne Wiek“ seit alten Zeiten gerühmt.

Noch vor hundert Jahren nannten Reisende Fischhausen einen „traurigen Ort“. Heute ist es, trotz mancher das Stadtbild ungünstig beeinflussenden Bauten, ein freundliches Städtchen, welches dem Beschauer von jeder Seite ein liebliches Bild bietet. Der immer wieder erscheinende Wasserspiegel des Haffes, das reichliche Grün der Gärten und Baumanlagen, namentlich aber die in frühester Ordenszeit erbaute Stadtkirche mit ihren eigenartigen strengen Formen gestalten das Bild recht anziehend und machen Fischhausen zum Mittelpunkt der ganzen Landschaft.

Ueber die enge Grenze, wie sie Fischhausen zuletzt durch die von den Schweden 1629 angelegte Umwallung erhielt, ist die Stadt längst hinausgewachsen. Besonders beeinflußt wurde diese Ausdehnung, neben der 1899 endgültig erfolgten Eingemeindung der Amtsfreiheit, durch die Linienführung der 1865 erbauten Königsberg-Pillauer Bahn, die der Stadt die städtebaulich höchst reizvolle Form eines fast regelmäßigen Dreiecks gab.

Uebersaus wechselnd hat sich die Geschichte Fischhausens in den Jahrhunderten seines Bestehens gestaltet: bis zum Jahre 1525 war es Sitz der samländischen Bischöfe, dann wurde es herzogliche Immediatstadt, 1701 königliche Stadt und 1818 königliche Kreisstadt. Unterbrochen wurde diese Folge durch die schwedische Besetzung 1629–35 und durch die russische Invasion anläßlich des siebenjährigen Krieges, während die Franzosenzeit 1807/8 und 1812/13 der Stadt nur vorübergehend solche unerwünschte Gäste brachte. Im Weltkrieg ist Fischhausen als eine der wenigen Kreisstädte Ostpreußens durch die Kriegskunst eines Hindenburg von dem Russeneinfall verschont geblieben.

Auffallend ist, daß die gleichen Jahreszahlen vergangener Jahrhunderte auch für Fischhausen meist der Beginn weittragender Ereignisse wurde: so begann 1518 durch die Wahl des Georg von Polentz zum samländischen Bischof die Reformation in Preußen; das Jahr 1618 brachte durch den Tod des Herzogs Albrecht Friedrich in Fischhausen den Anschluß Preußens an Brandenburg, und 1818 wurde Fischhausen Kreisstadt.

Im Dunkel liegen noch die Nachwirkungen des großen Krieges, sie werden auch Fischhausen nicht erspart bleiben. Mögen sie aber der freundlichen Stadt am Frischen Haff zum Segen gereichen!



Nicht zu wissen, was vor deiner Geburt
besonders im Vaterlande sich ereignet hat,
heißt immer ein Knabe zu sein. Cicero.

ERSTER ABSCHNITT.

Geschichtliches über Stadt und Schloß Fischhausen.

Von der Gründung bis zur Säkularisation 1525.

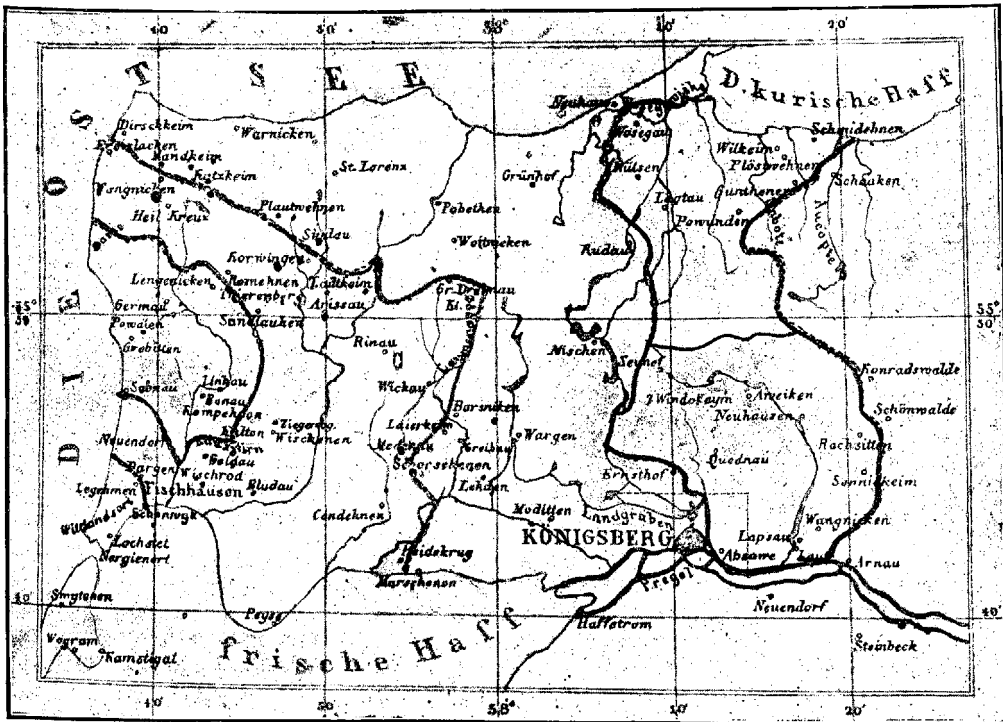
1. Die ersten samländischen Bischöfe 1252—1318 und der Bau der Burg Schonewic.

Die entscheidenden Kämpfe zwischen dem „Orden der Ritter des Hospitals Sankt Marien des deutschen Hauses zu Jerusalem“ und den streitbaren Bewohnern des Samlandes nahmen mit den Jahren 1252/53 ihren Anfang; „sollte die heilige Jungfrau doch auch die Lande am Frischen Haff beherrschen“. Bereits am 29. Juli 1243 hatte Wilhelm von Modena, ehemaliger Bischof, dann päpstlicher Legat für Preußen, das neue Ordensland im Auftrage des Papstes Innocenz des Vierten in vier Bistümer geteilt, deren letztes das damals noch uneroberte Samland bilden sollte: zwei Drittel des Landes waren dem Orden, ein Drittel der Kirche vorbehalten. Gleichzeitig mit dem Beginn der Eroberung erhielt das junge Bistum in dem vom Papst ernannten Bruder des Minoritenordens Johannes von Dist 1252 seinen ersten Bischof, nachdem eine durch den preußischen Erzbischof Albert erfolgte Ernennung des Ordensbruders Thetwardus, wohl infolge Streitigkeiten mit dem Papste, nicht dessen Bestätigung erhalten hatte. 1254 übernahm aber Johannes von Dist als Bischof das Bistum Lübeck und an seine Stelle trat am 7. Mai 1255 der aus Franken gebürtige Deutschordensritter Heinrich von Strittberg.

Das Bistum Samland erhielt in Strittberg, der im Gefolge des Böhmenfürsten Ottokar im Winter 1254 ins Land gekommen war, eine hervorragende, als besonders gebildet und beredet geschilderte Persönlichkeit zum Führer. Seinem tatkräftigen Eingreifen gelang es auch, nach vielen Schwierigkeiten und Streitereien mit dem Orden dem Bistum die äußere Gestalt zu geben, in der es sich, wenn auch nicht als Bistum, so doch als samländischer Kreis bis 1752 erhielt.

Am 3. Mai 1258 wurde dann auch endlich, allerdings erst unter dem Zwange der päpstlichen Bulle und nach zweimaliger Berufung auf ein Schiedsgericht, die Teilung des Samlandes in den Ordens- und den bischöflichen Anteil vorgenommen und der Platz des heutigen Fischhausen dem Bischof zugesprochen. Wie aber der spätere Bischof Johannes I. behauptet, hatte der Orden diesen Platz durch „Anmaßung und Gewalt“ in seinen Besitz gebracht, und erst durch weitere Zugeständnisse kam der Ort Schonewic 1264 wieder an den Bischof. In kirchlicher Beziehung stand natürlich auch der Ordensanteil des Samlandes unter bischöflicher Verwaltung.

Der Sitz des Bistums war zunächst Königsberg; infolge fortlaufender Reibereien mit dem Orden dürfte der Bischof aber froh gewesen sein, als er seine auf dem Platz des jetzigen Königsberger Schlosses stehende Burg gegen Landbesitz im Culmerland abtreten konnte. Ferner erhielt er die Zusicherung, daß ihm der Orden, wenn er sich eine Burg im Samlande bauen wollte, „zwei Drittel des nötigen Be-



Karte der Teilung des Samlandes in den Ordens- und bischöflichen Anteil. 1258.
Nach Toeppen.

festigungsmaterials und auch die erforderliche Hilfe beim Bau stelle oder ihm bei Nichterfüllung dieser Bedingung fünfzig Mark* zu zahlen habe“.

Es scheint, daß Bischof Heinrich sich den Platz für seine neue Burg in Witlandsort, der Gegend südwestlich von Fischhausen an der Lochstädter Senke, als geeignet erwählte. Zu einem Bau sollte es jedoch nicht kommen, da der Orden diesen Platz selbst bald darauf für den Bau einer Burg in Aussicht nahm, und so schloß denn im Jahre 1264 der Bischof mit dem damals im Lande anwesenden Hochmeister Anno von Sangerhausen einen neuen Vertrag, nach welchem der Orden dem Bischof einen Teil seines Besitzes in Schonewic gegen das Drittel des bischöflichen Anteiles an Witlandsort zum Bau einer Burg abtrat. Auch jetzt noch bedurfte es des persönlichen Eingreifens des Hochmeisters, um Meinungsverschiedenheiten zu schlichten, die über die Nutznießung des Bernsteinertrages dieser Gegend entstanden waren, den wir übrigens bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in der Ordensgeschichte urkundlich erwähnt finden.

Um 1264 begann Heinrich von Strittberg den Bau der ersten bischöflichen Burg in Schonewic und dürfte solcher auch bald beendet gewesen sein: „Schonewic wurde bischöfliche Residenz.“ Auch die Burgfreiheit ist wohl bald darauf entstanden, denn bereits vom 11. August 1268 liegt eine Landverschreibung an Ludwig, Lupert, Apollonius und Johannes Hobant sowie Werner Schwarz vor, nach welcher diesen Land gegen Zins und die

**Bau der Burg
Schonewic**

* Der Wert einer Mark war in den Jahrhunderten ein sehr schwankender. Mit der heutigen Mark hatte sie nur den Namen gemeinsam, es wurde unter ihr ein halb Pfund Silber verstanden. Vielleicht kann man ihren Wert damit erläutern, daß z. B. eine Kuh damals eine Mark kostete. Um 1400 betrug der Wert einer Mark etwa vierzehn Mark nach heutigem Gelde.

Verpflichtung, „das castrum Schonewic im Notfalle zu verteidigen“, als Burglehn überlassen wird.

Wie für alle frühesten Ordensbauten werden wir unter diesem „castrum“ keinen festen Steinbau zu verstehen haben; zwei Holzhäuser innerhalb einer Umwallung von festen Planken: „jedes zu zwanzig Mark“, bildeten vorläufig den Bischofsitz; wie auch die erste Fischhausener Lokationsurkunde vom Jahre 1299 nur von „idem tempus fossato et plancis“ berichtet.

Spätere Chroniken nennen als Baujahr der Burg „1269“; vielleicht ist hierunter der Baubeginn der massiven Burg zu verstehen. Anzunehmen ist, daß eine solche ausgedehnte Burganlage, wie spätere Zeichnungen das Fischhausener Schloß darstellen, Jahre zur Fertigstellung brauchte.

Wir haben also in Heinrich von Strittberg den Gründer der Burg Fischhausen und auch der Burgfreiheit zu erblicken, deren frühere Bestimmung uns mit dem Namen der jetzigen „Freiheitstraße“ als letzter Rest überliefert ist.

Viel Freude wird Bischof Heinrich aber wohl kaum an seinem unentwickelten Bistum gehabt haben; feste Einkünfte lieferte dasselbe nur in bescheidenem Umfange, und so lebte er meistens in seiner Heimat Thüringen oder in Thorn und überließ die Geschäfte während seiner Abwesenheit einem Bischofsvogt, um dann schließlich 1270 die Verwaltung des Bistums gegen eine ihm zu leistende jährliche Zahlung von achtzig Mark ganz dem Orden zu übertragen. Man hört nun nichts mehr von ihm und es ist wohl anzunehmen, daß er dauernd in seiner Heimat verblieb: sicher ist nur, daß er zwischen 1270 und 1274 in Erfurt starb und dort auch begraben wurde.

Jetzt versuchte der Erzbischof von Riga, welchem das Bistum Samland 1253 zugeteilt wurde und bei diesem auch bis zum Jahre 1566 verblieb, nachdem es in der ersten Zeit seines Bestehens direkt dem Papst unterstellt war, 1275 in der Person eines Hermann aus Köln dem Bistum einen Bischof nach seiner Wahl zuzuweisen, der jedoch nicht die Bestätigung des Papstes erhielt, ja sogar, vermutlich weil er sein Amt nicht freiwillig niederlegte, exkommuniziert wurde.

Fast scheint die Annahme berechtigt, daß der Orden den bischöflichen Anteil des für ihn so wichtigen Samlandes ganz zu behalten gedachte, lag dasselbe doch zwischen seinen nördlichen und südlichen Besitzungen und gehörten doch die wichtigen Wasserstraßen der beiden Haffe und zur See zum großen Teil dem Bischof. Jedenfalls ist es erwiesen, daß der Orden in keinem anderen Bistum so uneingeschränkt über die bischöflichen Eigentumsrechte verfügte als im samländischen, sicher ist, daß das Bistum einige Jahre ohne Bischof blieb.

Damit aber die spärlichen Anfänge des Christentums in demselben nicht gänzlich untergingen, befahl Papst Gregor X. am 6. August 1275 dem Bischof Friedrich von Merseburg, mit möglichster Beschleunigung eine geeignete Person zum neuen Bischof für Samland zu erwählen. Derselbe fand eine solche in dem in Diensten des Land-

Kristan von Mühlhausen 1276—1295
--

grafen von Thüringen stehenden Kristan von Mühlhausen, der auch die Stelle eines Rates bei Kaiser Rudolf von Habsburg bekleidet haben soll: dieser erhielt dann 1276 die päpstliche Bestätigung. Fast 20 Jahre, bis zu seinem 1295 in Mühlhausen erfolgten Tode war er Inhaber des Bistums, aber kaum mehr als zwei bis drei Jahre soll er in demselben verbracht haben, so daß selbst fernstehende Kreise hieran Anstoß nahmen und noch existiert ein „Carmen satirium“ von einem Nicolaus von Bebra aus dem Jahre 1281 oder 1282, der „Ocultus Erfordensis“, nach dem der Bischof überall zu finden sei, nur nicht in seinem Bistum.

Kristan soll sehr wohlhabend gewesen sein und so war es nicht weiter verwunderlich, daß er das Leben am Hofe des ihm befreundeten Landgrafen dem in seiner Diözese vorzog, war doch die samländische Pfründe als so schlecht berüchtigt, „daß kein Bauer sie erstreben würde“.

**Gründung des
Domkapitels**

Die erste Anwesenheit in seinem Sprengel fällt in das Jahr 1277, eine zweite um 1284/85, bei der am 1. Januar 1285 zu Königsberg die Bildung des ersten samländischen Domkapitels erfolgte. Dasselbe bestand zunächst nur aus Mühlhausener Domherren, die auch dortselbst residierten und sich um die Ausübung der kirchlichen Pflichten im Bistum kaum bekümmerten und noch weniger Neigung hatten, nach dem noch unkultivierten und unruhigen Samland überzusiedeln. Trotzdem erhielt das Domkapitel am 17. April 1292 das Patronat über die Pfarrkirche zu Königsberg; der Schutzheilige derselben war der heilige Adalbert, „sei doch das Samland durch das Blut dieses Heiligen geweiht“.

Der Orden drang jedoch auf Hebung der kirchlichen Verhältnisse und so begab sich der Hochmeister Conrad von Feuchtwangen mit einer Anzahl angesehener Ritter selbst nach Mühlhausen, wo am 4. April 1294, wohl kurz vor dem Tode des Bischofs Kristan ein neues Domkapitel bestimmt wurde, dem jedoch jetzt als Kathedralsitz Schonewic angewiesen wurde. Dasselbe bestand aus den Ordenspriestern: Dietrich als Propst, Dietrich von Freiburg als Dechant und den Domherren: Gerwicus aus Westfalen und Heydenreich und Johannes aus Thorn; dem Domkapitel wurde zum dauernden Unterhalt ein Drittel des bischöflichen Anteiles im Samlande, insbesondere die Einkünfte des Gebietes Quednau zugewiesen, wo es sich in Quednau und Neuhausen eigene Burgen erbaute. Im Jahre 1302 wurde das Domkapitel ganz nach Königsberg verlegt und demselben das Recht zum Bau einer neuen Kathedrale dortselbst erteilt.

Diese auf dem Steindamm gelegene Kirche genügte aber dem Kapitel nicht lange, bereits am 9. September 1333 wurde der Bau einer Kirche — des jetzigen Domes — auf dem Kneiphof beschlossen. Diese Kirche war also nicht die bischöfliche, sondern die Kathedrale des Domkapitels und es ist noch nicht erwiesen, daß diese jemals die Kirche des Bischofs war.

Das Siegel des Domkapitels führt ein gekreuztes Schwert und Kreuz und war noch 1608 beim samländischen Konsistorium in Gebrauch.

Durch die auch später beibehaltene Besetzung des Domkapitels mit Ordenspriestern sicherte sich der Orden seinen Einfluß auf die Besetzung des für ihn so wichtigen samländischen Bistums.

Trotz der dem Bischof Kristan nachgesagten Lässigkeit fällt doch der Bau vieler Kirchen, wie auch die Einsetzung vieler Geistlichen oder Plebane in seine Zeit: auch der Bau der bischöflichen Kathedrale auf der Burg Schonewic gehört hierzu.

Am 3. September 1295 starb Kristan in Mühlhausen und wurde in der damals dem Orden gehörenden St. Blasiuskirche dortselbst beigesetzt, wo noch heute sein Grabstein wohl erhalten zu sehen ist.

**Siegfried von Reinstein
1296 bis um 1318**

Im April 1296 erwählte das Domkapitel Siegfried von Reinstein, richtiger von Regenstein, — aus dem Geschlecht der Grafen gleichen Namens, an die noch heute die Ruine Regenstein bei Blankenburg am Harz erinnert —, zum samländischen Bischof.



Siegel des samländischen
Domkapitels.

Betrachteten die bisherigen Bischöfe das samländische Bistum meist nur als eine, wenn auch recht magere Pfründe, so wird, wie aus den zahlreichen Landverschreibungen der nächsten Jahrzehnte hervorgeht, mit der fortschreitenden Kolonisation des Samlandes auch die bischöfliche Tätigkeit umfangreicher.

1297 wurde das Gebiet bei der Burg Schonewic durch einen neuen Tausch des Bischofs mit dem Orden gegen den Wald bei Wogrym erweitert. Vielleicht haben wir hierin schon eine Handlung zu erblicken, die mit dem nunmehr wichtigsten Ereignis: „der Gründung der Stadt Fischhausen“, in unmittelbarem Zusammenhange steht.

Bischof Siegfried starb am 15. November 1310.

Folgende Sage erzählen nun alle Chronisten aus der Zeit des Bischofs Siegfried:



Siegel des Bischofs
Siegfried von Reinstein.

„Unter demselben hatte Bonse, der Kämmerer von Pobethen, um einen Erben für seinen Besitz zu erhalten, sich von seinem alten Weibe getrennt und ein junges genommen, was der Bischof jedoch nicht dulden wollte. Ergrimmt darüber erschien Bonse eines Mittags, da er in der Burg alles schlafend wähnte, mit Leuten seines Gebietes vor dieser, um sich an dem Bischof zu rächen.

Von der Unruhe vor dem Schlosse erwachte aber der Pförtner und schlug Lärm, worauf die Aufrührer in der Meinung, daß die Burg stark besetzt sei, die Flucht ergriffen, es waren jedoch nur zwei Mann: ein Bruder und ein Knecht, in derselben.

In ihrer Aufregung hatten aber die Pobether garnicht bemerkt, daß die Schloßpforte offen stand und der Riemen, womit man diese aufzog, nach außen hing. Diese Pforte wurde dann unter Herzog Albrecht, da an ihre Stelle das Zeughaus kam, vermauert, die Tür blieb jedoch an der gleichen Stelle und wurde noch lange zum Gedächtnis an das Ereignis gezeigt.

Bonse wurde von dem Stiftsvogt Dittrich von Lydelow ergriffen und auf Geheiß desselben von vier Pferden in Stücke gerissen.

Nach anderer Ueberlieferung sollen es jedoch nicht Leute aus Pobethen, sondern aus dem Gebiete Rinau, dem jetzigen Kumehnen gewesen sein.

2. Gründung und erste Zeit der Stadt Fischhausen.

Zweifellos befand sich am Platze des heutigen Fischhausen schon vor Ankunft des Ordens ein größeres Fischerdorf, und es ist ziemlich sicher, daß wir in der „antiqua civitas“ der beiden Gründungsurkunden der Stadt eine bereits vorhandene ältere Ortsanlage bei Schonewic erblicken können, was auch Toeppen und Beckherrn annehmen. Da der Chronist Hartknoch „Schloß und auch Stedtlein Fischhausen“ als vom Bischof Kristan erbaut schildert, hat also wohl sicher schon vor dem Erlaß der Gründungsurkunde von 1305 hier eine Ortsanlage bestanden.

An dieser Stelle liegend haben wir uns auch die Besitzungen des vom Orden besiegtten samländischen Edlen „Schonewyke“ zu denken, dessen Güter dann vom Orden eingezogen wurden. Nach diesem führte der Ort in der ersten Ordenszeit auch den Namen Schonewic. Falsch ist es daher, diesen Namen von der Lage Fischhausens an der „schönen Wiek“ herzuleiten. (Canon. Samb. Kap. 8.)

Die Bewohner dieses alten Ortes waren natürlich Stammpreußen und wohl der Wunsch des Bischofs Siegfried, bei seiner Burg eine Stadt nach deutscher Art zu haben, veranlaßte ihn, gleichzeitig mit der Aufforderung zur Besiedelung Schonewics, auch die erste Handfeste am 7. April 1299 zu verleihen.

Die Besiedlungen oder Lokationen geschahen meist in der Weise, daß ein oder mehrere deutsche Unternehmer — Locatoren — nach Deutschland zogen und durch entsprechende Schilderungen für den zu besiedelnden Ort in ihrer Heimat An-

siedler warben, denen jedoch die Stammpreußen in Rechten und Pflichten durchaus gleichgestellt waren. Meist wurde der Lokator für seine Mühe durch Uebertragung des erblichen Schulzenamtes belohnt, für Schonewic werden jedoch vier Lokatoren genannt, die dafür das Recht zum Bau einer Windmühle erhielten. Vermutlich lösten diese ihre Aufgabe nicht zur Zufriedenheit des Bischofs, denn anders dürfte es kaum zu erklären sein, daß bereits am 19. August 1305 die Handfeste der Stadt beim Schlosse Schonewic erneuert wird. Jedenfalls betrachtet Fischhausen erst diesen Zeitpunkt als Gründungsjahr der Stadt, aber selbst dann ist Fischhausen noch eine der ältesten Städte Ostpreußens und steht darin an achter Stelle.

Die Handfeste von 1305 ist nun von äußerstem Wohlwollen für die junge Stadt erfüllt und noch heute ist es der Schenkung des Waldes Poys — dem jetzigen Stadtwalde bei Peyse — zu verdanken, daß Fischhausen selbst die traurigsten Zeiten immer wieder glücklich überwand.

Aber auch das den Bürgern geschenkte Stadtland, das heute mit 247 $\frac{1}{2}$ Hufen noch fast das gleiche wie 1305 ist, muß als sehr beträchtlich gelten. Von Wichtigkeit für den am Wasser gelegenen Ort war ferner das Recht der Fischerei im Haff bis zum Medenauer Bach, dem jetzigen Laukefließ: war doch die Erteilung der Fischereigerechtigkeit stets eine große Gunsterweisung der Landesherrschaft und erfolgte meist nur „ex speciali gratia“.

Weniger günstige Folgen zeitigte das den Bürgern eingeräumte Recht, benötigtes Bauholz den Wäldern der Umgebung schenkungsweise zu entnehmen. Hierauf, wie auch auf das den Samländern 1413 erteilte samländische Privileg dürfte das Verschwinden der etwas sagenhaften Wälder Wissegrod östlich und Royge westlich von Fischhausen zurückzuführen sein.

Die Wichtigkeit dieser Handfeste veranlaßte die Bürger der Stadt, sich solche im Laufe der Jahrhunderte wiederholt durch die Landesherrschaft erneuern zu lassen.

Auf einer Verschreibung der Mühle von Schonewic vom Jahre 1306 finden wir zum ersten Male den Namen Vyschhuzin und 1320 wird die Burg als „castrum Vischhausen“ benannt. Bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts schwankt dann die Bezeichnung zwischen Bischhusen, Bischhausen und Vischhausen. Trotzdem unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß der Ort schon um die Zeit der Erteilung des Stadtrechtes, wenn nicht schon vorher diesen Namen von den Bischöfen erhalten hat und das altpreußische Schonewic nur noch eine Weile beibehalten wurde.

Ueber dem Ursprung des Namens Fischhausen schwebt völliges Dunkel. Vielleicht hängt derselbe mit der Lage der Stadt am Flößchen Fischeradt, wie das Wischrodter Mühlenfließ noch auf alten Karten bezeichnet wird, zusammen. Nicht unwahrscheinlich ist es, ihn in Zusammenhang mit der sicher stets lebhaft betriebenen Fischerei oder gar mit dem jedenfalls sehr einflußreichen Bischofsvogt Andreas Fisch zu bringen, der zwar nur 1261 und 1262 erwähnt wird, aber dessen Amtszeit bis um 1288 gedauert haben dürfte, denn erst in diesem Jahre finden wir in dem Bischofsvogt von Bolin einen Nachfolger. Versuche des Bischofs Johannes, dem Nachfolger Siegfrieds, den Ort mit Bischoveshusen zu bezeichnen, blieben nicht von Dauer. Halten wir es hier mit dem alten Chronisten Lucas David: „das kann jeder glauben wie er will“.

Alle sonstigen willkürlichen und zufälligen Veränderungen des Namens, wie Schönewiek, Schonenwiek, Schonewike, Schonewiek, Skonewik u. A. dürften nur auf einen Mangel an feststehender Schreibweise zurückzuführen sein. Man schrieb eben

wie man sprach: selbst in ein und derselben Urkunde finden wir Visch-, Bisch- und Fischhausen. Von Einfluß auf die verschiedenen Schreibweisen war sicher der Umstand, daß die Ordenssprache hochdeutsch war, während die Bürger der Städte und das platte Land sich des von den Lübeckern ins Land gebrachten niederdeutschen Dialektes bedienten, welches in dem samländischen Platt weiterlebt und noch jetzt fährt der einfache Mann des Samlandes nach „Vischhuse“.

Entwicklung der Stadt

Recht wenig, eigentlich garnichts bieten uns die Chroniken für den langen Zeitabschnitt von der Gründung bis zum Beginn des großen Polnischen Krieges 1453. Die Urkunden dieser Zeit sind wohl 1462 der Brandschatzung der Stadt durch die Elbinger und Polen zum Opfer gefallen und was davon vielleicht noch übrig geblieben, ist nach einer damaligen Niederschrift in der Chronik der Kirche zum heiligen Kreuz 1627/29 von den in den Amtsräumen der Stadt einquartierten Schweden verbrannt.

Die Gründung der Stadt erfolgte nach dem Magdeburg-Culmischen Recht und 1309, nach Verlegung des Hochmeistersitzes nach Preußen, erhielt der Ort wie alle Städte des Landes Privilegien, darunter auch das Braurecht. Auffallend ist, daß auch einige Dörfer im Samland dieses sonst nur den Bürgern der Städte vorbehalten Privileg erhielten.

1335 wurden unter Aufsicht des Rates die Handwerksbruderschaften gegründet und diesen auch einige kirchliche Befugnisse übertragen, die noch heute in Begräbnisgilden der Stadt fortleben.

1395 steuerten die kleinen Städte zwecks ausländischer Handelsunternehmungen an die Hansestädte des Landes, der Handel der Stadt selbst dürfte sich auf einige Krämer beschränkt haben.

Die Einkünfte der jungen Stadt, die sich aus den Abgaben der Fleisch-, Brot- und Schuhbänke, der Brausteuer, dem Erträgnis der Badestuben usw. — letztere waren etwas selbstverständliches — zusammensetzten, fielen zu je einem Drittel an den Bischof, die Stadt und den Schultheiß. Von sonstigen Abgaben war die Stadt nach dem geltenden Recht befreit, erst nach der Schlacht von Tannenberg 1410 beginnen solche zu erscheinen.

Für die Rechtsprechung sorgte das Stadtgericht: Arme und Schwache wurden durch Fürsorge des Ordensgesetzes unterstützt.

Das wichtigste Ereignis für die Stadt war aber sicher der Bau der Kirche um das Jahr 1315, auf den noch zurückzukommen ist.

Eng verknüpft war und blieb aber das Schicksal der vor der Burg liegenden Stadt mit dem der Bischöfe. In langer Reihe ziehen sie vor unserem Auge vorüber, meist hervorragende Männer, die kraftvoll ihr Recht zu wahren wußten und auch unablässig für das Wohl ihres Bistums besorgt waren, bis als Folge der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg auch weniger geeignete Männer zu diesem Amt kamen.

3. Die samländischen Bischöfe von 1320—1442.

Die Wahl der Bischöfe war dem Domkapitel vorbehalten, erforderlich blieb jedoch noch stets die Bestätigung durch den päpstlichen Stuhl, welche durch Vermittlung des Ordensprokurators in Rom erreicht wurde. Ungeheuer waren die Summen, die hierfür an die Kurie zu zahlen waren. War der neuerwählte Bischof nicht selbst im Besitz der erforderlichen Mittel, so verlegte der Orden die Gelder, um sie dann ratenweise von dem Neuerwählten zurückzuerhalten.

**Johannes I. Clare
um 1321 — 1344**

An die Stelle Siegfrieds trat der erst am 3. Dezember 1319 vom Papst bestätigte langjährige Probst des Domkapitels Johann Clare, ein Mann, der zu den bedeutendsten Persönlichkeiten gehört, die den samländischen Bischofssitz inne hatten. Seine Wahl erfolgte schon 1310, jedoch Streitigkeiten des Ordens mit dem Erzbischof in Riga verzögerten die Bestätigung so lange Jahre, erst reichliche Servizienzahlungen nach Rom führten zum Ziele. Kaum aber war er in den Besitz der Bischofswürde gelangt, so begannen auch schon Uneinigkeiten mit dem Orden, die soweit gingen, daß der Bischof diesem sogar Diebstahl und Urkundenfälschung vorwarf.

Der Grund dieses Zwistes war darin zu suchen, daß der Orden dem Bischof nur die Einkünfte aus dem Samland, nicht aber aus dem ganzen sich bis an die Memel erstreckenden Bistum zugestehen wollte. Aber auch über die Grenzen des bischöflichen Anteils, wobei der Bischof das Bistum vom Orden übervorteilt hielt, wurde lebhaft gestritten, erst ein Vergleich im Jahre 1323 machte den unerfreulichen Verhältnissen ein Ende.

Großzügig betrieb Johannes die Kolonisation des Samlandes, baute Kirchen, — so wird die Kirche Sankt Albrecht auf ihn zurückgeführt und auch der Baubeginn des Königsberger Domes fällt in seine Zeit. Sicher dürfte auch von ihm die erste Schule (schola) bei der Kirche Fischhausen gegründet sein, um den beim Gottesdienst unentbehrlichen Schülerchor für den lateinischen Gesang an Hand zu haben.

Ferner wird berichtet, daß er die Pfarrer des bischöflichen Anteils, die mit Namen angeführt werden, 1321 in der Kirche der Burg um sich versammelt habe. Diese Nachricht ist deshalb wichtig, weil es die erste Kunde vom Bestehen einiger Kirchengemeinden im Samland ist.

Die bischöfliche Kathedrale auf der Burg, wie auch das ganze Bistum wurde neben Adalbert von Prag auch der heiligen Elisabeth von Thüringen geweiht; vielleicht liegt der Grund hierfür in der Herkunft der meisten Ordenspriester aus Thüringen.

Gerühmt wird die Gründung einer reichen Bibliothek durch Johannes, welche er später dem Domkapitel schenkte: hiermit hängt auch vielleicht die Schenkung einer lateinischen Bibel 1339 durch den Präpositus Fischer an die Stadtkirche zusammen, die später der Königsberger Bibliothek zur Aufbewahrung übergeben wurde.

Von großer Herzengüte zeigt auch die Vorsorge für den Lebensabend zweier alter Frauen auf seiner Burg, die ihm dort jahrelang die Hausaufsicht und solche über die bischöflichen Viehherden in Treue geführt hatten.

Bischof Johannes starb 1344 und wurde im Dom zu Königsberg begraben, wo sein Grabstein noch heute zu sehen ist.

**Weitere Bischöfe bis zur
Schlacht von Tannenberg
1410**

Auch die Nachfolger des Bischofs Johannes: Jacobus I. (1345—58) und Bartholomäus (1359—78), beide aus dem Domkapitel hervorgegangen, werden als ausgezeichnete Männer geschildert, leider hört man nicht viel von ihnen im Zusammenhang mit der Geschichte Fischhausens.

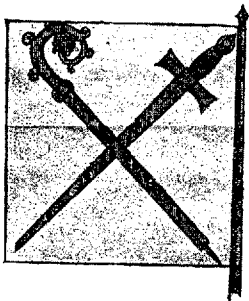
1354 wurde hier eine fromme Priesterbrüdergemeinschaft zwecks gegenseitiger Unterstützung in Not und zur Hebung der kirchlichen Pflege begründet und des öfteren begegnen wir auch Geistlichen aus der Umgebung Fischhausens als Zeugen bei bischöflichen Beurkundungen.

War Jacobus frommen, zurückhaltenden Charakters, so scheint Bartholomäus mehr weltlicher Natur gewesen zu sein, denn wir finden ihn oft im Gefolge des Hochmeisters auf dessen Kriegszügen und sonstigen Reisen.

Auf Bartholomäus folgte von 1379—86 Dytherich Tylo, oder wie er sich nannte Theodoricus I. als Bischof. So wenig wie von ihm, hört man auch von Heinrich II. Kubal, auch wohl Cuval oder Kuhwald (1387—95), der sein Amt freiwillig niederlegte und von dem ein schöner Leichenstein, der ihn mit seinem Nachfolger zeigt, im Königsberger Dom erhalten ist.

Heinrich III. Seefeldt
1395—1414

Dieser Nachfolger war Heinrich III. Seefeld, in dessen erste Amtszeit noch die Blütezeit des Ordens unter Hochmeister Konrad von Jungingen, dann aber auch die unglückliche Schlacht bei Tannenberg fiel, an welcher der bischöfliche Heerhaufe, bestehend aus den Lehnsleuten des Bischofs und bischöflichen Hofdienern, sowie Söldnern unter Heinrich, Graf von Meißen und Kamenz teilnahm. Das hierbei benutzte bischöfliche Banner war $2\frac{1}{2}$ Ellen lang und $1\frac{7}{8}$ breit, mit kreuzweise gelegtem roten Bischofsstab und Schwert auf weißem Grunde, der Fahnschaft war von blauer Farbe. Dieses ist auch die erste Erwähnung des samländischen Wappens.



Banner des bischöflichen Heerhaufens in der Schlacht bei Tannenberg.

Der unglückliche Ausgang dieser Schlacht war der Grund, daß sich alle Ordens- und bischöflichen Städte des Landes, — darunter auch Fischhausen, den Polen unterwarfen, ein durch nichts zu rechtfertigender Vorgang, da das Samland noch garnicht bedroht war. Bald aber finden wir den Bischof wieder an der Seite des neuen Hochmeisters Heinrich von Plauen, dem er nunmehr die treueste Stütze werden sollte und zu dessen Unterstützung er sogar das Kirchensilber einschmelzen ließ.

Im Jahre 1414 starb Bischof Heinrich und mit ihm schloß die Reihe der Bischöfe, denen das Bistum seinen Glanz verdankte. Das letzte Jahrhundert, in dem Fischhausen Bischofsresidenz war, begann: es sollte für den Orden, wie für die Stadt ein unheilvolles werden.

Außere Einflüsse fingen an für die Wahl der Bischöfe mitbestimmend zu werden und nicht mehr die Tüchtigkeit allein entschied. Elf Bischöfe sollten noch mit mehr oder weniger Glück den bischöflichen Stuhl einnehmen, bis endlich ein Georg von Polentz den unhaltbar gewordenen Zuständen ein Ende machte.

Der erste in dieser Reihe war Heinrich von Schauenburg, 1414—16, der den Erhalt des schönen, blühenden Bistums dem Einfluß seines Oheims von Wallenrodt, Erzbischofs von Riga, verdankte. Noch sehr jung, weder Priester noch Ordensbruder, gelang es ihm in zwei Jahren dem Bistum eine Schuldenlast von 43000 Mark (?) zu hinterlassen, als ihn die Pest 1416 in Fischhausen hinraffte. Das Volk nannte ihn seines ausschweifenden Lebens wegen Hyntze Hempel.

Die schlechte Erfahrung mit Heinrich von Schauenburg mag wohl abschreckend gewirkt haben, denn nun folgt in Johannes II. (1417—25), einem durch Frömmigkeit sich auszeichnenden Manne, wieder ein Mitglied des samländischen Domkapitels, dem es auch gelang, die Schulden seines Vorgängers zu tilgen.

Zum ersten Male erhielt das Bistum in Michael Junge (1425—41) einen Bischof preußischer Abstammung. Dieser versuchte die seit Teilung des Samlandes immer wieder verschleppte Frage des bischöflichen Anteils an der Frischen und Kurischen Nehrung, sowie an den beiden Haffen endgültig, aber vergeblich zu regeln.

In die letzte Zeit vor seinem um 1441/42 erfolgten Tode fiel noch die 1440 stattgefundene Gründung des preußischen Städtebundes, welche den Untergang der Ordensherrschaft vorbereiten sollte. Die Mischung der deutschen und preußischen

Bevölkerung war so weit vorgeschritten und das Bewußtsein eines gemeinsamen staatlichen Interesses so weit gereift, daß das Volk sich seinen Anteil an der Regierung nicht länger von den Ordensrittern vorenthalten lassen wollte. Nicht wenig zu dem allgemeinen Unwillen des Landes trug auch ein Ereignis bei, worüber auf der ersten Zusammenkunft der Unzufriedenen am Tage Reminiscere 1440 in Elbing lebhaft Klage geführt wurde. Darnach hatte der Elbinger Komtur Heinrich Goldleiß einen „frommen Geistlichen und unschuldigen Mann“ aus Fischhausen namens Rudiger Clerike gefangen nehmen und enthaupten lassen, weil er über den Orden ungünstige Berichte nach Rom gesandt haben soll. In diesem Jahre erklärten sich auch der Bischof und die meisten Edelleute des Samlandes in einem offenen Schreiben gegen die Ordensherrschaft.

4. Bischof Nicolaus II. und Fischhausen im großen polnischen Kriege 1442—1470.

Nicolaus II., bisher Propst des Kapitels, bekannt unter seinem auf eine Schwäche des Kopfes zurückgeführten Beinamen „Schlotterkopf“, wurde 1442 der Nachfolger Michael Junges, sein Familienname war von Schöneck. Auffallend ist, daß er in den Akten des Ständetages von 1445 als Dr. Niclas Salefeld bezeichnet wird, vielleicht war er, wie schon vor ihm Bischof Johannes II., aus Saalfeld in Thüringen gebürtig.

Die ersten Jahre seiner Amtszeit fielen unter die Regierung Conrads von Ehrlichshausen, dem es beschieden war, dem Lande noch für eine kurze Zeit ein neues Aufblühen zu geben: aber schon unter seinem Nachfolger Ludwig von Ehrlichshausen sollte die unglücklichste Zeit für das Ordensland beginnen.

Die inneren Streitigkeiten hatten im Lande Fortschritte gemacht und es kam zu einer Spaltung zwischen dem Orden und dem Städtebund, aus welcher sich der unheilvolle dreizehnjährige polnische Krieg entwickeln sollte, der die Stadt Fischhausen bis an den Rand des Unterganges brachte.

Unermüdlich, aber leider vergeblich waren die Versuche des Bischofs, von Fischhausen aus und auf Zusammenkünften mit dem Ordensmarschall in Kaporn den Hochmeister zur Nachgiebigkeit zu stimmen und so kam es am 6. Februar 1454 zum offenen Bruch. Der Bund sagte dem Orden den Gehorsam auf, auch der Bischof trat dem Bunde bei und übergab diesem die Burg Fischhausen und am 29. April huldigten Land und Stadt dem polnischen König. Für den samländischen Bischof geschah dieses durch zwei Domherren; der päpstliche Bann war die Folge dieser Handlung.

Vielleicht infolge des Druckes, den der Orden durch seine Söldnertruppen unter ihrem Führer, dem Grafen Hans von Gleichen, auf den Bischof ausübte, ergab sich dieser am 13. April 1455 wieder der Ordenssache, um von da an der zuverlässigste Helfer des Hochmeisters im ganzen Kriege zu werden. Langer Verhandlungen auf dem Fischhausener Schlosse bedurfte es aber, bis dem Bischof Absolution vom päpstlichen Banne wurde und erst durch Abgabe von Kirchengeschirren und Silbergeräten konnte er sie erkaufen.

Hübsch ist das Geschichtlein von einer schalkhaftenⁿ Tat des Bischofs, wie sie uns Hennenberger schildert:

Eine hoffliche Historia / wie der Bischoff etzliche Geste
aus dem Schloss reuschete.

Im grossen Kriге war ein Bischoff alda / ein Herr von Schönecke / der alte Nicolaus Schlotterkopff genant / derethalben / das er in einer Kranckheit hatte einen schlotterten Kopff gekriget. Dieser hatte eine gute zeitlang in die 300 Reisiger des Ordens bey sich / die ihm alles auffrassen ond auss-

suffen / was er hatte / derer were er gern los gewesen / kont aber das nicht mit fuge thun: Da lege er es mit seinem Jeger an / der kam des morgens frü / fraget nach dem Herren Bischoff / hette nütlich mit ihm zureden / das wollten die Geste auch wissen / da saget er wie ein grosse Post wilder Schwein verhanden / so nur bald Volck verhanden / were gute hoffnung / solche alle zufahen / aber ehe man die Bawren zuhauff brechte / were zubesorgen / sie möchten ontter des entgeen. Der Bischoff kömpt herfür lachete / hela, hela (den also pfeget er zusagen) ein guter Braten in die Küchen / verdriess / genies / wenn ihr wolt helffen. Die antworten: Gnediger Herr / was einem das hertz ahnet / wird gerne war / wolt ir auch ons wider einlassen / Er saget: Ey bey meinem Eyde / ond bey meinem Orden: das Schlos sol euch zu tage ond nacht offen stehen / darauff sie hinaus. Da sie aber auff den abent wider kamen / war das Thor verschlossen / ond halff kein klopfen. Da schalten sie obel auf den Bischoff / er hette ihnen das nicht geschworen / Der Bischoff saget: Hela, Hela / lieben Gesellen / Ich hab gemeinet gegen Himel / solle es offen stehen / aber nicht zu Felde / musten also abziehen.

Fischhausen gehörte nun zu den sieben Schlössern, die noch allein zum Orden standen, die Stadt zahlte fünfzig, der Bischof dreitausend Mark zum Unterhalt der böhmischen Hilfstruppen des Ordens, auch der Ertrag von Ablaßpredigten im Samlande wurde zur Unterstützung des Ordens verwendet, wie überhaupt das Samland nicht allein in geldlicher Beziehung der Rückhalt des Ordens wurde, sondern auch der Stützpunkt des Hochmeisters für seine kriegerischen Unternehmungen. Von Fischhausen aus fuhren auch mit Hilfe des Bischofs Mannschaften unter Hans von Gleichen zur Unterstützung des Ordens gegen den aufrührerischen Kneiphof auf Schiffen nach Königsberg; nicht geklärt ist hierbei die Stellung des auf demselben residierenden Domkapitels zum Orden und Bischof.

Fischhausen und das Samland wurden nun bis zum Kriegsende das Hauptziel für die räuberischen Ueberfälle der Elbinger und Danziger, und was sie damals der kleinen Bischofsstadt angetan haben, ist ein trauriges Kapitel deutschen Bruderzwistes.

1456 In aller Heimlichkeit, nur von einem Bauern zu Schiff über's Haff nach Königsberg geleitet, hatte der Hochmeister 1456 die Marienburg verlassen, im gleichen Jahre erfolgte auch der erste Ueberfall auf Fischhausen.

Am 28. Oktober führten „ohne Befehl und auf eigenes Abenteuer hin“ die Danziger Hauptleute Heinrich von Stade und Michael Ertmann auf Pinken und Boten acht-hundert Bootsleute und zusammengesenes Gesindel nach dem Samlande und landeten bei Nacht, da sie niemand bemerkte, beim Wäldchen Rosenpusch, erliefen morgens das Städtlein Fischhausen und fanden dort viel Gut von den Bauern des Samlandes, welches sie plünderten und auf ihre Schiffe brachten.

In den nächsten Tagen brandschatzten noch bei dreihundert Mann unter ihren Führern hundertsechs Dörfer bei Fischhausen herum, diese wurden jedoch von herbeigeholten Ordensleuten am 1. November überwältigt und meist erschlagen oder gefangen genommen, während die auf den Schiffen gebliebenen mit ihrem Raub entkamen.

Den Ueberfall verursacht zu haben, wurden zwölf Königsberger Ratsherren verdächtigt, die dann auch des Landes verwiesen wurden.

1458 — 59 Vom Jahre 1457 wird nichts gemeldet, dagegen überfielen am Mittwoch, dem Tage Quasimodogeniti 1458, Leute des Ordens aus Fischhausen, Königsberg und Memel einige Braunsberger und Elbinger unter Schutz im Haff segelnde Schiffe, wobei die Angreifer jedoch nicht gut abschnitten. Die Elbinger siegten, nahmen zweiundfünfzig Kriegsleute gefangen, erschlugen drei und „ersäuften“ fünf: die Schiffe der Fischhauser führten sie aber als Beute davon.

Die wohl zum Orden haltenden, aber doch in ihrer Schifffahrt sehr geschädigten Dänen und Lübecker bemühten sich nun, dem unseligen Krieg ein Ende zu machen

und auf ihre Veranlassung kam es am Montag nach Trinitatis in Danzig zu einer Zusammenkunft zwischen vier Abgeordneten der Lübecker, Schweden und Dänen und denen des Ordens und der Polen, die jedoch „vor lauter gegenseitigem Stolz“ zu keiner Verständigung führte.

Die nordischen Gesandten beehrten darauf den in Fischhausen sich aufhaltenden Hochmeister zu sprechen, um ihn vielleicht doch zur Nachgiebigkeit zu bewegen; dieser empfing die Gesandten auch im Beisein des samländischen Bischofs und einer Anzahl Ordensritter auf dem Schlosse Fischhausen. Der Erfolg war jedoch für den Orden kaum erfreulich zu nennen, denn es kam wohl infolge dieser Zusammenkunft darauf in Thorn zu einem einjährigen Waffenstillstand zwischen den Kriegführenden, der aber später nur zwischen Polen und Dänemark immer wieder erneuert wurde.

Wohl hätte auch der Orden den Frieden haben können, die Bedingung der Polen war jedoch: Verzicht des Ordens auf ganz Preußen, nur das Samland, dazu noch ohne Königsberg und Lochstädt, sollte ihm verbleiben und so begann dann der Krieg nach Beendigung des Waffenstillstandes wieder von Neuem.

1460 In diesem Jahre sollte sich das Schicksal der Marienburg erfüllen, sie fiel in die Hände der Polen, immer trauriger wurde jetzt die Lage des Ordens. Spielten sich auch in diesem und dem nächsten Jahre die Kämpfe meist in Westpreußen ab, so wurde doch das Frische Haff von dem in Braunsberg und Frauenburg sich festgesetzten polnischen Söldnerhauptmann John Schalski beherrscht, dem sich die Elbinger und Danziger treulich angeschlossen hatten.

Wie ein Raubvogel saß er auf seinem Horst am Frischen Haff, kein Segler des Ordens entging seinen Fängen, keine Gelegenheit, seine Raubzüge ins Samland zu tragen wurde versäumt und wenn im Winter 1460/61 Fischhausener Trabanten die Danziger beim Fischen auf dem Frischen Haff überfielen und ihnen dreizehn Pferde nebst Schlitten und fünfzig Mark bares Geld abnahmen, so war dieses wohl nur ein schwacher Vergeltungsversuch.

1462 Das neunte Kriegsjahr brach heran, Friedensversuche des Ordens, die dieser um die Fastenzeit unternahm, blieben wieder vergeblich, sie hätten, wenn von Erfolg, der Stadt das traurige Schicksal erspart, welches ihr in diesem Jahre bevorstand.

Donnerstag nach Mariä Empfängnis 1462 kamen aus Fischhausen elf Landsknechte des Ordens nach dem Ostkrug bei Weichselmünde und nahmen dort den Wirt gefangen, wurden aber dann von vier herbeigeilten Bootsmännern des Kruges erschlagen, so daß keiner mehr nach Hause gekommen sein soll.

Nichts schien dem Orden mehr zu gelingen, so belagerte eine Schaar von dreitausend, allerdings wenig zuverlässigen Leuten Frauenburg, als von polnischer Seite zu Schiff siebenhundert Mann auserlesenen Kriegsvolkes zum Ersatz herbeieilten. Der Hochmeister gab die Belagerung auf und die Schiffe fuhren nach Samland, wo sie in der Nacht vom 4. zum 5. September unbemerkt bei Fischhausen landeten.

Der nächste Tag brachte die völlige Plünderung der Stadt: der Versuch polnischer Truppen sogar die heiligen Geräte der Kirche zu rauben, wurde jedoch der Grund eines Streites „bis aufs Haare ziehen“ zwischen den sonst brüderlich gemeinsam plündernden Elbingern und Polen; um diesen beizulegen „damit es nicht zum Morden kam“, befahlen die Hauptleute die Anzündung der Stadt allerorten, ganz Fischhausen nebst Rathaus, ja auch die Kirche soll hierbei in Asche gelegt worden sein.

Die Plünderer entkamen mit der Beute; nur ein Schiff, welches bei Frauenburg

auf Grund lief, fiel mit zwanzig, nach anderer Ueberlieferung hundertunddrei Polacken in die Hände des Ordens, der sie als Kirchenräuber sämtlich hinrichten ließ.

1463 Anfang Mai 1463 kamen die Elbinger auf vier Barken wieder nach Samland um dortselbst zu plündern; wohl zogen ihnen die Fischhäuser und Lochstädter auf Booten entgegen, „da sie aber auf solche Händel nicht so eingeebnet waren, wurden sie alle von den Elbingern ersäuft.“

Noch größer war der Ueberfall am 28. September, bei dem die Elbinger unter Schalski bei Camstigall landeten und in der Nacht nach St. Albrecht marschierten, wo gerade die jährliche Kirchweihe abgehalten werden sollte. Sie schlugen dort viele zu Tode, machten große Beute an Vieh und nur mit Mühe entging der Hochmeister, der sich wie alljährlich (?) zu diesem Feste eingefunden hatte, auf Pferden des Bischofs der Gefangennahme.

1464 Auch das Jahr 1464 sollte im April den nun schon unvermeidlichen Einfall der Elbinger bringen, die auf vier größeren Schiffen und mehreren Booten in Fischhausen landeten und der sich diesmal bis in das Germauer Gebiet erstreckte. Wohl versuchten livländische Hilfstruppen des Ordens, die um diese Zeit bei Heiligenbeil lagen, den Elbingern bei der Rückfahrt auf Fischer- und Keutelbooten den Weg zu verlegen, „sie stritten jedoch vergeblich“.

1465 — 66 1465 fielen auf vierzehn Schiffen die Danziger und Elbinger wieder im Samland ein und brannten und plünderten ohne Widerstand zu finden; ein 1466 mit hundertzwanzig Booten versuchter Ueberfall der Elbinger scheiterte jedoch an der Wachsamkeit der überall am Strande aufgestellten Reiter und Knechte.

Auf polnischer Seite wurde man dem Frieden jetzt auch geneigter. Bereits 1465 hatten mehrere Tagfahrten auf der Frischen Nehrung stattgefunden, — an denen auch Abgeordnete des Samlandes teilnahmen — die jedoch vorerst resultatlos blieben, erst das Jahr 1466 sollte endlich zu dem Frieden von Thorn führen, der das ausgesogene Land unter die polnische Herrschaft zwingen sollte.

Schrecklich hatte das Samland, namentlich Fischhausen, gelitten, nennt doch ein Chronist Fischhausen die einzige Stadt Preußens, welche völlig in diesem Kriege abgebrannt sei und Jahrhunderte brauchte der Ort, um sich von den Schrecknissen dieses Krieges zu erholen. Trotz dieser Verheerungen Fischhausens und des südlichen Samlandes hatte das übrige Samland durch den Krieg weniger gelitten als die anderen Landesteile Preußens, es mußte daher rückständige Zinsen und Steuern im Gegensatz zu diesen voll nachbezahlen. — Noch bis 1470 lebte Bischof Nicolaus, es gelang ihm sein Bistum äußerlich wieder einigermaßen in Stand zu setzen und so schied er mit dem Ruhm eines segenreichen Wirkens, welcher in der Zeit des größten Unglücks nur um so höher zu schätzen ist.

5. Die letzten katholischen Bischöfe des Samlandes 1470—1518.

Zum Nachfolger Nicolaus II. wurde von dem Domkapitel Michael Schönwald erwählt, es gelang jedoch dem damaligen Ordensprokurator in Rom Dietrich von Cuba gegen den Willen des Ordens die Belehnung mit dem samländischen Bistum im Mai 1470 von dem Papst zu erhalten.

**Dietrich von Cuba
1470—74** Dietrich von Cuba war Doktor beider Rechte und wird als ein „gar geschickter, gelehrter und sinnreicher Mann, schön, weiß und subtiler Komplexion, an dem Gott nichts vergessen,“ geschildert, dessen Tätigkeit jedoch zu einem der dunkelsten Kapitel in der Geschichte des Ordens führen sollte.

Zur Hebung seiner Einnahmen erhielt er vom Papst mehrere Ablassbullen mit auf den Weg, deren Erträgnisse dann auch so reichlich waren, daß er wohl denken konnte: „besser Bischof in Samland als Kardinal in Rom“.

Die reichen Einnahmen des Ablasses veranlaßten aber den Hochmeister Riffle von Richtenberg zu Ansprüchen an einen Teil dieses Geldes, worüber es zwischen ihm und dem Bischof zum Streite kam, dessen Verlauf zur Gefangennahme und dem unaufgeklärten Tode des Bischofs Dietrich in Tapiau führen sollte.

Der Papst war über diesen Vorfall empört, der Orden verteidigte sich jedoch sehr geschickt durch seinen aus Stargard in Pommern stammenden Prokurator in Rom Johannes Rehwinkel und rechtfertigte die Gefangennahme des Bischofs durch dessen Verschwendungssucht und Hochmut. Es muß Rehwinkel wohl gelungen sein, den Papst zu versöhnen; vielleicht aus Dank dafür wählte ihn das Domkapitel im August 1474 zum Bischof, als welcher er auch bald darauf die Bestätigung vom Papst erhielt.

Erst im Jahre 1476 kehrte er als Bischof Johannes III. nach Preußen zurück um 1478 nochmals als Ordensprokurator auf drei Jahre nach Rom zu gehen: dieses geschah wohl aus dem Grunde, weil das Bistum arg verschuldet und die Stelle in Rom noch einträglicher war. Ueber seine Tätigkeit mit Bezug auf Fischhausen ist uns nichts erhalten, er starb am 23. Februar 1497. Dunkel bleibt ein Vorfall aus dem Anfange seiner Amtstätigkeit, „die auf Befehl des Hochmeisters 1477 erfolgte Hängung des bischöflichen Vogtes.“

Bereits einen Tag nach dem Tode Johannes III. erhielt das Bistum einen Nachfolger in dem Kaplan des Hochmeisters und gleichzeitigem Ordensprokurator in Rom, Nikolaus Kreuder, den Hartknoch lakonisch einen großen Säufer nennt, der aber vom Hochmeister ungemein hochgeschätzt, mit rühmlichem Eifer die Verhältnisse des Bistums bis zu seinem am 2. Juli 1503 erfolgten Tode ordnete. Jedenfalls war er ein guter Wirtschaftler im eigenen Interesse und nicht ohne Grund werden sich die Königsberger beim Hochmeister beschwert haben: „daß der Bischof keine Gerste nach Königsberg lasse, sondern solche alle in Fischhausen aufschütte.“

Auf den Wunsch des Hochmeisters Friedrich von Meißen erwählte nun das Domkapitel 1503 den hochgelehrten Kanzler und wie der Hochmeister ihn nennt: „seinen vornehmsten Rat“ Paul von Wath zum Bischof. Die Abgabe nach Rom betrug dafür 2000 Gulden, die der Hochmeister zahlte, sich das Geld aber erst bei dem pomesanischen Bischof leihen mußte.

Im Gefolge des Hochmeisters aus Sachsen nach Preußen gekommen, war er von frühester Jugend an dessen Lehrer; nur zwei Jahre sollte er jedoch den Bischofssitz einnehmen, denn bereits 1503 starb er an der Pest.

Günther von Bünau
1505—18

Gleichfalls auf Wunsch des Hochmeisters erhielt dann Günther von Bünau, Dompropst in Merseburg, also auch ein Sachse, 1505 das Bistum.

Um immer dringender werdenden Forderungen der Polen auf Ablegung des Lehnseides zu entgehen, verließ der Hochmeister 1507 Preußen, nicht ohne jedoch die Verhältnisse des Landes für alle Fälle geregelt zu haben.

In der in diesem Jahre vom Hochmeister erlassenen Kriegsverfassung befindet sich unter den wenigen zu verteidigenden Schlössern auch die bischöfliche Burg in Fischhausen, welche im Kriegsfall mit hundert Mann besetzt werden sollte, auch war der Bischof angewiesen auf derselben zu bleiben, „da an dem Schloß viel gelegen sei.“ Vorsorglich wird Proviant für ein Jahr mit zwei- bis dreihundert Rindern, zweihundert Seiten Speck, fünfundzwanzig Last Getreide; für Getränke zwanzig bis

dreißig Last Malz und acht Last Hopfen, dazu Honig usw. vorgesehen, während als Bewaffnung an Geschützen dreißig Hakenbüchsen, fünf bis sechs Böcke, hundert Handbüchsen nebst Schlangen und Steinbüchsen und zwanzig Armbrüste mit fünfzig Schock dazu gehörenden Pfeilen bestimmt werden. Unter der Besatzung sollten sich Leute finden, die Pulver und Feuerwerk zu bereiten verstehen, dann Maurer und Zimmerer, besonders auch Bader; der Verteidigungswert der Burg scheint daher nicht gering gewesen zu sein.

Für die Abwesenheit des Hochmeisters wurde Günther von Bünau zum Mitregenten bestellt, in einem Briefe des Hochmeisters nennt ihn dieser seinen „Stattholder in Fischhausen“.

Verband alte Freundschaft den Bischof mit dem Hochmeister Friedrich, so änderte sich dieses Verhältnis unter dem 1511 zum Hochmeister gewählten Albrecht, Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, der ihn aber zunächst, bis zu seinem Eintreffen in Preußen, gleichfalls zum Mitregenten bestellte.

In diese Zeit fallen Streitigkeiten des Bischofs mit dem Bernsteinmeister von Lochstädt Leo von Waiblingen wegen der Grenzen von Lochstädt und Fischhausen, ferner beschwerte sich ein von dem Bischof aus Danzig nach Fischhausen berufener Priester Mathäi direkt beim Hochmeister über ungenügende Versorgung.

Auch ein unaufgeklärter, großes Aufsehen erregender Bernsteindiebstahl ereignete sich unter dem Bischof von Bünau in Fischhausen.

Rothener Bauern, die vom Hochmeister mit der Lieferung von Salz, — welches Ordensregal war —, im Stich gelassen waren, verkauften aus Not gefundenen Bernstein an Fischhausener Bürger. Durch lügenhafte Leute wurden fünf derselben der Hehlerei verdächtigt, vom Vogt gefangen genommen und in das Gefängnis nach Königsberg gebracht, wo einer der Gefangenen Selbstmord verübte, während dessen Sohn entkam. Die anderen drei wurden gefoltert, ohne sich jedoch schuldig bekannt zu haben und erst auf Bitten ihrer Ehefrauen aus dem Gefängnis entlassen, worauf noch einer an den Folgen der Folterung starb.

Die Angelegenheit soll noch weitere Kreise gezogen haben, so spricht eine Chronik von fünfhundert Leuten „die dadurch verderbet seien“.

Alle diese Mißhelligkeiten bewogen den Bischof 1516 außer Landes und in seine Heimat zu gehen, wo er bald darauf 1518 starb.

6. Bischof Georg von Polentz 1518—1550.

Zweiter polnischer Krieg 1519—1521. — Die Reformation 1522—1525.

Georg von Polentz 1518—25

Eine neue Zeit brach für Preußen herein; sie herbeigeführt und gefördert zu haben, bleibt das Verdienst des am 14. Juli 1518 zum Bischof gewählten Georg von Polentz, der mit eiserner Entschlossenheit, dabei selbstlos und doch weltklug, — trotz aller Widerstände im Lande, — Preußen nicht nur politisch, sondern auch kirchlich völlig umbildete.

Fünf Jahre vor Luther, 1477 oder 78 geboren, entstammte von Polentz einem alten Adelsgeschlecht der Meißener Gegend. Nach dem Studium der Rechtsgeschichte kam er als Geheimschreiber an den römischen Hof um darauf Kriegsdienste bei Kaiser Maximilian zu nehmen. Hier trat er zu Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Ansbach, in ein freundschaftliches Verhältnis und als nach dessen 1511 erfolgter Wahl zum Hochmeister des Ordens dieser nach Preußen ging, folgte ihm von Polentz, um gleichfalls in den Orden einzutreten.

Bald war er Hauskomtur von Königsberg und als Bischof von Bünau 1518 starb, wurde von Polentz, obgleich weder Ordenspriester noch Theologe, auf Wunsch des Hochmeisters vom Domkapitel im gleichen Jahre zum samländischen Bischof gewählt und als solcher am 29. Juli 1519 im Dom zu Königsberg geweiht. Das für die erforderliche Bestätigung nach Rom bezahlte Taxengeld betrug 1488 Dukaten, für damalige Zeit eine außerordentlich hohe Summe.

Wie Friedrich von Meißen, wollte auch der Hochmeister Albrecht, ein Schwestersohn des damaligen polnischen Königs Sigismund, sich dem polnischen Lehnseid entziehen, ja sogar dem Ordensland die völlige Selbständigkeit verschaffen, worin er besonders von seinem obersten Rat Dietrich von Schönberg, Schloßhauptmann auf Balga, unterstützt wurde.

**Polnischer Krieg
1519—21**

Reisen des Hochmeisters nach dem Reiche, um bei befreundeten Fürsten Unterstützung gegen Polen zu erhalten, blieben erfolglos, trotzdem ließ Albrecht es zu einem Kriege, dem sogenannten „Franken- oder Reiterkrieg“ kommen, der mit halben Mitteln begonnen zu einem ungünstigen Ende führte und halb Preußen in eine Wüste verwandelte.

Um die Gelder zur Führung des Krieges zu erhalten, mußten sogar die Kirchen ihre silbernen Geräte zur Münze bringen, was teilweise, wie in Fischhausen, nur mit Gewalt erreicht wurde, wo Kriegsknechte mit Hellebarden solche gegen den Willen der Bürger aus der Kirche holten: der Bischof selbst gab u. A. seinen auf sechs- unddreißig Mark geschätzten Bischofsstab her.

So treu von Polentz dem Hochmeister zur Seite stand, so konnte auch er es nicht verhindern, daß dieser — jetzt jedoch als Herzog von Preußen — am 10. April 1525 den Lehnseid in Krakau ablegen mußte. Vielleicht ist es aber nur der Tatkraft des Bischofs zu verdanken, daß Preußen nicht ganz in Polen aufging, sondern auch in veränderter Gestalt seiner Mission: der Grenzwall Deutschlands gegen den Osten zu sein, erhalten blieb.

Die Mißstimmung über den verlorenen Krieg wendete sich nun besonders gegen Dietrich von Schönberg, in dem man den Anstifter des Krieges sah und um sich zu rechtfertigen, wurde er aufgefordert, vor dem 1521 in Bartenstein stattfindenden Landtag zu erscheinen.

Dietrich von Schönberg, der sich damals mit seinen Söhnen unter Ehrenwort, die Stadt nicht zu verlassen, in Fischhausen aufhielt, ließ jedoch nur eine Rechtfertigungsschrift vorlegen und versuchte unter Mitnahme wertvoller Pelzwaren und sonstigen, den Kaufleuten abgenommenen Gütern — sogar mit Straßenräubern wurde er in Verbindung gebracht — zu entfliehen, er wurde zwar wieder gefangen, es gelang ihm aber doch durch Hilfe seiner Freunde dauernd zu entkommen.

Von 1522 bis 1525 führte von Polentz für den abwesenden Hochmeister von Fischhausen aus die Regierung des Landes, berief die Landtage und ordnete neue Steuern an. Dieses Letztere scheint aber die Ursache großer Verdrießlichkeiten gewesen zu sein, so daß er 1523 den Hochmeister um Entbindung von der Regentschaft bat, die jedoch nicht angenommen wurde.

**Die Reformation
1522—25**

In aller Stille bereitete nun von Polentz die Einführung der neuen Lehre Luthers im Lande vor, und für immer wird die mit seinem Namen eng verbundene Reformation neben der Säkularisation eines der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte Preußens bleiben.

Die Einführung der Reformation in Preußen wurde dadurch besonders erleichtert, daß, wie über das Land, so auch über dessen Bewohner die Landesherrschaft un-

umschränkt gebieten konnte und daher auch „aus eigenem Recht“ die Einführung der Reformation verfügte. Aber auch die selbständige Stellung, die Polentz als Regent hatte, ermöglichte es ihm, in besonderem Maße der neuen Lehre den Weg zu ebnen. Alle seine Erlasse in dieser Angelegenheit, sämtlich „von Fischhausen gegeben“, zeigen den entschlossenen Charakter und hohen Mut, das Werk, wie er es einmal für richtig befunden, auch zu vollenden.

So sehr nun auch der Hochmeister innerlich der evangelischen Lehre zuneigte, zwangen ihn doch Staatsrücksichten zunächst mit der größten Vorsicht vorzugehen, denn nicht anders ist ein Verbot an von Polentz, das Luthertum in Preußen einzuführen verständlich, welchem der Bischof durch scheinbare Wiedereinhaltung einiger bereits abgeschaffter Feiertage auch nachkam.

Bald sagte sich von Polentz aber gänzlich vom Papste los und nannte sich: „allein aus göttlicher Gnade Bischof von Samland“. Rege war sein Verkehr mit Luther, der ihm auch auf persönlichen Wunsch des Hochmeisters Theologen sandte, die die neue Lehre in Preußen predigen sollten, unter ihnen Speratus und Dr. Brißmann — dieser den Bischof im Evangelio unterrichtend —, und bereits am Christtage 1523 verkündete von Polentz als erster evangelischer Kirchenfürst der Christenheit im Dom zu Königsberg das Evangelium.

Seine Tätigkeit war indessen dem Papste nicht unbemerkt geblieben und so sollte er sich als „Rebell und Meineidiger“ verantworten. Alles dieses, selbst der über ihn verhängte Kirchenbann, ließen ihn gleichgültig und konnten ihn nicht von seinem Weg abbringen.

Nicht überall sollte natürlich die Annahme der neuen Lehre glatt vor sich gehen: in Königsberg kam es zu Tumulten, so daß der Königsberger Komtur Adrian von Waiblingen — obgleich auch gegen die Reformation — den Bischof in einer Nacht heimlich nach Fischhausen fahren ließ. Sein nächster Nachbar, der Pfleger von Lochstedt Leo von Waiblingen, — der übrigens ein ziemlich rabiater Herr gewesen sein muß, — drohte, ihn zu „ersäufen“.

Am 9. Mai 1525 hielt Albrecht, nun als neuer Herzog von Preußen, seinen Einzug in Königsberg und in dem einige Zeit darnach stattfindenden Landtage, welchem er einen Bericht über die Zeit seiner Abwesenheit von Preußen, sowie über die Gründe der Umgestaltung in ein Herzogtum erstattete, übergab von Polentz dem Herzog die Herrschaft über das bischöfliche Stift Samland, — also die Vogtei Fischhausen, nebst den Kammerämtern Medenau, Thierenberg, Laptau und Powunden — mit den Worten: „daß es nach christlicher Ordnung und evangelischer Freiheit einem Bischof nicht gebühre, so viel Herrlichkeit zu haben.“

Kurze Zeit nach Uebergabe des Bistums an den Herzog und noch fünf Tage vor Luther verhehlichte sich von Polentz und zog nach Balga, welches ihm der Herzog als Wohnsitz übergeben hatte und wo er nun als „evangelischer“ Bischof von Samland bis 1550 wirkte und noch manchmal sein ehemaliges Bistum gelegentlich der Kirchenvisitationen aufsuchte.

Sein Denkmal vor der Kirche in Fischhausen wird für alle Zeiten an seine bedeutende Persönlichkeit erinnern. Mit goldenen Lettern steht aber neben von Polentz auch Fischhausen als der Geburtsort der lutherischen Lehre in Preußen in der Geschichte der evangelischen Kirche dieses Landes eingetragen.

Fischhausen selbst hörte nun auf Residenz der im Range den Fürsten gleichstehenden Bischöfe zu sein, mit deren Schicksal seine Geschichte mehr als zweieinhalb Jahrhunderte eng verbunden war und mit deren Fortgang auch seine geistige Bedeutung im nunmehr protestantischen Preußen erlöschen sollte.

Tag und Nacht lies in den Denkschriften der Väter, durchforsche die ältesten Aufzeichnungen deines Volkes; beachte die Geschichte und die Denkmäler der Jahrbücher, denn es ist schimpflich im Vaterland wie ein Fremdling umherzuwandeln.

Cassiodor.

B. Weiteres zur Geschichte des Schlosses und der Stadt Fischhausen 1525—1701.

1. Unter Herzog Albrecht 1525—1568.

Nach der Uebergabe des bischöflichen Anteils am Bistum Samland an Herzog Albrecht wurde die ehrwürdige alte Burg als „herzogliches Leibgedingehaus“ ein Lieblingsaufenthalt der herzoglichen Familie.

In dem bedauerlichen Aufstand der samländischen Bauern im Herbst 1525 war das Schloß die Zuflucht eines Teiles des samländischen Adels, den der herzogliche Sekretär von Gattenhofen in das befestigte Schloß aufnahm; nur sofort eingeleitete Verhandlungen mit den Aufständischen bewahrten das Schloß vor einem Angriff durch die Bauern.

Bald aber sollte das Schloß der Ort eines freundlicheren Ereignisses werden: am 1. Juli 1526 vermählte sich hier Herzog Albrecht mit Dorothea, der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark und Herzogs von Holstein. Am 17. Juni meldete hierzu Bischof von Polentz dem Herzog aus Fischhausen, daß der dänische Admiral Severin mit vierzehn wohlausgerüsteten Schiffen bereits im Sund liege und dort die Ankunft der Braut erwarte, um solche ins Balgaische Tief zu geleiten, er schlage vor die Gesandtschaft durch Lebensmittel zu ehren.

Am 24. Juni traf dann auch die Prinzessin, begleitet von elf Schiffen in Fischhausen ein, wo am 1. Juli in der Schloßkapelle, auch „Annenkirche“ genannt, die Trauung stattfand. Die Feier selbst wurde in Königsberg ausgerichtet.

Zur Hochzeit hatten die Aemter die erforderlichen Lebensmittel aufzubringen, auch war jedem Hause eine Steuer von einer Mark, jedem Mieter eine solche von einem Fierdung und jedem Dienstboten die Zahlung eines Groschens auferlegt.

Häufig hat nun das Herzogspaar in Fischhausen geweiht: hier wurde ihm auch 1527 die erste Tochter Anna Sophie geboren, die als einzige von vier Töchtern sich vermählte und durch ihre Heirat 1555 mit dem Herzog von Mecklenburg die Stammutter beider Häuser Mecklenburg wurde.

Einfach muß das Leben auf dem Schlosse gewesen sein: für den engeren Bedarf bewohnte der Herzog ein und die Herzogin zwei Zimmer auf demselben und ein Bericht aus dem Jahre 1528 verzeichnet mit peinlicher Genauigkeit das ganze Inventar und erwähnt zum Gebrauch des herzoglichen Paares an Wäsche „zwei Handtücher, zwei Paar Laken, zwei Kissenbezüge, drei Unterbetten von gestreiftem Zwillich, zwei Ueberbetten, davon eins bezogen, das andere nicht.“

1527 wie auch in den nächsten Jahren herrschte im Lande und auch in Fischhausen die Pest, auch englische Schweißkrankheit genannt: seit Jahren der Würangel Preußens. Die Leichen aus Fischhausen wurden, um die weitere Verbreitung der Krankheit zu verhindern, in Sankt Albrecht begraben. Auch Herzog Albrecht wurde 1529 von der Krankheit ergriffen: „nach Grunau wollte der Herzog vor derselben

aus Königsberg fliehen, der Diener, der ihm sein Roß hielt, fiel hierbei tot um und sinnlos ritt der Fürst nach Fischhausen, wo man ihn bald für tot aufs Bett legte. Die Herzogin, die grade in Fischhausen weilte, schien durch einen Boten vom Ausbruch der Krankheit verständigt zu sein und packte den Herzog nach Ankunft warm ein. Nach achtzehn Stunden jedoch verzagte der Herzog am Leben und schrieb an die Königsberger, sie möchten in der Kirche für sein Leben bitten, worauf in dreißig Stunden die Krankheit verschwunden war.“

Nicht untätig hatten mittlerweile die deutschen Mitglieder des Ordens dem Abfall Preußens von der Ordenssache zugesehen, dauernd machten sie ihre Ansprüche an das Ordensland geltend. Ja es gelang ihnen sogar, 1532 die Verhängung der Reichsacht über den Herzog durch den Kaiser zu erreichen, der 1544 dem in Deutschland weiter bestehenden Orden ausdrücklich das ehemalige Ordensland verlieh. Wie wenig sich der Herzog daran kehrte, geht aus der in dem gleichen Jahre stattgefundenen Gründung



Herzog Albrecht von Preußen.

Nach dem Gemälde im Kaiser Friedrich-Museum, Berlin.

der Königsberger Akademie hervor, für die das Hauptamt Fischhausen die erforderlichen Gelder aufzubringen hatte.

Um sich gegen diese ihm feindlichen Pläne zu schützen und die Zukunft Preußens sicher zu stellen, gelang es dem Herzog am 9. Dezember 1550 die Mitbelehrung der markgräflichen Linie von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth von den Polen zu erreichen.

Mittlerweile war am 11. April 1547 die Herzogin Dorothea gestorben und es erscheint, daß mit ihrem Tode die erfolgreiche Regierungsperiode Albrechts ein Ende nahm. Da aus der Ehe mit dieser kein Erbe für das Land hervorgegangen, entschloß sich der schon alternde Herzog auf Anraten der Stände zu einer neuen Ehe, die denn auch am

24. Februar 1550 mit Anna Marie, einer Tochter des braunschweigischen Herzogs Erich des Aelteren, zustande kam.

Interessant ist es, die Namen derjenigen kennen zu lernen, die als Gäste aus dem Amt Fischhausen zu dieser Hochzeit geladen waren, also wohl als die einflußreichsten Personen desselben anzusehen sind. Es waren dieses: „der Vogt Antonius Borck, von Schwendinger, Georg von Thalau, Hans von der Albe, Reinhard von Taubenheim, Herr Friedrich Truchseß und die Packmohrin auf Gauten mit ihren Töchtern.

Am 29. April 1553 hatte denn auch der Herzog die Freude, daß ihm der ersehnte Erbe „Albrecht Friedrich“ geboren wurde, den ein trauriges Schicksal später auf Jahrzehnte mit Fischhausen verbinden sollte.

Herzog Albrecht starb am 20. März 1568 in Tapiau, am gleichen Tage, da auch seine zweite Gemahlin Anna Marie in Neuhausen die Augen schloß.

2. Unter Herzog Albrecht Friedrich 1568—1618.

Albrecht Friedrich blieb der einzige Sohn des Herzog Albrecht aus dessen zweiter Ehe; in großer Liebe hing der Herzog an dem Erbprinzen, dem er im sechsten Lebens-

jahre in Jacob von Schwerin einen tüchtigen Erzieher gab. Im Gefühl des nahenden Lebensendes erließ Albrecht 1561 für den Prinzen die herrliche Anweisung über seine Pflichten als künftiger Landesherr, „eins der schönsten Fürstendokumente aller Zeiten.“

Nichts ließ bis jetzt darauf schließen, daß unheilbare Krankheit den Erbprinzen schon in jugendlichem Alter zur Regierung unfähig machen sollte, noch am 16. August 1567 schrieb der vierzehnjährige Prinz an seine Mutter, die ihn in Fischhausen besuchen wollte, „er selbst sei guter Gesundheit“.

Man hat nun versucht die sich entwickelnde Geisteskrankheit namentlich äußeren Einflüssen zuzuschreiben, ohne Zweifel war solche jedoch vererbt: schon sein Großvater väterlicherseits war geisteskrank, die Familie seiner Mutter galt auch als erblich belastet, nicht zum Mindesten aber wird der Grund für dieselbe auch in dem großen Altersunterschied der Eltern zu suchen sein. Der plötzliche Tod der beiden Eltern, vielleicht auch mangelnde Rücksicht der Regimentsräte auf den jungen, sensibel veranlagten Herzog scheinen jedoch den Ausbruch der schlummernden Krankheit beschleunigt zu haben.

In das Jahr 1573 fällt die Erzählung von der Teilnahme des Herzogs an der Hochzeit der Tochter Anna des Oberburggrafen von Kreytzen, die am 1. Februar mit dem späteren Hauptmann von Balga Melchior von Lehn-dorff, bei ihrer Schwester, der Gemahlin des Vogtes Hans von Wittmannsdorff, auf dem Schlosse Fischhausen stattfand.

Drei Tage dauerte diese, erheitert durch allerlei Verkleidungs-scherze, an denen der Herzog lebhaften Anteil nahm. Hier soll ihm nun, da er einer Dame zu nahe gekommen, auf Anraten der anwesenden Würdenträger vom Leibarzt ein Trank gegeben sein, der seine Krankheit, die bald darauf in Neuhausen ausbrach, herbeigeführt habe und seit welchem Tage er der „blöde Herzog“ heißen sollte.



Jugendbildnis
des Herzogs
Albrecht
Friedrich.

Nach einer Schau-
münze im Berliner
Münzkabinett.

Die verworrenen Zustände im Herzogtum, besonders auf religiösem Gebiet, welche schon die letzten Lebensjahre des Herzogs Albrecht ver-bittert hatten, griffen auch in die Regierungszeit des jungen Herzogs hinüber. Hader und Streit, ja Rachsucht und Verläumdung der evangelischen Bischöfe und der hohen Beamten des Landes miteinander, dazu Mißachtung der Person Albrecht Friedrichs trugen wohl viel zur Verschlimmerung der Krankheit bei und ließen dessen Menschen-scheu immer deutlicher hervortreten. Auch die Nichterfüllung des stillen Wunsches, nach dem Tode Sigismund II. August von Polen mit der polnischen Krone belehnt zu werden, soll ungünstig auf seinen Gesundheitszustand gewirkt haben.

Besorgt geworden, ließen die Regimentsräte den Fortschritt der Krankheit dauernd beobachten und das noch vorhandene Tagebuch des herzoglichen Kammerdieners bietet hierfür interessante Mitteilungen. Aber auch das Volk nahm lebhaften Anteil an der Krankheit seines jungen Fürsten: es wird von mancherlei, leider vergeblichen Heilversuchen berichtet, zu denen auch die noch heute in Königsberg vorhandene Bitt-tafel für die Gesundung des Herzogs einen interessanten Beitrag bildet.

Eheschließung So waren fünf Jahre seit Uebernahme der Regierung vergangen, in denen der Herzog oft in Fischhausen weilte und die wohl dem Herzog auch lichte Stunden brachten. In der Hoffnung, daß eine Heirat den Ge-sundheitszustand des Herzogs vielleicht dauernd günstig beeinflussen könne, traten die Regimentsräte mit dem Herzog von Jülich-Cleve in Verbindung, um dessen Ein-willigung zu einer Ehe seiner Tochter Marie Eleonore mit dem Herzog Albrecht Friedrich zu erhalten.

Eine ansehnliche Gesandtschaft reiste zu diesem Zweck von Preußen nach Cleve, um für den achtzehnjährigen Herzog um die Hand der drei Jahre älteren Prinzessin anzuhalten und trotz mancherlei sonderbarer Einwände und Hindernisse seitens des Herzogs kam es am 14. Oktober 1573 auch zur Vermählung.

Die Hochzeit wurde in großem Umfange gefeiert, den Aemtern war u. A. die

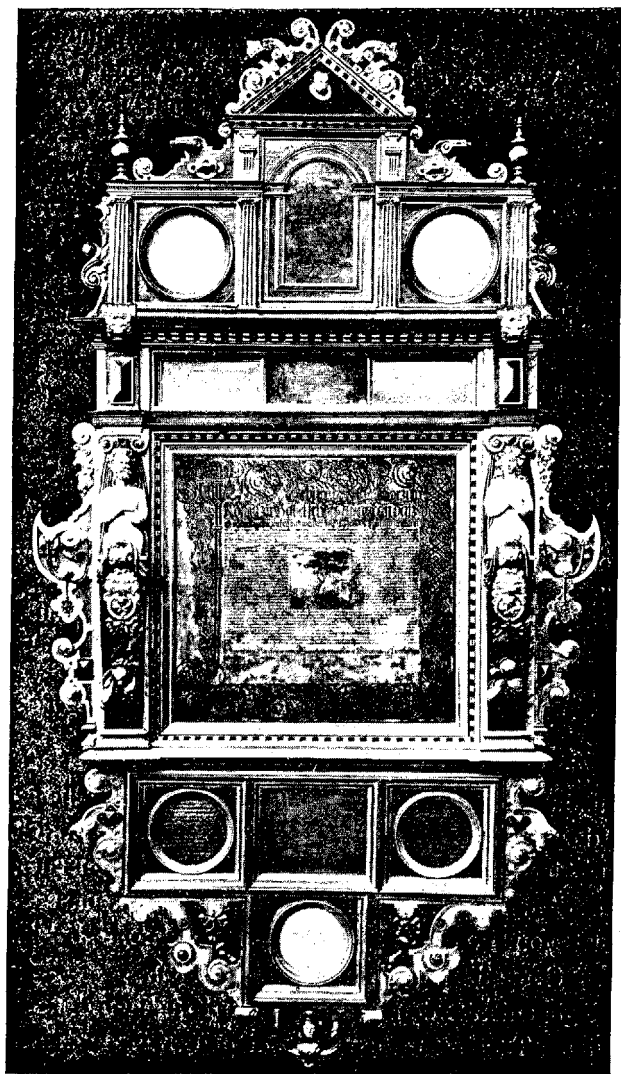
Lieferung von hundertzweiundfünfzig Ochsen, dreihundertsiebenzig Schöpsen, hundertzweiundachtzig Kälbern, sechstausend Hühnern, hundertzweiundfünfzig Kapaunen, zweihundert Schafen, fünf Elentieren, zehn Hirschen und riesigen Mengen anderer Eßwaren nebst neunzig Tonnen Meth aufgelegt.

Die Jülich-Clevesche Erbschaft

Von ungeahnter politischer

Tragweite sollten sich die Folgen dieser Ehe in garnicht langer Zeit für Preußen-Brandenburg erweisen. Marie Eleonore war unter sechs Geschwistern das älteste Kind des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve und seiner Gemahlin Marie, einer Tochter des Kaisers Ferdinand I. von Oesterreich.

Schon am 8. August 1526 war in diesem Fürstenhause die weibliche Thronfolge vereinbart und als unglückliche Zufälle dieses bis auf Marie Eleonore völlig aussterben ließen, kam nach dem Tode ihres letzten Bruders, des Herzogs Johann Wilhelm am 21. März 1609, — nachdem Marie Eleonore sich das Recht der Erbfolge schon zeitig hatte sichern lassen —, solches an das herzogliche Haus Preußen.



Widmungstafel zur Herstellung der Gesundheit
des Herzogs Albrecht Friedrich.

Prussia-Museum Königsberg.

Hieraus entstanden die Ansprüche Brandenburgs auf die reichen rheinischen Lande Jülich, Cleve und Berg, sowie an die Grafschaften Mark und Ravensberg, von welchen jedoch durch Vergleich mit anderen vermeintlichen Erben 1614 zunächst nur ein Teil an Brandenburg kam, bis dann endlich nach Jahrhunderten durch den Wiener Kongreß 1815 auch der Rest Preußen zugesprochen wurde.

Da Marie Eleonore bereits 1608 starb, trat sie selbst nicht mehr in den Besitz

der Erbschaft, sie ging vielmehr auf das älteste Kind des Herzogpaares: die in Fischhausen geborene Prinzessin Anna über, die solche dann wiederum durch ihre Heirat mit dem Prinzen Johann Sigismund von Brandenburg an dieses Haus brachte.

Vormundschaft

Die junge Herzogin fand sich vor die schwere Aufgabe gestellt, das Gemüt des Herzogs wieder zu erhellen, und wirklich scheint sich der Zustand desselben im Laufe des Jahres 1575 merklich gebessert zu haben: voll Freude schreibt sie an die ihr befreundete Markgräfin von Brandenburg „also daß wir zu dem lieben Gott ungezweifelt hoffen, seine göttliche Allmacht werde sich über Se. Liebden erbarmen, derselben solche Beschwer vollends entnehmen und sie zu voriger Gesundheit kommen lassen“

Vergebens aber war die Hoffnung auf Genesung und so versuchte die Herzogin die Regentschaft des Landes, die, wie sie annahm, ihr allein zukam, für den kranken Herzog zu übernehmen. Sie stieß jedoch auf lebhaften Widerspruch der Regimentsräte, die nicht geneigt waren, die Macht, die sie seit dem Tode des Herzog Albrecht hatten, ohne weiteres aus der Hand zu geben.

Noch bevor beide Teile zu einer Einigung gelangten, trat 1577 ein anderer Bewerber für die Regentschaft, „der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth“ auf den Plan, welcher sich schon am 5. März 1563 für sich und das brandenburgische Kurhaus mit dem Anrecht auf Preußen von Polen hatte mitbelehnen lassen.

Auch der König von Polen hielt jetzt die Zeit für gekommen, Preußen völlig unter seine Herrschaft zu bringen; gegen die Aussicht militärischer Unterstützung und Zahlung von zweihunderttausend Gulden gelang es jedoch Georg Friedrich den polnischen König vorläufig von seinen Plänen abzubringen und am 22. September 1577 die Vormundschaft über den Herzog und am 23. Oktober 1578 die volle Administration über Preußen zu erhalten.

Bald nach Erhalt der Vormundschaft kam denn auch Georg Friedrich aus Warschau — wo ihm plötzlich seine Gemahlin gestorben war —, am 21. Mai 1578 in Königsberg an: bereits am 6. Juni weilte er in Fischhausen, um dort den Samländern den Eid der Treue abzunehmen, nicht ohne hier auf gewissen Widerstand zu stoßen, da der Adel den Markgrafen nicht ohne Weiteres als Regenten anerkennen wollte.

Groß war das Mißvergnügen der preußischen



Marie Eleonore
Gemahlin von Albrecht Friedrich
geb. Prinzessin von Jülich-Cleve.



Albrecht II. Friedrich
Markgraf von Brandenburg
Herzog in Preußen.

Regimentsräte über diese Vorgänge, mußten sie doch für ihre bisherigen Rechte und Freiheiten fürchten, umsomehr, als es am 27. Februar 1579 Georg Friedrich gelang, die Vormundschaft in dauernde Belehnung mit der Bestätigung zu ändern: „daß, wenn er oder Albrecht Friedrich ohne männliche Nachkommen bleiben sollten, die Erbfolge an das kurfürstliche Haus Brandenburg fallen solle.“

Durch die Vormundschaft war das herzogliche Paar jeden Einflusses auf die Verwaltung der Landesangelegenheiten beraubt, selbst persönliche Kränkungen blieben ihm nicht erspart. So mußten sie die paar Zimmer, die sie auf dem Königsberger Schloß inne hatten, trotz vieler Bitten der Herzogin räumen und dauernd wurde nun Fischhausen der Wohnsitz des unglücklichen Herzogs und seiner Gemahlin.

Traurig sah es damals auf dem Schlosse aus, es scheint, als ob der Herzog und seine Gemahlin mit Gewalt gedemütigt werden sollten: so wurde bei einer



Anna, Kurfürstin von Brandenburg
geb. 3. Juli 1576, gest. 30. Mai 1625.

Revision um diese Zeit festgestellt, „daß das ganze schöne Inventar fort sei und nicht ein Viertel Butter im Hause wäre.“ Auch die Pest war wieder einmal im Lande und 1580 floh die ganze herzogliche Familie vor derselben nach Tapiau.

Kinder des Herzogs Albrecht

Sieben Kinder wurden dem Herzogpaar innerhalb elf Jahren geboren, von denen die älteste Tochter Anna später die Gemahlin Johann Sigismunds von Brandenburg wurde, wodurch derselben als Stammutter des preußischen Königshauses eine wichtige Rolle in der Geschichte Preußens und Brandenburgs zufallen sollte. Weitere vier Töchter folgten, die sich alle noch bei Lebzeiten des Herzogs angesehenen Fürsten vermählten.

Die zweite Tochter Marie heiratete den Markgrafen Christian von Kulmbach und die dritte Sophie 1609 den Herzog Wilhelm von Kurland. Durch Heirat mit der vierten Tochter Henriette sicherte sich der verwitwete Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg, der Vater des mit der ältesten Tochter Anna verheirateten Prinzen Johann Siegmund, noch enger die reiche preußisch-rheinische Erbschaft. Die jüngste Tochter Magdalena Sibylla wurde 1607 die Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und damit die Stammutter der albertinischen Linie des sächsischen Königshauses.

Auch zwei Söhne wurden dem Herzogspare 1580 und 1586 in Fischhausen geboren, die jedoch beide im ersten Lebensjahre starben.

1594 fand in Königsberg die schon erwähnte Eheschließung der Prinzessin Anna mit Johann Sigismund, dem ältesten Sohne des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg und nächsten Anwärters auf das Herzogtum Preußen, statt.

In großer Pracht muß solche gefeiert sein, die Anforderungen an die Aemter betragen 1167 Ochsen und Auerochsen, 1800 Hammel und Schafe, 31 Hirsche, Elen und Rotwild, 180 Schock Karpfen, 133 Tonnen Heringe, 18900 Fludern, 720 Gänse, 173 Faß Essig, 861 Ohm Rotwein, 649 Faß Bier usw., das Amt Fischhausen mußte die Wäsche beisteuern.

Der Herzog nahm nicht an der Hochzeit teil, trotzdem das Wohlbefinden desselben sich in seinem vierzigsten Lebensjahre merklich gebessert haben soll; 1605 wird sogar von einer ermländischen Abordnung berichtet, die der Herzog in Fischhausen empfing. Die Herzogin wird um diese Zeit schon als recht schwach bezeichnet.

Von einer Vergnügungsfahrt wird noch erzählt, die Johann Sigismund mit seiner Gemahlin 1599 auf einer Galee nach Fischhausen unternahm, wofür fünf- undzwanzig Schiffer für Hin- und Rückfahrt fünf und zwanzig Mark berechneten.

1603 starb, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen, der Regent Preußens Georg Friedrich in Ansbach. Des Kampfes mit dem übermächtigen preußischen Adel müde, war er siebzehn Jahre überhaupt nicht mehr nach dort gekommen und regierte von Ansbach aus, soweit seine eingeschränkte Gewalt ein Regieren überhaupt zuließ.

Unter dem Vorwand der Fürsorge für den beiderseitigen Schwiegervater Albrecht Friedrich, richtiger aber wohl um nicht die Erbfolge zu verpassen, sandte der Kurfürst schleunigst seinen Sohn Joachim Sigismund nach Preußen, starb aber selbst unerwartet, ehe der Prinz in Königsberg anlangte. So übernahm denn Sigismund am 29. April 1603 dort für sich die Vormundschaft über den kranken Herzog, und am 16. November gleichen Jahres von Polen die völlige Belehnung mit Preußen, die als der erste Schritt des Anschlusses Preußens an Brandenburg anzusehen ist.

Mittlerweile war am 2. Juni 1608 in Fischhausen die Herzogin Marie Eleonore gestorben. In Treue hatte sie in fünf und zwanzig langen schweren Jahren zu dem kranken Herzog gestanden, stille wurde es um diesen und traurig mögen sich die Verhältnisse auf dem Schlosse Fischhausen für ihn gestaltet haben.

Selbst an der nötigsten Verpflegung fehlte es: so wird geklagt, daß die aus den Teichen des Amtes an die herzogliche Küche zu liefernden Fische garnicht aufs Schloß gebracht, sondern an die Fischhausener Bürger verkauft wurden.

Seine Tage verbrachte Albrecht Friedrich mit Arbeiten an der Drechslerbank, die an einer abgesonderten Stelle der Mauer aufgebaut war, der geschnitzte Altar in der Schloßkapelle soll auch von ihm gefertigt sein. Seine Schlafstätte befand sich in einem sicheren Gemach, wo an zwei an einem Balken hängenden eisernen Stäben das Bett befestigt war, welches dann an Rollen hochgezogen wurde und worin er sich in den Schlaf wiegen ließ. So bedeutete es wohl für Albrecht Friedrich, den wir in den letzten Lebensjahren meist nur als Markgraf von Brandenburg bezeichnet finden, eine Erlösung, als er am 28. August 1618 zwischen zwölf und ein Uhr im Alter von sechsundsechzig Jahren auf dem Schlosse Fischhausen starb: „er war der Letzte seines Stammes“.

Erfolgte sein Ableben unter recht traurigen Verhältnissen, so wurde doch bei seinem Leichenbegängnis die größte Pracht entfaltet, und noch ist ein umfangreiches



Magdalena Sibylla
Kurfürstin von Sachsen
geb. 31. Dezember 1587
gest. 12. Dezember 1659.

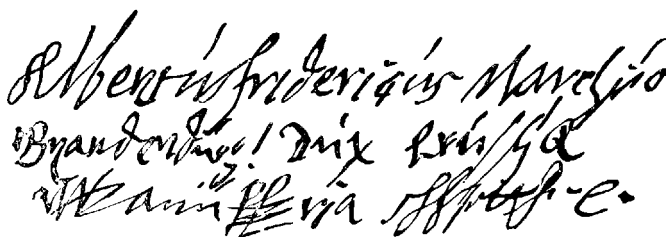
Werk in Kupferstich vorhanden, welches den prunkvollen Leichenzug in Königsberg darstellt.

**Tod und Begräbnis
Albrecht Friedrichs**

Am 31. August wurde der Herzog, „in der Hand ein Rauchpüschlein von frischen leifarben Negelein-Blumen mit Perlen versetzt“, in den eichenen mit Sammet bezogenen Sarg gelegt und in die Kapelle auf dem Hause Fischhausen getragen, voran etliche Knaben aus der Schule zu Fischhausen nebst dem Kantor. Groß war das Gefolge, darunter auch die Tochter Anna; den Beschluß machten Rat, Gericht und Bürgerschaft Fischhausens.

Die Kirche war ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und die Predigt hielt der Hofprediger Behm. Die Leiche blieb nun bis zum 5. Februar 1619 in Fischhausen aufgebahrt, erst an diesem Tage wurde sie, begleitet von der Fischhausener Bürgerschaft, aus dem Schlosse nach Königsberg geführt, um im Dom dortselbst beigesetzt zu werden.

Hundertsieben Jahre dauerte die Regierungszeit Albrechts und Albrecht Friedrichs, von denen fast hundert Jahre Fischhausen beiden als Wohnsitz diente.



Unterschrift Herzog Albrechts aus dem Jahre 1595.

3. Unter den Brandenburgischen Kurfürsten 1618—1701.

1619, ein Jahr nach dem Tode Albrecht Friedrichs, starb auch Kurfürst Johann Sigismund und sein Sohn Georg Wilhelm übernahm die Regierung.

Schwedenzeit

In die Regierungszeit dieses als schwach und verschwenderisch geschilderten Kurfürsten fallen die Thronfolgestreitigkeiten zwischen dem katholischen König Siegmund III. von Polen und dem evangelischen König Gustav Adolf aus dem schwedischen Hause Wasa, in welchem der Letztere das Samland, insbesondere Pillau zur Basis seiner Unternehmungen gegen die Polen machte.

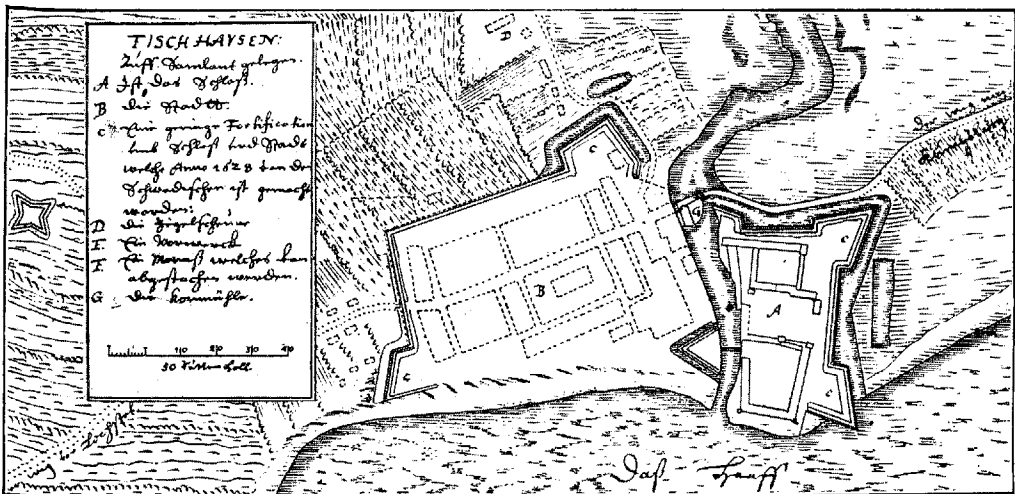
Schwierig war die Stellung des Kurfürsten zwischen den streitenden Parteien: auf einer Seite war er durch die Stellung Preußens als polnisches Lehen Polen gegenüber Verpflichtungen eingegangen, andererseits mochte er es mit seinem Schwager Gustav Adolf nicht verderben, trotzdem er bei demselben Eroberungsabsichten auf Pommern vermutete.

Da die Wahrscheinlichkeit einer schwedischen Landung in Pillau vorlag, wurde neben Pillau auch Lochstädt und das Schloß Fischhausen notdürftig in Verteidigungszustand gebracht und letzteres mit dreiundvierzig Mann der Pillauer Garnison belegt.

Durch die unvermutete Landung Gustav Adolfs am 6. Juli 1626 in Pillau wurde der Kurfürst überrascht und es begannen nun langwierige Verhandlungen zwischen beiden Parteien, bei denen der Vogt und Landrat von Fischhausen, Fabian von Borck, der Beauftragte des Kurfürsten war. Diese Beratungen zogen sich den ganzen Sommer hin. Bemerkenswert ist hierbei die Langmut Gustav Adolfs, das Resultat war aber, daß Georg Wilhelm sich dem König schließlich doch fügen mußte.

Während Pillau auch nach der im Herbst erfolgten Abreise des Schwedenkönigs von schwedischen Truppen besetzt blieb, drängte Polen auf einen größeren Widerstand des Kurfürsten gegen die Schweden, namentlich aber auf die Besetzung Fischhausens, in dessen Nähe auch polnische Truppen zusammengezogen wurden. Da die preußischen Truppen zu schwach waren, zog der Kurfürst das 1626 in der Mark zusammengestellte Regiment von Kracht am Anfange des Jahres 1627 nach Preußen, von welchem drei Kompagnien nach Fischhausen gelegt wurden. Aus diesem, die erste Garnison Fischhausens bildenden Regiment entstand dann später das Ostpreußische Infanterie-Regiment 4, das älteste der preußischen Armee.

Als Gustav Adolf im Frühjahr 1627 wieder in Pillau landete, war es sein erstes, diese bedrohliche Nachbarschaft zu entfernen, wozu sich die in Lochstädt gefangen genommene preußische Regierung auch verstehen mußte: Fischhausen wurde von den Schweden besetzt.



Plan der Befestigung des Schlosses und der Stadt Fischhausen durch die Schweden.
 Nach einem Plan im Schwedischen Reichsarchiv Stockholm.

Die bis dahin nur angedrohte Besetzung Fischhausens war nun Wirklichkeit geworden und an Stelle der Befestigung Fischhausens gegen die Schweden befestigten diese jetzt Fischhausen gegen die Polen zum Schutze Pillaus gegen Angriffe von der Landseite. Es wurde hierbei die Umwallung des Schlosses verstärkt, auch die Stadt erhielt eine leichte Wallanlage, und ferner entstanden Schanzen auf dem Eiskellerberg — dem Platze des heutigen Kreishauses — und auf der Anhöhe des Mühlengrundstückes hinter dem Bahnhofe.

Wie in der Stadt auf dem Rathause, so fielen auch auf dem Schlosse alle Urkunden der Besetzung zum Opfer: nur das Grenzbuch und das älteste Hausbuch, die sich zufällig außerhalb des Schlosses befanden, werden als gerettet bezeichnet.

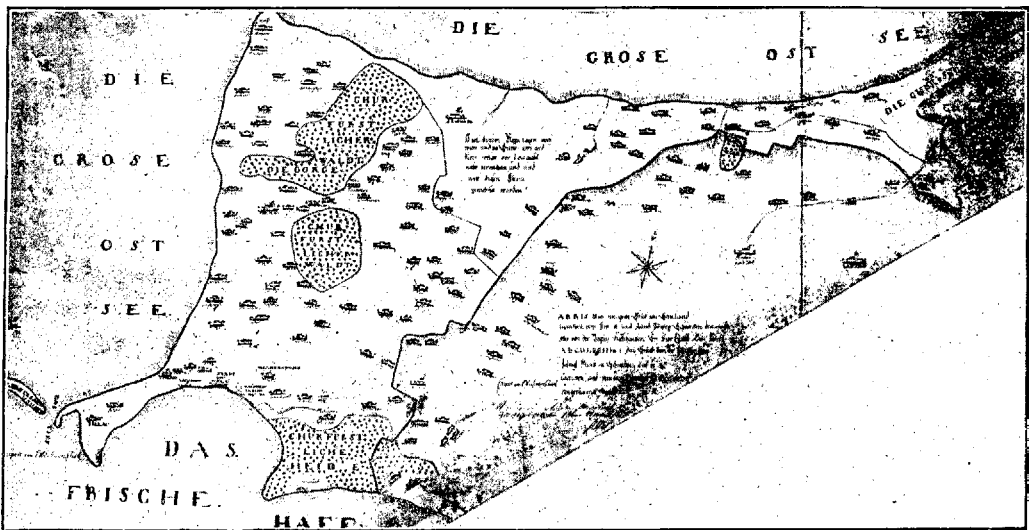
Aber auch das ganze Inventar des Schlosses verschwand um diese Zeit; die erklärliche Verwirrung benutzend, wurde dasselbe von dem Amtsverwandten Feyerabend aus dem Schlosse abgeholt und war auch nicht wieder beizubringen.

Um das Land vor Plünderungen zu bewahren, bewilligte der Landtag beiden Parteien Unterstützungen. Der Widerwille gegen diese neue Belastung war im Lande aber so groß, daß sich aus dem Amt Fischhausen erst auf strengen Befehl des Kurfürsten überhaupt ein Abgeordneter zu diesem Landtage einfand.

Bald darauf aber sollte es auf Veranlassung Frankreichs und Englands zu Friedensverhandlungen zwischen Polen und Schweden kommen. Zu diesem Zwecke trafen der französische Gesandte Baron von Charnacé, der englische Gesandte Thomas Rot, von polnischer Seite fünf Gesandte, darunter der Großkanzler Jacob Zaszycki, und für Schweden der damalige Generalgouverneur von Preußen Oxenstierna, Feldmarschall Wrangel und General Banér im Juli 1629 in Fischhausen ein.

Auch Gustav Adolf weilte, nachdem er am 14. September aus Westpreußen aufgebrochen, um diese Zeit in Fischhausen, wo er eine Zusammenkunft mit Georg Wilhelm hatte.

Unter der Vermittlung des Landhofmeisters Andreas von Kreytzen kam es denn auch am 31. Oktober in Fischhausen zum Abschluß eines sechsjährigen Waffenstillstandes, der den Kämpfen zwischen Schweden und Polen ein Ende machte: aber erst der am 12. September 1635 durch Vermittlung des französischen Staatsmannes



Abriß über ein großes Stück Samland, das im Oktober 1629 den Schweden eingeräumt ist.

Nach einem Plan im Staatsarchiv Königsberg.

Richelieu in Altmark bei Stuhm auf weitere sechsundzwanzig Jahre abgeschlossene Waffenstillstand führte 1660 zum dauernden Frieden von Oliva.

Die Folge der Verhandlungen in Fischhausen war außer der Besetzung Fischhausens, welches einen schwedischen Gouverneur erhielt, auch die eines großen Teiles des Samlandes, die jedoch entsprechend der Vereinbarung einen Monat vor Ablauf des Waffenstillstandes 1635 ein Ende nahm.

Aus Anlaß der Räumung des Landes ließ Georg Wilhelm später eine Medaille von dem berühmten Dadler modellieren, die auf einer Seite ihn mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, auf der anderen aber die schöne Bucht von Fischhausen darstellt.

Mit dem Abzug der schwedischen Truppen kam nun für einige Jahre Ruhe in das ausgesogene Land, von allen Städten des Herzogtums hatte aber Fischhausen am meisten gelitten. Durch die achtjährige schwedische Besetzung waren die Bewohner vollständig verarmt und als Preußen dann an Polen die Kosten der zur Verteidigung Preußens gegen die Schweden angeworbenen Truppen zahlen mußte, blieb Fischhausen infolge der großen Armut von der hierfür ausgeschriebenen Steuer befreit.

Fünfundvierzig lange Jahre sollten jedoch die schwedisch-polnischen Streitigkeiten noch wie ein schwerer Druck auf dem Lande ruhen, von welchem es erst der Große Kurfürst 1679 befreien konnte. Namentlich Pillau und das Samland befanden sich in dauernder Gefahr vor einer Landung der Schweden. Dieses war auch der Grund, aus welchem Fischhausen lange Jahre unter einer übermäßig starken militärischen Besatzung zu leiden hatte.

Bald nach Fortzug der Schweden erhielt die Stadt Truppen des Truchseßschen Regiments in Garnison und 1639 rückte die kurfürstlich brandenburgische Leibkompagnie zu Pferde in Fischhausen als Besatzung ein. Diese, wie auch alle späteren Garnisontruppen Fischhausens bildeten jedoch meist nur einen Teil der zum Schutze Pillaus bestimmten Truppen, da Pillau damals noch zu unbedeutend war, um einer größeren Anzahl außerhalb der Festung Unterkunft gewähren zu können.

Bereits 1640 rückte diese Leibkompagnie, die in Fischhausen auf 443 Mann gebracht wurde, wieder nach der Mark zurück und es wurde nun in Fischhausen durch den Oberstleutnant von Hohendorf eine neue preußische Leibkompagnie zu Pferde errichtet. Die Stärke derselben, ohne Beförderte und Offiziere, betrug 180 Mann und war es ihre erste Aufgabe, 1641 den Kurfürsten Wilhelm zur Belehnung nach Warschau zu begleiten. Diese Garde stand unter dem direkten Befehl des Kurfürsten und haben wir in ihr, wenn auch nur dem Namen nach, den Vorläufer der preußischen Garde zu erblicken.

1643 wurde sie durch eine Kompagnie Leibgarde zu Fuß in Stärke von 202 Mann vergrößert, ihr Kommando erhielt als „Capitain der Gardi“ der kurfürstliche Stallmeister Pierre de la Cave, dem wir von jetzt an für eine lange Reihe von Jahren in der militärischen Chronik des Samlandes begegnen.

Diese Garde war nun besonders gut bekleidet und besoldet, da sie aber auch gut „traktiert“ sein wollte, wurde von einer beabsichtigten Verlegung nach Pillau abgesehen, da dieses sich in Pillau nicht ermöglichen ließ und für die anderen Truppen dort nur Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hätte.

Die verarmten Bürger Fischhausens hatten also diese Ansprüche zu befriedigen, für welche für den Mann und Tag drei Groschen gezahlt wurden, auf Borg durfte nicht geliefert werden. Geklagt wurde auch darüber, daß die Offiziere und Korporale ihre eigenen Kantinen hielten, wodurch die Stadt auch an diesen keinen Vorteil hätte.

In dieser Not machte die Stadt im Jahre 1644 eine Eingabe an den Kurfürsten, daß ihr, „weil die Bewohner ganz verarmt und unvermögend geworden“, die Steuern erlassen werden möchten: „nicht mit Worten sei das Elend zu beschreiben, welches die Belästigung durch die viele Soldateska über den Ort gebracht, die Häuser seien ruiniert und verwüstet und keine Stadt im ganzen Herzogtum habe soviel ausgestanden als Fischhausen.“

Auch baten die Bewohner, daß die 1643 dorthin verlegte Leibkompagnie, die nur kurze Zeit dort bleiben sollte, wieder fortgenommen werde; dieser Wunsch wurde jedoch nicht erfüllt, in aller Freundlichkeit schreibt der Kurfürst, „daß er solche noch nicht fortnehmen könne und daß Soldaten doch auch Geld bringen;“ 1645 rückte dann die Garde doch aus Fischhausen ab und kam später nach Pillau.

Das Jahr 1650 brachte Fischhausen wieder recht lebhaftes militärisches Leben, da eine schwedische Landung als sicher angenommen wurde. Gegen eine solche wurden auch die samländischen Strandbauern militärisch ausgebildet, die Waffen wurden jedoch aus besonderen Gründen in Fischhausen aufbewahrt und nur zu den Exerzitien ausgegeben.

Da auch noch zwei Kompagnien des Regimentes von Arnim nach Fischhausen kamen, verwandten sich nun sogar die Oberräte Preußens für „das arme Städtlein“, welches unter der Last der Einquartierung fast zu Grunde gehe, beim Kurfürsten, und es kam denn auch eine Kompagnie nach Heiligenbeil.

1657 liegt wieder eine Kompagnie der Leibgarde in Fischhausen, 1659 sogar zwei: die Kompagnien des Oberstleutnants von Oppen und des Kapitäns von Redern. Da auch ferner noch drei Kompagnien des Mollenschen Regimentes mit 300 Mann, sowie Dragoner hier in Garnison lagen, so war es eine ungeheure Belastung der Stadt, umsomehr, da die geworbenen Truppen meist ihre Weiber und Kinder bei sich hatten, deren Zahl noch ihre eigene überstieg. Entschuldigend ist hierbei, daß die Jahre 1657—60 einem Kriegszustand mit Schweden fast gleichkamen, wenn es auch zu direkten Kriegshandlungen in Preußen nicht kommen sollte.

Noch bis zum Jahre 1663 blieb die Garde in Fischhausen, worauf sie mit der Pillauer Garnison vereinigt wurde, dafür kam eine Kompagnie des von Schwerinschen Regimentes in die Stadt. 1677



Ruine der Vorburg.

wurde in Fischhausen das zur Unterstützung des Kurfürsten für seine pommerschen Unternehmungen gegen Schweden bestimmte Regiment von Lehn-dorff gemustert. Die Soldaten wurden mit auf die nächsten Dörfer verteilt, „es liefen aber viele weg“. Nach dem berühmten Winterfeldzug des Kurfürsten 1679 gegen die Schweden in Preußen wurden hier, wie auch in Lochstädt, viele dergefangenen Schweden untergebracht, da hier große „Losamenter“.

Als 1688 der Große Kurfürst starb, hatte Fischhausen zwei Kompagnien in Garnison, noch bis zum Jahre 1811 war es dann auch ständig mit Militär belegt.

Wenn wir die Stadt Fischhausen im siebzehnten Jahrhundert durch kriegerische Maßnahmen sehr bedrückt finden, so kamen dazu auch in diesen Jahren noch große Feuersbrünste. So brannten 1673 einunddreißig Häuser, darunter sechs Mälzenbräuerhäuser nieder. Der Kurfürst half den Bewohnern auf deren Bitte um Unterstützung mit freiem Baumaterial durch die Erlaubnis zur Holzentnahme aus der nächsten „Wildnis“. Ziegel konnten nicht geliefert werden, da solche, meist aus dem Amt Brandenburg kommend, damals zum Bau der Pillauer Festung gebraucht wurden.

Auch auf dem Schloß lagen die Verhältnisse nicht besser; auffallend klein ist das angeführte Inventar in diesen Jahren, außerdem kamen noch Veruntreuungen vor, von denen die eine, begangen von einem ungetreuen Amtsschreiber, so bedeutend war, daß die Witwe desselben allein an barem Gelde 5500 Taler Ersatz leisten sollte.

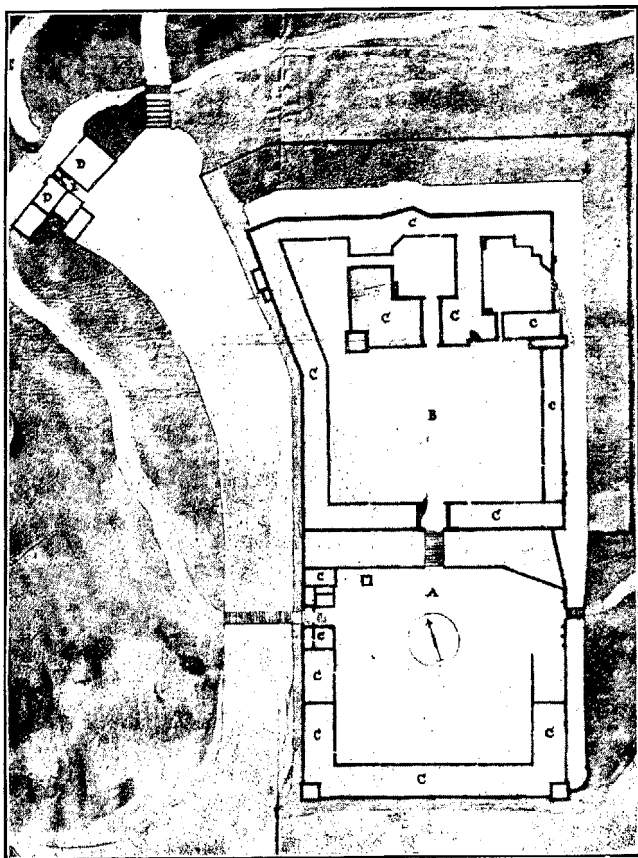
Die Oertlichkeit ist das von einer längst
vergangenen Begebenheit übrig gebliebene
Stück Wirklichkeit. Graf Moltke.

C. Die bischöfliche Burg Schonewic-Fischhausen.

Unter nach unseren heutigen Begriffen sicher recht primitiven Verhältnissen entstanden um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts im Ordenslande Bauten, die wie die Marienburg, das Heilsberger Schloß und weitere, noch heute zu den hervorragendsten Kulturdenkmälern des deutschen Volkes gehören. Verschwunden sind aber Mauern und Türme des bischöflichen Schlosses Fischhausen, einst eine der größten Burgen Preußens, und betrübend ist es, wenn man hört, daß sie nicht den Stürmen der Jahrhunderte, sondern, in heute ganz unverständlicher Rücksichtslosigkeit, Menschenhänden zum Opfer fiel, die denn auch die Zerstörung so gründlich besorgten, wie bei keinem anderen Gebäude des alten Ordenslandes.

Ueberaus spärlich sind die Nachrichten, die uns von der alten historischen Bischofsburg überliefert sind und auch diese entstammen frühestens dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Die ganze ältere Geschichte derselben wird daher wohl auch für alle Zeiten in ein sagenhaftes Dunkel gehüllt bleiben.

Der Baubeginn der Burg wird um das Jahr 1285 verlegt; sie trat an die Stelle der ersten hölzernen Burganlage und wird sich in ihrer schlichten Einfachheit und Strenge wohl kaum von den sonstigen Wehrbauten des Ordens dieser Zeit unterschieden haben. Ziegelsteine, die an der Baustelle selbst gebrannt wurden, bildeten das hauptsächlichste Baumaterial, während natürliche Steine, da in der Fischhausener Gegend nicht häufig, wohl nur zu den Fundamenten verwendet wurden. Mit großer Sorgfalt wurden Steine und Mörtel hergestellt und hätten danach die Mauern, deren gewaltige Stärke wir noch heute an den gut erhaltenen Grundmauern der Kirchenruine bewundern, sicher noch Generationen überdauert.



Grundriß des Schlosses Fischhausen.

Nach einer Zeichnung von de Kemp aus dem Jahre 1608.

A und B Höfe. C Wohngebäude. D Mühle.

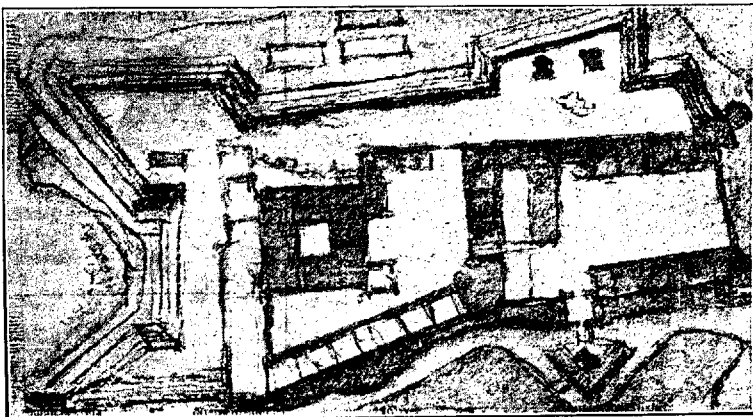
Nach einem Plan im Geheimen Staatsarchiv Berlin.

Außere und innere Wände behielten die natürliche Farbe des Backsteins, erst der Unvernunft späterer Zeiten blieb es vorbehalten, die prachtvolle Wirkung desselben durch den die Ziegel angreifenden Putz und Tünche zu entstellen. Die Außenseiten der Mauern wurden neben den Fenstern durch diesen ähnliche Nischen belebt, deren Blenden farbige Platten belebten.

Ueber die Anlage der Burg ist es an Hand der noch vorhandenen Grundrisse möglich, sich eine ziemlich genaue Anschauung zu machen und zwar kommt hierfür in erster Linie die aus dem Jahre 1603 stammende Zeichnung des holländischen Ingenieurs de Kemp in Betracht. Dieser bereiste auf Veranlassung des Kurfürsten um diese Zeit das Herzogtum Preußen, um demselben Vorschläge für den Verteidigungszustand des Landes zu machen und kommt dabei zu dem Resultat, „daß an Fischhausen und seinem Schlosse als einem Schlüssel des Landes“ viel gelegen sei.“ De Kemp schlägt auch die weitere Befestigung Fischhausens durch eine Wallanlage von sechzig Fuß Fundamentbreite vor, innerhalb derselben sollten sich noch die Windmühlen befinden; auch das Terrain hält er für diesen Wall als besonders geeignet.

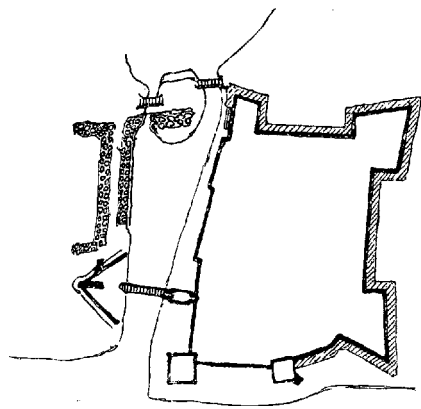
Anläßlich der Besetzung eines Teiles des westlichen Samlandes durch die Schweden 1629 wurde das Schloß Fischhausen wesentlich verstärkt und solches mit Wällen und Gräben umgeben, wie ein schwedischer Plan aus diesem Jahre zeigt. Auch die Stadt erhielt eine leichte Umwallung, deren Verlauf sich in der heutigen Reiferbahn noch erkennen läßt. Schanzen auf dem Eiskellerberg, bei der Windmühle und eine nach Dargen zu gelegen, vervollständigten die Befestigungsanlage.

Ein Jahrhundert später fertigte dann der in preußischen Diensten stehende englische Ingenieur de Collas, — der sich später auch im Kreise ansässig machte, — einen Grundriß nebst Ansicht des Schlosses, der unabhängig von dem schwedischen Plan entstanden, fast genau mit demselben übereinstimmt und daher wohl auch auf eine gewisse Richtigkeit der Zeichnung bezüglich des Aussehens des Schlosses



Grundriß des Schlosses.

Nach einer Zeichnung des Ingenieurs de Collas aus dem Jahre 1713.



Grundriß des Schlosses
aus dem siebzehnten Jahrhundert.
Geheimes Staatsarchiv, Berlin.

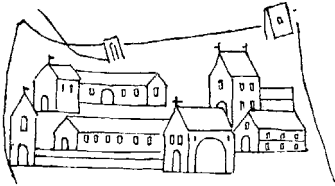
vermuten läßt. Danach dürfte die Größe der Burganlage, ohne die Wall- und Grabenbefestigung, auf ungefähr 150 Meter Tiefe bei 75 Meter Breite zu schätzen sein, „ein wahrhaft imposanter Bau.“

Jeder Zweifel könnte leicht durch eine Freilegung der sicher noch vorhandenen Fundamente

beseitigt werden, die man beim Abbruch des Schlosses wohl nicht entfernt haben dürfte; wenigstens stieß man noch vor einigen Jahren auf die Fundamente des großen Uhrturmes.

Bei weitem schwieriger ist es, bei fast völligem Mangel einer anschaulichen Zeichnung, sich ein einigermaßen richtiges Bild vom Aussehen der Burg zu machen. Merian nennt sie in seiner Topographie aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts „ein weitläufig Gebäude von Ziegelsteinen aufgeführt, das Wasser läuft rings herum.“

Wie alle Burgenanlagen der Ordenszeit bestand auch das Schloß Fischhausen aus der Haupt- oder Hochburg und der vorgelagerten und diese an Umfang übertreffenden Vorburg, die in Fischhausen nach dem Haffe zu gelegen war; das von den Schweden mit einer Defensionsmauer versehene Tor befand sich an der Stelle der heutigen Amtsbrücke. Vor- und Hauptburg waren durch eine unter dem Hauptgeschoß der Kapelle hindurchführende Durchfahrt verbunden.



Schloß Fischhausen 1638.
Nach einer Skizze im Staatsarchiv zu Königsberg.

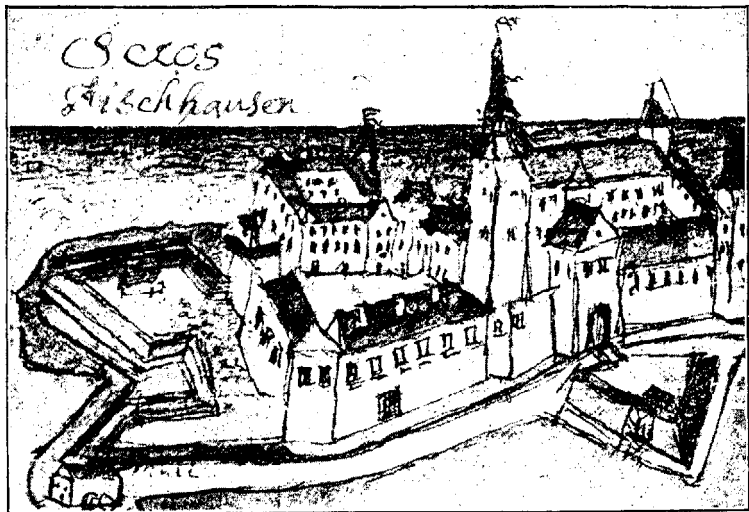
Die Hochburg war ein vierflügliger geschlossener Bau, dessen Südflügel wir in der noch heute bestehenden Kirche zu erblicken haben; sie wird in Berichten aus dem siebzehnten Jahrhundert auch „alter oder hinterer Stock“ genannt; in demselben werden mehrere große Säle erwähnt, auch das Gemach des blöden Herzogs Albrecht befand sich darin, ebenso die reichlich mit bunten Wappen

geschmückten kurfürstlichen Gemächer nebst weiteren Wohnräumen.

Des Oeffteren hört man im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert von dem baufälligen Zustand der Gebäude, um diese Zeit wurde das ganze Dachgestühl erneuert. Am 13. Juli 1666 berichtete der damalige brandenburgische Statthalter in Preußen Fürst Radziwill dem Kurfürsten, „daß die Gebäude auf dem Amt Fischhausen sehr der Reparatur bedürftig seien: namentlich die Rüstkammer, wo eine große Quantität Pulver liege, sei in Gefahr; da in der Fischhausener Heyde kein geeignetes Bauholz sei, möge der Kurfürst solches aus der Capornischen Heyde anweisen.“

Einen Hauptschmuck der Burg bildete der fünfspitzige Uhrturm.

Dieser muß unmittelbar am Wasser des Mühlgrabens gestanden haben, denn in einem Revisionsbericht des Jahres 1621 wird er als vom Eise sehr ausgewaschen und abgestoßen bezeichnet; aber auch von zwei weiteren Türmen am Haff wird darin gesprochen, ebenso von einer



Ansicht des Schlosses um 1700.
Nach einer Zeichnung des Ingenieurs de Collas.

Gaststube am Turm, einem Sommerhäuslein an der Kirche, sowie von dem neuen Backhaus und dem Brauhause.

Ziemlich sicher scheint in der Vorburg ein größeres Gebäude gestanden zu haben, wenigstens lassen alle auf uns gekommenen Zeichnungen die hohen Giebel eines solchen erkennen, vielleicht kann man aus der Bezeichnung „alter Stock“ auf das Vorhandensein eines neuen größeren Gebäudes aus späterer Zeit schließen.

Die das Schloß umfassende, durch Strebepfeiler gestützte Wallanlage hatte oben Schießscharten, der mit Wasser gefüllte Wallgraben war jedoch bereits 1684 zum Teil versumpft, aber noch 1788 wird das Schloß als mit Mauer und Graben umgeben bezeichnet; tatsächlich ist auch der Rest des Grabens erst in neuester Zeit zugeschüttet.

Mit den Schicksalen der Burg änderten sich auch die Bezeichnungen für dieselbe: in ältester Zeit „bischöfliche Burg“ finden wir sie nach der Säkularisation als „Haus — auch Churfürstliches Haus Fischhausen“. Als „Schloß Fischhausen“ wurde es nun der Sitz verschiedener Behörden, so hielt das am 21. November 1644 gegründete Bernstein- und Strandgericht auf demselben seine Sitzungen ab. In der ersten Zeit aus einem Fiskal und sechs Beisitzern bestehend, bestand es später nur noch aus vier Personen; es versammelte sich nach Bedarf. Die Akten dieses Gerichtes bilden heute noch einen interessanten Besitz des Königsberger Staatsarchivs.



Turm des Schlosses.
Nach einer Skizze von Giese.

Auch das Stadtgericht hatte seine Amtsräume auf dem Schlosse, weitgehend waren damals die Befugnisse dieser kleinen Behörde. So wurde noch 1693 eine Bauernfrau aus Kompehnen als Hexe auf dem Schlosse verbrannt und noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sah man am Schloßtor die Ketten, mit denen die Deliquenten angeschmiedet wurden, die Gefängnisse sollen sich in den Kellern unter der Kapelle befunden haben.

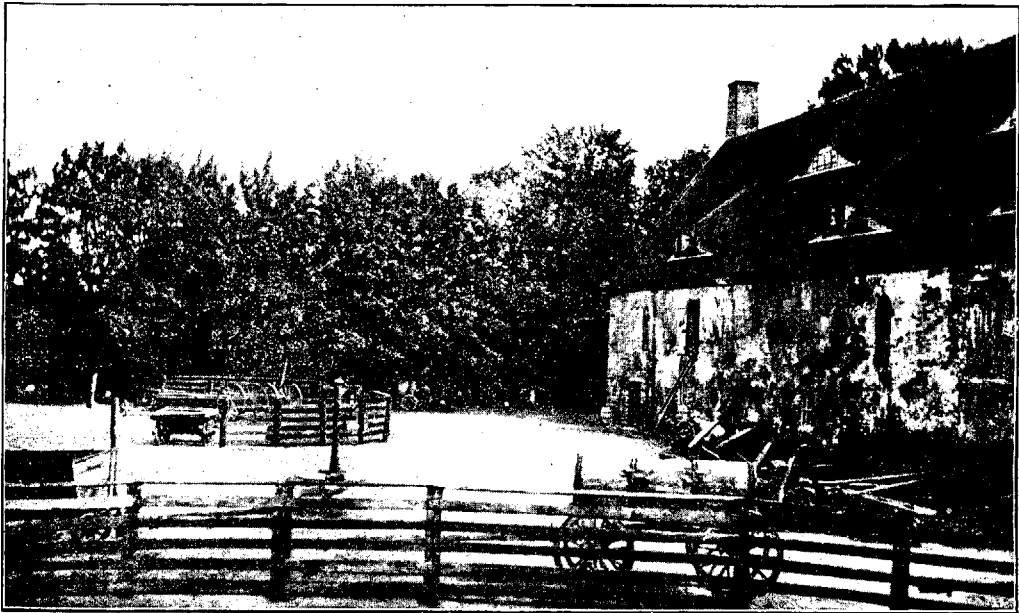
Das sogenannte adlige Gericht hatte gleichfalls seinen Sitz auf dem Schlosse, 1705 bestand dasselbe aus dem Schreiber, einem Wachtmeister, zwei Kommissarien, einem Torwächter und sechs Ratsleuten, es wurde dann später in ein Domänen-Justizamt, umgewandelt. Von 1784 bis 1806 war es Sitz des Domänenamtes, zu welchem die Stadt Fischhausen, drei Vorwerke und neunundfünfzig Dörfer gehörten, welches dann von dem Intendanturamt Fischhausen mit den dazu gehörenden Aemtern Kragau und Grünhof abgelöst wurde. Spätere Neuordnungen der Justiz- und Verwaltungsbehörden machten allen diesen Sondergerichten ein Ende. Im Volksmunde ist aber die Bezeichnung „Amt“ noch heutigen Tages für die kläglichen Reste der ehemaligen Burg gebräuchlich.

Ausgespielt ist nun längst die historische Rolle Fischhausens, das aufblühende Pillau lief ihm den Rang ab und nicht viel bleibt mehr über das Schloß zu berichten. Meist wurde es von Georg Wilhelm sowie den späteren Kurfürsten nur noch anlässlich der Abhaltung von Jagden aufgesucht, waren doch die Wälder des westlichen Samlandes besonders beliebte Jagdreviere derselben. Auch Kurfürst Friedrich III. weilte mehrere Male in Fischhausen zur Jagd, um so unverständlicher bleibt es, daß er bald darauf das ihm so gut bekannte Schloß rücksichtslos abreißen ließ.

Vom Abbruch des Schlosses Fischhausen 1701 bis zur Gegenwart.

Kurz nach dem Regierungsantritt König Friedrichs I. befahl dieser, nachdem bereits seit dem Jahre 1697 darüber Verhandlungen geführt waren, daß die Teile des Schlosses, welche nicht mehr benützt würden, abzureißen und das Material zum Bau der Festung Pillau zu verwenden seien. Die Fischhausener Bürgerschaft versuchte gemeinsam mit dem damaligen Vogt von Wallenrodt durch eine Eingabe an den König dieses traurige Schicksal von dem historischen Bauwerk abzuwenden: vergebens, der König zog seinen Befehl nicht zurück, ja, er erweiterte denselben 1705 sogar noch dahin, daß „alle“ Gebäude, soweit nicht unumgänglich notwendig, abgetragen werden sollten.

Dem Erbauer des neuen Königsberger Schloßflügels von Unfried war die traurige Aufgabe der Leitung des Abbruches übertragen, der dann auch, wie aus



Wirtschaftshof der Domäne Fischhausen mit alter Kapelle.

einem Bericht vom Jahre 1705 hervorgeht, am Ende desselben als ziemlich beendet anzusehen war; nur an dem großen Uhrturm, von dem man hunderttausend Steine zu erhalten hoffte, wurde noch gearbeitet.

Die Uhr dieses Turmes, damals die alleinige Fischhausens, brachte man auf einem der zwei Flügeltürme der Kapelle an, dem einzigen Gebäude, welches Wallenrodt vor dem Untergang bewahren konnte. Dieser Turm, der einen trefflichen Richtpunkt für die Pillau ansegelnden Schiffe bildete, stand dann noch bis 1776, wo ihn ein Blitzstrahl zündete.

Mit Ehrfurcht stehen wir heute vor der Ruine der um 1285 errichteten bischöflichen Kathedrale, auch „Annenkirche“, wie sie in bischöflichen Zeiten hieß. Wir besitzen in derselben eines der ältesten Baulichkeiten Ostpreußens; außer den Mauern, die noch Jahrhunderten Widerstand leisten können, sind besonders die prachtvollen Kellereien gut erhalten, die jetzt geeignete Räume für den Molkereibetrieb der Domäne abgeben.

Das Hauptgeschoß des Gebäudes, in dem noch Reste von Wandmalereien aus dem vierzehnten Jahrhundert vorhanden sind, wurde bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch zu kirchlichen Zwecken der Amtsbewohner benutzt. Jetzt dient das Gebäude profanen wirtschaftlichen Gegenständen als Speicher.

Noch 1654 bewunderten Reisende das schöne Schnitzwerk in der Kirche und die Bilder der Herzöge in derselben. Auch befanden sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch einige Reste des Altars, sowie mehrere religiöse Bilder, darunter auch eins der heiligen Elisabeth von Thüringen — neben Adalbert von Prag die Schutzpatronin des Samlandes —, in der Kirchenruine, aus der jetzt Alles verschwunden ist. Das Kirchengestühl und die schwedischen Fliesen des Fußbodens der Kirche sollen beim Abbruch des Schlosses an die Stadtkirche gekommen sein.

Zur Zeit ist die Kirche, wie auch das daneben stehende alte Gebäude, als historische Baudenkmäler dem Schutze des preußischen Landwirtschaftsministeriums unterstellt, welches sie vor weiterer Zerstörung behüten soll. Was will aber dieser Schutz gegenüber dem historischen Wert dieses Baues bedeuten, der noch die letzten Stürme der heidnischen Samländer sah, zweieinhalb Jahrhunderte bischöfliche Kirche und dann Hauskapelle der preußischen Herzöge war; in der sich Herzog Albrecht vermählte und die Stammütter der preußischen, sächsischen und mecklenburgischen Fürstenhäuser gelauft wurden! —

Wo findet sich der Retter, der dieses ehrwürdige Baudenkmal, wenn auch nicht seiner ehemaligen Bestimmung als Gotteshaus wiedergebend, es aber in einen solchen Zustand versetzend, wie es jedem Freunde vaterländischer Geschichte wünschenswert erscheinen muß? — wahrlich eine Aufgabe, an der Staat und Stadt das gleiche Interesse haben müßten.

Im Garten der Domäne befindet sich noch eine kleine Ruine der ehemaligen Vorburg und Ziegelreste am Haß bezeichnen die Stelle, wo sie sich einst in dieses erstreckte.

Jetzt bildet der ganze Platz des ehemaligen Schlosses einen Teil der königlichen Domäne; das große Wohnhaus des Domänenpächters, ein Bau aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, wird von einem schönen Park umgeben. Es ist bedauerlich, daß dieser, — sei es auch nur für bestimmte Stunden, — Besuchern nicht zugänglich gemacht wird. Hoffentlich aber ist die Zeit nicht mehr ferne, wo die ganze Domäne, zerlegt in Kriegerheimstätten oder als städtisches Gut, der Allgemeinheit in größerem und lohnenderem Umfange dienstbar gemacht wird, als jetzt in der überlebten Form einer Domäne.

Von Interesse dürfte noch sein, daß das Schloß am 17. Juni 1702 die Geburtsstätte des ehemals berühmten Professors der Mathematik und Physik in Königsberg und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften C. H. Rappolt war, dem weniger seine wissenschaftlichen Arbeiten, als seine in Wort und Bild geäußerte Heimatliebe ein gutes Andenken sichern. Rappolt starb 1754, nachdem er lange in England gelebt: er war ein Sohn des Amtsschreibers Rappolt und Enkel des Stadtschreibers Rappolt in Fischhausen, der neben seinem Amt noch einen Ausschank dortselbst betrieb.

In neuester Zeit war die Domäne der Geburtsort eines unserer berühmtesten deutschen Augenärzte, des Professors Arthur von Hippel, der dort am 24. Oktober 1841 geboren wurde und 1916 als Professor der Augenheilkunde in Göttingen starb.

Dem Vaterland danken wir alles, ihm sind wir unauflöslich verbunden; Liebe und Dankbarkeit für das Vaterland können nur mit dem Tode aufhören.

Das Leben gehört ihm und wenn es das Vaterland zurückfordert, der König würde das seine mit Freude opfern. Friedrich der Große.

D. Die Voigtey und Ambts-Hauptmannschaft Fischhausen 1525—1752.

In der Ordenszeit war der bischöfliche und auch der Ordensanteil im Samland, wie in ganz Preußen, in Kammerämter eingeteilt, deren kleinere meist von eingeborenen Preußen verwaltet wurden. Diese waren dann wieder dem meist in Powunden wohnenden Bischofsvogt oder dem Ordensvogt und Pfleger in Grünhoff unterstellt, welcher wieder der Komturei in Königsberg zugehörte.

Bischöfliche Kammerämter waren: Fischhausen, Medenau, Rinau und Laptau, von denen Laptau später ganz einging und an die Stelle von Rinau Thierenberg trat.

Kammerämter des Ordens waren: Germau, Wargen, Rossitten, Pobethen und Rudau, dieses um 1450 eingehend, ferner das Kammeramt Lochstädt, welches der Größe der Burg entsprechend, einen besonderen Pfleger hatte und direkt der Komturei Königsberg und dem Hochmeister unterstellt war.

Infolge der bei der Säkularisation erfolgten Abtretung des bischöflichen Besitzes an den Herzog machte sich eine neue Einteilung der Verwaltungsbezirke notwendig und wurde aus den angeführten Kammerämtern das Fischhausensche oder Samländische Hauptamt und das Schaakensche Hauptamt gebildet.

Die bisher bischöflichen und Ordenskammerämter wurden nunmehr herzogliche Kammerämter. Aufgeführt werden Fischhausen, Lochstädt, Dirschkeim (später Börnsteinhof-Palmnicken), Kaporn, Grünhoff und Laptau, im achtzehnten Jahrhundert kamen hierzu noch Rossitten und Kragau (Kobbelbude). Von diesen bildeten die Aemter Fischhausen, Lochstädt und Laptau das Hauptamt Fischhausen, zum Hauptamt Schaaken gehörten die Aemter Grünhoff, Kaporn und Rossitten.

Unter den Aemtern des Hauptamtes Fischhausen nahm nun das Amt, oder wie es meist genannt wurde, die Vogtei Fischhausen infolge ihrer Größe und historischen Bedeutung eine besondere Stelle ein: umfaßte sie doch mit den Kirchspielen Fischhausen, Germau, Heiligencreutz, Thierenberg und Cumehnen den größten Teil des ganzen Hauptamtes, zu welchem außer diesen Kirchspielen noch die Kirchspiele Laptau, Albrechtsdorf (Lochstädt) und Altpillau — dieses 1598 als Filiale von Albrechtsdorf unter dem Kurfürsten Georg Friedrich gebildet — gehörten.

Die weiteren jetzt zum Kreise gehörenden Kirchspiele Wargen, Sankt Lorenz, Rudau, Pobethen und Sarkau mit Filialkirche Kunzen bildeten in den Aemtern Grünhof, Kaporn und Rossitten wie erwähnt einen Teil des Hauptamtes Schaaken.

Die Entwicklung der insgesamt in Preußen befindlichen achtunddreißig Hauptämter war eine ziemlich gleichartige, eine Ausnahme machten nur vier derselben: Fischhausen, Schaaken, Tapiau und Brandenburg, die als Hauptämter im engeren Sinne galten und mit besonderen Vorrechten ausgestattet wurden.

Alle preußischen Hauptämter gehörten wieder drei Kreisen: Samland, Natangen und Oberland an, die dann unter Friedrich Wilhelm I. 1747 in das Königsberger und das littauische Kammeramt übergingen und außerdem 1752 in zehn Kreise zerlegt wurden. Hierbei wurde aus den bisherigen Hauptämtern Fischhausen, Schaaken

und Neuhausen der Schaakensche Kreis gebildet, der als solcher bis zur neuen Kreiseinteilung 1818 bestand.

Das Hauptamt Fischhausen war in diesen Jahrhunderten stets eine gute Einnahmequelle für Preußen und seine Fürsten, hatte es doch stets die Unterhaltungskosten der Königsberger Universität zu tragen und daneben noch größere Summen, so um 1700 jährlich mindestens 40000 Taler, an die Staatskasse abzuführen.



Karte der Vogtei Fischhausen 1713. Nach einer Zeichnung von de Collas.

**Die Königsberger Akademie
und das Amt Fischhausen**

Eng verbunden sollte das Amt Fischhausen mit der Lieblingsschöpfung des Herzogs, der Akademie zu Königsberg werden, für die es auch einige Jahrhunderte die Mittel zur Unterhaltung aufbrachte. In ihrem Privilegium vom 18. April 1557, in welchem die Abgaben des Amtes genau festgelegt wurden, heißt es sogar: „daß die Leistungen für immer und zu ewiger Zeit zu leisten seien.“

Schon lange hatte der Herzog den Mangel einheimischer auf Universitäten vorgebildeter Geistlichen schwer empfunden, da den Ausländern, die er zur Pflege des

Evangeliums in das Land zog, die notwendigen Kenntnisse der preußischen, litauischen und polnischen Sprache fehlten.

Zwar hatten von 1325 bis 1521 ungefähr vierhundertfünfzig Samländer, darunter vierhundertzehn aus Königsberg und einige aus Fischhausen auf auswärtigen Universitäten studiert: namentlich Prag als ehemaliger Sitz des heiligen Adalbert scheint eine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben, jedoch genügte diese Zahl in keiner Beziehung. Diesem Mangel abzuhelpfen, wurde schon 1542 eine freie Schule in Königsberg gegründet, die dann am 17. August 1544 als Akademie ins Leben trat; sie ist ein ureigenstes Werk des Herzogs und seiner Gemahlin.

Lange Jahre betrug die Abgaben des Amtes Fischhausen für die Akademie viertausend Mark, — davon tausend Mark in Naturalien —, dreitausend Mark waren für die Professoren und tausend Mark zur Unterhaltung des Freitisches für achtundzwanzig Studenten bestimmt.

Das Amt scheint nicht unübel gesorgt zu haben, denn der tägliche Speisezettel bestimmt für den Kopf jedes Alumnens morgens eineinhalb Pfund Fleisch, verteilt auf vier Gerichte, dazu dreiviertel Pfund Brot und ein Stof Bier; für den Abend das gleiche Fleischquantum auf drei Gerichte verteilt, dazu gleichfalls Brot und Bier.

Bei steigenden Preisen der Lebensmittel versuchte das Amt 1609 das Quantum der Naturalien zu kürzen, was jedoch untersagt wurde.

Unter dem Kurfürsten Georg Friedrich wäre die Akademie fast ganz nach Fischhausen „als an einen bequemen und geruhigen Musensitz“ verlegt worden; der Grund für diese Absicht war besonders in den fortwährenden Händeln der Studenten mit den jungen Königsberger Kaufleuten zu suchen.

Während der Besetzung des Amtes durch die Schweden 1629—35 wurden die Leistungen für die Akademie unterbrochen. Dieses war auch der Grund für die Aufhebung der Freitische; sie wurden jedoch, als das Amt nach Abzug der Schweden die Zahlungen fortsetzte, wieder eingeführt und um die Zahl solcher zu erhöhen, Verbesserungen in der Oekonomie desselben vorgenommen.

Die Leistungen wurden denn auch immer höher, 1664 betrug dieselben schon 17636 Taler und 1665 19174 Taler, wozu noch die Naturalien, freies Holz sowie drei Amtskleider für die Theologen der Akademie kamen.

Sehr geklagt wird indeß seitens der Königsberger Professoren über die unregelmäßigen Zahlungen der Gelder durch das Amt: in einer Eingabe an den Kurfürsten schildern sie den traurigen Zustand, in den die Akademie hierdurch gekommen: fünf Quartale an Geld, und Getreide für zweieinhalb Jahre werden einmal in Rückstand genannt. Der Grund lag vielleicht darin, daß in schlechten Jahren die Pillauer Garnison das für die Universität bestimmte Korn requirierte. Als dann 1697 die Gehälter der Professoren neu geregelt wurden, erging wieder einmal an die Arrendatoren zu Fischhausen und Laptau die Mahnung, das Geld und die Naturalien an den betreffenden Semestern rechtzeitig einzuschicken.

Unter Friedrich Wilhelm I. wurde die Lieferung der Naturalien durch Zahlung einer größeren Geldsumme an die Akademie völlig abgelöst.

Die Amtshauptleute oder Vögte auf Fischhausen.

Die Verwaltung der Amtshauptmannschaft Fischhausen geschah durch Amtshauptleute, auch Hauptleute oder Vögte in Samland genannt, die eingeborene Preußen sein mußten; der Hauptmann von Schaaken führte den Titel Landvogt von Samland. Die Funktionen der Vögte waren ziemlich bedeutend: so unterstand ihnen die volle

Lokalverwaltung, die Justiz, das Kirchen- und Schulwesen, das Militärkommando und das Rechnungswesen; ein Amtsschreiber für die Verwaltung und ein Gerichtsschreiber für die Justiz, beide gleichfalls von Adel, waren dem Vogt zur Unterstützung beigeordnet.

Der Umfang ihrer Tätigkeit unterlag jedoch im Laufe der Zeit vielen Aenderungen und wurde mit den fortschreitenden Verwaltungsreformen immer mehr eingeschränkt, wenn sie sich auch im Wesentlichen im alten Umfange noch bis 1721 erhielt. Von diesem Jahre an verblieben den Vögten nur die Polizei- und Kirchenangelegenheiten, während die Gerichtsbarkeit besonderen Justizräten unterstellt wurde, welche die adligen Gerichtsschreiber überflüssig machten. Militär- und Finanzwesen waren schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf neue Grundlagen gestellt und anderen Behörden übertragen worden.

Der Posten des Amtshauptmanns wurde nunmehr nach einer Verfügung des Königs Friedrich I. vom Jahre 1704 verdienten Generalen vorbehalten, die an Gehorsam gewöhnt, den Einfluß des Königs auf die Verwaltung verstärkten. Ihnen stand neben freier Wohnung auf dem Schlosse noch eine Pension von fünfhundert Talern zu, wovon sie aber nach einer späteren Verfügung des sparsamen Königs Friedrich Wilhelm I. noch die Gebäude des Amtes zu unterhalten hatten. Trotzdem scheint der Posten ein recht begehrenswerter gewesen zu sein, mit dessen Erlangung sogar beträchtlicher Handel getrieben wurde.

1752 hörte die Tätigkeit der Amtshauptleute völlig auf, wohl finden wir noch 1789 den Etatsminister von Gaudy als Amtshauptmann von Fischhausen erwähnt, es dürfte sich bei demselben aber wohl nur um einen auszeichnenden Titel gehandelt haben.

Lang ist die Reihe der Amtshauptleute auf Schloß Fischhausen und nicht immer ganz sicher die Zeit ihrer Tätigkeit, oft werden die ihm beigegebenen adligen Beamten oder auch die Verweser dieser Stelle als Amtshauptleute angesehen, ohne es jedoch wirklich gewesen zu sein.

Als erster Vogt erscheint von 1525—27 Georg von Wittmannsdorf, er war 1520 als Söldner in die Dienste des Ordens getreten; ihm folgten von 1527—29 Meinecke von Schierstedt, 1529—31 Hans von Hohendorf und von 1531—41 Hans von Rauter, der dann herzoglicher geheimer Rat und 1546 zum Führer eines Heeres ausersehen wurde, mit dem Herzog Albrecht seinen Glaubensgenossen im Reiche zur Hilfe kommen wollte.

Von 1542—47 folgt Michael von Drahe, herzoglicher Rat, und 1547—50 Anton von Borck, bisher Pfleger von Lochstedt, welches Amt er als Vogt auch nebenher beibehielt; Borck war von pommerschem Adel und scheint über bedeutende Geldmittel verfügt zu haben, denn oft erscheint er als Geldgeber des Herzogs.

1550 folgte ihm sein Bruder Joachim von Borck, der 1554 sein Amt niederlegte.

Der Nachfolger wurde Hans Jacob, des heiligen römischen Reiches Erbtruchseß und Freiherr von Waldburg, welcher das Amt von 1555—64 inne hatte und dann Landhofmeister wurde, beide Aemter eine Zeit lang zusammen verwaltend; er wird als ein sehr aufrechter Mann geschildert, der sich der Interessen des jungen Herzogs Albrecht Friedrich sehr annahm und dadurch die Erbitterung der Stände auf sich zog; mit fröhlichem Gemüt“ schied er aus seinem Amte.

Kurz vor dem Tode Herzog Albrechts hatten die Stände die Verfügung erlassen, daß den Amtshauptleuten von vier Hauptämtern, darunter auch Fischhausen, in An-

betracht des Alters dieses Amtes und wohl auch mit Rücksicht auf die Nähe der Regierung in Königsberg ein bevorzugter Rang beizulegen sei; sie wurden Mitglieder des Kollegiums der Landräte und als solche zu wichtigen Beschlüssen in Landesangelegenheiten mit hinzugezogen, auch sollten aus ihnen die Oberräte, also die Minister des Herzogtums, gewählt werden.

Von 1564—66 waren Christoph Albrecht von Kunheim und von 1566—70 Hans von Schlieben Amtshauptleute. In einem Revisionsbericht wird die Amtsführung des letzteren sehr getadelt, solcher wirft ihm sogar Untreue vor; so soll er viele Ziegel und Kalk zum Bau seines Gutes Tharau unentgeltlich aus Fischhausen fortgeführt haben. Trotzdem wurde Schlieben als Nachfolger des Oberburggrafen von Kreytzen in Aussicht genommen, er starb aber, erst einundvierzigjährig, sein Grabmal befindet sich in der Kirche zu Fischhausen.

Auf Hans von Schlieben folgte 1573 Hans von Wittmannsdorf, der jedoch schon 1574 oberster Marschall wurde; er wollte möglichst beide Aemter bekleiden oder lieber auf das Marschallamt verzichten, „da er aber in Fischhausen nicht ordentlich eingesetzt war, mußte er dieses doch thun.“

Die Nachfolger waren Fr. von Hausen, der am 26. März 1575 abberufen wurde, und von 1575 bis 1582 Georg von Hohndorf, auch Hohendorf, dieser als „Vogt von Samland“ bezeichnet.

Die weiteren Amtshauptleute waren Hans von Königsegg 1582—84, Georg von Podewilss 1584, Wolff von der Oelsnitz 1586—98 und Wolff von Wermsdorf bis 1603; alle vier wurden nach ihrem Fortgang oberste Marschälle.

Von 1605—13 war Hans Truchseß von Wetzhausen Vogt in Fischhausen, 1611 finden wir ihn unter den Gesandten Preußens beim polnischen Reichstage in Krakau; er wurde dann Oberburggraf. 1613—21 war Andreas von Kreytzen Vogt, er leitete 1629 als Landhofmeister an der Stätte seiner früheren Tätigkeit die Friedensverhandlungen zwischen Polen und Schweden.

1629—30 folgte ihm Fabian von Borck, der sich auch Land-Rat und Vogt zu Fischhausen nennt. Ihm war das undankbare Amt der Führung der Verhandlungen mit dem König Gustav Adolf zugeteilt, eine Aktion, bei der man im Zweifel ist was man mehr bewundern soll: die Langmut des Königs oder die Kunst des Hinausziehens der Entscheidung durch Borck. Er wurde dann Statthalter in Marienwerder und 1632 oberster Marschall.

Während der in diese Zeit fallenden Besetzung Fischhausens durch die Schweden blieb die Stelle unbesetzt und der vorgesehene Inhaber des Amtes Johann von Kospoth verwaltete inzwischen das Hauptamt in Labiau. Erst 1636 trat er seinen Posten an, den er 1655 verließ um Kanzler zu werden; er starb 1658, die schöne Gedenktafel in der Kirche Fischhausen erinnert an ihn.

Unter dem Großen Kurfürsten büßte die Stelle viel an politischem Wert ein; das kleine Konsilium, welches aus den Oberräten oder Staatsministern, den vier Amtshauptleuten oder Landräten und den Bürgermeistern der Städte Königsberg bestand, war bei demselben nicht besonders gut angeschrieben und wurde einfach beiseite geschoben. Die einmal ergriffenen Zügel der Landesverwaltung über Preußen hat dann auch das Haus Hohenzollern nie mehr aus der Hand gegeben.

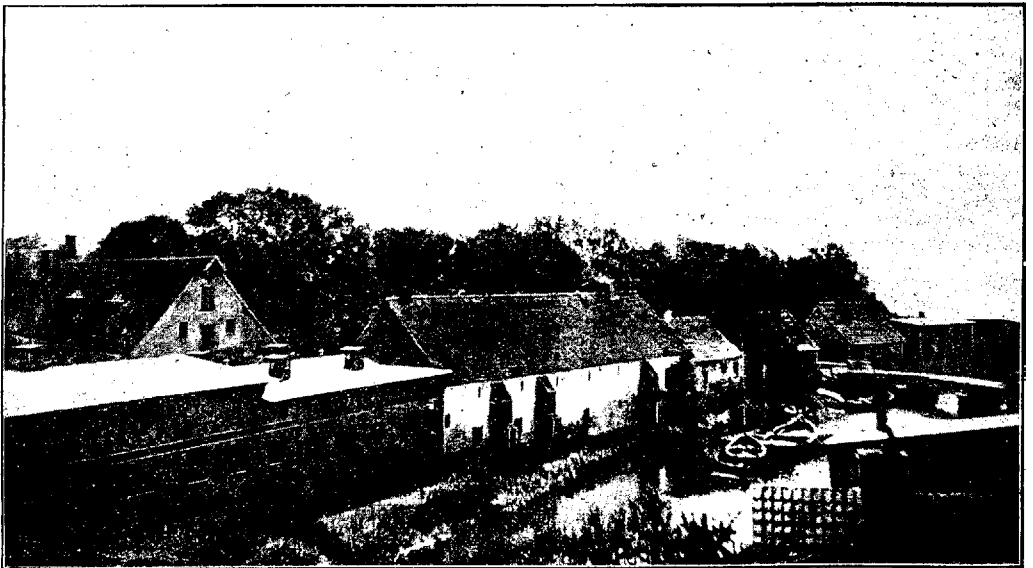
Ueber die Zustände des Amtes Fischhausen berichten nun die Protokolle der in längeren Zwischenräumen daselbst veranstalteten Revisionen, die noch heute vorhanden, ein übersichtliches Bild über die Zustände auf der Vogtei im siebenzehnten Jahrhundert geben.

Die nächsten Jahre nennen als Vögte Abel von Tettau 1657—66, anlässlich der Erlangung der vollen Souveränität Preußens huldigte er 1657 dem Kurfürsten für die Bewohner des Landes, Christoph von Roeder 1667, Abraham Josaphat von Kreytzen oder Kreytz wie er sich selbst nennt, 1667—72 und Georg Wilhelm von Kreytzen 1672—83; auch diese vier Vögte wurden Obermarschälle.

Von 1683—85 folgte der vierte Vogt aus dem Kreytzenschen Geschlecht: Georg Wilhelm von Kreytzen. Als derselbe 1684 seine Tochter verheiratete, kam er bei dem Kurfürsten um die Erlaubnis ein, die Hochzeit in den kurfürstlichen Räumen des Schlosses feiern zu dürfen, was dieser auch unter allerlei Bedingungen erlaubte: ein Zeichen, daß die Vögte doch nicht nach Belieben auf dem Schlosse schalten konnten. Georg Wilhelm von Kreytzen wurde dann Kanzler, ebenso auch sein Nachfolger Wilhelm von Pröck 1685—87.

Lange Jahre, von 1687—1711, war dann Sigmund von Wallenrodt Vogt in Fischhausen. 1690 hatte er die Aufgabe, eine polnische Gesandtschaft, die zur Huldigung des Kurfürsten nach Königsberg gekommen war, zu begrüßen. Er konnte es nicht verhindern, daß unter seiner Amtszeit das alte historische Schloß Fischhausen 1701—5 durch Abbruch ein unrühmliches Ende fand.

Mit Friedrich von Tettau 1711—30 beginnt nun die Reihe der militärischen Amtshauptleute. Diesem folgen Ernst von Schultze 1730, von Blankensee 1730—34, Caspar von Cosel 1734—48 und zum Schluß Martin von Schwerin vom Regiment Bayreuth 1748—57, sämtliche bekleideten den Rang eines General-Leutnants. Mit der Verwaltung des mittlerweile zu einer Domäne gewordenen Schlosses und der dazugehörigen Ländereien hatten sie nichts mehr zu tun, da Friedrich Wilhelm I. Administratoren einsetzte, die den Titel Amtmann führten und auch eine behördliche Tätigkeit, wie die Polizei und die Einziehung der Steuern ausübten. Ihr Rang war durch Gleichstellung mit einem Leutnant genau festgelegt, bis dann auch diese durch Domänenpächter abgelöst wurden, wie solche noch heute die Domäne „das ehemalige Schloß Fischhausen“ bewirtschaften.



Blick auf die Reste des Schlosses Fischhausen 1918.

Je tiefer wir in dem Boden wurzeln, in dem wir
geboren sind, desto höhere Bahnen kann unser
Geist wandern, desto fester wird unser Herz.

Georg Michaelis, Reichskanzler.

E. Fischhausen unter den preußischen Königen 1701–1918.

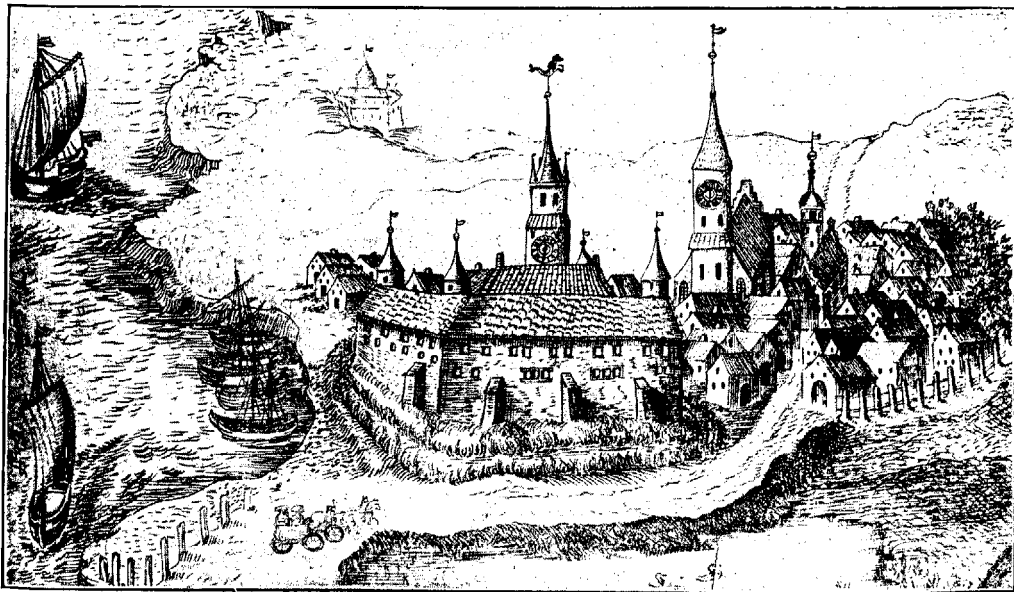
Nach vielen Bemühungen war es dem ehrgeizigen Kurfürsten Friedrich III. gelungen, vom Deutschen Kaiser die Einwilligung zur Umwandlung des Herzogtums Preußen in ein Königreich zu erhalten. Nicht besondere Vorliebe für diesen Teil seiner Länder bewog den Kurfürsten Preußen zum Träger der Königskrone zu erwählen, sondern praktische Erwägungen waren hierfür bestimmend: hatte er doch für diesen, damals noch außerhalb des eigentlichen Deutschlands liegenden Landesteil die wenigsten Einsprüche der anderen deutschen Fürsten gegen die Erhöhung zu erwarten.

Am 18. Januar 1713 fand die prunkvolle Krönung in Königsberg statt, der am 8. März der ebenso prächtige offizielle Auszug von dort folgte: dieser war aber nur ein scheinbarer, denn die wirkliche Abreise erfolgte in aller Stille erst am nächsten Tage und zwar über Fischhausen und die Frische Nehrung.

Die Jahre 1709–11 brachten der Provinz wieder einmal die Pest, die auch in diesen Jahren aus dem Domänenamt Fischhausen 1807 Opfer forderte. Trotz hoher Geldversprechungen fand man zum Fortschaffen der Leichen in Fischhausen keine Leute, „Pestkerle“ genannt, erst ein Gefangener übernahm dann dieses traurige Amt.

Nach einer Aufzeichnung aus diesen Jahren sind aber die Berichte über die Sterblichkeit infolge der Pest übertrieben, „es sollen dem großen Gott eine große Zahl von Verstorbenen vorzeitig aufgebürdet sein.“

Wie König Friedrich I. so wollte auch König Friedrich Wilhelm I. öfter in Fischhausen, diesem Fürsten ist es auch zu verdanken, daß neben dem Schaakenschen auch in dem Fischhausenschen Bezirk vor allen anderen Teilen Preußens 1738 die



Fischhausen im Jahre 1684. Nach einem Stich in Hartknoch. (Sehr unrichtige Darstellung.)

segensreiche Schulreorganisation zur Einführung kam, welcher die Entstehung von siebenundzwanzig Schulen des jetzigen Kreises Fischhausen zu verdanken ist.

Von Friedrich dem Großen ist seine für Preußen wenig günstige Meinung bekannt, die jedoch weniger in politischen Ursachen ihren Grund hatte, sondern darin, daß der König von seinen Reisen nach hier wegen des rauhen Klimas meist mit rheumatischen Schmerzen heimkehrte. In seiner Instruktion zur Verteidigung der Provinz gegen die Russen schreibt der König, „daß er die Gegend von Fischhausen, obgleich sie ihm nicht bekannt sei, für die Anlage von gedeckten Gräben für geeignet halte.“

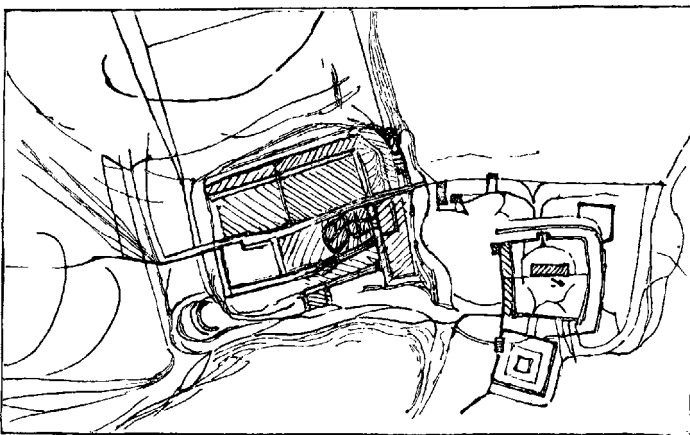
Die Anlage solcher Verteidigungsgräben hätte aber schließlich auch nicht die Besetzung der Provinz durch die Russen verhindern können, die Verkennung der Bedeutung Ostpreußens als Grenzwall Deutschlands gegen den Osten fand also schon in dem großen König ihren Vorläufer.

Während die russische Okkupation keinen ungünstigen Eindruck für Fischhausen

hinterließ, wurde die Franzosenzeit in den Jahren 1807—13 desto unheilvoller.

Schon 1805 begannen die Mobilmachungen gegen Frankreich, es herrschte daher in diesen Jahren ein reges militärisches Leben in Fischhausen: der unglückliche Ausgang dieses Feldzuges brachte dann auch am 18. Juni 1807 die ersten Franzosen nach hier.

Unter dem französischen General St. Hilaire



Grundriß der Stadt und des Schlosses Fischhausen 1826.

Nach einer Zeichnung von Giese.

rückten an diesem Tage sechstausend Mann in drei Infanterieregimentern und einem Chasseurregiment nebst fünfundsiebzig Geschützen in Fischhausen ein, um von hier aus Pillau zu blockieren. Nach Beendigung des Krieges erhielt die Stadt wieder die ständige Friedensgarnison, die jedoch 1811 dauernd von hier fortgelegt wurde.

Bald warf der gegen Rußland gerichtete Feldzug Napoleons seine Schatten voraus, Militärstraßen für die Riesenarmee wurden angelegt und organisiert: auch über die Frische Nehrung und Fischhausen führte eine solche und Fischhausen erhielt ein Etappenmagazin.

Im Juni 1812 zogen denn auch viele Truppen Napoleons auf dieser Straße gegen den Osten, um aber schon nach wenigen Monaten als klägliche Reste zurückzukehren: aus der gewaltigen Niederlage Napoleons in Rußland sollte die Sonne der Freiheit emporsteigen, die, in Ostpreußen ihren Ursprung nehmend, auch in Fischhausen mit Begeisterung begrüßt wurde.

Am 5. Februar 1813 fand im Ständehause zu Königsberg die denkwürdige Versammlung der ostpreußischen Stände statt, in welcher, nachdem die vorbereitenden Schritte von Seiten Scharnhorsts und Alexander von Dohnas bereits getan, die Gründung der ostpreußischen Landwehr beschlossen wurde.

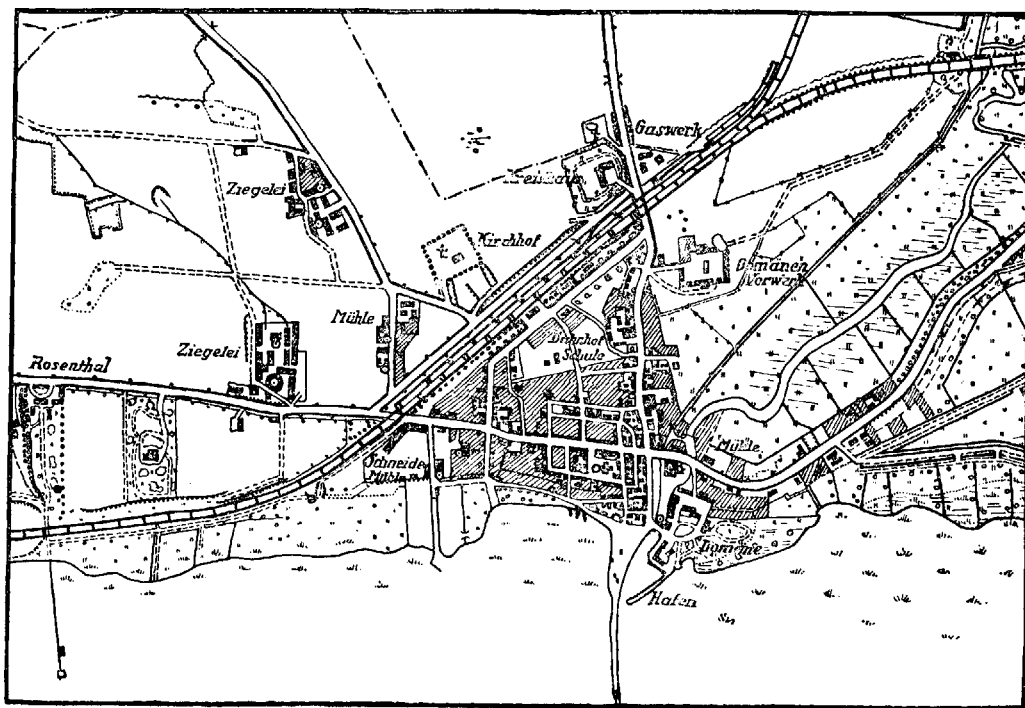
Auch ein Bürger Fischhausens, der Bierbrauer und Branntweinbrenner Heinrich Christian Schoen, nahm als Vertreter der Städte des Schaakenschen Kreises daran teil. Schoen, der in der Langgasse 33 einen Bierausschank betrieb, war 1777 in Königsberg geboren, noch bis 1831 war er Ratmann in Fischhausen, verlor dann durch Unglücksfälle sein Vermögen, worauf er nach Lyck zog und dort am 16. Februar 1858 starb.

Bald nach der Königsberger Versammlung, die über die Zukunft eines ganzen Volkes entschied, rückten denn auch die russischen Truppen zur Entsetzung Pillaus durch Fischhausen, dieses von den französischen Plagegeistern befreiend. Als dann nach Beendigung des Feldzuges gegen Frankreich Erhebungen über die in diesen Kriegsjahren erlittenen Verluste aufgestellt wurden, stellte es sich heraus, daß Fischhausen zu denjenigen ostpreußischen Städten gehörte, die am meisten gelitten hatten.

Im Jahre 1818 wurde Fischhausen der Vorort des neugegründeten Fischhausenschen oder Samländischen Kreises, wodurch es wieder der Verwaltungssitz für das westliche Samland wurde, eine Stelle, die es 1752 an den damals begründeten Kreis Schaaken hatte abgeben müssen. — Das Jahr 1821 brachte dem Lande die Cholera. Auffallend war es, daß, während in Pillau und im übrigen Samland eine große Zahl Todesfälle vorkamen, auf Fischhausen nicht ein einziger entfiel.

Das letzte Jahrhundert war für die Stadt Fischhausen ein solches friedlicher Entwicklung und langsamen Aufblühens. In den Kriegen der Jahre 1864, 1866 und 1870/71 erfüllten auch die Söhne Fischhausens ihre Pflicht dem Vaterlande gegenüber, wovon die in der Kirche aufbewahrten Denkmünzen verstorbener Krieger ehrendes Zeugnis ablegen: herrlich entwickelt hat sich die zum Gedenken dieser Zeit 1871 nahe der Kirche gepflanzte Friedenseiche.

Das Jubiläum des vor sechshundert Jahren erteilten Gründungsprivilegiums beging die Stadt am 19. August 1905 in feierlicher Weise. Zu dieser Gelegenheit erschien auch eine Chronik Fischhausens von dem Rektor der Schule Scheiba.



Grundriß der Stadt Fischhausen im Jahre 1919.

F. Urkunden zur Gründung der Stadt Fischhausen.

Tauschvertrag über den bischöflichen Anteil in Witlandsort gegen einen Platz für den beabsichtigten Dombau, 1264.

Heinrich, von Gottes Gnaden Bischof von Samland, entbietet seinen Gruß im Herrn allen, die diese Urkunde lesen. Wir stellen fest und bezeugen durch dieses Schriftstück folgendes: Die Brüderschaft des Deutschritterordens trägt sich mit der Absicht eine Befestigung an der Stelle anzulegen, die im Volksmunde Witlandeshort heißt, um den an der preußischen Küste landenden Schiffen sichere Ein- und Ausfahrt offen zu halten. Nun gehört von dieser Stelle $\frac{2}{3}$ dem Orden, der 3. Teil aber uns, unser Anteil ist aber so klein, daß wir von uns aus dort ein Bauwerk, wie es ein Land wie Preußen braucht, nicht errichten können. Damit aber das Bauwerk, das der genannte Orden zum Schutze der Christenheit errichten will, zur glücklichen Vollendung komme, so übertragen wir unseren Teil, der nach Länge und Breite bis zum Walde herangeht, dem vorerwähnten Orden mit allen Nutzungen, mit Rechtsprechung und Rechten zum tatsächlichen und dauernden unbelasteten Besitz. Genannter Orden hat mit unserer dankbaren Zustimmung 3 Hufen und außerdem soviel Land, als wir ihm in Witlandeshort überlassen, mit allen Nutzungen und Rechten uns und unseren Nachfolgern zum tatsächlichen Besitz an der Stelle überantwortet, wo wir beschlossen haben, unsere Domkirche zu erbauen. Dem Vorhergehenden fügen wir noch hinzu, daß, wenn zufällig in Witlandeshort Bernstein gefunden werden sollte, $\frac{2}{3}$ dem Orden und $\frac{1}{3}$ uns zufällt, wenn es sich aber als nötig erweisen sollte, zum Suchen und Sammeln der Steine Ausgaben zu machen, so wird $\frac{2}{3}$ der Orden und $\frac{1}{3}$ werden wir bezahlen. Zur Bestätigung und dauernden Bekräftigung der Urkunde ist unser Siegel beigefügt.

Ohne Tag und Ort, im Juli 1264.

Erste Nachricht von der Burg Schönewik 1268. Landverschreibung als Burglehn.

Wir Heinrich, von Gottes Gnaden Bischof von Samland, erklären und bezeugen durch gegenwärtiges Schriftstück, daß wir auf Grund einer Versammlung unserer Brüderschaft den ehrenwerten Herren Ludwig, Lupert, Apollonius und Johann Hobant sowie Werner Schwarz, jedem zehn Hufen übertragen haben, von denen sie drei unbelastet als Burglehn besitzen sollen, für die übrigen aber ist jeder der genannten gehalten, uns jedes Jahr am Tage des heiligen Martin eine halbe Mark als Zins zu zahlen. Außerdem werden sie bei unserem Schloß Schönewik ihren Wohnsitz haben, auch sind sie gehalten, die Befestigungen und unsere Kirche gegen jeden Angreifer treu zu verteidigen. Haben sie dies nicht getan, fallen von da ab diese Güter an uns zurück, und wir sind ihnen gegenüber an kein Versprechen hinsichtlich dieser Güter gebunden. Außerdem dürfen sie diese Güter ohne unsere Genehmigung nicht verkaufen, und die, welche sie gekauft haben, werden uns an ihrer Stelle zum bestimmten Termine den ausbedungenen Zins zahlen und auch die Käufer werden denselben Hilfsdienst leisten, wie er oben festgelegt ist. Außerdem verleihen wir ihnen das Kulmer Recht. Nur wenn, was fern sei, einer jemanden getötet oder anderswie in ungehöriger Weise verletzt hat oder seine Güter veruntreut, dann können zwei ehrenwerte und geeignete Männer, die dort wohnen, für den Verletzten eintreten und nach seinem Zeugnis urteilen. Damit aber dieser Schenkungsakt unangetastet bleibt, fügen wir zur besonderen Bekräftigung unser Siegel bei. Zeugen sind: Albert von Yppolindorf, Walther, Komtur in Elbing, Heinrich, Komtur in Balga, Johann in Königsberg und noch manche andere würdige Herren
Elbing, am 11. August 1268.

Urkunde über den Grundbesitz bei dem Schlosse Schönewik und Abtretung des Waldes Wogrym an den Orden gegen die Wälder Wischerad und Royge 1297.

Allen Gläubigen in Christo, die von dieser Urkunde zu hören bekommen, entbietet Siegfried, von Gottes Gnaden Bischof, Propst Theoderich und das gesamte Kapitel von Samland im Namen des Erlösers der Welt seinen Gruß. Wir wünschen, daß alle Welt erfahre, was wir mit dem ehrwürdigen Bruder Meinhero von Querenford, den preußischen Ordensmeister und einigen anderen seiner Mitbrüder in unserem Schlosse Schönewik vereinbart haben. Nach bestimmter und reiflicher Ueberlegung haben wir mit ihnen eine Veränderung beschlossen, von der wir unzweifelhaft hoffen dürfen, daß sie uns und unserer Kirche fruchtbringend sein wird. Auf unser Verlangen nämlich hat der Ordensmeister und seine Leute uns und unserer Kirche freie Verfügung über das Gebiet des Schlosses Schönewik zugestanden, ferner über die Wälder Wischerad und Royge, die auf beiden Seiten liegen, sowie über die Wiesen am frischen Haß, und über das, was den Wert der Wälder ausmacht, und zwar wie sie selbst bis dahin ihre Häuser und diese Dinge besessen haben, und wie es in der uns neulich von ihnen übergebenen Urkunde noch ausführlicher dargestellt ist, daß sie es uns in tatsächlichen Eigenbesitz, unter unsere Herrschaft und zur dauernden Verfügung geben, ohne daß sie sich irgend ein Recht oder eine Herrschaft auf diesen Gütern vorbehalten. In betreff der Mühle jedoch, die zu

diesen Gütern gehört, haben wir geglaubt, es so halten zu müssen, daß die Hälfte dem Orden, die andere Hälfte aber uns und unserer Kirche gehört. Und wenn, was fern sei, durch Brand, eine Gewalt oder aus sonst einem Grunde das Wehr oder die Mühle in Zukunft zerstört werden sollte, so soll jeder Teil in gleicher Weise gehalten sein sie wiederherzustellen. Wenn aber ein Teil bei dem Wiederaufbau keine Aufwendungen sollte machen wollen, so kann sie der andere Teil auf eigene Kosten ausbessern und soll solange unangetastet daraus vollen Nutzen ziehen, bis der andere Teil die Hälfte der Kosten zahlt.

Wir hingegen geben als Entgelt für genannte Güter dem Ordensmeister und seinen Leuten zu dauerndem Besitz einen Teil unseres Kirchengutes am Walde Wogrym und mit Aeckern, Wiesen, Weiden, Gewässern und mit allen anderen Nutzungen in der Erde und über der Erde, die jetzt vorhanden sind und später etwa einmal da sind, so weit ihn die Kirche besessen hat, ferner diesen Wald selbst mit allem Zubehör. Von jetzt ab haben wir und die Kirche daher kein Besitzrecht und keine Gewalt mehr darüber und übergeben es in den tatsächlichen Besitz des Ordensmeisters und seiner Leute mit allen Rechten, Ehren und Besitzgewalt für ewige Zeiten, auch behalten wir uns und unserer Kirche keinerlei Eigentumsrecht vor. Wir verzichten im Bezug auf jeden einzelnen Punkt des Vorausgegangenen in unserem, unserer Kirche und des Kapitels Namen auf jede hinderliche Handlung, welche uns, unserer Kirche und unserem Kapitel zum Aerger der genannten wegen einer Tatsache oder wegen eines Rechtspunktes einfallen oder in Zukunft einfallen könnte. Um dies alles dauernd und sicher im Gedächtnis haften zu lassen, haben wir für urkundliche Festlegung gesorgt und zur Bekräftigung unsere Siegel — des Bischofs und des Kapitels — beigefügt. Als Zeugen waren bei dem Tausch zugegen: die Canonici Gerwin, Heinrich Stange, Heidenreich, Kapellan Arnold, Volrad von Lydelow, unser Anwalt und sein Kollege Hildebrand von Reberg, Heinrich Frank, der Küchenmeister, unsere Kanzler und andere würdige Herren.

Schönewik, am 25. Oktober 1297.

Bischof Siegfried gibt die Stadt Schönewik zur Location aus. 1299.

Wir Siegfried, von Gottes Gnaden Bischof von Samland, bezeugen durch gegenwärtiges Schriftstück, daß nach Willen und ausdrücklichem Beschluß unseres Kapitels wir dem ehrenwerten Bernhard von Barthe, Hermann von Grimm, Hennekin Kruse, Hennekin von Backendorf die Vollmacht gegeben haben in Schönewik eine Gemeinde zu errichten. Diese Befugnis haben sie innerhalb 3 Jahren zu erfüllen versprochen. Wir aber verpflichten uns in dieser Zeit diese Gemeinde mit Gräben und Mauer (plancis, Palisaden) durch unsere Arbeitskräfte und auf unsere Kosten zu befestigen. Den 4 Männern jedoch gestatten wir als Ersatz für ihre Kosten, einen geeigneten Richter zu ernennen, der im Urteillfällen, gerichtlichem Strafverfügen und sonstigen Rechtsangelegenheiten Erfahrung hat und frei sein Urteil zum gemeinen Nutzen 10 Jahre lang nach kulmischem Recht fällen soll. Ferner verstaten wir diesen 4 Männern und ihren rechtmäßigen Erben, daß sie eine Mühle bauen lassen an einer beliebigen Stelle und sie unbehindert benutzen als ihr immerdauerndes Eigentum. Damit aber unsere Schenkungsbedingungen unangetastet bleiben und bekräftigt werden, sind dieser Urkunde unser und unseres Kapitels Siegel angefügt.

Zeugen sind: Theoderich, Propst von Samland, die Canonici Gerwin, Johannes und Heydenreich, unser Anwalt Volrad, dessen Amtsbruder Hildebrand von Rechberg, Bauvarus, Provisor von Lochstädt, Reynbod von Geydow, Hermann von Blodow. Diese waren alle zugegen, haben es gesehen und gehört.

Schönewik, am 7. April 1299.

Erste Handfeste der Stadt Schönewik.

Allen Gläubigen in Christo, die dies Schriftstück lesen, entbietet Siegfried, von Gottes Gnaden Bischof von Sawland, seine Grüße mit der Bitte, die Glaubwürdigkeit der Unterzeichneten anzuerkennen. Um jeden Zweifel, der im Laufe der Zeit über die Rechtslage entstehen könnte, zu beheben, ist es für zweckmäßig befunden worden, durch Zeugen und durch ein Schriftstück jede Möglichkeit des Zweifels zu verhüten und ein dauerndes Gedenken an die Lage zu gewährleisten.

1) Da unsere lieben Bewohner und Bürger von Schönewik um des christlichen Glaubens willen mit uns furchtlos dem Feinde die Stirn bieten, so erklären wir, daß wir, je mehr sie zur Verteidigung des Christentums und um der Ausbreitung unserer Kirche willen Gefahren und Mühsale dulden, uns auch verpflichtet fühlen, um so eifriger und tatkräftiger ihnen in allem und jedem, soweit es unser Gewissen zuläßt, beizustehen.

Deshalb gewähren wir auf einmütigen und ausdrücklichen Beschluß unseres Kapitels den Bewohnern von Schönewik für immer die Freiheit: Richter zu ernennen, Urteile zu sprechen, gerichtliche Strafen zu verhängen und in sonstigen Fällen das Kulmer Recht frei anzuwenden mit Ausnahme einiger unten erwähnter Punkte, die wir nicht unter diese allgemeinen Bestimmungen aufnehmen wollen. Wir wünschen nämlich ausdrücklich, daß, wenn die Preußen, und zwar seien es unsere Leute in Samland oder die unseren Brüdern unterstehenden oder die Mitglieder unseres Hauses wegen irgend einer Forderung oder aus irgend einem Grunde sich in genanntem Gemeinwesen entzweit haben, diese nur unsere Sachwalter richten sollen. Wenn aber die Genannten in diesem Gemeinwesen aus irgend einem Grunde einen Bürger oder Deutschordensmann ermordet, verwundet, verletzt oder beleidigt haben, so soll der Richter dieser Gemeinde Recht sprechen. Ferner übergeben wir feierlich

das Land für immer den Bürgern der Gemeinde zur Benutzung als Wiesen, Weiden, Aecker und sonstigen Nutzungen zum Gemeingut, und zwar vom Frischen Haff laufend bis zum Wald Rogys, weiterhin bis zu einem Grenzstein, der gekennzeichnet ist und an dem Wege liegt, der vom Gute Singoren (Legehnen) in diesen Wald führt, weiter von diesem Steine querfeldein über den Weg hinweg, der vom Dorfe Megothen (nicht mehr vorhanden) zu gekennzeichneten Bäumen führt, und von diesen Bäumen nach der Gemeinde zu bis zum Frischen Haff. Wir verleihen auch den Bürgern genannten Gemeinwesens auf alle Zeiten die Nutzung des Gewässers, welches oberhalb der Mühle aus dem zweiten Graben um den Viehhoi herum fließt und von diesem durch das bischöfliche Feld in den Bach hinübergeht. Den gleichen Bürgern geben wir auch drei Seile nach der Breite bis zur Grenze von Geidau und entlang dieser Grenze weiterlaufend bis zur Grenze des Hermann von Bludau. Im Uebrigen von dem äußersten Grenzgebiet des Hermann bis zu dem Graben, wo die Grenze bezeichnet ist, und von dieser Grenze weiterhin bis zum Bludauer Bach (Forkensches Fließ), dann entlang diesem Bach auf der näher zum Frischen Haff liegenden Seite bis zu der Erdbefestigung und von da bis zum Wege, der zu Winterszeiten durch den Sumpf nach der alten Stadt führt (antiquam civitatem). Von genannter Erdbefestigung aber bis zum Winterweg behalten wir uns fünf Seile in der Breite vom Frischen Haff an bis zum Sumpf vor. Diese Seile behalten wir zu unserem und unserer Nachfolger Nutzen. Dann behalten wir uns auch den Teil zur eigenen Benutzung vor, der von der Erdbefestigung ab auf dem Ende des Dammes liegt, und zwar den Teil, der diesseits des Weges liegt, der nach Bludau führt bis zum Walde Wischerod, und von dem Wege ab, der vor dem Walde vorbei nach dem Gebiete derer von Geydau führt. Doch räumen wir aus ganz besonderen Gnaden ein, daß die Weiden, die auf jenem äußersten Teile liegen und sonstige Weiden, die daran grenzen, zu gemeinsamer Benutzung sowohl für uns als auch für die Bürger der Gemeinde stehen. Wir nehmen aber alle öffentlichen Straßen und sonstigen Wege dergestalt aus, daß unsere Sachwalter hier entscheiden sollen, wenn etwas geschehen ist, was richterliche Entscheidung heischt. Wenn ferner die Preußen und zwar entweder unsere Samländer oder die Leute der Bruderschaft oder Mitglieder unseres Hauses sich wegen irgend einer Forderung oder aus irgend einem Grunde um die gemeinnützigen Anlagen genannter Gemeinde entzweit haben, sollen nur unsere Sachwalter entscheiden. Wenn aber, was fern sei, einer von jenen Leuten aus irgend einem Grunde einen Bürger oder Deutschordensmann auf dem Gebiete dieser Gemeinde getötet, verwundet, verletzt oder beleidigt hat, soll der Richter der Gemeinde rechtsprechen. Und damit der Strahl unserer für genannte Bürger besonders heißen Liebe noch heller leuchte, gestatte ich ihnen in Güte, in allen unseren Wäldern im Umkreis einer Meile Holz zu schlagen für ihre Häuser, ²⁾ außer in dem Wald, der von ihrem Gemeinwesen in Richtung auf das Dorf Neplok liegt zur rechten und auf der anderen Seite dem Wege folgend bis zum Medenaubachs; sonst aber geben wir weitgehende Erlaubnis bis zum Frischen Haff Holz zu schlagen. Wir wünschen jedoch, sie möchten nicht das Holz unserer Wälder von selbst über die Seen außer Landes ohne unsere Erlaubnis ausführen. Außerdem gestatten wir für immer zu fischen im Frischen Haff auf unserer Seite bis zum Medenaubach mit allen Fischerwerkzeugen und Netzen, außer dem Nywatnetz und dem Störgarn. Auch nehmen wir uns vier Stellen aus, in denen wir uns das alleinige Fischrecht vorbehalten. Außerdem sollen die Bewohner, wenn es sie gelüftet, das Recht haben, für ständig im Meere draußen zu fischen.

Ferner bestimmen wir, daß, wenn Bürger ihr Haus, ein Stück Land, Ackerland oder Weidland in ihrem Testament oder in einer Urkunde der Kirche übereignet haben, sie es innerhalb eines Jahres verkaufen sollen, andernfalls es dem öffentlichen Gemeinwohl zufällt. Ausgenommen unsere Canonic, die freie Häuser, Land oder sonstiges vom bestimmten Termin ab erhalten können. Alle genannten Nutznießungen an Aeckern, Wiesen, Wäldern, Weiden, Sumpfland, Seen, Gewässern, Flüssen, Inseln, Fischerei und alle anderen Vorteile mit Ausnahme obengenannter Punkte übergeben wir frei und unbelastet allen Bürgern und Bewohnern genannten Gemeinwesens für alle Zukunft zu gemeinem Nutzen und Gebrauch. Damit aber diese unsere vorteilhaften Schenkungen, Bedingungen und Versprechungen unverletzt bestehen bleiben und gebührende Kraft erhalten, fassen wir gegenwärtige Urkuade ab und bekräftigen sie nachdrücklich durch unser und unseres Kapitels Siegel.

³⁾ Zeugen sind: Propst Theoderich, die Canonic Gerwin, Johannes, Heydenreich, Komtur Bertold von Königsberg, Ortolph, Advocatus in Samland, mein Advocatus Volrad, sein Kollege Hildebrand von Rechberg, Vicekomtur Scrabo in Königsberg, Bruder Bauvarus, Provisor in Lochstädt. Sonst waren noch viele von unseren Brüdern da und haben diese Schenkungsurkunde anerkannt: Bernhard von Barth, Hermann von Grimm, Hennecke Krusa, Kurt Hennecke von Backendorf, Johann von Meydeburgh. Dann noch andere, wie Reinbot von Geydow, Albert von Blodow und andere.

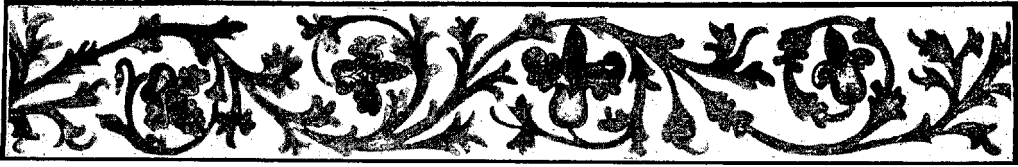
Schönewik, am 7. April 1299.

Veränderungen der Handfeste von 1299 bei ihrer Erneuerung am 19. August 1305.

¹⁾ Da wir mit allen Mitteln unserer Kirche zu nützen trachten und für alle Zukunft mit peinlicher Sorgfalt uns darum bemühen, so haben wir auf ausdrücklichen einstimmigen Beschluß unseres Kapitels bei unserem Schloß Schönnewik eine Gemeinde errichtet, in der über ein Gebiet von 40 area (Ar) die Einwohner und Bürger wohnen. Wir geben ihnen aber diese 40 Ar für alle Zukunft zum Eigentum gegen einen jährlichen Zins von 8 Mark geltender Währung, die sie alljährlich am Tage des heiligen Bischofs Martin an uns und unsere Nachfolger zu zahlen gehalten sind.

²⁾ Mit Ausnahme des Waldes Poys, den wir aber auch zum Hauen des eigenen Bedarfs soweit freigeben, wie der Weg führt vom Dorfe Neplok nach dem Felde Steypts, wo der Medenaubach ins Frische Haff mündet.

³⁾ Die 1305 aufgeführten Zeugen sind zum Teil andere wie 1299.



Mittelalterliches Ornament am Triumphbogen der Kirche zu Fischhausen.

Und so man frembder Völker Chronica / Zeit oder
geschichtsbücher mit lust liset und erforschet:
Wie viel mehr sollten wir des Vaterlandes, darinnen
wir geboren und erzogen sind / denkwürdige
Handel und Geschichte wissen / und keins weges
in vergessenheit kommen lassen.

Runau

(Historia des grossen dreizehnjährigen Kriegs.)

ZWEITER ABSCHNITT.

Die kulturgeschichtliche Entwicklung der Stadt Fischhausen.

A. Die Kirche.

Die um die Jahre 1305—15 erbaute Stadtkirche bildet den beherrschenden Mittelpunkt Fischhausens. In ihrer schlichten und doch eine eindringliche Sprache redenden Einfachheit ist sie die schönste und größte des ganzen Kirchensprengels, wie sie überhaupt zu den markantesten Kirchenbauten der Backsteingotik im alten Ordenslande gehört. Die Kirche ist nach der Thierenberger die älteste des Samlandes. Sie bildet ein Rechteck von 48,6 m Länge, die sich auf Turm, Langhaus und Chor verteilen. Nur der 26 m hohe Turm dürfte sich unverändert in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten haben, seine Außenwände sind, da der Backsteinbau größere Unterbrechungen und Oeffnungen nicht zuläßt, durch Fensterblenden in Spitzbogenform verziert. In dem mit kleinen Turmspitzen versehenen Satteldach will man die rohe Nachbildung eines Bischofs-hutes sehen. Tatsächlich findet man die gleiche Dachform auch



Aufnahme der Meßbildanstalt Berlin.

Portal der Kirche.

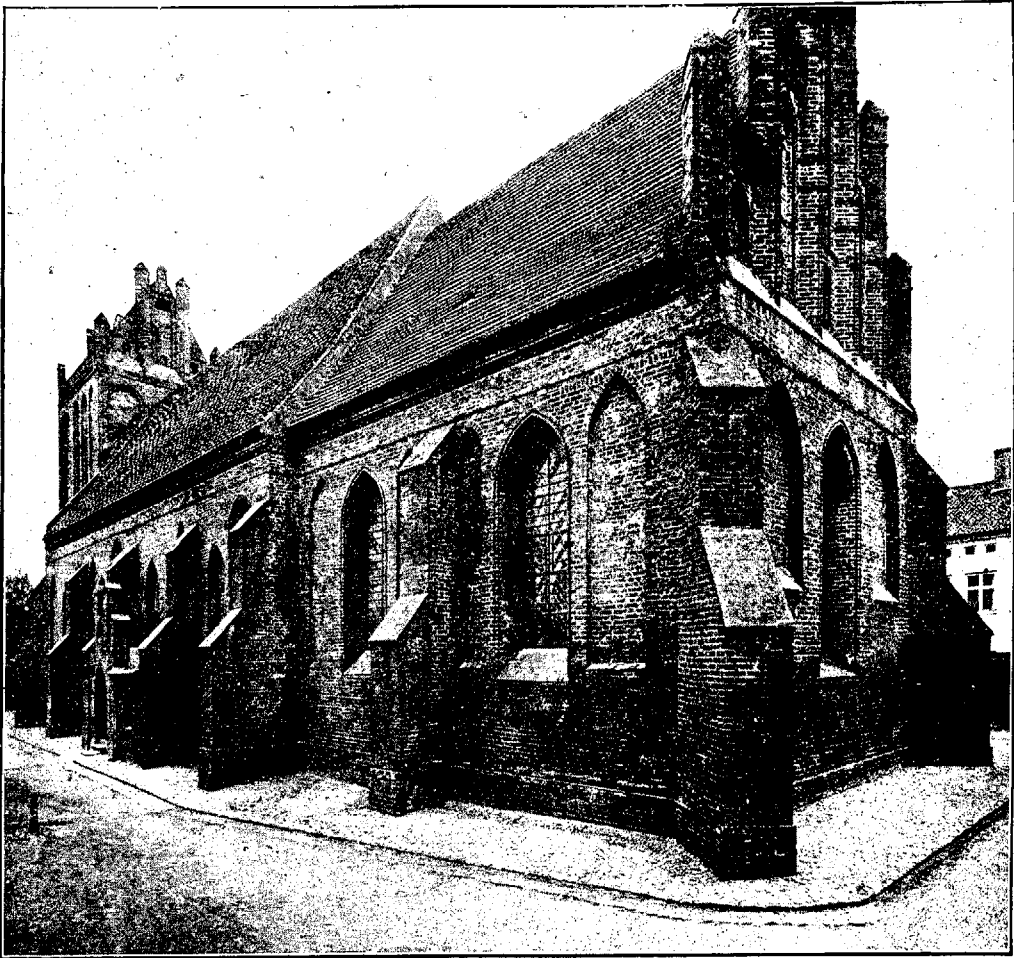
Bischof Adalbert von Prag. Bischof Georg von Polentz.

bei anderen Kirchen des alten bischöflichen Anteils im Samlande. Einen besonderen Schmuck besitzt der Turm in den beiden den Haupteingang flankierenden Standbildern der Bischöfe Adalbert von Prag und Georg von Polentz, Jugendarbeiten des Bildhauers Siemering, welche dieser im Auftrage König Friedrich Wilhelms IV. unter Aufsicht des berühmten Bildhauers Bläser in Berlin für die Kirche in Ton modellierte. Auch das Christusrelief über dem Eingang ist von Siemering.



Aufnahme der Meßbildanstalt Berlin.

Gesamtansicht der Kirche.



Die Südseite der Kirche. Ansicht der Meßbildanstalt Berlin.

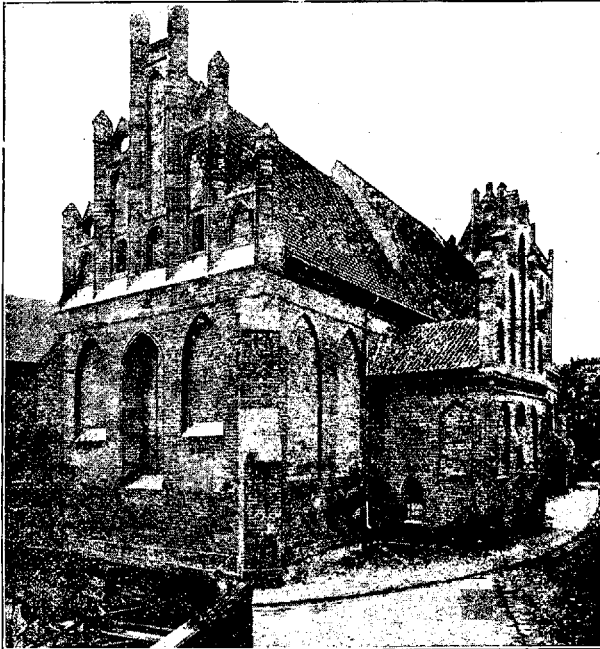
Alle Arbeiten, zunächst in Terrakotta ausgeführt, wurden am 6. November 1864 enthüllt und erst 1908 in Bronze gegossen. Während von Polentz in der Priestertracht der Lutherzeit dargestellt ist, hat der Künstler für das Standbild Adalberts das reiche bischöfliche Ornat gewählt und ihn in majestätischer Pose mit wallendem Bart dargestellt. Damit hat sich aber Siemering in Gegensatz zu den zeitgenössischen Beschreibungen gestellt, die Adalbert von kleiner Figur, bartlos und mit kurzgeschorenem Haar schildern, welchem Umstand es besonders zugeschrieben wird, daß er bei den bärtigen Preußen solches Mißfallen fand. In katholischer Zeit sollen in diesen Nischen Standbilder von Heiligen aufgestellt gewesen sein.

Eine sehr alte Holztüre führt in die mit einem Kreuzgewölbe versehene Turmhalle, die leider durch einen zur Heizung der Kirche gehörenden Kasten recht verunstaltet wird. Welche weihevollen Gedenkhalle für die hundertundvier Opfer des Weltkrieges aus dem Kirchspiel könnte dieser Raum unter künstlerischer Mitwirkung bilden!

Das in der Turmhalle stehende, roh aus Stein gehauene Weihwasserbecken ist ein ergreifender Zeuge der ersten christlichen Zeit des Samlandes. Das dazu gehörende Metallbecken befindet sich jetzt im Museum der Prussia in Königsberg. Aehnliche Steine findet man auch noch bei einigen anderen Kirchen des Samlandes, so in Heiligencreutz und Rudau.

An den alten ehrwürdige Turm knüpft sich auch der Spottnamen der Fischhausener als „Mückenpritscher“. Als einst an einem warmen Sommerabend einer der riesigen Schwärme der harmlosen Haffmücke den Turm umspielte, hielt man ihn für den Rauch einer Feuersbrunst in der Kirche und brachte die Spritze gegen sie in Tätigkeit. Wer Gelegenheit gehabt, solchen Mückenschwarm zu beobachten, wird den lustigen Irrtum verzeilich finden.

Das Langhaus der Kirche mit seinem herrlichen Sterngewölbe bietet einen selten schönen Anblick. Es zeigt ein liebevolles feines Aufgehen des bauenden



Aufnahme der Meßbildanstalt Berlin.

Ostgiebel und Sakristei.

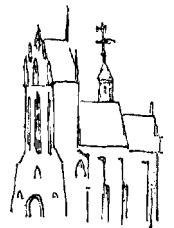
Die inneren Wandflächen waren ursprünglich durch Wandmalereien in Temperageschmückt, von denen wertvolle Reste noch über dem Deckengewölbe sichtbar sind. Die im Kirchenschiff befindlichen Flächen sind dann, da die Reformation helle Kirchen verlangte, übertüncht worden.

Das Gewölbe gehört der spätmittelalterlichen Zeit an. In ihrer ersten Zeit hatte die Kirche eine flache Balkendecke, die sich über der jetzigen gewölbten Decke befand.

Eine Freilegung der in den Jahren um 1380 entstandenen Gemälde würde vielleicht wichtige Aufschlüsse über die christliche Gedankenwelt der Ordenszeit ergeben. Die Wandmalereien entsprangen, wie alle derartige alte kirchliche Schilderungen weniger dem Bedürfnis der Ausschmückung, sondern dienten hauptsächlich für die religiöse Erziehung des Volkes als Anschauungsmittel.

Noch schöner als die Architektur des Langhauses ist die des Chors, der durch einen Triumphbogen von diesem getrennt, in dem schönen Ostgiebel den Abschluß der Kirche bildet. Da dieser eine glatte Wand bildet, ergibt sich allerdings zum Altar kein besonders günstiger Fernblick.

Wie die Architektur des Innern, so kann auch das äußere Bild der Kirche als vollendet gelten. Sehr schön sind die Fensterprofilierungen, selbst die rohen den Bau stützenden Strebepfeiler, welche die inneren Joche des Gebäudes andeuten, schließen sich dem Ganzen harmonisch ein, ebenso auch das auf der Nordseite befindliche und mit einem Chor versehene Sakristeihäuschen, 1856 nach einem Plane von Quast ausgeführt. Es ist anzunehmen, daß die Kirche in ihrer ersten Zeit als Schutz gegen nördliche Winde auf der Nordseite keine Fensteröffnungen hatte. Verglasungen waren damals noch unbekannt und daher Fenster meist nur nach Süden zu eingebaut.



Dachreiter der Kirche vor dem Abbruch.
Nach Giese.

Bemerkenswert ist der gepflegte Zustand des ganzen Baues. Allerdings haben es sich, wenn demselben Gefahr drohte, Königshaus und Kirchengemeinde immer wieder angelegen sein lassen, das Gotteshaus in würdiger Weise herzustellen. Eine Ausnahme bildete wohl nur König Friedrich I., dem man zuschreibt, daß er das Dach der Kirche für den Pillauer Festungsbau abzureißen beabsichtigte.



Aufnahme der Meßbildanstalt Berlin.

Inneres der Kirche.

Die bedeutendste Wiederherstellung der Kirche erfolgte in den Jahren 1852 — 56, hierbei wurde auch ein als Klingelturm dienender kleiner Dachreiter entfernt. Um sie machte sich besonders der damalige Pfarrer der Kirche Grawert verdient.

Die Kirche war früher von dem Begräbnisplatz der Gemeinde umgeben, der auch bis 1775 als solcher benutzt wurde. Noch bis 1806 brachten die Ortschaften des Kirchspiels die Leichen nach dem Fischhausener Kirchhof, erst in diesem Jahre errichteten sie eigene Begräbnisstätten auf ihren Dorfangern. Eine anpassende gärtnerische Anlage des jetzt ziemlich wüsten Platzes würde sicher das äußere Kirchenbild noch freundlicher gestalten!

Die weitere innere Ausstattung der Kirche ist eine durchaus würdige. Zunächst fesseln die schönen Glasmalereien der sechs südlichen Fenster, ein Geschenk von treuen Anhängern der Heimatstadt zum sechshundertjährigen Stadtjubiläum 1905. Sie wurden von Linnemann in Frankfurt a. M. gemalt und lassen auf dem hellen Grund die Farben besonders prächtig zur Geltung kommen.

Die ersten drei Fenster stellen in herkömmlicher Zeichnung den zwölfjährigen Jesus im Tempel, Christi Gang auf dem Meere und Christi Gebet auf Gethsemane dar.

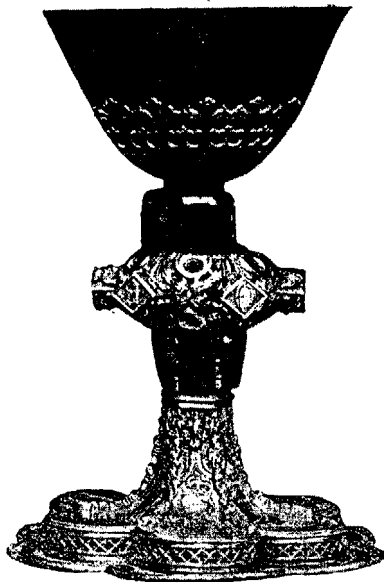
Stofflich interessanter sind für den Geschichtsfreund die anderen drei Fenster. Das eine von ihnen schildert den Tod des heiligen Adalbert, das weitere die Bekehrung der Samländer 1260 und das letzte die Uebergabe der Kirche und Stadt Fischhausen im Jahre 1525 durch Georg von Polentz an Herzog Albrecht von Preußen.

Eindringlich beweisen diese Darstellungen die besondere geschichtliche Bedeutung der Fischhausener Kirche für das kirchliche Leben Ostpreußens.

Weniger erfreulich ist der 1606 im Geschmack der damaligen Zeit erbaute Flügelaltar, ebenso zwei von den drei im Chor stehenden gedeckten Kirchenstühlen. Sehenswert sind aber wieder einige schöne Epitaphien im Chor, sowie mehrere alte Grabplatten vor dem Altar.

Die neue Orgel ist 1889 erbaut, nachdem ihre alte, 1616 von Zeickermann gefertigte und vom holländischen Künstler Matz bemalte Vorgängerin in ihren letzten Lebensjahren dem wackeren Organisten manche sorgenvolle Stunde bereitete.

Den Hauptschatz der Kirche bildet ein dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstammender Kelch in getriebener Goldschmiedearbeit, einer der wertvollsten Kunstgegenstände Ostpreußens. Auf ihm sind u. A. die vier heiligen Jungfrauen Catharina, Barbara, Dorothea und Margaretha dargestellt, die man häufiger auf Bildwerken des Samlandes findet und vielleicht in einen besonderen, bisher noch nicht



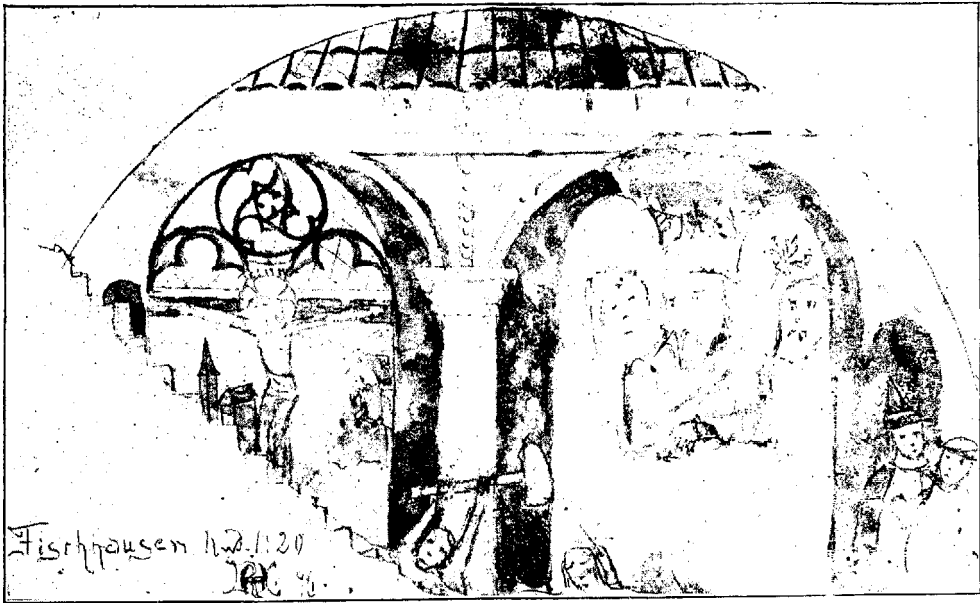
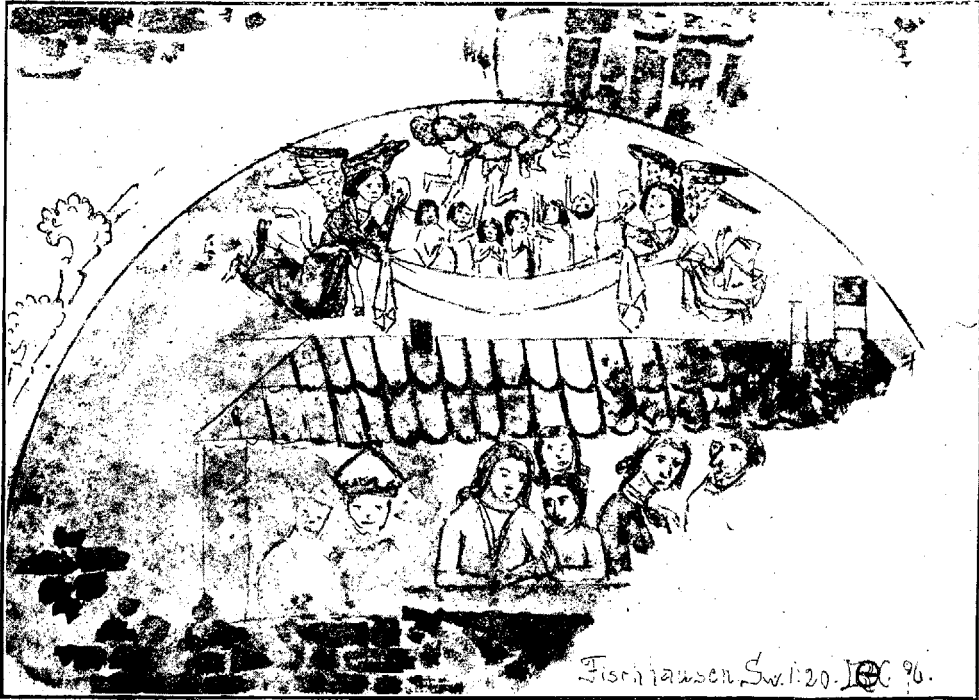
Gotischer Kelch
aus dem Ende des vierzehnten
Jahrhunderts.

festgestellten Zusammenhang mit diesem zu bringen sind.

Das Geläut der Kirche würde eine Verbesserung vertragen, von den zwei Glocken zeichnet sich die kleinere durch ihr ehrwürdiges Alter aus, sie soll noch aus der ersten Zeit der Kirche stammen. — Hübsch ist die Sage, die der Chronist der Stadt Scheiba, über eine Glocke aufzeichnet:

„1785, um die Zeit des Diakonus Fischer, wurde die Kirchenkasse in der Sakristei um 2500 Taler, die für das Hospital bestimmt waren, eines Nachts bestohlen, ohne daß die Diebe ermittelt werden konnten. Ein Hofmann aus Kobbeltbude, der in der Frühe Milch zur Stadt brachte, bemerkte dabei mehrere Leute, die beim Schein einer Laterne das in einem Kasten befindliche Geld vergruben und hob solchen, nachdem die Diebe sich entfernt hatten, wieder aus. Von diesem unrechtmäßig erworbenen Gelde kaufte sich der Hofmann dann in Fischhausen ein Haus. Da sein Gewissen ihm jedoch keine Ruhe ließ, suchte er solches durch Wohltätigkeit zu beruhigen und gab den größten Teil seines Geldes zum Guß einer Glocke her. Schon beim ersten Grabgeläut sprang diese und zufällig fiel gerade das Stück heraus, welches den Namen des Hauptspenders trug. Das Volk aber meinte: „Gott habe nicht gewollt, daß eine mit Sündengeld hergestellte Glocke zu seiner Ehre klinge.“

Der damalige Diakonus Fischer ersetzte das gestohlene Geld aus eigenem Vermögen in der Weise, daß dieser Betrag nach seinem Tode dem Hospital ausgezahlt wurde.



Mittelalterliche Wandmalereien in den Wandnischen der Seitenwände
über dem Gewölbe der Kirche.

Aufgenommen 1896 von Maler Ebeling.

Mit gütiger Erlaubnis des Geheimrates Steinbrecht, Marienburg.

In Fischer hat die Stadt, im besonderen aber Kirche und Schule, ihren bisher einzigen Wohltäter gefunden. Dieser hinterließ ihr den größten Teil seines für damalige Zeit bedeutenden Vermögens von 46000 Gulden, nach anderer Mitteilung betrug es 9600 Taler. Fischer war 1718 in Königsberg geboren, studierte dort, ferner in Halle, Leipzig, Jena, Göttingen und Wittenberg. Zurückgekehrt wurde er zunächst Feldprediger im Regiment Geßler und 1744 als Diakonus nach Fischhausen berufen, wo er sich 1755 mit einer Tochter der Stadt vermählte. Zweiundfünfzig Jahre lang verwaltete er sein Kirchenamt, von 1780 auch als Inspektor der Stadtschule, in seinem letzten Lebensjahrzehnt aber durch Krankheit dauernd an den Stuhl gefesselt.

1796 starb Fischer, nachdem er 1794 sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feiern konnte, er liegt unter dem Turm begraben. Sein Andenken aber wird in dem Stipendium Fischerianum fortleben, welches er für Söhne der Stadt Fischhausen an der Königsberger Universität errichtete.

Fischer hinterließ der Kirche auch seine wertvolle aus etwa 800 Bänden bestehende Bibliothek, darunter viele seltene Druckwerke, für deren Sammlung er den Anfang bereits in seinen Studienjahren legte. Die Bücher wurden, um nicht der drohenden Vernichtung zu verfallen, 1917 der Königlichen Bibliothek in Königsberg als Sonderbestandteil einverleibt.

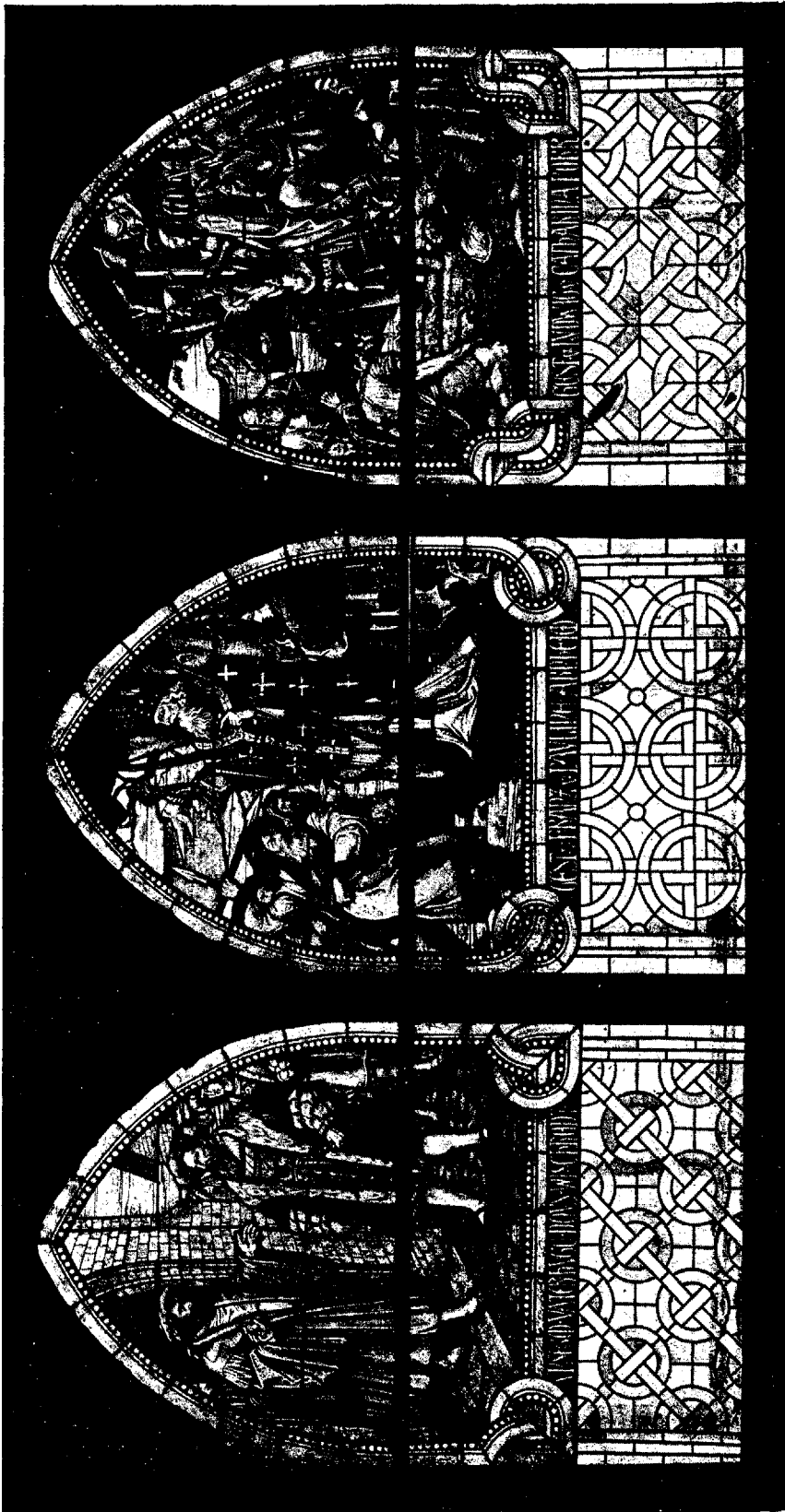
Das Vermögen der Kirche aus den Fischerschen Legaten bestand 1799 in folgenden Werten: 500 Taler zur Reparatur der Kaplanei und des Witwenhauses; 2000 Taler, deren Zinsen für den Diakonus bestimmt waren; 500 Taler für den Schulkollegen und 500 Taler zur Errichtung einer Mädchenschule; ferner 660 Taler für die Witwe des Diakons. 1796 wurde die Annahme der Legate auf Grund besonderer königlicher Erlaubnis gestattet, „da die Kirche in dürftigen Umständen sei.“ Legate an Kirchen waren damals nur bis 500 Taler zulässig.

Interessant sind einige Nachrichten aus der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts über die damaligen Verhältnisse an der Kirche. Das Amt des Erzpriesters in Fischhausen galt als ein sehr angesehenes, war aber sehr niedrig besoldet, betrug doch das Einkommen mit allen Nebeneinnahmen nur 285 Taler. Hierzu kam allerdings freie Wohnung, 32 Scheffel Korn, 58 Gänse, 40 Weißfische, 40 Aale, 31 Zöpfe Flachs und freies Brennholz.

Der Glöckner der Kirche erhielt neben seinem kleinen Einkommen zwei Taler für Backen der Abendmahloblaten. Die Gesamteinnahmen der Kirche betragen 1803: 629 Taler gegen 574 Taler Ausgaben, 1918 betragen sie in Einnahme 19085 und in Ausgabe 17191 Mark.

Fischhausen war früher der Sitz einer der einundzwanzig Erzpriestereien Preußens, einer Einrichtung, die der einer heutigen Superintendentur entsprach; das Amt war jedoch an die Kirche in Fischhausen gebunden.

Seit der Gründung der Kirche hat sich das Kirchspiel Fischhausen in gleichem Umfange bis in die neueste Zeit erhalten. Ausgeschieden sind in letzter Zeit nur die Orte Neplecken und Peyse, welche der neu gebildeten Kirchengemeinde Zimmerbude zugeteilt wurden. Jetzt umfaßt das Kirchspiel neben Stadt und Domäne Fischhausen die Ortschaften Bludau, Caspershöfen, Dargen, Forken, Geidau, Kallen, Kobbeltbude, Littausdorf, Neuendorf, Sanglienen, Schäferhof und Wischrodt. Die dem Kirchspiel zugehörige Seelenzahl betrug im Jahre 1844: 3518 und 1918: 4017 Personen. Fünfundzwanzig Personen waren katholischen Glaubens, 358 bekannten sich zu verschiedenen christlichen Sekten. Jüdischen Glaubens waren fünf Familien, als dissidentisch bezeichnete sich eine Person.



Drei Glasfenster der Kirche Fischhausen mit historischen Darstellungen.

Übergabe der Kirche und Stadt
Fischhausen durch Georg von Polentz
an Herzog Albrecht 1525.

Tod des heiligen Adalbert
bei Tenkitten 997.

Bekehrung der Samländer
im Jahre 1260.

B. Das Schulwesen.

Die erste Nachricht über eine Schule in Fischhausen finden wir in dem Revisionsbericht des Bischofs Mörlin aus dem Jahre 1567/71. Nach diesem bestand das Inventar der Schule aus einem langen Tisch, daran die Jungen sitzen, einem deutschen Psalter, einem Meßbuch des Losius und einem alten Tisch. Der Schulmeister hatte freie Wohnung, ein Gärtlein, je nach der Zahl der Schüler fünfunddreißig bis sechzig Mark Einnahme, freies Holz, dazu das Recht zur Hökerei und Branntweinausschank.

Um 1601 finden wir an der Schule schon einen studierten Rek.or Martinus Bartsch. Auch die zweite Lehrerstelle scheint von einem Akademiker besetzt gewesen zu sein, was aus dem Lehrplan der Schule hervorgeht, nach welchem neben dem Lateinischen auch Hebräisch und Griechisch, Logik und Mathematik gelehrt wurde.

Mit Recht hält ein Berichterstatter aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts diesen Lehrplan für unsinnig und verweist solch Lehrgegenstände in den Privatunterricht, um so mehr, da die Knaben sich doch meist einem Handwerk widmen.

Diesen Wunsch setzte der um das Fischhausener Schulwesen so verdiente Diakonus Fischer dann auch 1790 in die Wirklichkeit um, indem er diese Lehrfächer aus der Schule schied und sie in eine Bürger- Realschule umwandelte.

In öffentlichen Anzeigen und Schulnachrichten wird der neue Lehrplan als glänzend geschildert und etwas überschwänglich gesagt: daß die Nachkommen die Männer segnen werden, die diese glückliche Veränderung bewirkt haben. Gleichzeitig wird aber auch geklagt, daß die Fischhausener ihrer Schule mit mangelndem Verständnis gegenüber ständen.

Ueber den veränderten Lehrplan geben eine Reihe noch vorhandener gedruckter Einladungen zur sogenannten Fleißesprüfung genaue Auskunft. Danach kamen 1790 folgende Lektionen zur Prüfung: 1. Naturlehre und Naturgeschichte, 2. Unterricht in den rohen Materialien zu den Fabriken und Manufakturen, 3. Sittenlehre und Klugheit zu leben, 4. Zeichnen, Schön- und Rechtschreiben, 5. Erdkunde, Meßwirtschaft und praktische Mechanik, 6. Haus- und Landwirtschaftskenntnisse, 7. Körperliche Kenntnis des Menschen und Regeln zur Erhaltung der Gesundheit, 8. Landesgesetze, 9. Weltgeschichte, 10. Vernunftlehre, 11. Uebung im Briefschreiben und schriftlichen Aufsatz, 12. Preußische Statistik usw.

Bei einer Prüfung 1797 sollten neben diesen Lektionen die Schüler Adolf Mörcke, Dittrich Brocks, Friedrich Weise und August Schneege auftreten und ein Gespräch von der Diätetik halten, oder wie viel gesunder die Menschen sein könnten, wenn sie nur wollten. Von der jetzigen Jahreszeit und deren vorzüglicher Anmut unterredeten sich Heinrich von Sacken, Ludwig Ahorn, Friedrich Busch und Friedrich Lauckien, und Carl Ludwig Fischer zeigte in einer deutschen Rede, daß nur unrichtige Begriffe auf die Moralität einen großen Einfluß haben.

Erscheint dieser Lehrplan auch recht vernünftig und fast zeitgemäß, so dürfte doch erst eine gewisse Dressur diese Leistungen ermöglicht haben.

Fischer hat sich auch weiter um das Schulwesen recht verdient gemacht, so wurde aus den Zinsen von dreitausend Gulden eine Mädchenschulklasse errichtet

und die Zinsen von weiteren dreitausend Gulden dienten als Gehaltsverbesserung für die zwei Schulmeister.

Die Lehrer waren meist Kandidaten der Theologie, für welche die im Lehramt zugebrachte Zeit eine Vorstufe zum geistlichen Amt bildete. 1784 werden erwähnt Röhr als Rektor, Schweichler als Konrektor emeritus und Finck als Konrektor adjunctus.

Von 1797 bis 1804 war ein Rektor Kapper an der Schule, als dieser sich dann um das Pillauer Pfarramt bewarb, gab er an, daß die Stelle in Fischhausen so schlecht sei, daß er in den Jahren seiner Tätigkeit dort Geld zugesetzt habe.

1801 wurde ein stud. theol. Reyländer zum Konrektor und Organisten an der „deutschen Bürger-Real-Schule“ mit fünfzig Talern Gehalt bestellt, die Nebeneinnahmen aus Schulgeldern, Begräbnissen usw. wurden unter die zwei Schulmeister verteilt.

1810 wurde die Rektorstelle mit der des Hilfspredigers und zweiten Geistlichen an der Kirche verbunden und blieb auch bis 1868 im Zusammenhang mit der Kirche.

In verschiedenen Wandlungen hat sich die Zahl der Klassen allmählig vermehrt. Neben der Stadtschule wurde eine „Armenschule“ errichtet. 1877 wurde durch den Rektor Henkel der Versuch gemacht die Schule in eine Mittelschule umzuwandeln. Dieser Lehrplan blieb auch mit einigen Aenderungen bis 1905 in Geltung, wo dann das ganze Schulwesen in einer achtklassigen Volksschule vereinigt wurde.

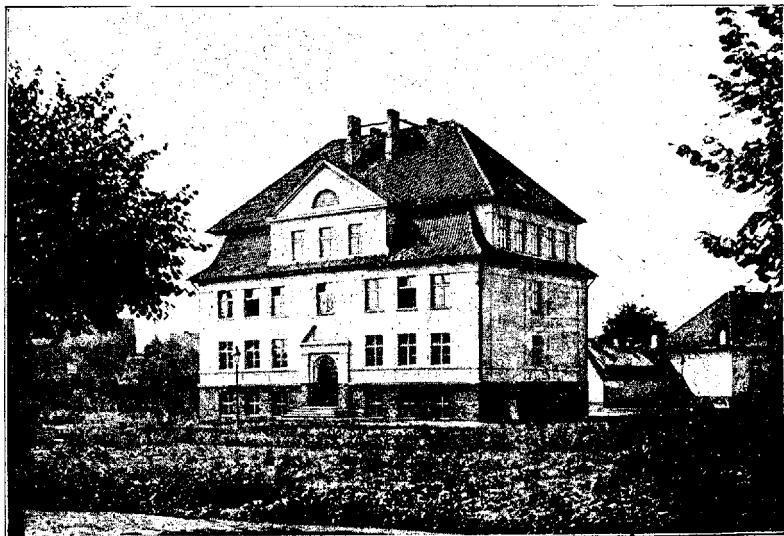
Erwähnt möge noch der bis 1877 hier einige Jahre wirkende Rektor Kleimon sein, dessen Gedichtsammlungen ein beachtenswertes poetisches Talent beweisen.

Wir sehen also auch in Fischhausen, daß lediglich durch den Wohnsitz der Eltern in der Kleinstadt ganze Bevölkerungsschichten von der Möglichkeit abgeschnitten sind, ihren begabten Kindern eine bessere Schulbildung zu gewähren. Eine Tatsache, unter welcher nicht nur die Kinder selbst zu leiden haben, sondern auch der Staat in Nachteil kommt, dessen leitende Stellen man daher vielfach mit Personen besetzt findet, die dieses Amt nur dem Wohnsitz ihrer Eltern in der Großstadt verdanken.

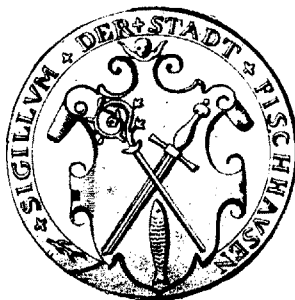
Jetzt ist die städtische Schule, nachdem sie Jahrzehnte in einem der Kirche gehörenden Wohngebäude, zum Teil auch auf dem Rathause untergebracht war, in das neue 1913

bis 1915 mit einem Kostenaufwand von 165000 Mark erbaute Schulgebäude verlegt, dem auch eine Turnhalle angebaut ist. Außer der städtischen Schule besteht zurzeit in

Fischhausen noch eine Privatmädchenschule, auch ist es Sitz der Kreisschulinspektion.



Städtische Schule Fischhausen.



Menschen, die nicht hinter sich auf ihre Vorfahren blicken, werden auch nie vor sich auf ihre Nachkommen sehen.

E d. B u r k e.

C. Die städtische Verwaltung und ihre Einrichtungen.

U nter dem Orden besaßen die Stadtgemeinden Preußens eine große Selbständigkeit in ihrer Verwaltung und die größeren Städte sind, wie die Geschichte beweist, durch diese der Landesherrschaft oft sehr unbequem geworden.

Nur sehr geringen Einfluß auf die Geschicke des Landes hatten die kleinen Städte, die wir auf den Tagesfahrten und Landtagen meist im Gefolge der großen Städte finden. Unter diesen war Fischhausen dazu noch in besonderem Maße von den hier wohnenden Bischöfen abhängig.

Auch in der herzoglichen Zeit vermissen wir selbständige Regungen, war es doch jetzt wieder der Amtshauptmann, welcher die dicht am Schlosse liegende Stadt und ihre Verwaltung nach seinem Gutdünken leitete. Nur Petitionen und Bittschriften sind uns aus dieser Zeit erhalten, alle mit „Magistrat und Rat der Stadt Fischhausen“ unterzeichnet.

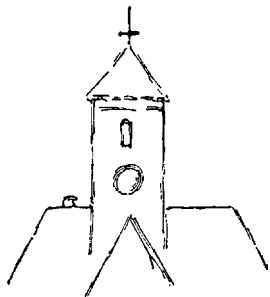
Die Verwaltung der Stadt bestand bis 1808/1809, dem Jahre der Steinschen Städteordnung, aus sechs Personen. 1784 werden genannt: der Bürgermeister, der Justizbürgermeister, der Stadtkämmerer und Feuerherr, ferner drei Ratsverwandte, von denen der eine Armenkassenrendant und ein anderer Wettrichter und Servisrendant war. Die Aemter waren bis auf solches des Justizbürgermeisters, auch Stadtschreiber genannt, ehrenamtlich, dieser übte daher auch die eigentliche Verwaltung der Stadt aus. Das Amt des Stadtschreibers war mit juristischen Persönlichkeiten, wie Rechtskandidaten, Regierungsreferendarien und ähnlichen Männern besetzt. Das Gehalt betrug, außer freier Wohnung auf dem Rathause, mit Nebeneinnahmen 109 Taler, hierzu kam aber noch eine staatliche Einnahme, da die Stadtschreiber auch gleichzeitig Assessoren beim Bernstein- und Stadtgericht waren.

Die oben erwähnte Städteordnung brachte nun die Einrichtung des Stadtverordnetenkollegiums, dieses bestand ursprünglich aus vierundzwanzig Mitgliedern, wurde aber dann auf die noch heute bestehende Zahl von zwölf ermäßigt.

Den Magistrat bilden gegenwärtig: der Bürgermeister, der Stadtkämmerer, sowie drei aus der Bürgerschaft gewählte Beigeordnete oder Ratmänner.

Das Rathaus und die städtische Verwaltung.

Der Sitz der städtischen Verwaltung ist das 1875 erbaute Rathaus, ein sehr unschöner Bau, dessen mit einem grotesken Holzaufbau verzierter Turm ihm nicht mit Unrecht den Namen des Fischhausener Galgens eingetragen hat. Um vieles schöner war das alte Cumpen- oder Kumpanhaus — wie die Stadthäuser



Turm des alten Rathauses.

in alter Zeit genannt wurden. Aeltere Abbildungen zeigen den gediegenen Bau mit einem hübschen Turm verziert, zwei Tore führten durch ihn nach dem dahinter liegenden Kirchenplatz. Er stammte vermutlich aus dem Jahre 1562, denn in diesem Jahre schenkte Herzog Albrecht für ihn ein Wappen für zwanzig Mark. Im Jahre 1823 wurde das alte Rathaus völlig umgebaut, es brannte jedoch 1872 im Winter bei strenger Kälte völlig nieder, worauf das jetzige Rathaus fast an gleicher Stelle erbaut wurde.

Ueber dem Eingang zu den Diensträumen befindet sich das hübsche Wappen der Stadt. Es führt auf silbernem Grund ein mit einem Bischofsstab sich kreuzendes Schwert in roter Farbe, darunter in der Mitte einen aufsteigenden blauen Fisch.



Fischhausen vom Wasserturm.

Das Wappen ist bis auf den Fisch das Grundsiegel des alten samländischen Domkapitels und es ist wohl anzunehmen, da ein anderes Stadtsiegel nicht zu ermitteln ist, daß die Stadt solches schon seit Alters her führt.

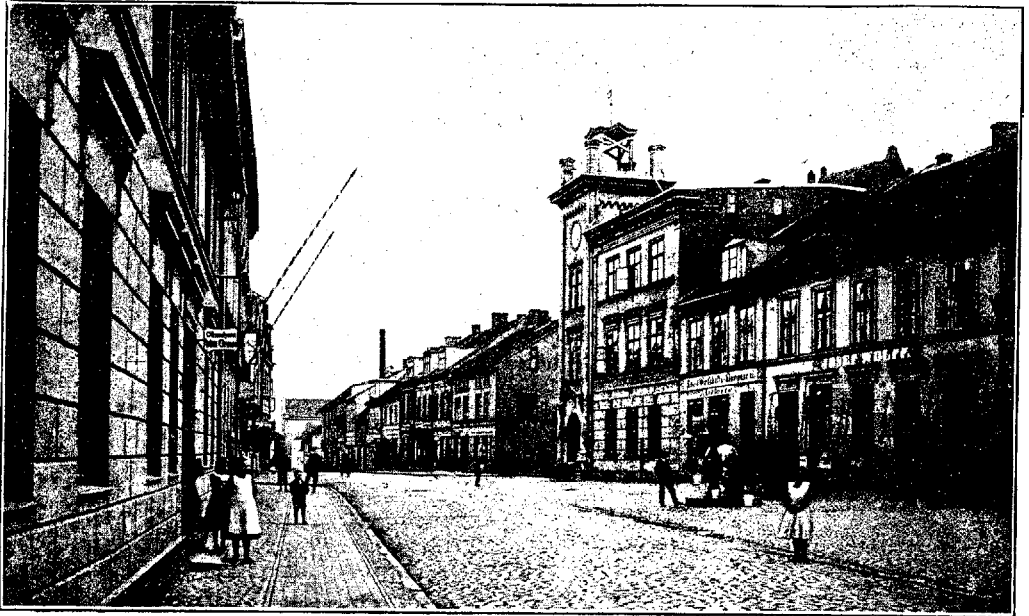
Der Umfang des Gebietes der Stadt Fischhausen ist seit der Gründung 1305 bis auf den verkleinerten Stadtwald unverändert geblieben. Auch 1475 bestätigt der Bischof Johann III. Rehwinkel der Stadt in einem Privilegium, daß der Umfang so sei, wie sie ihn durch Bischof Siegfried von Reinstein erhalten habe. Die Größe beträgt 1967,5 ha, von denen 63 ha in landwirtschaftlicher Benutzung und 2 ha als baureifes Gelände der Bebauung erschlossen sind, der Rest kommt auf den Stadtwald und Wiesen. Da der Bezirk der Domäne 1063,6 ha umfaßt, hat das Stadtgebiet Fischhausen zusammen den höchst respektablen Umfang von 3031,1 ha.

Nicht uninteressant ist es, das Geldgebahren einer kleinen Landstadt wie Fischhausen in Einnahmen und Ausgaben kennen zu lernen.

In früherer Zeit setzten sich die Einnahmen Fischhausens in der Hauptsache aus der Biersteuer seitens der zahlreichen Brauereibetriebe, den Abgaben der Verkaufsstände der Handwerker, sowie den Einnahmen der Torakzise zusammen.

Dieses Torgeld wurde 1688 von dem Großen Kurfürsten in seinem letzten Lebensjahre eingeführt und 1712 durch ein weiteres Gesetz geregelt. Torschreiber bewachten und kontrollierten jede Einfuhr in die Stadt, Durchreisende erhielten einen Passierschein.

Die Akzise wurde jedoch bei dem Akziseeinnehmer selbst bezahlt. Dieser mußte ein ortsangesessener Mann sein, der zwar vom Magistrat gewählt, aber von der Landesherrschaft sein Gehalt erhielt, welches er der Einfachheit halber gleich von den Einkünften abzog. Diese Einnahmen genügten aber in späterer Zeit dem Staatssäckel nicht mehr und so legte derselbe 1721 sogar auf die Marktsteuer Beschlag, deren Einnahmen bisher der Stadt zuflossen.



Die Langgasse mit Rathaus.

1784 wurde in Fischhausen ein Akzise- und Zollamt erwähnt mit je einem Einnehmer, Kassenkontrollleur und Kreissteuereinnehmer. 1817 wurde die Akzise wieder völlig aufgehoben.

Niedrig wie die Einnahmen waren auch die Ausgaben, zahlte doch die Stadt an die Landesherrschaft jährlich nur den Betrag von sechzehn Talern.

Um vieles umfangreicher ist jetzt die städtische Verwaltung und Finanzwirtschaft. Auch die vom Staate der Stadt überwiesenen Aufgaben sind bedeutend, es gehören hierzu die Geschäfte des Standesamtes, der Amtsanwaltschaft, Erhebung und Veranlagung der Staatssteuern, Hilfe beim Militärsersatzwesen und Mitwirkung bei Ausführung der sozialen Gesetzgebung.

Im gemeinsamen Interesse des Staates und der Stadt liegen das Schulwesen, die Armenpflege und die Polizei.

Alle diese Verwaltungssachen werden natürlich durch die im eigenen Interesse der Stadt liegenden Aufgaben übertroffen. Hierzu gehört u. A. die Einrichtung des Schlachthauses, die 1906 angelegte Gasanstalt und die in Ausführung begriffene Kanalisation und Wasserleitung, Anlagen die jedoch bisher für die Stadt noch von keinem wirtschaftlichen Vorteil waren. Erfreulich ist es aber, daß Fischhausen durch

derartige, dem Gemeinwohl dienende Anstalten mit größeren Gemeinden Schritt gehalten. Wünschenswert erscheint, daß man die Pietät gegen das schauerhafte Pflaster mancher Nebenstraßen endlich aufgibt und solches durch ein gangbareres ersetzt.

Nachfolgende, für 1913 geltende Zahlen geben ein deutliches Bild für die Aufgaben Fischhausens auf allen diesen Gebieten. Danach betragen die Ausgaben: für allgemeine Verwaltungskosten 11955 Mk., Verkehrswesen, Straßen usw. 7421 Mk., Schulwesen 9684 Mk. (hierzu kommt ein Staatszuschuß von 22897 Mk.), Armenwesen 5339 Mk., Kreisabgaben 16000 Mk., Zinszahlungen 7095 Mk., Feuerlöschwesen 592 Mk., Krankenpflege 1127 Mk., Verschiedenes 640 Mk., zusammen 59893 Mk.

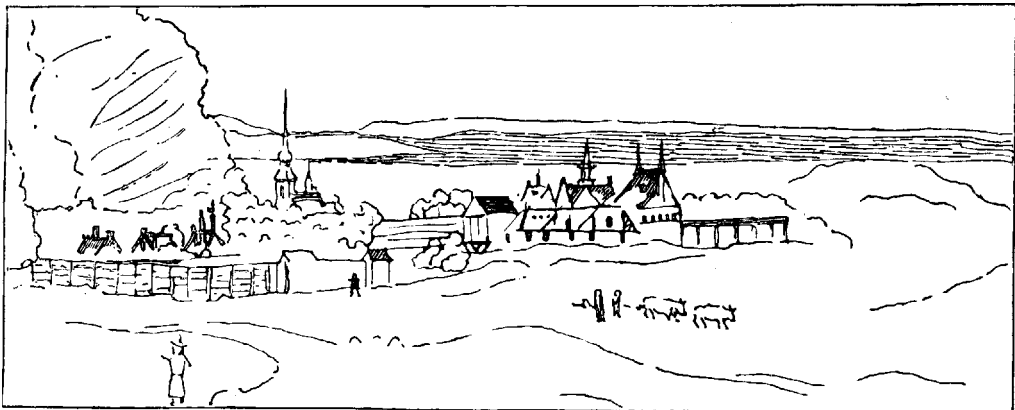
Die Einnahmen betragen aus Grundbesitz 19927 Mk., gewerblichen Unternehmungen 900 Mk., indirekten Steuern 2140 Mk., direkten Steuern 30898 Mk., zusammen 53861 Mk.

Die sicherste Einnahmequelle bleibt jedoch der Stadtwald, der bereits in Friedenszeiten eine Bruttoeinnahme von 40000 Mk. erbrachte, die jedoch im ersten Kriegsjahr bereits auf 200000 Mk. stieg. Weitere gute Erträge bringen ferner die Haffwiesen an der Plantage, der hübschen etwa zwei Kilometer langen Promenade im Osten der Stadt. Sie wurden in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Ratmann Hille angelegt und sollen jetzt eine wesentliche Vergrößerung erfahren.

Die Schulden der Stadt, die meist für produktive und gemeinnützige Anlagen gemacht sind, betragen 1913: 245134 Mk., was damals auf den Kopf der Bevölkerung 98,31 Mk. ergab.

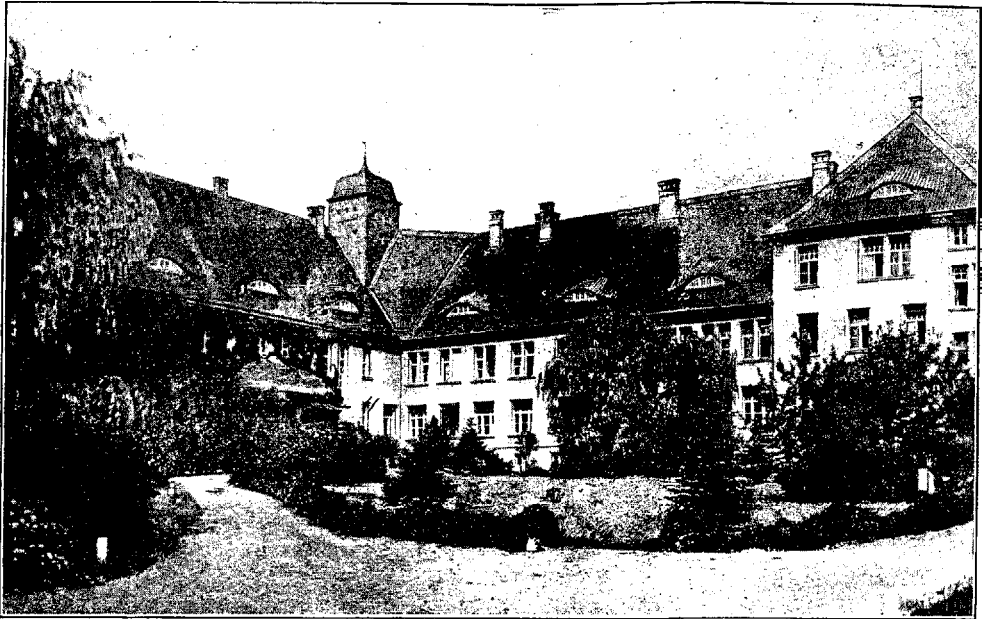
Der städtische Zuschlag zur Einkommensteuer betrug 1913 200 v. H., mit welcher Fischhausen unter den zweiunddreißig Städten des Regierungsbezirkes an fünfundzwanzigster Stelle steht. Dieses im allgemeinen günstige Bild der städtischen Finanzlage wird aber fast ausschließlich durch die Ertragnisse des Stadtwaldes erreicht und nur zwei Städte Ostpreußens, Domnau und Schippenbeil, erzielen noch höhere Einnahmen aus ihren Waldungen.

Der Krieg mit seinen noch unübersehbaren Folgen hat natürlich auch die Geldverwaltung der Stadt völlig verändert. Neue Aufgaben und Ausgaben wird die neue Zeit auch an Fischhausen stellen, für welche aber die Bürgerschaft in dem Stadtwald den sicheren Rückhalt hat.



Fischhausen im Jahre 1654.

Nach einem früheren Gemälde in der Kirche zu Medenau.



Das Kreishaus.

Ostpreußen zahlt wenig Steuern, aber es zahlt
viel durch seine Menschen. v. Miquel.

D. Fischhausen als Kreisstadt.

Die Bildung des Fischhausenschen oder Samländischen Kreises im Jahre 1818 entsprang der Notwendigkeit, die großen Verwaltungsbezirke der Provinz in solche kleineren und übersichtlicheren Umfanges zu zerlegen.

Sein Vorläufer war der 1721 gebildete Kreis Samland, der aus den zehn Hauptämtern Fischhausen, Schaaken, Neuhausen, Labiau, Tapiau, Taplacken, Insterburg, Tilsit, Ragnit und Memel bestand, und damit im wesentlichen den Umfang des alten samländischen Bistums hatte.

1752 wurde dieser Kreis, oder richtiger Regierungsbezirk wieder zerlegt und es wurde aus den Hauptämtern Fischhausen, Schaaken und Neuhausen der Schaakensche Kreis gebildet, an dessen Spitze ein Landrat trat. Diesem unterstand außer der Justiz und einigen anderen Landessachen die gesamte Verwaltung des Kreises. Ausgenommen war ferner die Verwaltung der Städte, für die besondere Stadtkreise bestanden: Fischhausen und Pillau gehörten zum steuerrätlichen Kreise Königsberg, diese Einrichtung bestand von 1688 bis 1822.

Zu den nicht dem Landrat unterstellten Zweigen der Verwaltung gehörte auch das Bauwesen, welches einem 1724 begründeten Provinzialbauamt unterstand, dessen erster Leiter der für den Kreis so verdienstvolle de Collas war. Dieses Bauamt war wieder in vier Distriktsämter unter Landbaumeistern geteilt, die sich durch regelmäßige Besichtigungen über den Zustand der königlichen Bauten und Straßen zu unterrichten hatten.

Für das Gesundheitswesen sorgte der dem Collegium medicum in Königsberg angehörende Samländische Kreis-Physikus, in Fischhausen wohnte ein Medizin-Apotheker.

Die bisher den Hauptämtern der Provinz angeschlossene Rechtsprechung wurde 1781 Kreis-Justizkommissarien übertragen. Fischhausen wurde als Domänen-Justizamt der Sitz eines Justizkommissars, dessen Bezirk den heutigen Kreis, mit Ausnahme des Domänenamtes Laptau, umfaßte. Später erhielt Fischhausen dann ein mit drei Mitgliedern besetztes Stadt- und Landgericht; es war hierdurch ein Untergericht erster Klasse.

Mit der Zeit erwies sich der Kreis Schaaken, namentlich nach den Erfahrungen der Kriegsjahre 1807/8, als noch zu groß, und so wurde bereits 1809 eine neue Einteilung ins Auge gefaßt, die am 30. April 1815 zur Einführung gelangen sollte. Aber erst 1818 kam es hierzu und am 1. April 1819 begann die Wirksamkeit des neuen Kreises Fischhausen. Durch die Wassergrenzen auf drei Seiten war ihm von der Natur eine durchaus zweckentsprechende Gestalt gegeben; für die sonstige Zugehörigkeit wurden aber nicht die Grenzen der bisherigen Domänenämter, sondern die der geschlossenen Kirchspiele maßgebend. Die Angliederung der Nehrungen erfolgte, um die volle Aufsicht über den Bernstein, die ganze See- und Strandpolizei, sowie die Schiffahrts-, Strandungs- und Bergungssachen Ostpreußens möglichst an einer Stelle zu vereinigen; durch sie hat der Kreis die längste Naturgrenze unter allen ähnlichen Verwaltungsbezirken Preußens erhalten.

Nur mit Widerstreben wurde die Wahl der abseits gelegenen Stadt Fischhausen zum Kreisvorort begrüßt, hatte doch bereits damals wie noch heute der östliche Teil des Kreises seinen wirtschaftlichen Mittelpunkt in Königsberg. Es war daher auch nicht verwunderlich, daß Wünsche für einen anderen Kreisort hervortraten. Selbst von landrätlicher Seite wurde ein dahingehender Antrag gestellt, aber von der Regierung mit dem Bemerkten abgelehnt, „ob der Landrat vielleicht seinen Wohnsitz in Thierenberg oder Cumehnen nehmen wolle?“ Die im Laufe der letzten Jahrzehnte entstandenen Bahnverbindungen haben den Nachteil der Lage in der Hauptsache ausgeglichen, wenngleich eine Fahrt von Pillkopen oder von dem Grenzhaus auf der Frischen Nehrung — als den Endpunkten des Kreises — zur Kreisstadt mehr als eine Tagesreise bedeutet.

Für Fischhausen ist die Stellung als Kreisort von großer Bedeutung, da es hierdurch der Mittelpunkt aller organisatorischen und wirtschaftlichen Interessen des Kreises ist; ohne diese Verwaltung würde die Stadt zur Bedeutungslosigkeit herabsinken.

Der Kreis als solcher ist ein staatlicher Verwaltungsbezirk, gleichzeitig aber auch ein Verband zur Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten mit den Rechten einer Korporation. Unterbehörden der Kreisverwaltung sind die Landgemeinden und Gutsverbände; diese sind wiederum Kommunalverbände zur Erfüllung staatlicher Funktionen der Selbstverwaltung. Die Landgemeinden standen noch bis 1872 unter gutsherrlicher Gewalt, und erst der 1. April 1892 brachte ihnen durch die Landgemeindeordnung die Freiheit zu ihrer weiteren Entwicklung; der staatlichen Verwaltung unterstehen sie in fünfundvierzig Amtsbezirken. Unter landrätlicher Aufsicht stehen ferner das Schul- und Kirchenwesen, das Gesundheits- und Bauwesen, die achtundzwanzig Standesämter, das Kataster- und das Steueramt.

Minder bedeutungsvoll, aber doch von großem Einfluß auf den kulturellen Fortschritt des Kreises sind die Aufgaben der Selbstverwaltung, deren Aufsichts- und beschließende Behörde der Kreistag ist. Dieser bestand bis in die letzte Zeit aus dreizehn Abgeordneten des Wahlverbandes der größeren Gutsbesitzer, zwölf Abgeordneten der Landgemeinden — ebenfalls fast ausschließlich Landwirten —, und fünf Vertretern der Städte: drei für Pillau und zwei für Fischhausen.

Wenn man berücksichtigt, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung immer mehr

zurückgeht und heute kaum noch 46 v.H. der Gesamtbevölkerung umfaßt, worin sogar noch die ziemlich bedeutende Fischerei mit einbegriffen ist, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß eine derartige Vertretung sehr einseitig war.

Der infolge des neuen, der Staatsumwälzung entsprungenen Wahlgesetzes von 1919 gewählte Kreistag hat denn auch eine wesentlich andere Zusammensetzung gebracht, bei der allerdings der Großgrundbesitz wiederum zu wenig Berücksichtigung gefunden hat. Danach gehören von den dreißig Kreisvertretern jetzt nur vier dem Großgrundbesitz, dagegen acht dem Besitzerstand und drei den ländlichen Arbeitern an, zehn Abgeordnete der ländlichen Ortschaften haben andere Berufe. Die Städte werden durch ihre Bürgermeister und drei Abgeordnete vertreten.

Wenn auch politische Beweggründe die Wahl der Kreisvertreter stark beeinflussten, so wird doch der gesunde Sinn des Samländers sonst gegensätzliche Parteien im Wirken für das Wohl der Heimat sicher zusammenführen.

Die Ausführung der Beschlüsse des Kreistages ruht bei dem aus sieben Personen bestehenden Kreisausschuß, dessen Vorsitz der Landrat führt.

Zu den Aufgaben der Selbstverwaltung des Kreises gehört in erster Linie der Wegebau. 1919 besaß der Kreis an Kunststraßen erster Ordnung 267 Kilometer, er steht darin in Ostpreußen mit an erster Stelle. Die Kreis-Selbstverwaltung ist auch mitbestimmend in den Drainageverbänden, den Rieselfeldgenossenschaften und der Alters- und Invalidenversicherung.

Bedeutend ist die Wirksamkeit des Kreises in sozialer und gemeinnütziger Beziehung. Von den eigenen Einrichtungen des Kreises ist an erster Stelle das im Jahre 1909 eröffnete Kreisfeierabendhaus in Fischhausen zu nennen; dieses gewährt dreißig bis fünfzig Personen beiderlei Geschlechts einen sorgenfreien Lebensabend.

Von weiteren gemeinnützigen Anstalten befinden sich im Kreise das Mädchenwaisenhaus zu Fischhausen, das Knabenwaisenhaus Kapernaum in Pobethen, das Kaiserin Auguste-Victoria-Heim in Neukuhren und die Seeheilstätte in Lochstädt, die sämtlich aus Mitteln des Kreises unterstützt werden.

In der weiteren Fürsorge ist der Kreis auf die außerhalb seiner Grenzen liegenden Anstalten angewiesen, ebenso besitzt er auch kein eigenes Krankenhaus. Die Stelle eines solchen vertritt das Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg, das hierfür jährlich eine bestimmte Summe vom Kreise erhält.

Zu den gemeinnützigen Einrichtungen des Kreises gehört auch die 1909 eröffnete Landwirtschaftliche Winterschule in Fischhausen. Neben ihrer Lehrtätigkeit für die angehenden Landwirte des Kreises wurden an ihr auch Fischereikurse abgehalten, deren Ausbau zu einer Fischerschule für die zahlreiche Fischereibebevölkerung des Kreises vielleicht eine dankbare Aufgabe wäre. — Vorbildlich ist die im Kreise eingerichtete Wanderbücherei geworden, die in über hundert Teilbibliotheken namentlich für die ländliche Bevölkerung von großer Bedeutung sein kann.

Besonders glücklich hat sich die am 1. Januar 1857 ins Leben getretene Kreissparkasse entwickelt. Bereits 1851 wurde erstmalig über ihre Gründung verhandelt, aber erst 1855 kam es zur Ausführung des Planes. Im ersten Jahre betragen die Spareinlagen 475 Taler, 1877: 32433 Mark, um dann aber 1905 schon auf 625871 Mark zu steigen. Am Jahresschluß 1918 waren die Einlagen auf 3373153 Mark gestiegen, die sich auf 6998 Einlagebücher verteilten. Die Kriegsjahre brachten der Kreissparkasse die Rechte einer Bank, und der Geldverkehr des Jahres 1917 betrug allein in Einnahmen insgesamt 13179400 Mark.

Wenn auch die Ueberschüsse der Kreissparkasse meist zur Bildung des er-

forderlichen Reservefonds verwendet wurden, so wurden doch aus ihnen bisher auch 63268 Mark gemeinnützigen Zwecken zugeführt.

Große Ausgaben brachte der Selbstverwaltung des Kreises der Weltkrieg. Ungeheure Summen mußten flüssig gemacht werden, zahlte doch der Kreis allein an Familienunterstützungen bis Ende des Jahres 1918 fast sieben Millionen Mark. 410 Kriegerwitwen und 1100 Kriegerwaisen des Kreises verloren durch den Krieg ihre Ernährer.

Vorbildlich war im Weltkriege die Ablieferung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse an die Allgemeinheit, und in weitgehendstem Maße haben die Bewohner des Kreises diese vaterländische Pflicht erfüllt.

In opferwilligster Weise nahm sich die Bevölkerung des Kreises auch der bedürftigen, meist aus Berlin, Essen und Duisburg kommenden Großstadtkinder an. Allein im Jahre 1918 wurden 849 Kinder auf mehrere Monate in Pflege genommen, denen durch gute Verpflegung unser Samland eine Erinnerung für das ganze Leben bleiben dürfte.

Von den früheren Landräten des Kreises haben sich während des Weltkrieges von Waldow, Landrat von 1886 bis 1892, später Oberpräsident in Posen, als Leiter des Kriegsernährungsamtes, ferner Graf von Keyserlingk, Landrat von 1898 bis 1906, als Leiter der Zivilverwaltung für die baltischen Provinzen und Litauen, bekannte Namen gemacht. Auch die Tätigkeit des im Kreise begüterten bisherigen Oberpräsidenten von Batocki als Leiter des Kriegsernährungsamtes bildet einen bedeutsamen Abschnitt der Ernährungsgeschichte Deutschlands im Weltkriege.

Seit dem Jahre 1907 sind die Behörden des Kreises in dem mit einem Kostenaufwand von einer viertel Million Mark errichteten Kreishause vereinigt.



Das westliche Samland i. J. 1656. Nach der von Fischer verbesserten Karte von Hennenberger.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh an ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht.
Goethe.

E. Die Bewohner Fischhausens und ihre wirtschaftliche Lage.

Die Einwohnerzahl Fischhausens hat sich seit Jahrhunderten in der natürlichen Entwicklung befunden, die sich aus den Geburtsüberschüssen über die Sterbefälle ergibt. Außere Ursachen waren darauf nicht einwirkend.

Die letzten Jahrzehnte brachten einen auffallenden Stillstand, ja Rückgang, der auf besonders große Abwanderung infolge des Mangels geeigneter Existenzmöglichkeiten zurückzuführen ist, wie die Einwohnerzahlen aus den letzten hundertfünfzig Jahren zeigen.

Sie betragen: 1768: 876, 1798: 992, 1810: 1017, 1828: 1480, 1844: 1780, 1869: 2431, 1885: 2785, 1899: 3161, 1905: 2744, 1910: 2615. Die unter der Einwirkung des Krieges am 8. Oktober 1919 stattgefundene Volkszählung ergab 2568 Einwohner; von diesen waren 1175 männlichen und 1411 weiblichen Geschlechts. Hierzu treten noch 165 Einwohner der Domäne. Den Vorteil der Entvölkerung der kleinen Städte und des platten Landes haben die Großstädte, denen auf diese Weise ein billiger und dabei ausgezeichnete Bevölkerungszuwachs zufließt.

Unter den siebenundsechzig ostpreußischen Städten stand Fischhausen 1816 an sechsfundfünfzigster, 1846 an fünfundvierzigster, 1866 an einundfünfzigster, 1885 an vierundvierzigster, 1900 an fünfundvierzigster Stelle. Unter den 1277 Städten ganz Preußens stand Fischhausen 1905 an achthundertdreißigster Stelle.

Die Zahl der bewohnten Gebäude betrug 1810: 134 nebst 9 öffentlichen und 4 gewerblichen Zwecken dienenden Gebäuden, dazu 163 Ställe und Scheunen; 1871: 172 Wohngebäude mit 543 Haushaltungen; 1905: 205 Wohngebäude mit 667 Haushaltungen.

1810 waren von den 1017 Einwohnern 457 männlichen und 560 weiblichen Geschlechtes; dem Glaubensbekenntnis nach waren 1831 von 1504 Bewohnern nur 2 katholischen und 2 jüdischen Glaubens.

In gesundheitlicher Beziehung erfreut sich Fischhausen eines ausgezeichneten Rufes. Die günstige Verbindung nach der Großstadt und allen Badeorten des Samlandes, sowie die anmutige Lage und nicht zum wenigsten die für Ostpreußen günstigen Steuerverhältnisse machen die Stadt daher wie wenige andere Orte der Provinz wie geschaffen zu einem Ruhesitz.

Die wirtschaftliche Lage der Bewohner.

Fischhausen verdankt seine Existenz und sein Fortbestehen in der Hauptsache dem Umstande, daß der Ort Bischofssitz und dann Kreisstadt wurde. Selbst die anscheinend vorteilhafte Lage am Wasser konnte der Stadt nicht zur Blüte verhelfen, da der Mangel an Hinterland einerseits keinen Warenumsatz und die Nähe Königsbergs andererseits keinen nennenswerten örtlichen Warenumsatz aufkommen läßt.

Die gewerbliche Lage Fischhausens war daher auch niemals von besonderer Bedeutung. Ackerbau, Fischfang und Brauerei bildeten seit Bestehen des Ortes bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast die einzigen Erwerbszweige; industrielle Unternehmungen fehlten gänzlich, und auch der Handel war nie von mehr als lokaler Bedeutung.

Zur Zeit des Großen Kurfürsten verschiffte der Ort viel Getreide nach Danzig und tauschte dafür Salz, Heringe und Eisen ein. Hierdurch scheinen aber die Zolleinnahmen umgangen worden zu sein, denn der Kurfürst verfügte 1669, daß für alle Ein- und Ausgänge aus Fischhausen Taxe an den Amtsschreiber zu zahlen sei. Einen Aufschwung zum Besseren brachte erst die Zeit des Krimkrieges in den Jahren 1853—56, wo durch die englische Blockade der russischen Ostseehäfen die Ein- und Ausfuhr Rußlands zum größten Teile durch Preußen geleitet werden mußte, und, wenn sie auf dem Wasserwege durch Eisverhältnisse behindert wurde, durch Fuhrwerke über Fischhausen nach Pillau gelangte. In diese Zeit fallen auch die Anfänge eines eigenen Getreidehandels in der Stadt, einige noch vorhandene Speicher verdanken ihren Bau dieser Zeit.



Partie am Hafen.

Besonders verdient um diesen Handel machte sich der damalige Kommerzienrat Sellnick. In uneigennütziger Weise förderte er die Wohlfahrt der Landleute des westlichen Samlandes, und seinem Wirken ist der Uebergang des fiskalischen Bernsteinregals aus der Generalverpachtung an die einzelnen Stranddörfer mit zu verdanken, die dadurch aus armseligen Fischerdörfern zu wohlhabenden Orten wurden. Sellnick starb am 24. August 1864. Ein von dankbaren Bewohnern der Stadt und des Samlandes errichtetes Grabmal bewahrt sein Andenken.

Nach der Vollendung der Königsberg-Pillauer Bahn nahm dieser Handel bald wieder ein Ende, um dann erst in den siebziger Jahren mit dem durch den Hafenbau veranlaßten Umschlagverkehr von Holz und Kohlen für das Bergwerk Palmnicken wieder einen gewissen Höhepunkt zu erreichen. Die 1884 erfolgte Eröffnung der Bahn Fischhausen-Palmnicken schloß auch diese Entwicklungsmöglichkeit ab.

Auch Fischhausen hat trotz der scheinbar so günstigen Lage am Wasser und an drei Eisenbahnlinien die alte Erfahrung machen müssen, daß die Bahnen für die kleinen Städte meist den wirtschaftlichen Niedergang bedeuten, wozu für Fischhausen die große Nähe Königsbergs noch besonders erschwerend hinzutritt.

Der Ackerbau der Stadt wurde von den Großbürgern Fischhausens auf der städtischen Feldmark betrieben, die 1798 mit 1761 $\frac{2}{5}$ Morgen leichten urbaren Ackers aufgeführt wurde. Die Aussaat betrug im gleichen Jahre 656 Scheffel Gerste, 628 Scheffel Roggen und 504 Scheffel Hafer; die Bevorzugung des Gerstenbaues ist auf die Brauberechtigung zurückzuführen. Der Viehbestand betrug noch 1810 230 Pferde, 215 Stück Rindvieh, 332 Schweine und 87 Schafe. Nun zeigen nur noch einige Ställe von dem landwirtschaftlichen Betrieb der Vorfahren: das Ackerland der Großbürger ist meist verkauft, das städtische Land verpachtet, und nur noch Gärten bilden den Rest. Die Lage der staatlichen Domäne unmittelbar bei der Stadt hat ihr aber den landwirtschaftlichen Charakter zum Teil noch erhalten.

Der Fischereibetrieb war infolge der dafür günstigen Lage an dem fisch-



Der Schloßgraben.

reichen Gewässer des Frischen Haffes seit altersher für die Ernährung der Bewohner Fischhausens von besonderer Bedeutung, erst verringerte Fangmöglichkeiten haben in neuerer Zeit diesem Gewerbe einen sehr bedauerlichen Rückschlag gebracht.

Schon im Gründungsprivileg der Stadt von 1305 war der Bürgerschaft — die ja meist nur aus Fischern und Ackerbauern bestand — freie Fischerei im Haff bis zum Medenauschen Fließ mit bestimmten Netzen neben der bischöflichen Fischerei verliehen. Bei der großen Wichtigkeit des Fischfanges für die vielen Fastentage des Ordens sicherte sich aber auch dieser bald die Mitbenutzung des Wassers bis zum Walde Poys, während die rechte Seite der Wiek dem Pfleger von Lochstädt vorbehalten war.

Diese Fischereigrenzen wurden jedoch niemals sonderlich beachtet und waren ein steter Grund zu Zwistigkeiten zwischen den Fischereiberechtigten. Aber nicht allein der Fang, sondern auch der Verkauf der Fische gab Anlaß hierzu; so beschwerten sich 1719 die Königsberger Fischer über die aus Fischhausen, daß diese ihre Fische auch nach Königsberg auf den Markt brächten und die Preise drückten.

Von seiten des Amtes Fischhausen wurde die Fischerei, namentlich die Winter-

garn- und Teichfischerei, stets gepflegt, ein Ueberschuß wurde dabei aber nicht erzielt, denn nach den Fischrechnungen des Amtes von 1621 betragen die Einnahmen aus acht Jahren 1565 Taler, die Ausgaben in gleicher Zeit aber 2974 Taler. Diese hohen Unkosten entstanden aus dem Gehalt für den Fischmeister und durch die Beschaffung des Garns, namentlich aber durch die künstliche Aussetzung von jungen Fischen, besonders von Karpfen.

Das Recht der Fischerei im Haff gehört der Stadt, die es einer feststehenden Zahl von vierundzwanzig Fischerwirten überträgt. Zurzeit wird die Fischerei von diesen jedoch ohne jedes besondere Rechtsverhältnis ausgeübt. Der Rückgang des Fischreichtums der Fischhausener Wiek, den die Störungen der Laichplätze durch den Seekanal und die Sinkstoffe des in die Wiek gehenden Königsberger Abwasserkanals verursachten, hat auf das Fischereigewerbe sehr ungünstig eingewirkt, so daß jetzt nur eine kleine Anzahl Fischer die Berechtigung ausnutzen. Möge der Tag noch recht ferne sein, an dem nur noch der im vierzehnten Jahrhundert in das Stadtwappen aufgenommene Fisch das letzte Erinnerungszeichen an die einst so blühende Fischerei Fischhausens sein wird!

Eine kaum geringere Bedeutung als die Fischerei hatte für die Stadt das bereits 1309 verliehene Privilegium des Braurechtes, denn für Jahrhunderte war es die hauptsächlichste Einnahmequelle für die Bürger der Stadt und ihre Verwaltung.

1566 verfügte Herzog Albrecht, daß eine halbe Meile im Umkreise der Stadt kein Krug angelegt werden dürfe, und unter den Kurfürsten wurde der Stadt das Brauprivilegium zur Hebung ihrer Steuerkraft wieder erneuert.

Da aber auch das Schloß die Braugerechtigkeit besaß, kam es zu fortlaufenden Reibereien über die Berechtigung des Bierabsatzes, und die Akten bergen manche ergötzliche Episode dieses ständigen Bierkrieges.

Namentlich die Schankstätten des Schlosses auf der Freiheit waren den städtischen Brauern ein Dorn im Auge, und wenn dort am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts fünf solcher Verkaufsstellen gemeldet werden — darunter der „Mertzkeller“, in dem der Amtswachtmeister den Ausschank hatte —, so kann man den Aerger der städtischen Brauer wohl begreiflich finden.

Den Bewohnern der Freiheit war sogar durch Erlaß von der Kanzel verboten, ihr Bier aus der Stadt zu holen, und es ist danach noch als ein Entgegenkommen zu betrachten, daß der Mertzkeller nur drei Tonnen Amtsbier jährlich verzapfen sollte und den Rest von den Stadtbrauern zu entnehmen hatte. Vergeblich war eine Eingabe der städtischen Brauer aus dem Jahre 1618, die dahin ging, „daß dem Amt überhaupt kein Ausschank auf der Freiheit gestattet sein möge.“

Sonst war der Absatz des Bieres in der Umgebung durchaus geregelt, so belieferten die Stadtbrauer auch die „Schantze an der Pillau“, und 1645 beschwerten sie sich beim Kurfürsten, daß die „Heyligen-Beuler“ auch dorthin Bier lieferten.

Die Hartnäckigkeit der Stadt im Verfolg ihrer Braugerechtigkeit und Schankprivilegien hatte ihren guten Grund, denn lange Jahre hindurch bildete, wie schon erwähnt, die Brausteuer die Haupteinnahmequelle der Stadt.

Diese Steuer verdankt der Geldnot des Ordens ihr Entstehen, der sie 1457 im Samland einführte; der Ertrag wurde zwischen dem Orden, dem Bischof und der Stadt geteilt. 1645 kündigte der Kurfürst der Stadt die Bierzeise, König Friedrich I. änderte sie in eine rein fiskalische Tranksteuer, die sein Nachfolger 1724 aber völlig an den Staat zog. Sie betrug für jede von drei Scheffeln gebraute Tonne Malzbier dreißig Groschen, für die von zwei Scheffeln zwanzig Groschen und für jeden Scheffel Brant-

weinschrot sechs Groschen. Der König war jedoch so gerecht, dafür die Schulden der Stadt auf die Staatskasse zu übernehmen.

Es wurde jetzt ein städtisches Tranksteuerkollegium errichtet, das aus dem Akziseinspektor, einem Mitgliede des Magistrates und zwei Brauern bestand; der Bierpreis richtete sich nach der Höhe der Gerstenpreise.

Dem Fischhausener Bier wurde nachgesagt, daß es viel Satz habe, es wurde im Volksmunde „Schlepenketel“, auch „Schleppenkittel“ genannt.

Das Recht der Brauerei selbst ruhte auf den Grundstücken der Großbürger, und die Zahl der Brauereiberechtigten war unter König Friedrich I. auf vierzig gestiegen; noch 1830 wurde dieses Privilegium von ihnen ausgeübt.

Um 1875 befanden sich in Fischhausen nur noch drei Brauereien, die dieses Braunbier im Hauptberuf herstellten und damit auch ziemlich bedeutenden Absatz erzielten. Bald darauf wurden dann auch diese Braunbierbrauereien von dem auf bayerische Art eingebrauten Bier verdrängt, das die zu jener Zeit in der Stadt errichtete größere Brauerei noch heute herstellt.

Die früher unverhältnismäßig große Anzahl der Schankstätten ist in langsamem Rückgang begriffen, und sicher ist die Zeit nicht mehr ferne, wo sie auf den Stand der dem tatsächlichen Bedürfnis entsprechenden Zahl heruntergegangen sein wird.

Eine günstigere Entwicklung haben in den letzten Jahrzehnten die gewerblichen Unternehmungen genommen, die, wie die Müllerei und Ziegelei, ihr Bestehen dem heimischen Boden verdanken.

Die Müllerei hat schon seit der ersten Erwähnung des Ortes im Jahre 1268 stets eine besondere Rolle in der Stadtgeschichte gespielt, und „die Mühle beim Schlosse Schonewic“ ist auch der einzige Betrieb der Stadt, der die Jahrhunderte überdauert hat. Am Ausfluß des früher bedeutend größeren Mühlenteiches gelegen, verdankt sie ihre Gründung dem Orden, auf ihren Ertrag erhob aber auch nach dem Tausch von 1297 der Bischof Ansprüche. Am 4. Juli 1306 wurde die Mühle zum dauernden Besitz an einen Hermann und seine Erben verschrieben, jedoch scheint dieser Verkauf dem Bischof bald leid geworden zu sein. Später kam sie unter der Bedingung in Erbpacht, daß dem Pächter zwei Drittel und dem Orden ein Drittel des Ertrages zufielen. Aber auch dieses Verhältnis wurde dann in die Zahlung eines festen Geldzinses geändert; es war aber vorgeschrieben, daß an den sechzehn heiligsten Sonntagen nicht gemahlen werden durfte. Unter dem Großen Kurfürsten betrug 1664 die Pachtabgabe der kurfürstlichen Mühle zwei Last Korn und drei Last Malz nebst acht Schweinen zur Mast.

Unter König Friedrich Wilhelm I. standen alle Mühlen des Landes unter einem Obermühleninspektor; sie waren der Einfachheit halber sämtlich an einen Generalpächter vergeben, der sie dann wieder an Unterpächter weitergab. Da die Unterhaltungskosten aber dem Staat verblieben, wurden sie, um von dieser Pflicht frei zu kommen, 1751 wieder in Erbpacht gegeben, und da sich auch das als unzweckmäßig erwies, endlich gänzlich verkauft, womit das fast fünfhundert Jahre bestehende, früher so wichtige Mühlenregal erlosch.

Jetzt wird die Mühle an der Burg nach mancherlei Veränderungen und Vergrößerungen, unabhängig vom Wasser, mit Dampfkraft betrieben.

Außer dieser ältesten Mühle der Stadt besteht noch eine weitere Dampfmühle.

Eine Windmühle wird bereits im Jahre 1358 vor den Toren Fischhausens erwähnt. Um 1575 werden dann zwei Mühlen in Fischhausen angeführt, 1781 wieder nur eine und 1828 eine holländische Windmahlmühle, eine Roßmühle und drei Loh-

mühlen. 1865 hatte Fischhausen drei Windmühlen, von denen die eine, ihrer fünf Flügel wegen, als besonders bemerkenswert erschien; jetzt sind auch diese verschwunden.

Verhältnismäßig bedeutend ist die Herstellung von Mauersteinen, die in zwei größeren Ziegeleien betrieben wird.

Im achtzehnten Jahrhundert wird eine Ziegelscheune auf der Freiheit vor dem Königlichen Hause Fischhausen stehend erwähnt; sie brannte vier Oefen, wozu das Holz von den Bauern der königlichen Dörfer beigeschafft werden mußte.

Außer diesen Unternehmungen besteht zurzeit noch ein Dampfsägewerk, das sein Entstehen dem auch sonst für die Stadt hochverdienten Kaufmann Anton Porr verdankt.

Es ist auffallend, daß das ureigenste Produkt der Seeküste bei Fischhausen, der Bernstein, für seine weitere Verarbeitung hier kein größeres Interesse gefunden hat. Unter kunstverständiger Leitung wäre vielleicht eine Industrie zu schaffen, die im wahren Sinne des Wortes „Heimatkunst“ sein könnte.

Das Handwerk teilt sein bescheidenes Los mit dem der anderen kleinen Städte des Ostens, es arbeitet seit Jahrhunderten nur für den täglichen Bedarf. Schneider und Schuhmacher, Töpfer und Schmiede, Böttcher und Tischler sind in zum Teil auf ein sehr hohes Alter blickenden Innungen vereint, die in früherer Zeit auch mannhaft für ihre Zunftangehörigen eintraten. So beschwerten sich 1618 die Schuster beim Kurfürsten, daß in Germau und anderen Kirchdörfern, ebenso auf der Kirmeß in Thierenberg viele Schuster-Bönhasen (nicht der Zunft angehörende Handwerker) säßen; die Töpfer wiederum, daß der Handwerksordnung zuwider die Frauenburger in Pillau und Kamstigall verkauften, sie baten den Kurfürsten, „daß die fremden, dort hinkommenden Handwerker abgeschafft würden.“

Den Fleischern war nach alter Gewohnheit gestattet, ihr Vieh auf dem Lande zu kaufen, nur wenn der herzogliche Hof in Fischhausen residierte, hatte hierin die herzogliche Küche den Vorrang.

Ganz verschwunden sind einige Gewerbe, wie das der Tuchmacher und Leineweber, von denen die ersteren ihre Erzeugnisse in der Wischrodter Mühle walkten; aber auch die Weißgerber und Seifensieder gehören einer längst vergangenen Zeit an, ebenso die einst so angesehene Hausweberei, in der man noch 1828 sechzig Webstühle im Hausbetrieb in Fischhausen zählte.

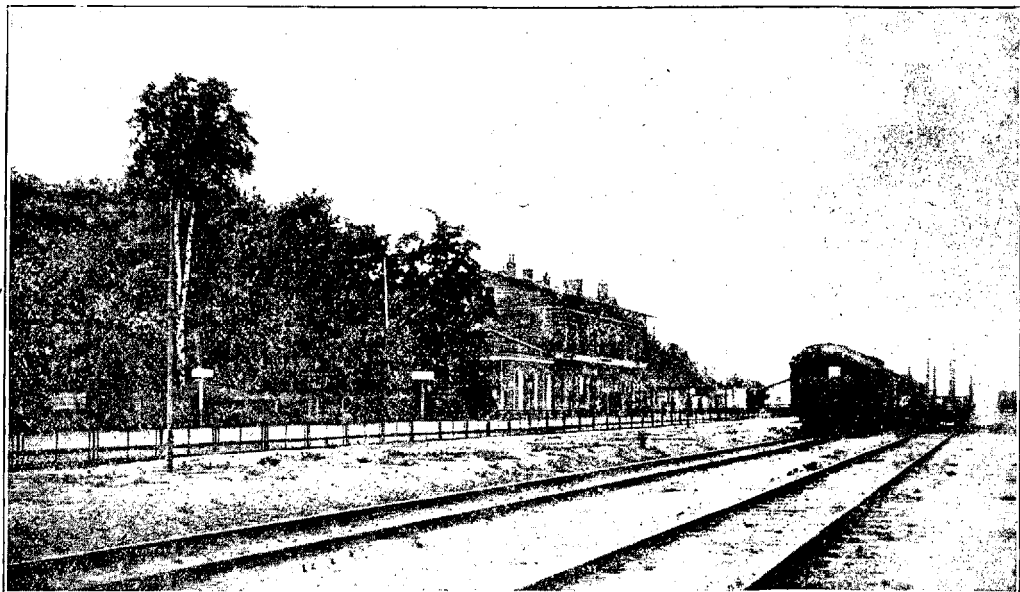
Die Herstellung aller derartigen handwerklichen Erzeugnisse in großen Fabriken droht den Handwerkern auch den letzten Rest selbständiger Erzeugung zu nehmen, wenn nicht gute Vorbilder und eigener Schaffenstrieb das Handwerk zu höheren Leistungen anspornen.

Interessant sind einige Preise, wie sie die Landesordnung des Jahres 1640 für die Handwerker in Fischhausen vorschreibt: so kostete die Anfertigung eines großen Himmelbettes für zwei Personen zwanzig Mark, ein Sarg zwei Mark, das Setzen eines Ofens auch zwei Mark. Die Schneider, die in des Bestellers Haus zu gehen verpflichtet waren, berechneten die Anfertigung eines Rockes mit achtzehn, die einer Hose mit zwölf Groschen. Große Fischerstiefel kosteten acht Mark, und die Gerber durften für das Zurichten einer Elenshaut zehn Mark und einer Hirschhaut fünf Mark nehmen. Den Kürschnern waren die kleinen Tierfelle vorbehalten; ein Wolfsfell zu gerben kostete fünfzehn Groschen.

Diesen Preisen entsprechend waren auch die Lebensmittel sehr billig, und noch zwei Jahrhunderte später verzeichnete der „Fischhausensche Landbote“ — eine in Königsberg herausgegebene landwirtschaftliche Zeitung — folgende Preise: der

Scheffel Weizen zwei Taler zehn Silbergroschen, Roggen einen Taler sechs Silbergroschen neun Pfennige, Gerste siebenundzwanzig einhalb Silbergroschen, Hafer einundzwanzig Silbergroschen, Kartoffeln zwölf Silbergroschen. Butter kostete das Pfund sieben Silbergroschen, Rind-, Kalb- und Hammelfleisch einen Silbergroschen acht Pfennige und Schweinefleisch zwei Silbergroschen acht Pfennige.

Zu diesen Preisen sorgte auch für das leibliche Wohl der Fischhausener der Fischermeister Pieper, den das Vertrauen der Kreisbewohner 1847/48 in die konstituierende Versammlung für Preußen nach Berlin sandte. Pieper war das älteste Mitglied dieses Parlamentes. Da er ein guter Redner war, sandten ihn seine Parteifreunde sogar auf Vortragsreisen in verschiedene Provinzen. Dieses verhinderte aber



Staatsbahnhof Fischhausen.

nicht, daß die politischen Gegner im Kreise ihm ein Mißtrauensvotum ausstellten und finden wollten, daß er sich bei jeder Gelegenheit lächerlich mache. Sein Bild hing damals in allen Schaufenstern, der Kreis kaufte für ihn dann das Gut Warnicken.

Das ganze gewerbliche und kaufmännische Leben der Stadt zeigt nun schon seit langer Zeit einen gewissen Stillstand, und der Ausblick in die Zukunft zeigt kaum Hoffnung auf Besserung.

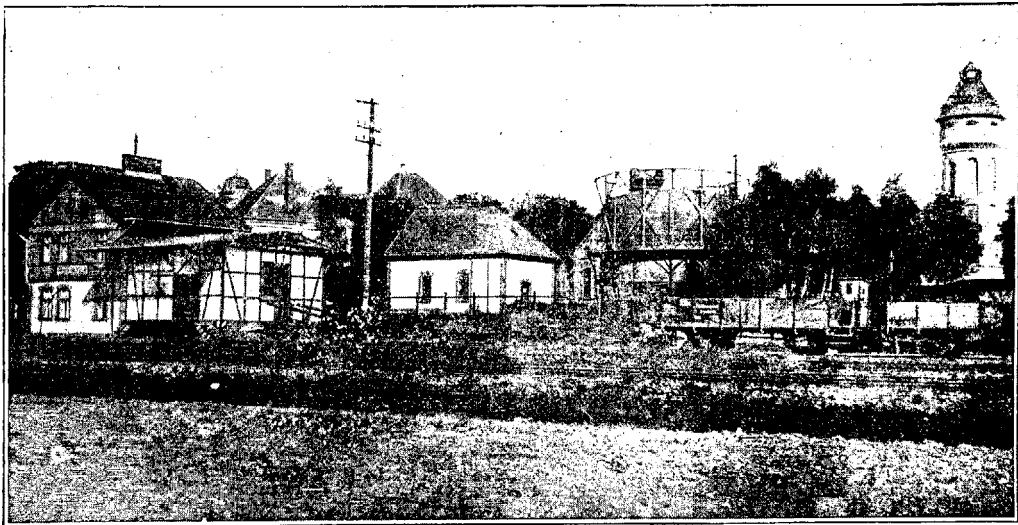
Von wesentlichem, aber eigentlich nicht günstigem Einfluß auf die wirtschaftliche Lage Fischhausens war der Bau der 1865 eröffneten Königsberg-Pillauer Bahn, denn unverkennbar hat das geschäftliche Leben durch die günstige Verbindung nach Königsberg eine starke Beeinträchtigung erfahren.

In dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens verkehrten in jeder Richtung täglich ein gemischter Zug und zwei Personenzüge, deren Zahl sich 1914 bis auf zwölf steigerte. Diese günstige Verbindung hat Fischhausen fast zu einem Vorort Königsbergs gemacht und auch einen starken Fremdenverkehr ermöglicht.

Noch ungünstiger erwies sich der Bau der im Jahre 1884 der Benutzung übergebenen und durch große Beihilfe der Firma Stantien und Becker erbauten Bahn Fischhausen-Palmnicken, die den Strandverkehr nach der Westküste erschloß.

Eine bisher wirtschaftlich wenig glückliche Gründung war die Fischhausener Kreisbahn, für deren Bau 1899 eine Aktiengesellschaft durch die Firma Lenz & Co. begründet wurde. Der Kreis beteiligte sich dabei neben Uebernahme der Kosten für den Grunderwerb, durch Zeichnung von Aktien im Betrage von 282000 Mark. Die Länge der normalspurig erbauten Bahn beträgt bis Marienhof 18,6 Kilometer, es steht ihr jedoch bis Godnicken das Mitbenutzungsrecht auf die Palmnicker Bahn zu.

Anfänglich wurde die am 1. Oktober 1900 dem Verkehr übergebene Bahn von den Bewohnern des Samlandes wegen der aus ihrem Bau entstandenen Lasten wenig freudig begrüßt. Tatsächlich kommt die Bahn, da sie durch eine menschenarme Gegend des Großgrundbesizes führt, verhältnismäßig nur wenigen Personen zugute; mit der Zeit dürfte aber auch ihre wirtschaftliche Bedeutung eine größere werden. Während der letzten Zeit des Weltkrieges war sie für die Bewohner Fischhausens



Der Kreisbahnhof und das Gelände der Gasanstalt.

und Pillaus einige Zeit von besonderem Wert, denn als die Staatsbahn wegen Kohlen- und Wagenmangels ihren Betrieb auf das äußerste einschränken mußte, vermittelte sie allein den ganzen Abendverkehr nach diesen Städten.

Da die Züge der Kreisbahn sowie der Palmnicker Bahn vom Staatsbahnhof abgelassen werden, so herrscht auf diesem meist ein für eine Kleinstadt sehr lebhafter Verkehr.

Das Postwesen ist das für eine Kleinstadt übliche. Bereits im achtzehnten Jahrhundert war hier ein Postmeisteramt, jetzt hat Fischhausen ein Postamt zweiter Klasse, dem die Postagenturen in Bludau, Godnicken und Zimmerbude unterstellt sind. 1855 wurde der Telegraphenverkehr in Fischhausen aufgenommen. Damals liefen die Telegraphendrähte kreuz und quer über die Straße, und nach einer Schilderung aus diesen Jahren war das so gemächlich anzuschauen, „als wollte die Frau Bürgermeister morgen daran ihre Wäsche trocknen.“



Fischhausen vom Frischen Haff gesehen.

Der empfängt der Heimat segnend Gut reicher denn die andern,
 Der durch Fernen seinen Vatergrund sehndend muß erwandern.
 Wilh. Müller-Rüdersdorf.

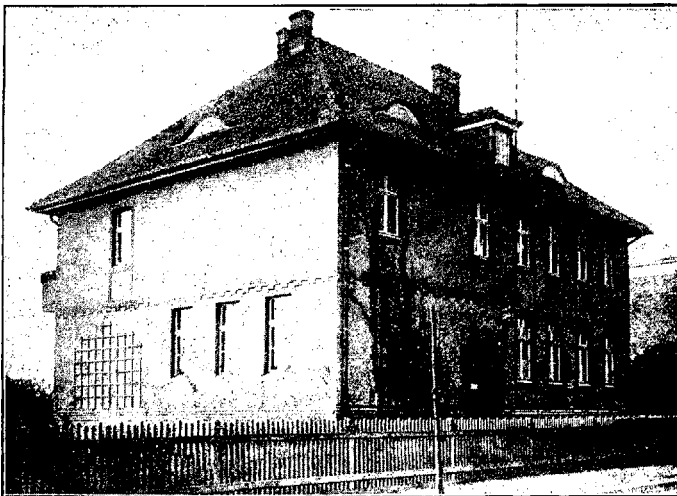
Ein Rundgang durch die Stadt.

Die wenigsten Besucher der anmutigen und abwechslungsreichen westlichen Umgebung Fischhausens nehmen sich die Zeit, die Stadt selbst durch einen Rundgang kennen zu lernen, und doch ist dieser lohnend.

Verläßt man den Bahnhof und folgt der links abbiegenden Straße, so kommt man an der landwirtschaftlichen Winterschule vorüber bei dem Bahnübergang zu dem schönen Gebäude des Kreishauses. Es ist an der Lehne eines Hügels errichtet, der jetzt den Bewohnern der Domäne als Begräbnisplatz dient. Anzunehmen ist, daß dieser in altpreußischer Zeit ein befestigter Wohnsitz war, es ist aber sicher, daß er

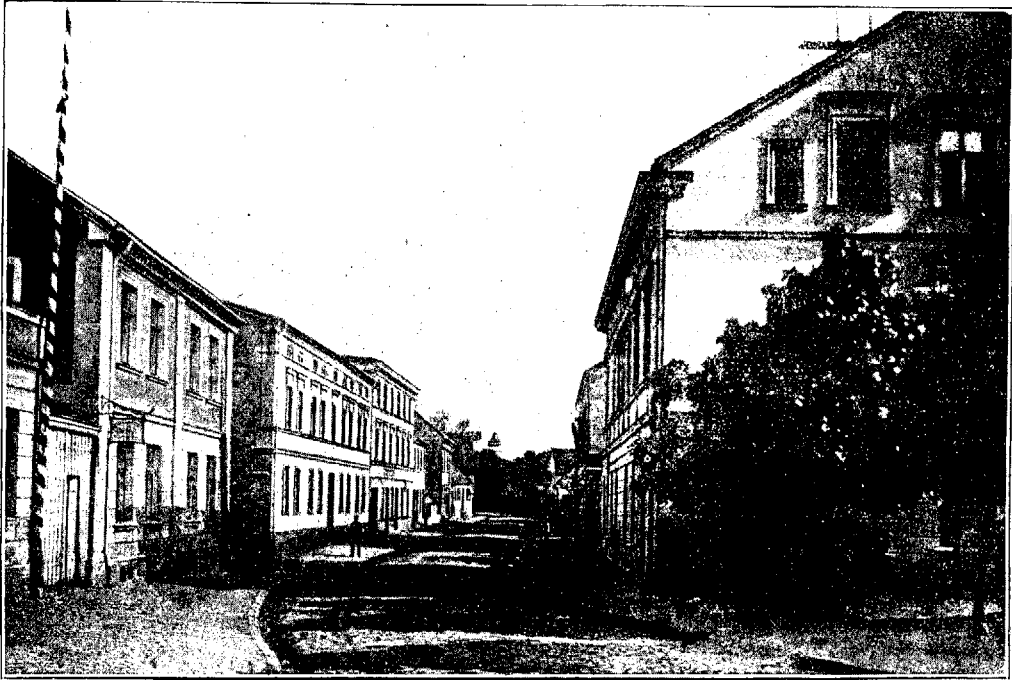
in der Schwedenzeit eine Schanze war. Vor der Erbauung des Kreishauses führte eine wundervolle Pappelallee zu diesem stimmungsvollen Friedhof.

Dem Kreishause gegenüber befinden sich die städtische Gasanstalt und der Turm der Wasserleitung, von dessen Kuppel man eine prächtige Aussicht auf die Stadt und die schöne Bucht des Haffes hat; bedauerlich ist der beschwerliche Aufstieg zur Höhe des Turmes.



Die Landwirtschaftliche Winterschule.

Wendet man sich wieder der Stadt zu, so passiert man die Häusergruppe des zur Domäne gehörenden Vorwerkes; der unsaubere Zustand der Straße macht die Zugehörigkeitsgrenze augenfällig. Ihre Fortsetzung bildet die Freiheitstraße, die ihren Namen der ehemals hier befindlichen Burgfreiheit verdankt. Um 1700 wird sie als mit zwanzig schlechten Gebäuden bestanden geschildert, die längst neueren Gebäuden Platz gemacht haben; nur noch einige alte Häuser, von denen eins nachweislich aus der Zeit Herzog Albrechts stammt, erinnern an diese längst vergangene Zeit. Auf dieser Freiheit standen auch die fünf Amtskrüge des Schlosses, von denen das Gebäude des „neuen Märzkellers“ erst vor einigen Jahren einem Brande zum Opfer fiel. Unter ihm befanden sich die ausgedehnten Kellereien der Stadt, von denen drei dem Amt gehörten.



Die Freiheitstraße.

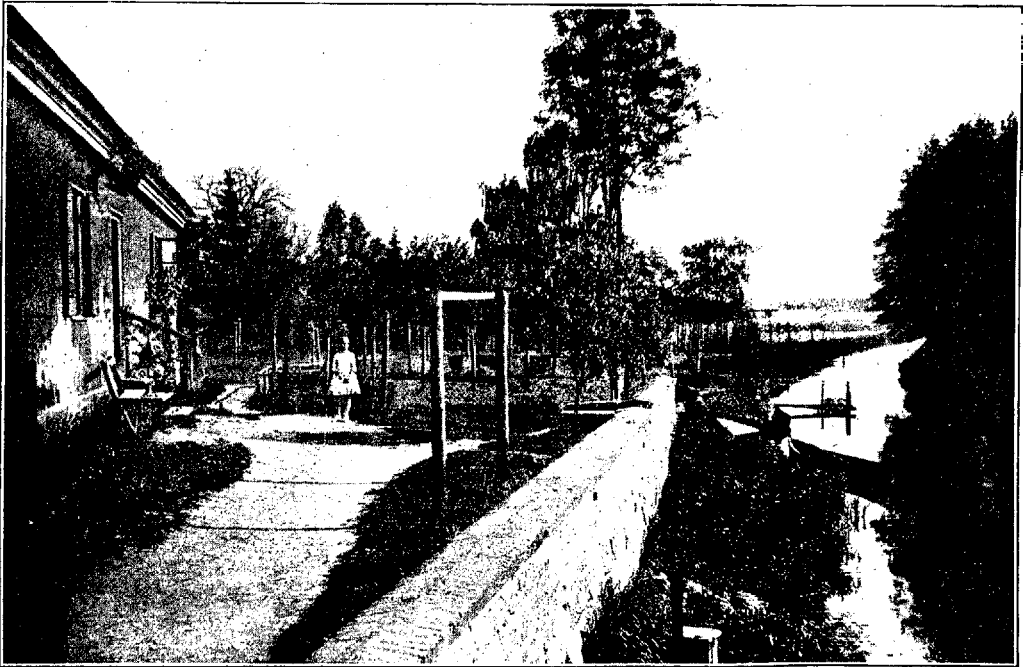
Die Freiheit wurde im Jahre 1723 mit der Stadt vereinigt. Der Zins, den die Bewohner damals an das Amt zahlten, betrug hundertneunzehn Taler, und noch heute haben die Häuser der Freiheit eine Abgabe an die Domäne zu entrichten.

Hier steht auch das in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtete langgestreckte Gebäude des Amtsgerichtes. In ihm hatte das 1822 gebildete Stadt- und Landgericht seinen Sitz, eine Vereinigung des bis dahin bestehenden Stadtgerichtes mit den Domänen-Justizämtern Fischhausen und Kragau. Später wurde dieses Gericht in eine mit drei Richtern besetzte Kreisgerichtskommission und 1879 in ein Amtsgericht umgewandelt.

Die Freiheitstraße schneidet hier in der Langgasse die Hauptverkehrsstraße der Stadt. Wenden wir uns links, so stehen wir vor dem großen Gebäude der ehemaligen Schloßmühle, die früher mit dem Wasser des Mühlenteiches gespeist wurde. Dieser Mühlenteich wird aus dem Zusammenfluß des eine kurze Strecke kanalisierten Germauer und des Wischrodter Mühlenfließes gebildet. Einst war der Teich wesentlich

größeren Umfanges und erstreckte sich, wie alte Karten zeigen, als „Churfürstlicher Scheffer Teich“ über die Gegend Schäferhofs hinaus bis zu dem Dargener Schloßberg, den er noch umspülte. Das Germauer Fließ hieß früher die Gaudke oder auch das Linkau- und Kirpeinische Fließ, und das Wischrodter Fließ die Fischeradt; ihr Zusammenfluß bildet jetzt ein Miniaturdelta.

Hier steht auch in dem städtischen Hospital das älteste Gebäude der Stadt, dessen Gründungsjahr jedoch nicht mehr zu ermitteln ist. Von alters her hat dieses an den niedrigen Einnahmen zu leiden gehabt, und es war deshalb den Insassen gestattet, im Herbst milde Gaben, die meist aus Getreide bestanden, durch Wagen im Samland einzusammeln. Der Ertrag aus eigenem Kapital betrug um 1800 nur 119 Taler



Partie am Hospital mit dem Germauer Mühlenfließ.

und ist auch heute leider noch nicht höher. Obgleich das Gebäude für zwanzig Insassen berechnet ist, wird doch diese Zahl infolge der mangelnden Mittel nicht voll erreicht.

Gegenüber der Mühle stand früher eins der drei Fischhausener Tore, an denen Torschreiber die Kontrolle ausübten und die Höhe der Akzise für die eingebrachten Waren feststellten.

Auf der nach Osten führenden Straße kommt man an dem städtischen Schlachthofe vorbei zu der städtischen Plantage, einem hübschen, jetzt leider stark ausgeholzten Spaziergang von einer halben Stunde Wegs. Die hier gelegenen, bisher sehr nassen Haffwiesen werden, wie bereits erwähnt, zurzeit unter Aufwendung bedeutender Kosten bis zur Hohen Brücke durch einen Schutzdamm eingedeicht, der ihren Nutzungswert sehr steigern wird.

Rechts von der Mühle liegt die Domäne Fischhausen, die die Reste des einstigen stolzen bischöflichen Schlosses Fischhausen einschließt. Wenn auch der Weg über sie kein öffentlicher ist, empfiehlt es sich doch, ihn zu wählen, um die Schloßreste kennen zu lernen, die in der Hauptsache aus der alten bischöflichen Kapelle und

einem an dem Mühlgraben gelegenen alten Wohngebäude bestehen. In dem herrlichen Park fesselt der Ruinenrest der alten Vorburg; auch einige alte Bäume, wie eine auffallend starke Roßkastanie und eine umfangreiche Linde, sind darin bemerkenswert. Das Wohngebäude des Domänenpächters stammt aus neuerer Zeit. Die gegenwärtig bestehende Absicht, die Domäne für die Stadt zu erwerben, sollte trotz des geforderten hohen Preises durchgesetzt werden, um der Stadt neue Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen.

Ueber die mit einem Mastendurchlaß versehene Amtsbrücke, den Platz des ehemals befestigten Haupteinganges zur Burg, kommt man zum Gelände des Hafens, für dessen Anlage an dieser Stelle der Ausfluß des Mühlenteiches in das Haff bestimmend war, der schon seit alter Zeit den Fischerfahrzeugen und Haffkähnen als Hafen dient.

Die Größe des Hafens selbst beträgt etwa einen Hektar, die der Lagerplätze einen halben Hektar. Geschützt wird er durch die 250 Meter lange Westmole, die sich allmählich auf zwei Meter verbreiternd, an ihrem Ende mit einer Leuchtbake versehen ist; die Ostseite wird durch eine kürzere Mole begrenzt. Die Baukosten des Hafens betragen 58690 Mark, zu denen der Staat einen wesentlichen Beitrag leistete.

Mit großen Hoffnungen wurde die in den Jahren 1878/79 fertiggestellte Hafenanlage begrüßt. Fast schien es, daß der Hafen der Stadt eine Periode wirtschaftlichen Aufschwunges bringen sollte, denn überaus lebhaft entwickelte sich der Verkehr darin, namentlich als Umschlaghafen für das Palmnicker Bergwerk. Da dieser Verkehr aber, wie erwähnt, bald fortfiel und öfter versuchte regelmäßige Frachtdampferverbindungen immer wieder aussetzten, so dient er heute meist nur noch den wenigen Fahrzeugen der immer mehr zurückgehenden Fischhausener Fischerei als Liegeplatz.

Das Ufer des Haffes hat hier im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen erfahren. So haben die Wellen einen Teil der Vorburg des Schlosses fortgespült, und auch das weitere Ufer um eine große Strecke zurückgedrängt. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts stand, wie ein Reisender um 1800 berichtet, hier das Schießhaus der Schützen noch einige hundert Fuß weit auf dem Lande, „trotzdem das Haff allein in den letzten achtzig Jahren an hundertdreißig Fuß Land abgerissen habe.“

Große Zerstörungen der Haffufer führte der Orkan des Jahres 1818 herbei, und öftere Eisstauungen nagten dauernd an ihnen; so berichtet die Chronik aus dem Jahre 1740 von großen Eismassen, die noch im April hier die Ufer bedeckten, und auch 1817 türmte sich das Eis zu großen Bergen.

Das Haff hat hier seine größte Breite; die Entfernung beträgt bis zu dem am jenseitigen Ufer liegenden Sandkrüge bei Wolittnik zwanzigeinhalb Kilometer.

Wenden wir uns wieder der Langgasse zu, so bietet sich ein eigenartiges Bild. Während die rechte Häuserseite einigermaßen nach der Fluchtlinie verläuft, ist die linke Seite dem Stadterbauer immer wieder schief geraten, mehrere Male wird versucht, zur graden Linie zurückzukehren, aber immer wieder mit gleichem Resultat. Ob hier eine Absicht vorliegt, mag dahingestellt sein, sicher ist, daß sich, wie das Beispiel zeigt, durch derartige Fluchtlinien bei entsprechenden Gebäuden eigenartige architektonische Reize erzielen lassen.

In der Mitte der Langgasse steht das Rathaus, auf dem dahinter liegenden Platz, leider etwas verbaut und nicht frei genug wirkend, das Hauptgebäude der Stadt, die althehrwürdige Kirche.

In dem der Kirchengemeinde gehörenden alten Schulhause ist zurzeit durch privates Eingreifen eine höhere Schule im Entstehen, deren Fortentwicklung, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze, im Interesse der Kinder der Stadt und der Umgegend

dringend zu wünschen wäre. Eigenartig, aber gerecht ist die hier eingeführte Bemessung des Schulgeldes nach dem Einkommen der Eltern, auch hat die Stadt einige Freistellen für begabte, aber unbemittelte Kinder eingerichtet. Sicher bedarf das Unternehmen aber großer Ausdauer ihres Leiters und wohl auch weiterer Unterstützung durch die Stadt, wenn es sich ohne staatliche Hilfe zu einer segensreichen und bleibenden Einrichtung gestalten soll.

Dem Rathaus gegenüber führt eine Straße, die jetzt ausgebaut werden soll, an einem kleinen Privatfriedhof, dem neuen Schulgebäude und der Post vorüber, wieder zum Bahnhof. Diese Straße durchquert ein von der Stadt der Bebauung erschlossenes Gelände, für das jedoch das an den ehemaligen Ackerbau der Stadt erinnernde Scheunenviertel vorläufig noch eine wenig einladende Nachbarschaft bildet. Es wäre ein verdienstvolles Unternehmen, dieses nunmehr entbehrliche Revier halb eingefallener Ställe und den stagnierenden Graben — einen Rest der ehemaligen Umwallung — zu beseitigen, um daraus ein würdiges Stadtviertel zu schaffen.

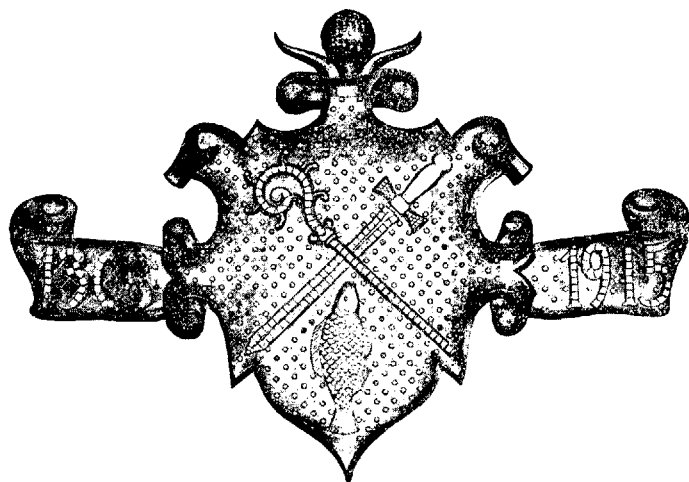
In den Gärten dieses Viertels steht auch die 1878 erbaute Baptistenkapelle. Vor deren Erbauung fanden die Taufen, selbst im strengen Winter, im Haff statt. Zu diesem Zweck wurde dann eine große Oeffnung in das Eis geschlagen; die Täuflinge hatten also gleichzeitig Gelegenheit, den Beweis ihrer abgehärteten Natur zu erbringen.

Hübsch entwickelt sich die Bahnhofstraße, von der ein freundlicher Weg am Haffufer entlang nach Rosental und weiter nach Lochstädt führt.

Gegenüber der Bahn liegt auf einer kleinen Anhöhe der Friedhof der Stadt, daneben, auf dem Gelände einer ehemaligen Schwedenschanze, eine weitere Dampf- mühle, die an der früheren Stelle von zwei malerischen holländischen Windmühlen stehend nicht gerade zur Verschönerung des Stadtbildes beiträgt.

Im letzten Jahrhundert konnten ausgebrochene Brände infolge mangelhafter Löscheinrichtungen des öfteren größeren Umfang annehmen. So wütete am 21. September 1822 ein großer Brand in Fischhausen, und bald darauf vernichtete eine Feuersbrunst am 27. März 1823 siebenunddreißig Scheunen. Der bedauerlichste aller Brände blieb aber doch der bereits erwähnte des alten Rathauses.

Beendet ist der Rückblick auf die Geschichte und die Geschicke Fischhausens. Je mehr diese aber, namentlich von dem Sohne des Ortes, in ihrer Bedeutung gewürdigt und verstanden werden, desto größer wird die Treue sein, die er seiner schönen Heimat bewahrt.



Stadtwappen von Fischhausen. Im Weltkriege für wohltätige Zwecke genagelt.

Völker verrauschen, Namen verklingen,
Finstere Vergessenheit
Breitet die dunkelnachten Schwingen
Über ganzen Geschlechtern aus.

Schiller.

Witland – Witlandsort.

Aus Preußens Vorzeit ist uns die Kunde eines Landes überliefert, dessen Grenzen man nur vermutet, und dessen einstige Bewohner in ein sagenhaftes Dunkel gehüllt sind. Eine Wanderung von Fischhausen in südlicher Richtung über Pillau und die Frische Nehrung bis zum Ausfluß der Weichsel in das Meer führt uns durch dieses Land, das „Witland“.

„Die Weichsel ist ein sehr großer Strom, sie fließt zwischen Witland und Wendeland, und das Witland gehört zum Estenland,“ dieses ist die erste Nachricht über Witland, die uns der berühmte Seefahrer Wulfstan aus Hadeby bei Schleswig von seiner Fahrt nach dem östlichen Baltenmeer um das Jahr 900 hinterlassen hat.

Dann hört man den Namen wieder in einem Bericht des Lütticher Mönches Alberich aus dem Jahre 1228, der als Länder des Ostens „Prucia, Curlandia, Lethovia, Withlandia und Sambia“ nennt, damit wohl jeden Zweifel nehmend, daß wir in Witland ein selbständiges Land zu sehen haben.

Von Witland wird ferner gesprochen in einem Verträge des deutschen Ordens mit den Lübeckern vom Jahre 1246, in dem diesen außer dem Platz für den Bau einer Stadt auch gewisse Teile von „Samland, Witland und Ermland“ zugesprochen werden, und in dem gleichen Jahre führt auch Bischof Heidenreich von Culm das Witland neben Preußen, Curland und Samland als besondere Landschaft an.

Bald darauf aber tritt der Name Preußen als Bezeichnung für das ganze Land östlich der Weichsel in die Geschichte ein. Noch eine Weile lebt das Witland als Bezeichnung des samländischen Südufers im Volksmunde fort — die Ortschaft Widitten soll noch ihren Namen davon herleiten —, um dann gänzlich zu verschwinden.

Ueber die Grenzen und den Umfang Witlands haben wir nur unsichere Ueberlieferungen. Gehen wir denselben nach, so dürfte sich das Land von der Weichselmündung über Truso — den alten Handelsort am Drausensee —, das Elbinger Haff, das ehemalige Elbinger Land zwischen Kamstigall und Kahlholz und das Pregelhaff trennend, bis zur Gegend des heutigen Zimmerbude erstreckt haben, weiter westlich dann bis zu den Grenzen von Geidau und der ursprünglich festes Land bildenden Bucht von Fischhausen zur Frischen Nehrung, die mit ihrer ganzen Länge das Gebiet abschloß.

Nicht ganz so legendär ist Witlandsort, auch Witlandisort — die Gegend von Fischhausen bis zur Lochstädter Senke —, eine Bezeichnung, der wir namentlich noch in der ersten Ordenszeit begegnen. Unter „Ort“ haben wir jedoch in diesem Zusammenhang nicht einen bestimmten Punkt, sondern ein Gebiet von weiterer Ausdehnung zu verstehen, als Gegenbeispiele seien Brüsterort, Patersort u. a. angeführt. In der Teilungsurkunde von 1298 wird das Land $\frac{5}{9}$ Meilen östlich von Lochstädt noch als Witlandsort angeführt, um 1400 verschwindet aber diese Bezeichnung, und es ist das Land, „das nun Lochstedt heißt“.

Vielleicht bildete Witlandsort den Grenzbezirk des Witlandes, und der alte Verteidigungswall bei Fischhausen, die „Gardine“, den Grenzwall zwischen Witland und Samland. Fraglich erscheint, ob diese Gegend überhaupt jemals zum Samland gehört hat.

Das ganze Pregelhaff, worunter wir die jetzige Wasserfläche des Frischen Haffs östlich der Linie Kamstigall-Kahlholz zu verstehen haben, war einst ein niedrig liegendes Land, durch welches Pregel und Frising sich ihren Ausweg nach Witlandsort bahnten. Auch in den Untiefen dieses östlichen Haffes haben wir die Reste des alten Witlands zu sehen, das die Fluten der beiden Haffe mit der Zeit überschwemmt und versenkt haben. Noch vor nicht zu fernem Zeit ließ die Sage gläubige Fischhausener bei klarem Wetter die Ruinen einer versunkenen Stadt in dem Haff erblicken.

Bei Ankunft Ottokars von Böhmen 1254 soll nach Voigt dieser Teil des alten Witlands noch bestanden haben, jedoch war er schon mehrfach durch die Wasserwirkungen des Pregels und der Weichsel durchbrochen. Es hatten sich Inseln gebildet, auf denen als Ortschaften „Caymen, Loythen, Bonowe, Lyntheue, Sunegowe“ genannt werden, die dann nach der völligen Vereinigung der beiden Haffe durch die Gewalt des Wassers zerstört wurden. Noch auf der Hennenbergerschen Karte finden wir zwischen Kamstigall und Balga eine Insel liegend, die als einst zu Witland gehörend anzusehen ist. Nichtsdestoweniger bleibt die Existenz des Witlandes bei der Ankunft des Ordens eine durch nichts bewiesene Hypothese, wenn auch sein Bestehen vor dieser Zeit für durchaus möglich gehalten werden muß.

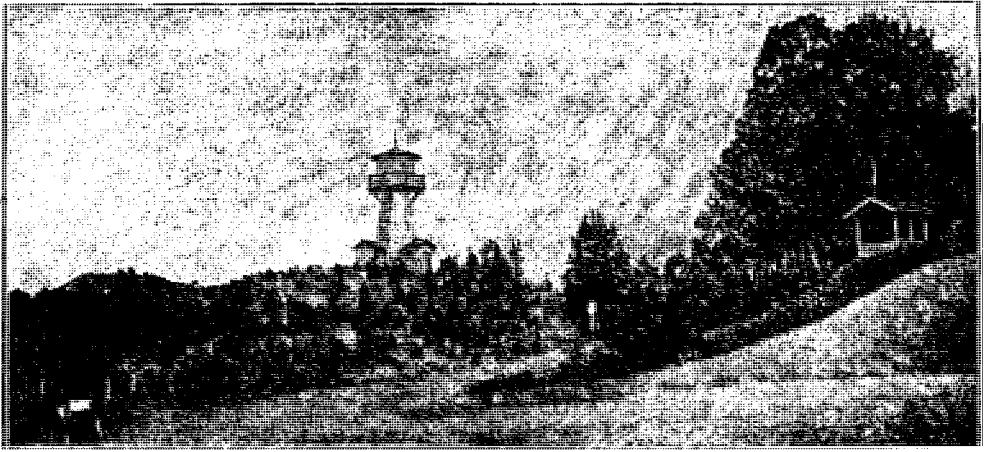
Verschieden ist die Erklärung des Namens Witland, auch Wydeland, Witowe, Witenland. Sicher dürfte sein, daß das Wort nicht preußischen, sondern fremden Ursprunges ist und vielleicht dem germanischen „wit“ = weiß (die Farbe der Dünen) entstammt. Den skandinavischen Seefahrern wird das Land von der See aus weiß erschienen sein.

Wahrscheinlicher aber ist die Ableitung von den Widiwaren, einem Zweig der Goten, die einst einen wesentlichen Teil der Bevölkerung Witlands ausmachten. Viden oder Withen ist eine alte Bezeichnung für die Goten, und wo sich diese niederließen, wurden die Gebiete oft With- oder Vidland genannt; so gibt es noch heute in Skandinavien Landbezirke gleichen Namens.

Versuche, den Ursprung des Namens aus dem altpreußischen Widdus = Mitte, also Land zwischen zwei Gewässern, oder auch aus Wid = Wurzel (Bernsteinwuzel, Bernsteinland) herzuleiten, erscheinen sehr gesucht. Noch weniger aber dürfte zutreffen, daß die in der Vorzeit von den Skandinaviern zum Heringsfange an der preußischen Küste eingerichteten Niederlassungen, „Vitten“ genannt, dem Lande den Namen Witland gegeben haben, oder die Meinung, daß Witland auch Weideland bedeutet.

Sagenhaft, wie die Nachrichten über Witland, sind auch die über die Bewohner des Witlandes. Nach Jornandes, einem Geschichtsschreiber des sechsten Jahrhunderts, saßen an der Weichselmündung und auf der Nehrung — also dem Witland — die Vidivaren, ein Mischvolk. Es entstand durch Mischung der Urbevölkerung mit den am westlichen Teil des baltischen Meeres wohnenden Goten, die mit der ganzen Küste Preußens einen regen Verkehr hatten und hier sicher auch feste Wohnsitze bildeten.

Wenn Wulfstan dann die Widiwarier zu den Aesten zählt, so ergibt sich daraus, daß die Goten sich schon damals mit dem alten preußischen Volksstamm gemischt hatten. Sicher hat aber mancher blonde und blauäugige Samländer seine Urheimat im fernen Skandinavien zu suchen.



Haffberg bei Rosental.

Grau und schlaff
 Dehnt sich das Haff.
 Auf der Straße von Bischofshausen
 Müssen noch Linden in Blüte stehn:
 Ich spüre den Duft im wandernden Wehn
 Und höre heimlich, wie Bienenbrausen,
 Das sachte Rauschen der brandenden See.
 Agnes Miegel (Heinrich von Plauen).

Rosental.

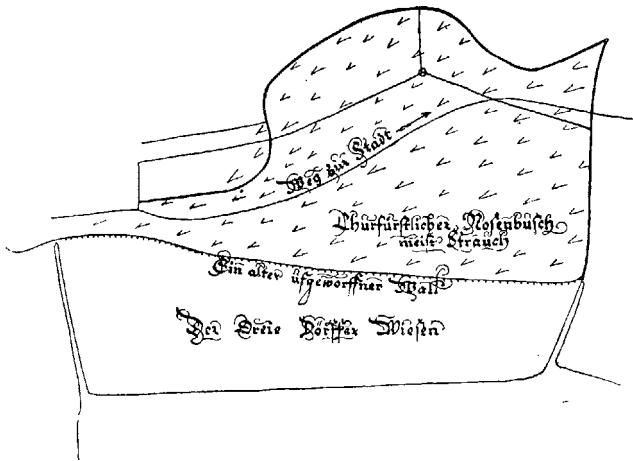
Als Ausgangspunkt der durch reizvolle Land- und Wasserfernblicke ausgezeichneten Wanderstrecke Fischhausen-Pillau erfreut sich das inmitten freundlicher Gartenanlagen gelegene Rosental besonderen Rufes. Der Gasthof verdankt seine Entstehung im Jahre 1856 dem bedeutenden Wagen- und Warenverkehr während des Krimkrieges. Er hat sich unter der liebevollen Pflege seiner Besitzer mit der Zeit zu einer Sehenswürdigkeit entwickelt, wozu allerdings auch die selten schöne Lage ihr gutes Teil beigetragen hat. Wunderschön ist der Ausblick von dem hohen, mit Gehölz bestandenen Haffberge auf das prächtige, waldumrahmte Landschaftsbild des Frischen Haffes. Um wieviel schöner mag er einst gewesen sein, als noch die drei großen Haffburgen Fischhausen, Lochstädt und Balga — den Thüringer Gleichen ähnelnd — mit ihren Mauern und Türmen die schöne Wiek zierten.

Der Schilderer des preußischen Paradieses, Rappolt, beschreibt den Rosenpusch als einen jungen Wald, darinnen eine alte, weite Schanze, die mit Gesträuchen, wildem Hopfen, Haselnüssen und wilden Rosen bestanden ist. Der Fischhausener Diäkonus Schäffer schreibt dann 1797 über die Gegend: „Geht man in den Rosenpusch, so kommt man, nachdem man lange im Dickicht ohne Aussicht gegangen, plötzlich auf eine herrliche Anhöhe, vor sich die meilenweite Fläche des Haffes, worin jede Wolke sich schattet, und wundervoll ist es hier an schönen Sommerabenden. Auch ist es wahr, daß die Gegend des Rosenpusches Kräuter hervorbringt, welche die Medizin-Apotheke reichlich versorgen.“

Noch heute ist die Flora Rosentals, der Gegend des Rosenpusches, eine überaus reiche, und dem Botaniker bietet sich hier eine Fundstätte selten vorkommender Pflanzen. Der von einem Freunde der Rosentaler Berge gemachte Versuch, den prächtigen Ginster hier heimisch zu machen, wurde von der Ungunst unseres nordischen Klimas beeinträchtigt.

Leider hat ein unschöner Turm, der früher in Pillau als Lotsenturm diente, das schöne Landschaftsbild recht verunstaltet.

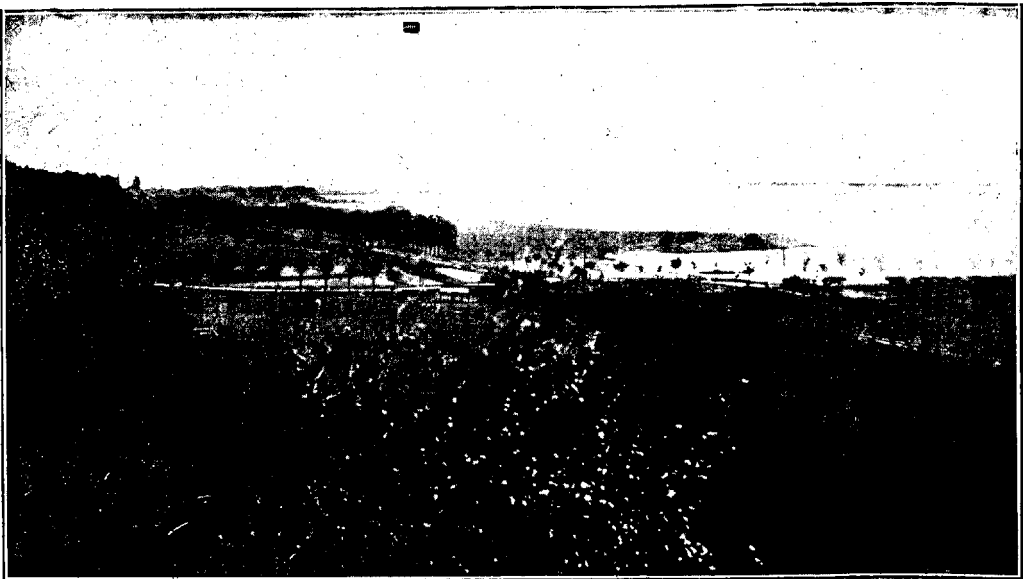
Althistorischer Boden ist es, auf dem wir hier wandeln. Die ganze Höhe von der Rosentaler Schlucht bis zur westlichen Senke der Anhöhe war einst eine altpreußische Befestigungsanlage, und immer mehr hat sich die Wahrscheinlichkeit verdichtet,



Der churfürstliche Rosenbusch im Jahre 1628.

daß auf dieser Anhöhe sich einst ein Teil des Leidensweges des heiligen Adalbert abspielte, und daß wir in dem in der Passio des Canaparius über das Leben Adalberts erwähnten Ort Cholinum diese altpreußische Niederlassung zu erblicken haben. Auch alte Ordensschriften bezeichnen die Rosentaler Höhen als eine „Terra defensio“.

Das hier noch im vorigen Jahrhundert stehende, dann aber von den Bewohnern Tenkittens abgeholzte Wäldchen Rosenbusch, dem das Gasthaus seinen Namen verdankt, hatte die Größe von einer Hufe zwanzig Morgen und war Eigentum der Landesherrschaft, worauf seine Bezeichnung als „churfürstlicher Rosenbusch“ hindeutet. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet noch ein Reisender den Rosenbusch als einen jungen Wald, in dem sich eine alte Schanze befindet, die mit Sträuchern und wilden Rosen bewachsen ist. Von altersher erfreute sich das Wäldchen besonderer Beliebtheit, so hat Simon Dach des öfteren hier, an seinem Lieblingsaufenthalt geweiht, und seine schönsten Dichtungen sollen auch im Rosenbusch entstanden sein.



Das Haffufer bei Rosental.

Die weitere Umgebung des Rosenpusches scheint früher brach gelegen zu haben, denn unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm machte ein spekulativer Privatmann Vincke diesem den Vorschlag, hundert wüste Huben beim Rosenpusch zu kolonisieren.

Die letzten Jahre haben Rosental, nachdem auf der Anhöhe eine Rodelbahn eingerichtet ist, auch im Winter zahlreiche Gäste zugeführt. Sportlustige Königsberger finden sich hier ein und pflegen auch den Segelschlittensport, den man mit Erfolg einzubürgern bestrebt ist, umso mehr, da die prächtige Wiek hierfür sich vortrefflich eignet.



Teilansicht der Gardine.

Die Gardine.

Die von Fischhausen nach Lochstädt führende Straße wird von einer eigentümlichen, vom Haff zur See führenden Busch- und Baumreihe von ungefähr zwei Kilometern Länge und neun Metern Breite überquert. Bestanden mit alten Eichen und Linden, sowie dichtem Unterholz, darunter dem in alten Zeiten Verteidigungszwecken dienenden Weißdorn, bietet sie den angrenzenden Feldern Schutz gegen die von der See her drohende Versandung.

Vom Volksmund wird sie die Gardine genannt, ihr Name läßt sich aber auf ihre frühere Bestimmung als Gertin = Gertaun, auch Wehrzaun zurückführen, aus dem dann durch Verstümmelung „Gardine“ wurde. Man hält sie für den Rand- und Grenzwall eines heiligen Feldes der vorgeschichtlichen Preußenzeit. Den Samländern soll sie auch 1242—50 als Schutzwall gegen den unter Heinrich von Wilda heranziehenden Orden gedient haben, der sie dann gleichfalls als Verteidigungsanlage benutzte. Jetzt ist die Gardine fast völlig verflacht, und nur in dem zur See auslaufenden Ende lassen sich noch einige Wallreste erkennen. Jedenfalls haben wir in diesem, das samländische Festland von der Frischen Nehrung trennenden Verhau eins der interessantesten geschichtlichen Denkmäler des Samlandes zu erblicken, das wohl wert ist, vor unberufenen Eingriffen geschützt, der Nachwelt erhalten zu werden.

Die Gardine führt zu der welthistorisch gewordenen Todesstätte Adalberts von Prag.

Bischof Adalbert litt die Todesmarter für Christus
In dem Monat April am dreiundzwanzigsten Tage.
Durch sein beharrlich Gebet wolle Christus uns, seine Diener,
Die sich fromm ihm weihn, beschützen auf immer und ewig.
Schlußvers aus dem Lobgedicht auf den Tod des heil.
Adalbert, verfaßt um 998/999 von Gerbert, Erzbischof
von Ravenna, späterem Papst Sylvester II.

Sankt Adalbert.

Bischof Adalbert von Prag.

Aelteste Christianisierungsversuche im Samland.

Nach Ueberlieferungen sind Versuche zur Bekehrung der heidnischen Bewohner Preußens und des Samlandes schon lange vor dem Erscheinen Adalberts gemacht worden.

Bereits der Apostel Andreas soll auf seiner großen Reise über Rußland in diesen Ländern das Evangelium verkündet haben, und nach Aufzeichnungen des römischen Schriftstellers und Märtyrers Justinius soll die christliche Religion schon im zweiten Jahrhundert in Preußen bekannt gewesen sein. Unmöglich erscheint dieses nicht, da die Kunde des Christentums durch den bis zum Mittelmeer sich erstreckenden Bernsteinhandel wohl zu den Bewohnern der samländischen Küste gekommen sein konnte.

Als dann um 940 das Samland durch Hacquin, den frommen Sohn des ersten christlichen Dänenkönigs Harald Blauzahn, bezwungen wurde, soll dieser gleichfalls den Samländern die christliche Religion gebracht haben. Nach Adam von Bremen wurde auch der 29. Juli, als der Tag des heiligen Olaf — eines im elften Jahrhundert ermordeten nordischen Königs —, im Samland gefeiert.

961 predigte Bischof Adalbert von Magdeburg in der gleichen Gegend, wo einige Jahrzehnte darauf sein späterer Schüler als Bischof Adalbert von Prag den Märtyrertod erleiden sollte.

Es war den Samländern also vermutlich das Christentum nicht mehr unbekannt und christliche Einflüsse waren bei ihnen zur Zeit der Anwesenheit Adalberts bereits vorhanden. Diese werden aber weder den an ihrem Glauben hängenden Preußen, noch viel weniger ihren Priestern willkommen gewesen sein, umsomehr, da sie jetzt, in Verbindung mit polnischen Eroberungsplänen auftraten.

Polen ließ zu diesem Zweck Preußen durch christliche Sendboten bereisen, und auch den gleichfalls auf Veranlassung Polens unternommenen und tragisch endenden Missionsversuch Adalberts haben wir von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten.

Der Märtyrertod dieses christlichen Eiferers erfolgte aber erst dann, als die Warnungen des sonst als friedliebend und gastfrei geschilderten Volkes von ihm nicht genügend beachtet wurden.

Adalbert von Prag.

Adalbert, oder mit seinem slavischen Namen Woytech, der Sohn eines Grafen Slawnik, entstammte einem der vornehmsten Geschlechter Böhmens. Dieses hatte seinen Sitz in Lubice, einem kleinen Orte bei Kolin in Nordböhmen, wo Adalbert um 951 oder 952 geboren wurde. Sein angebliches Geburtshaus wird dort noch heute gezeigt.

In der Jugend schwer erkrankt, wurde Adalbert für den Fall der Genesung von seinen Eltern der Kirche geweiht. In seinem fünfzehnten Lebensjahre finden wir ihn

denn auch zur weiteren geistlichen Erziehung in Magdeburg, dem damaligen Hauptstützpunkte des Christentums für die östlichen Länder Europas.

Acht Jahre blieb Adalbert in Magdeburg, um nach Prag zurückgekehrt, ein als recht weltlich geschildertes Leben zu beginnen. Der Tod des ihm befreundeten Prager Bischofs Thietmar erschütterte Adalbert aber derart, daß er dem bisherigen Treiben entsagte. Dieser Vorgang machte auf die Prager Geistlichkeit und die Bevölkerung einen großen Eindruck, und sie erwählten Adalbert am 19. Februar 982 als Nachfolger Thietmars zum Bischof.

Heimgekehrt aus Rom von der Einholung der päpstlichen Bestätigung, sowie nach Empfang der Weihe durch den Erzbischof in Mainz, dem das Bistum Prag damals unterstellt war, finden wir Adalbert wegen seiner übertriebenen Strenge bald in Streitigkeiten mit den Pragern.

Um diesen zu entgehen, verließ der Bischof Prag und begab sich wieder nach Rom zurück, wo er einen sich auf fünf Jahre ausdehnenden Aufenthalt in dem Benediktinerkloster auf dem Berge Aventin nahm.

Auf Bitten der Prager und auf Befehl des Papstes nach Prag zurückgekehrt, hielt es den dem weltlichen Treiben nunmehr völlig entfremdeten Adalbert wieder nicht lange dort, umsomehr, da auch seine Familie mittlerweile in politische Schwierigkeiten gekommen war. Nach einem Besuch in Ungarn finden wir ihn bereits 995 wieder in seinem alten Kloster in Rom. Hier hatte er als Viceabt eines der größten und besten Klöster, aber auch als Ratgeber des ihm gewogenen Papstes eine ziemlich bedeutende, fast kardinalartige Stellung.

In Rom war es auch, wo der jugendliche Kaiser Otto III. eine schwärmerische Freundschaft mit Adalbert schloß und, unterrichtet von den Bekehrungsplänen Adalberts, diesem seinen Krönungsmantel zum kirchlichen Gebrauch auf der beabsichtigten Heidenmission schenkte. Dieser Mantel befindet sich noch heute im Dome St. Peter in Rom.

Nach einem Jahre vom Papst wiederum zur Rückkehr nach Prag veranlaßt, schloß sich Adalbert dem Kaiser Otto auf dessen Rückreise nach Deutschland an, ging dann aber nicht, wie gewünscht, nach Prag, sondern zunächst nach Frankreich und von dort nach Gnesen zum Herzog Boleslaw von Polen, mit dem seine Familie politische Beziehungen hatte. Prag sollte er überhaupt nicht mehr sehen.

Den Wünschen Adalberts für die Heidenmission entgegenkommend, wies Boleslaw ihn geschickt auf die Bekehrung der Preußen hin, zu welcher sich Adalbert



Bildnis Adalberts auf dem Marmorbrunnen der Kirche S. Bartolomeo in Rom.

Aus Voigt, Adalbert von Prag.

auch entschloß. Für diese Missionsfahrt wurde ihm, nachdem er die Fahrt auf der Weichsel beendet hatte, von Boleslaw in Danzig ein Schiff mit dreißig Bootsleuten zur Verfügung gestellt, das ihn durch das alte Elbinger, auch Kahlenberger Tief nach dem Samland brachte.

Als Begleiter werden sein Stiefbruder Gaudentius und ein weiterer Missionar namens Benediktus genannt. Nach anderer Ueberlieferung ist Gaudentius aber in Gnesen zurückgeblieben und Adalbert von vier polnischen „Einsiedlern“, also wohl Mönchen, begleitet gewesen.

Um bei den zu bekehrenden Preußen nicht zu sehr aufzufallen, soll Adalbert ihre Tracht angelegt haben und sich auch Bart und Haupthaar haben wachsen lassen.

Unkundig aber der Sprache und der Sitten dieses Volkes, dazu ohne jede weltlichen Machtmittel, sollte diese Missionsreise jedoch ein Mißerfolg werden, denn die Samländer sahen in seinen Reden und in seiner Gebahrung nur eine Schmähung ihrer Götter und töteten ihn am 23. April 997 in seinem sechsendvierzigsten Lebensjahre.

Ueber die Wege Adalberts im Samland und seinen Tod.

Ueber die Wege und den Todesort Adalberts gehen die Meinungen sehr auseinander, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie der Anlaß eingehendster Studien einer ganzen Reihe hervorragender Gelehrter geworden sind. Alle diese Forschungen stützen sich hauptsächlich auf den bald nach dem Tode Adalberts von Canaparius, seinem Mitbruder im römischen Kloster, geschriebenen Lebenslauf, die Vita S. Adalberti.

Legt man ihnen die Annahme zu Grunde, daß Adalbert durch das alte Elbinger Tief und nicht, wie meist angenommen, durch das erst später entstandene Balgaer Tief in das Haff gefahren, zieht man ferner in Betracht, daß sich sogar zu Beginn der Ordenszeit noch einige restliche Inseln des alten Witlandes östlich Pillau befanden, und ferner, daß der Rosentaler Hügel bei Fischhausen einst eine alte Preußenburg war, so erscheint es zweifellos, daß Adalbert im südwestlichen Samland gewellt und dort auch getötet wurde.

Diese Ansicht vertreten auch die meisten Biographen Adalberts, von denen einer aus älterer Zeit dazu ironisch bemerkt, „daß Fischhausen und das Samland sich diesen einträglichen Vorzug auch behauptet haben.“

Wohl hat man versucht, den Todesort Adalberts auch an andere Stellen zu verlegen, so nach Klösterchen bei Riesenburg, ferner in die Gegend des Drausensees. Die Ursache dieser abweichenden Auffassungen ist darauf zurückzuführen, daß Canaparius wohl den Verlauf der Reise sehr genau beschreibt, aber über die Landschaft weniger sichere Angaben macht.

Eine Tradition über den Ort seines Todes läßt sich bis zum Jahre 1302, also über dreihundert Jahre nach dem Tode Adalberts überhaupt nicht nachweisen. Erst Bischof Siegfried erwähnt erstmalig bei Verlegung der Kathedrale des Domkapitels aus Schonewic nach Königsberg, „daß die Kirche hier zu Ehren des heiligen Adalbert erbaut sei, weil derselbe das Gebiet der Diözese mit seinem Blute besprengt habe.“

Nach Canaparius kam Adalbert, als er das Schiff verlassen, auf seiner Wanderung (über die Nehrung) zu einer Insel (der alten Witlandsinsel bei Kamstigall). Von dort durch Schläge vertrieben, wendet sich Adalbert mit seinen Begleitern, darunter einem preußischen Bootführer, zu einem Marktplatz, wo eine Menge Menschen zusammengeströmt war. In einer in München befindlichen und fast gleichaltrigen Handschrift, der „Passio santi Adalperti martris“, wird der Name dieses Marktplatzes mit Cholinum bezeichnet.

Nach Schilderung der ganzen Ortsanlage dürfte es sich sicher um die alte Preußenburg bei Rosental und die in der Nähe befindliche alte Ortsanlage Fischhausen handeln.

Am Abend führte ein wohl schon dem Christentum ergebener Preuße Adalbert in seine Wohnung, vor der sich dann viel Volk versammelte, um zu erfahren, wo die Fremdlinge herkamen und was sie wollten. Nachdem ihnen Adalbert den Zweck seines Kommens mitgeteilt, erhoben sie ein großes Geschrei und rieten ihm zu schleunigster Umkehr, „nur solche könne ihm das Leben retten.“ Auch seinen gastlichen Wirt bedrohten die Zusammengeströmten mit dem Tode.

Noch in der Nacht wurden die Missionare von ihrem Gastgeber zu Schiff rückwärts, vielleicht in die Gegend des heutigen Neuhäuser, gebracht, woselbst sie fünf Tage verblieben. Adalbert, nunmehr an dem Erfolg seines Unternehmens im Samland verzweifelnd, beschloß, dieses wieder zu verlassen, um sein Bekehrungswerk anderweitig fortzusetzen. Hierbei kamen sie in der Nacht zu einem großen Wasser (Ostsee?), wo sie das gewaltige Brausen des Meeres erschreckte.

Nach der Nachtruhe, die Adalbert mit seinen Gefährten am Rande eines Waldes abhielt, zogen sie weiter und kamen aus der Waldgegend gegen Mittag auf ein freies Feld, worauf die Reisenden, nachdem sie gespeist und Gaudentius die Messe gelesen, sich zur Mittagsruhe niederlegten. Im Schlafe wurden sie von den auf Pferden nachgeeilten Preußen überfallen und gefesselt, Adalbert dann auf einen Hügel geführt und ihm von einem Sikko (Siggo, Signote=Priester) der tödliche Lanzenstich beigebracht, dem noch sechs Stiche der anderen Preußen folgten.

Bischof Thietmar von Merseburg, ein Zeitgenosse Adalberts, berichtet über den Tod, „daß Adalbert von einem Spieße durchbohrt wurde, worauf man ihm das Haupt abschnitt, dieses auf eine Stange steckte und damit heimzog. Den so verstümmelten Leichnam versenkte man zur Vergrößerung der Missetat in den Fluß (Haff?), aus dem er nach sieben Tagen herausgezogen wurde. Als aber Kaiser Otto von dem Vorgefallenen in Rom erfuhr, sang er dem Herrn auf seinen Knien würdige Loblieder, daß er in seiner Zeit einen derartigen Mann zu seinem Streiter ersehen und ihm die Palmen des Märtyrers gereicht hätte.“

Als die Mörder Adalberts gelten die Bewohner des Burghofes, die Adalbert an einem weiteren Vordringen in das Land behinderten und erregt darüber, daß die Fremden das Land noch immer nicht verlassen hatten, die Tat vollbrachten. Nach einer



Darstellung des Todes Adalberts.
Flügel des Altars der ehemaligen Adalbertskirche
zu Tenkitten. Sammlung der Marienburg.

anderen Ueberlieferung hat jedoch einer der Mörder eine Blutschuld an den Polen, die ihm einen Bruder getötet, heimzahlen wollen, so daß Adalbert demnach eigentlich das Opfer einer Privatfeindschaft wurde.

Den genauen Zeitpunkt des Todes berechnet infolge der Kalenderverschiebungen der ausgezeichnete Adalbertforscher Voigt in scharfsinnigster Weise auf den 28. April, ein Uhr mittags. Voigt läßt jedoch die Wanderer ihren Weg über die Gegend des heutigen Königsberg und durch die Wälder des südlichen Samlandes über Bludau nach Tenkitten nehmen. Für den Markort Cholinum hält Voigt das heutige Kallen. Da tatsächlich älteste Ordensnachrichten von einem Marktplatz zwischen Fischhausen und Medenau berichten, hat auch diese Annahme eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich.

Ausgiebig hat sich die Fabel des Todes Adalberts bemächtigt. So sollen sich nach dem tödlichen Lanzenstich die Fesseln Adalberts gelöst haben, und er selbst soll in Kreuzesform zur Erde gesunken sein. Ferner läßt die Legende die Teile seines zerstückelten Leibes den Vögeln vorwerfen und wieder zusammenwachsen.

Sagenhaft sind auch die Nachrichten über die weiteren Schicksale des Leichnams. So soll sein Gastgeber in Cholinum die Ueberreste gesammelt und zu den Polen zurückgebracht haben. Dann soll Herzog Boleslaw, als die zwei Begleiter Adalberts mit der Todesnachricht nach Gnesen zurückkehrten, einige Leute zu den Preußen gesendet haben, die den Körper mit schwerem Golde auslösten und nach Gnesen brachten. Nach anderer Nachricht wiederum wurden die Ueberreste durch englische Kaufleute aus dem Samlande zuerst nach St. Albrecht bei Danzig gebracht, von dort gelangten sie dann nach Gnesen. Hierin liegt vielleicht der Ursprung zu der Tradition, die Todesstätte Adalberts im Samland zu suchen.

Diese Ueberreste sind es wohl, die noch heute in einem kostbaren Schrein im Dom zu Gnesen anbewahrt werden, wo sich auch eine uralte, in Silber getriebene Statue des Heiligen befindet.

An welchem Ort sich der Körper bestimmt befindet, ist nicht festzustellen, vermutlich jedoch in Prag, wohin ihn böhmische Truppen, die 1039 Gnesen eroberten, mitnahmen; auf eigenen Schultern trug ihn der Böhmenfürst in die Stadt.

Weitere Reliquien Adalberts werden noch an verschiedenen Orten aufbewahrt. So soll sich der Schädel in der Adalbertskirche zu Aachen befinden, ein Finger in Frauenburg, ein Arm und die Hände, durch Kaiser Otto dorthin gebracht, in der Kirche San Bartolomeo all Isola in Rom. Selbst der Dom zu Lund macht Ansprüche auf angebliche Reliquien des Heiligen.



Polnische Münze auf den Tod Adalberts.

11. Jahrhundert.

Auch Münzen wurden auf seinen Tod geprägt, deren älteste Adalbert mit Herzog Boleslaw darstellt.

Bereits am 29. Juni 999, also in auffallend kurzer Zeit nach seinem Tode, erfolgte die Kanonisation Adalberts. Der Grund dieser schnellen Heiligsprechung ist wohl in dem besonderen Freundschaftsverhältnis Adalberts zu dem damaligen Papst Sylvester II. zu suchen. Eine eigentliche Heiligsprechung fand indessen nicht statt, sondern sie wurde durch einfache Eintragung seines Namens in das Verzeichnis der Märtyrer bewirkt.

Folgerscheinungen des Todes Adalberts.

Der Tod Adalberts von Prag sollte für die ganze östliche Europa von größter historischer Bedeutung werden. War bisher die Heidenbekehrung in diesen Gegenden ausschließlich von Deutschen ausgegangen, so bildete Adalbert als Slawe eine ganz neue Erscheinung, und sein Name verbreitete sich in kürzester Zeit über die ganze Christenheit.

Zunächst gab sein Tod die Anregung zur Bildung des polnischen Erzbistums in Gnesen. Kaiser Otto kam selbst mit vielen kirchlichen Würdenträgern aus diesem Anlaß nach dort, um bei gleicher Gelegenheit auch den Leichnam Adalberts zu besuchen. Erster polnischer Erzbischof wurde Gaudentius. Auch die Errichtung des ungarischen Erzbistums in Gran, das mit Radla, einem Freunde Adalberts aus dessen Romzeit besetzt wurde, ist als Folge seines Todes anzusehen.

Die hierdurch vollzogene Trennung der slawischen von der deutschen Kirche war ein Ereignis von großer Wichtigkeit, denn es begann von nun an für diese slawischen Völker ein selbständiges national-kirchliches Leben. Auf allen sonstigen Gebieten hat Deutschland aber nie aufgehört, diesen Ländern die Kultur des westlichen Europas zu übermitteln, ohne jedoch hierfür jemals nur einen Schimmer von Dank zu erwerben.

Angeregt durch die Tatsache, daß Adalbert lange Jahre bei den Brüdern des Benediktinerklosters auf dem Aventin als Mönch verbracht hatte und durch seinen Märtyrertod der Gegenstand größter Verehrung und Bewunderung geworden war, entstanden bald nach dem Tode die wertvollen Beschreibungen seines Lebens von der Hand ehemaliger Mitbrüder in Rom. Neben der bereits angeführten Vita des Canaparius ist noch der Bericht Bruns (Bruno von Querfurt) zu nennen, der schon 1001, also noch einige Zeit vor Canaparius, einen Lebenslauf nach mündlichen Berichten der Todeszeugen Adalberts schrieb. Ueberaus umfangreich entwickelte sich dann das Schrifttum über den Heiligen, ein Beweis der überragenden Bedeutung Adalberts, namentlich für die katholische Christenheit.

Die Vita S. Alberti des Canaparius sollte jedoch noch in anderer Beziehung von besonderer Bedeutung werden. Wir hören in ihr zum ersten Male und in Verbindung mit dem Samland stehend, die Bewohner des Landes mit „Pruzen“ bezeichnet. Wohl nennt bereits 866—90 ein bayrischer Geograph die Bewohner des Landes östlich der Weichsel Bruzi, aber erst durch Canaparius sollte der Name Allgemeingut werden. Später heißen sie bei Bruno von Querfurt Pruzi, in den Quedlinburgischen Annalen Pruci, dann Prusci. Dusburg nennt die Preußen Pruzin, Jeroschin lateinisch Prutheni, erst in einer Ordensschrift vom Jahre 1410 werden die Bewohner dann endlich als Preußen bezeichnet.

Angeblich um den Tod Adalberts zu rächen, wurden nun zweihundert Jahre lang von polnischer Seite aus die Versuche fortgesetzt, Preußen durch kriegerische Unternehmungen dem Christentum und damit für Polen zu gewinnen, ohne jedoch bei dem wehrhaften Volk einen dauernden Erfolg zu erzielen.

So soll der bereits genannte Freund und Biograph Adalberts, Bruno von Querfurt, seinem Beispiel folgend, mit achtzehn Gefährten zur Verkündung des Christentums nach Preußen gezogen sein, wo aber auch er und seine Begleiter 1009 den Märtyrertod erlitten.

Nachdrücklich wurde dann die Christianisierung durch polnische Cisterciensermönche am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eingeleitet, unter denen der Olivaer Mönch Christian, später Bischof von Preußen, besonders hervortritt. Auch ihn bringt

die Geschichte mit dem Samland in Verbindung: Seeräuber sollen Christian aus dem Culmer Land fortgeführt und acht Jahre auf der Burg Garbick bei Cranz gefangen gehalten haben. Am 23. März 1240 ermächtigte Papst Gregor IX. seinen preußischen Legaten Wilhelm von Modena „über die gesamte Lösesumme von achthundert Mark für Christian und seine bei den Samländern zurückgebliebenen Geiseln nach Belieben zu verfügen.“

Nach der Freilassung versuchte Christian durch die Gründung des Dobriner Ordens größere Machtmittel zur Bekehrung der Preußen zu schaffen. Als auch dieser Versuch fehlschlug, rief er endlich, vereint mit Polen, den deutschen Ritterorden zur Hilfe.

Der Orden hat seinen Ursprung in der Gründung eines Hospitals für arme und erkrankte Pilger und Kreuzfahrer in Jerusalem. Es war die Stiftung eines ehrbaren Deutschen, der seine Mittel hierfür zur Verfügung stellte, und der bald Gleichgesinnte aus allen Ständen fand, die ihr Hab und Gut demselben Zwecke widmeten und sich „Brüder des St. Marienhospitals zu Jerusalem“ nannten.

Mit dem Wachsen der Stiftung, die 1242 die päpstliche Bestätigung erhielt, erweiterten sich auch die Ziele der Brüder, die nunmehr auch ihr Leben für Christum einsetzen wollten. 1191 wurde aus ihr „der Orden der deutschen Brüder der Kirche der Heiligen Maria“ gebildet, der als Abzeichen vom Papst ein schwarzes Kreuz auf weißem Grund — das Vorbild unseres eisernen Kreuzes — erhielt. Akkon in Palästina wurde der Sitz seines ersten Meisters Walpot von Bassenheim.

Da die Stellung des Ordens in Palästina und in dem von ihm in Besitz genommenen Siebenbürgen sich mittlerweile recht schwierig gestaltet hatte, ergriff 1226 der damalige Meister Hermann von Salza mit Freude den Vorschlag und eilte Christian zu Hilfe, nicht ohne vorher dem Orden einen Anteil an dem zu erobernden Lande zu sichern. Bald darauf wurde Preußen, und zwei Jahrzehnte darauf auch dem Samland das Christentum mit Feuer und Schwert gebracht.



Der Tod Adalberts.

Altargemälde in der Adalbertskirche zu Königsberg.

Oft trat der Pilger Schar zu jener Kirchenschwelle,
Die fromm geweiht war am Saum der Meereswelle;
Dann flog auf heiligen Schwingen die Andacht himmelwärts,
Dann pries der Frommen Singen das Sterben Adalberts.
Furchau (Das Kreuz an der Ostsee, 1831).

Die Kirche Sankt Adalbert.

Bald nach dem Tode des Heiligen entstanden an den verschiedensten Orten dem Gedächtnis Adalberts geweihte Dome und Kirchen. Besonders aber waren es die slawischen Länder, die in solcher Weise ihre Verehrung betonten.

Bereits 998 begann der Ungarnkönig Stephan mit dem Bau des Adalbert geweihten Graner Domes, noch heute ein Nationalheiligtum Ungarns. 999 wurde eine Adalbertkirche im Sabinergebirge bei Rom errichtet, gleichzeitig auch der Dom in Gnesen, der noch jetzi, neben dem St. Veitsdom auf dem Hradschin in Prag, als die vornehmste aller Adalbertskirchen gilt. Danzig, Stettin, Wollin an der Ostseeküste, ebenso viele Orte in Italien folgten. Die ehrwürdigste aller dieser Adalbertkirchen war jedoch die an der Stätte seines Todes in Tenkitten errichtete.

Die älteste Nachricht über die Entstehung dieser Kirche geht auf die Jahre 1014—1035 zurück, um welche Zeit König Kanut von Dänemark, ein Schwager des Herzogs Boleslaw, das Samland beherrschte. Diese Ueberlieferung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man berücksichtigt, daß Adalbert seine Missionsreise nach Preußen auf Anregung Boleslaws machte.

Nach der bereits anderweitig erwähnten sagenhaften Erzählung sollen am Anfang des zwölften Jahrhunderts englische Kaufleute Reliquien des heiligen Adalbert aus einer uralten dänischen Kirche auf Samland über das Haff nach St. Albrecht bei Danzig gebracht haben.

Andere Chronisten schreiben die Erbauung der Kirche wieder dem samländischen Bischof Johann I. (1320—43) zu. Nach Grunau soll dieser die Kirche von gespendeten Almosen der Fürsten, die zu den Ordensfahrten gegen die Litauer und Szamaiten nach Preußen kamen, erbaut haben. Untersuchungen der Mauerreste haben auch tatsächlich ergeben, daß die zum Bau der Adalbertskirche verwendeten Backsteine denen der um 1270 erbauten Lochstädter Burg gleichen. Bei den Fundamenten aufgefundene Brandspuren lassen ferner vermuten, daß die Kirche einst durch Feuer zerstört wurde und dann auf den alten Fundamenten wieder neu erbaut ist.

Archivalische Quellen geben die Jahre 1422—1424 als die ihrer Erbauung an. Danach soll sie um diese Zeit durch den Ordensmarschall Ludwig von Lanse errichtet sein. Die diese Annahme stützende Urkunde betrifft jedoch nur eine Benefizienstiftung für eine bereits bestehende Kirche, wird doch bereits 1375 ein Vicarius an St. Alberti und 1417 ein Pfarrer an Sankt Albrecht erwähnt. Bei der überaus soliden Bauweise des Ordens erscheint es auch recht unwahrscheinlich, daß die Kirche bereits nach dem Bestehen von nur zweieinhalb Jahrhunderten eingestürzt sein soll.

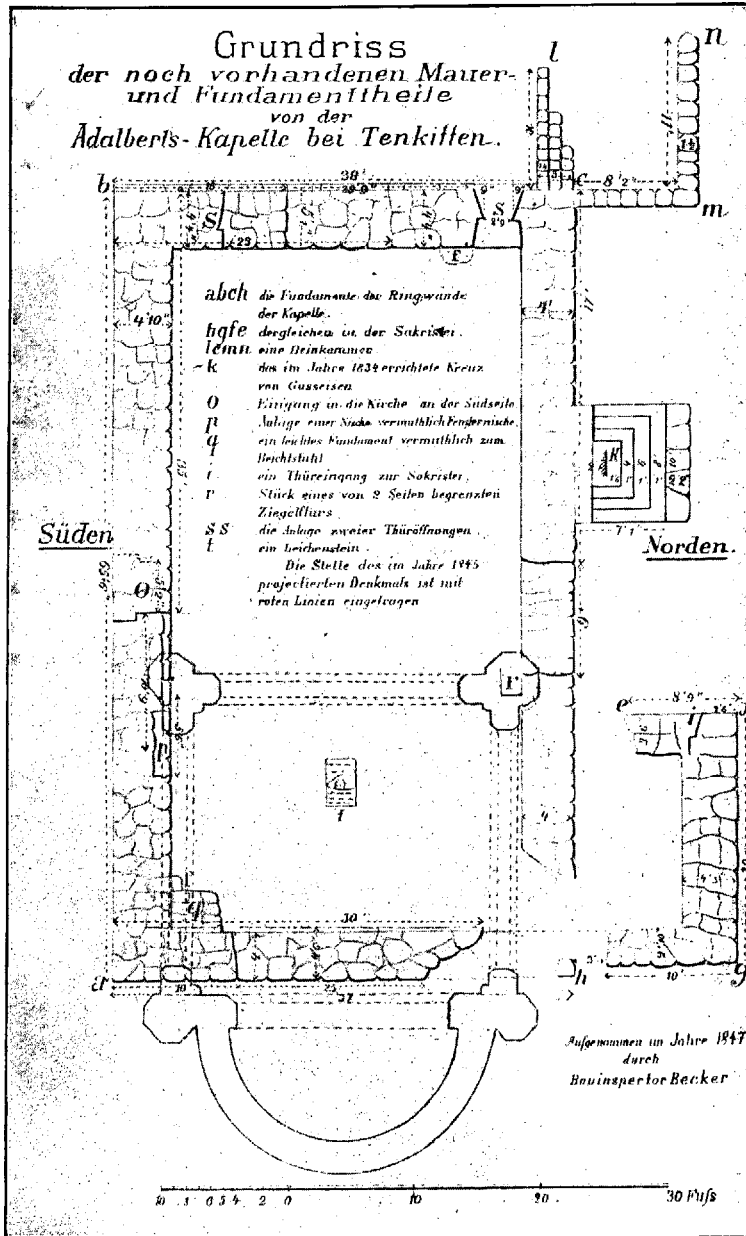
Als dann nach dem Einsturz die Gemeinde 1670 eine Eingabe an den Kurfürsten machte, um die Erlaubnis zur Benutzung des alten Gotteshauses in Lochstädt zu erhalten, schreibt sie ausdrücklich von der eingestürzten Kirche als von der „Eltesten Kirche auf Samland.“

Dieser Einsturz der Kirche erfolgte am Sonntag den 24. November 1669, zwischen 8 und 9 Uhr vormittags während eines gewaltigen dreitägigen Sturmes, wie ihn die

Bewohner hier seit fünfzig Jahren nicht erlebt hatten. Zu dem Gottesdienst war die Kirche, da eine Hochzeit stattfinden sollte, besonders stark besucht, es waren an vierhundert Personen anwesend. Auf die drohende Gefahr wurden der damalige Pfarre,

Heinrich Vasoldt und die Gemeinde durch eine ein Kind zur Taufe bringende Hebamme aufmerksam gemacht, und es gelang allen Kirchenbesuchern, sich zu retten. 1828 waren noch Mauerreste in einer Länge von 8,50 m und von 1,50 m Höhe sichtbar, die von der Regierung durch einen Zaun geschützt waren. Den umliegenden Bewohnern war es bei Strafe verboten, Steine davon zu entnehmen.

Im Jahre 1847 wurden die Fundamente im Auftrage der Regierung freigelegt. Die hierbei angestellten Messungen ergaben folgendes: „Die Länge der Kirche — ohne den Chor und einen Anbau — betrug 20,56 m bei einer Breite von 11,77 m. Die Fundamente bestehen aus gesprengten Feldsteinen in einer Stärke von 1,50 m, nur um wenig schwächer sind die Mauern. In



Grundriß der 1847 freigelegten Fundamente der Adalbertskirche.

der Altargegend liegt ein Leichenstein für den kurfürstlichen Strandreiter Lorenz Schein und seine Familie.

Außer einigen Silbermünzen und Resten von farbigen Glasfenstern wurde nichts Beachtenswertes weiter gefunden, und man deckte nach beendeter Besichtigung die Reste der Kirche wieder mit Erde zu. Sie schlummern nun, dem Wanderer unsichtbar, unter dem Sand und den angepflanzten Kiefern der Zeit entgegen, wo sie das

unerbittliche Meer wieder dem Tageslicht zuführen wird. Reste der bei der Freilegung gefundenen Mauer- und Fenstersteine, sowie der Fensterscherben befinden sich im Prussiamuseum.

Der Platz, auf dem die Kirche stand, soll nach den dort gemachten vorgeschichtlichen Funden einst eine heidnische Begräbnisstätte gewesen sein. Noch vor nicht langer Zeit befanden sich auf der nach Lochstädt hin anschließenden Palwe zahlreiche Grabhügel, die reiche Ausbeute an Urnen und Schmuckgegenständen lieferten.

Die jetzige Höhe des Hügels, auf dem das Kreuz errichtet ist, beträgt etwa 20 m über dem Meeresspiegel. Die Kirche war daher während ihres Bestehens ein gutes Signal für die Pillau anseglenden Schiffe. Die Entfernung von der Höhe bis zu der See soll früher eine Meile betragen haben. Diese Zeit dürfte aber doch wohl Jahrtausende zurückliegen; 1782 betrug sie 400, 1822 nur noch 175 Schritte, heute ist sie bis zum Seeabhange etwa 100 m.



Die Adalbertskirche 1628.
Aus einem Geländeplan
dieses Jahres.

Der Altar der Adalbertskirche war ein gemeinsames Geschenk des Hochmeisters Friedrich von Meißen, des Lochstädter Pflegers von Reitzenstein und des Bernsteinmeisters Leo von Waiblingen. Er ist im Jahre 1504, wahrscheinlich in Nürnberg, hergestellt, das damals für die Anfertigung von Gemälden und Holzschnitzereien in besonders hohem Rufe stand. Andere Forscher halten den Altar wieder für die Arbeit einheimischer Künstler.



Der Altar der ehemaligen Adalbertskirche.
Sammlung der Marienburg.

Nach dem Einsturz der Kirche kam der Altar nebst Beichtstuhl und einem Teil der Kanzel nach Lochstädt, wo er lange gottesdienstlichen Zwecken in der Burgkapelle diente. Wegen seines schlechten Zustandes, aber auch da er nicht dem Geschmack der Gemeinde entsprach, wurde er Ende der sechziger Jahre verkauft und befand sich zunächst in der Sammlung Blell in Thüngen. Dann wurde er, leider

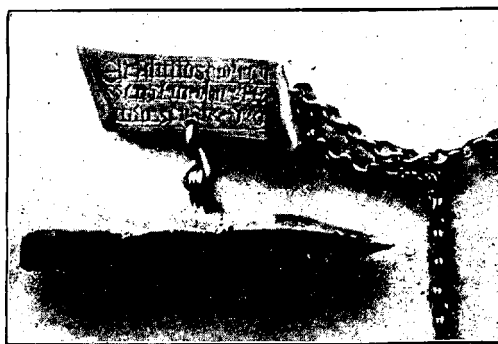
vergeblich, der Prussiasammlung angeboten, um jetzt, wieder gründlich hergestellt, einen hervorragenden Platz in der Altertumssammlung der Marienburg einzunehmen. Die Darstellungen auf dem Altar zeigen, auf Kreidegrund gemalt, in ziemlich primitiver Weise Ereignisse aus dem Leben Adalberts. Interessant sind hierbei die abgebildeten Trachten der alten Preußen.

Die Kanzel war noch um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts als Antiquität an der Treppe zu der Kapelle in Lochstädt zu sehen. Die roten Flecken an ihr wurden naiven Gemütern als Spuren des von Adalbert vergossenen Blutes geschildert.

Ueber einen ursprünglich in der Adalbertskirche befindlichen, später in die kurfürstliche Bibliothek, dann in das Geheime Archiv in Königsberg gekommenen eisernen Pfeil berichtet Hennenberger:

Zu Zeiten Heinrichs von Richtenbergs des Hochmeisters / schreibt Paul Poel / sey ein feiner ernster / kluger und beredter man Hauss Compthur zu Königsberg gewesen / Herr Erhard von Reusenstein / so hernachmals Landmarschalck geworden / der hab 14. jahrlang / einen Eysern Pfeil im Heupt getragen / sey imm endlich um Gummen ausgefaulet / solchen Pfeil hab der Hauss Compthur / zu S. Albrecht gelobet / und auch dahin geopffert / und mit einer Silbernen Ketten S. Albrechts bild angehangen / neben einem Silbernen Schildlein / darin sein Wappen / zu mehrem zezeugnis des Wunderwercks / angehengt / solches ist noch Anno 1524 alda gewesen / und von jederman / so dahin gewallet / gesehen worden / und ist noch alda /

Jetzt befindet sich der Pfeil im Prussiamuseum in Königsberg.



Der Pfeil des Erhard von Reitzenstein.
Prussiamuseum.

Sankt Adalbert als Wallfahrtsort.

Bis zur Reformation war Sankt Adalbert ein berühmter Wallfahrtsort. Um den Zuspruch zur Kirche zu erhöhen, forderte Papst Eugen IV. am 5. Mai 1431 die ganze Christenheit zur Wallfahrt nach Sankt Adalbert auf und verlieh ihr auch für diesen Zweck einen großen Ablass für sechzehn Feste und deren Oktaven auf zwanzig Jahre. Der Ablass wurde für hundert Tage an die Gläubigen erteilt, die an diesen bestimmten Tagen die Kirche besuchten und durch ein Geschenk zu ihrer Verbesserung und Verschönerung beitrugen.

Auch das Michaelisfest wurde alljährlich durch Kirmes und Prozession bei der Kirche gefeiert. Gelegentlich dieser am 28. September 1463 geschah es auch, daß der Hochmeister, der nebst dem Bischof von Samland und sieben Komturen aus Livland an der Kirmes teilnahm, fast das Opfer eines polnischen Ueberfalls wurde. Die Polen hatten sich diesen, ihnen besondere Beute versprechenden Tag für den Ueberfall ausgesucht, und nur mit Mühe konnte sich der Hochmeister seiner Gefangen-

nahme durch schleunige Flucht auf einem Pferde des Bischofs entziehen; sein Wagen wurde aber von den Polen „mit Freude“ erbeutet.

Die letzten Hochmeister scheinen der Kirche sehr wohlgesinnt gewesen zu sein, so übernahm 1487 Truchseß von Wetzhausen das Patronat der Kirche. Von der Altarstiftung des Hochmeisters Friedrich von Meißen hörten wir bereits, aber auch der Hochmeister Albrecht erließ an die Bewohner des Samlandes die Aufforderung, „die alte Stiftung wieder mehr anzupflanzen.“ Noch 1518 besuchte er in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Gnesen die Kirche.

Die Zeit für Wallfahrten und ähnliche katholische Gebräuche war aber in dem solchen Frömmigkeiten überhaupt nie besonders zugänglichen Samland vorbei. So geriet denn die Kirche als Wallfahrtsort, und selbst das Gedächtnis an Adalbert, nach Einführung der Lehre Luthers im Samland, bald in Vergessenheit. Sogar der Kirchenname wurde geändert und daraus eine Kirche Sankt Albrecht gemacht. Aber noch weit in die protestantische Zeit hinein, ja bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kamen Pilger aus fremden Ländern, die sich den Besuch der Todesstätte Adalberts von dem Pfarrer in Tenkitten bescheinigen ließen.

Die Wallfahrten brachten der Kirche wohl einen recht bedeutenden Zuspruch, denn sonst wäre die in der Stiftungsurkunde von 1422 erwähnte hohe Zahl von vier Priestern und zwei Schülern nebst einem Glöckner nicht verständlich; von den Priestern versah einer das Pfarramt und die Seelsorge in der Gemeinde. Alles was geopfert wurde, sollte je zur Hälfte den Priestern und dem Bernsteinmeister in Lochstädt gehören. Da letzterer das Geld wieder zur Verbesserung und für andere Dinge der Kirche verwenden mußte, scheint ihm die Aufsicht über diese zugestanden zu haben.

Die Priester erhielten zwölf Mark jährlich, ferner einen Keutelbrief zur Fischerei, freies Holz, einige Morgen Wiesen, etliche Huben Land zum Getreidebau, dazu vom Bernsteinmeister einige Tonnen Salz. Von einem Priester hört man, daß dieser sich an den Hochmeister mit der Bitte um einen Morgen Land wendet und dafür das Lesen von Vigilien und Messen im Sinne des Gründers von Lanse verspricht; es waren also schon schlechte Zeiten für die Priester gekommen, und tatsächlich verarmte die Kirche dann auch später gänzlich.

Gelegentlich der Not im großen polnischen Kriege gelobten die samländischen Edelleute dem heiligen Adalbert eine Messe, „damit derselbe sein eigenes Land, für welches er geblutet,“ beschützen möge. In besseren Zeiten war das Gelöbnis aber bald vergessen, erst in den Nöten des Krieges 1520/21 erinnerte man sich wieder daran und erneuerte es, leider ohne Erfolg, denn dieser Heilige hat es bis zum heutigen Tage eigentlich immer mehr mit den Polen gehalten.

Von dieser Seite war daher auch die Kirche Sankt Adalbert, als die ihres Nationalheiligen, nie vergessen. Als dann der Vertrag von Stuhmsdorf, der 1635 den schwedisch-polnischen Krieg beendete, zum Vorteil der Polen ausfiel, gab der Gnesener Erzbischof bekannt, „daß Adalbert wohl zuerst darüber erzürnt gewesen sei, daß man die Stätte seines Todes ohne Verehrung gelassen habe, aber durch die Leiden der Rechtgläubigen wieder versöhnt worden sei.“

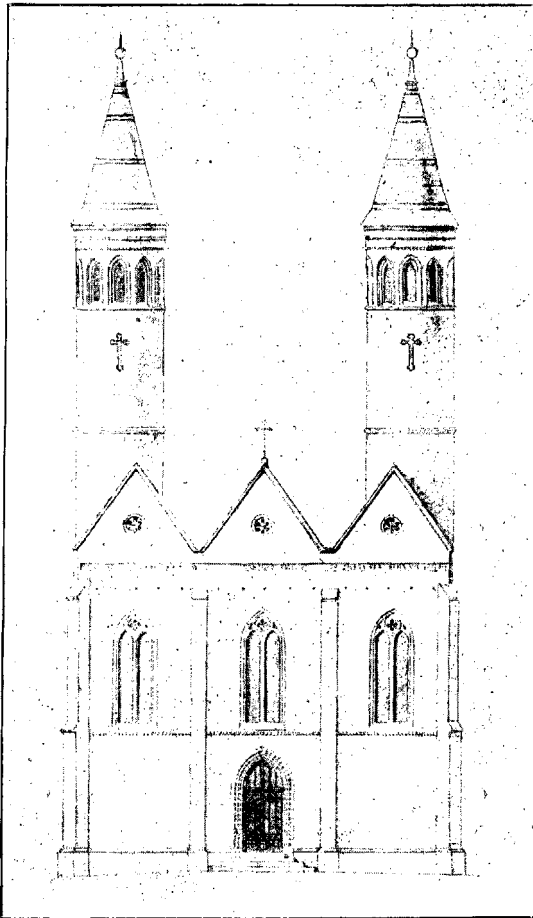
Nach dem Wunsche dieses Erzbischofs sollte auch in der Pillau zu Ehren Adalberts eine Kirche erbaut werden, für die ein Verehrer der Jungfrau Maria noch „ein Weiteres“ hinzufügen wollte.

Zwei Jahrhunderte später, im Jahre 1840, war es wieder ein Gnesener Erzbischof, der, angeregt durch einen Besuch dieser Stätte, den Bau einer neuen Wallfahrtskirche neben dem Kreuz anregte. Die für diesen Zweck in den Provinzen

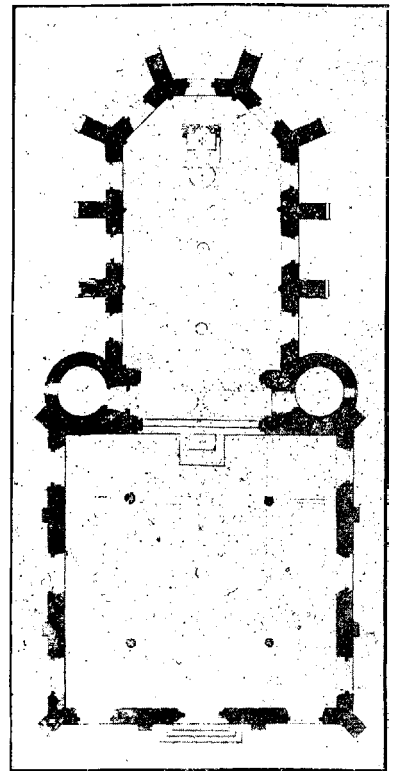
Preußen und Posen abgehaltene Kirchensammlung ergab zunächst nur den Betrag von 3944 Talern. Es gelang aber, den König Friedrich Wilhelm IV. für diesen Plan zu gewinnen, auf dessen Veranlassung dann der Hofbaurat Stüler, der Erbauer des Königsberger Universitätsgebäudes, einen Entwurf für diese Kirche fertigte. Nach einer Kabinettsorder vom 24. April 1842 sollte sie gemeinsam dem evangelischen und katholischen Gottesdienst bei den jährlich abzuhaltenden Adalbert-Gedächtnisfeiern dienen; eine zwischen Chor und Langhaus eingebaute Mauer sollte die gleichzeitige Feier ermöglichen. Die Kosten des Baues wurden auf 18348 Taler berechnet.

Der Plan scheiterte aber schließlich an dem Widerstand der Königsberger Regierung und dem der Bewohner des Samlandes, daß in einer rein evangelischen Gegend eine katholische Kirche entstehen sollte. Selbst der Hinweis des Erzbischofs, daß den Fischhausenern aus den Wallfahrten gute Geschäfte erblühen würden, blieb vergeblich.

Da auch der Ertrag der Sammlung nicht die erforderliche Höhe erreicht hatte, beabsichtigte man 1849, die Gelder anderweitig zu verwenden. Der König blieb jedoch bei seiner Absicht, dem Andenken Adalberts zu Ehren einen Bau aufzuführen, und 1852 fertigte Stüler den Entwurf zu einer Gedächtnishalle, deren Kosten auf 9875 Taler veranschlagt waren. Die Gedächtnishalle war im Stil der Ordensbauten als Rohziegelbau geplant, als Vorbild diente die Ramersdorfer Komtureikapelle auf dem Bonner Friedhof. An eine auf drei Seiten offene Vorhalle schloß sich ein quadratischer



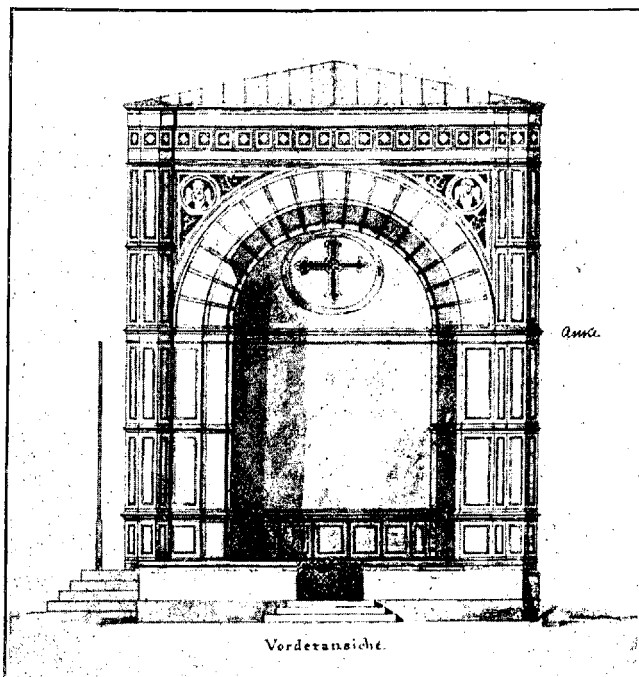
Entwurf einer Gedächtniskirche für Adalbert von Prag. Von Stüler.



Grundriß der geplanten Stülerschen Adalbertkirche.

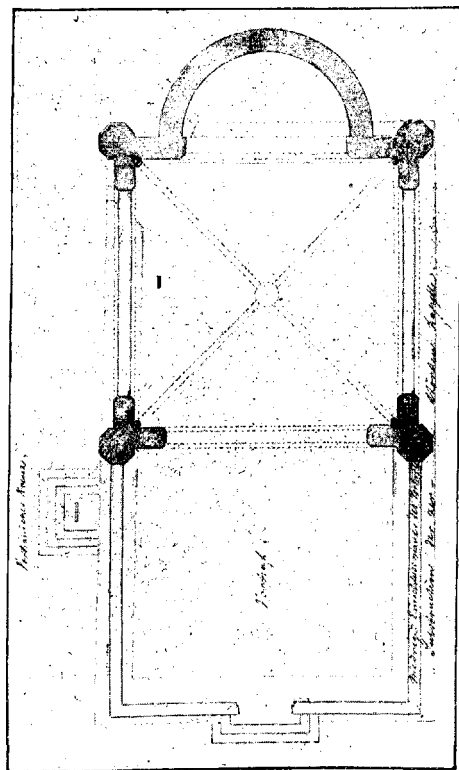
Raum von 9,20 m Länge und Breite. An der Rückwand war ein tribünenartiger Halbkreis zur Aufnahme der Statue Adalberts vorgesehen. Da die Gelder mittlerweile die Höhe von 5106 Talern erreichten, und der König den Rest aus eigenen Mitteln beisteuern wollte, wäre der Bau, der sicher der ganzen Gegend zur Zierde gereicht hätte, fast zur Ausführung gekommen.

Verhandlungen mit den preußischen Bischöfen der dafür interessierten Provinzen, ebenso die eintretende Krankheit des Königs brachten auch diesen Plan zum Scheitern, und der mittlerweile zur Regierung gekommene Prinzregent befahl nunmehr, von dem Bau endgültig abzusehen. 1859 wurden daher die ge-



* Entwurf einer Gedächtnishalle für Adalbert von Prag. Von Stüler.

* Links das Adalbertskreuz.



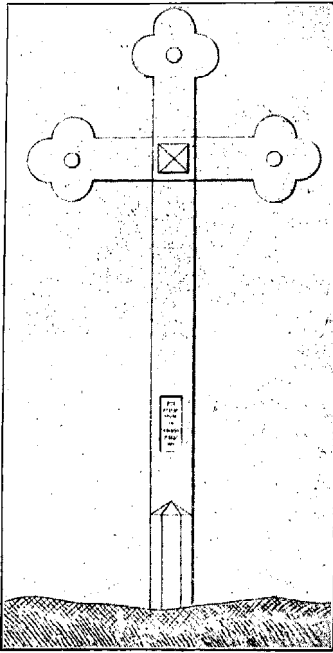
Grundriss der geplanten Stülerschen Gedächtnishalle.

sammelten Gelder, die jetzt eine Höhe von 5785 Talern erreicht hatten, verteilt. Auf die im evangelischen Preußen vorgenommene Sammlung entfiel der Betrag von 1775 Talern. Der Eingabe der Pillauer Kirchengemeinde, ihr für den Bau einer gemeinsamen Kirche für die Ortschaften Pillau und Altpillau diese Summe zu geben, wurde Folge geleistet. Da aber auch diese Absicht nicht zur Ausführung kam, wurde in neuerer Zeit dann die durch Zinsen auf 18472 Mark angewachsene Summe zwischen beiden Gemeinden verteilt. Von dem auf Altpillau entfallenden Betrag wurde vor einigen Jahren das dortige Pfarrhaus errichtet.

Verfehtes Leben — Wrack im Sand —
Im Winde kreist der Dünensand —
Er kreist und deckt es zu für immer.
M. Hartmann.

Das Kreuz an der Ostsee.

Auf Anregung des Geheimrates Müller von der Königsberger Regierung wurde im Jahre 1822 die Aufrichtung eines hölzernen Kreuzes auf den Resten der Adalbertskirche beschlossen und die weitere Ausführung dem Amtmann Hintzke in Fischhausen übertragen. Dieses erste Kreuz war aus schwarz gestrichenem Eichenholz, hatte eine Höhe von 25 Fuß und enthielt auf einer eisernen Tafel die gleiche Inschrift wie das jetzige Kreuz, ein hölzerner Zaun umgab die Anlage.



Das erste hölzerne
Adalbertskreuz.

Als während des polnischen Aufstandes im Jahre 1831 polnische vor den Russen fliehende Insurgenten zum Teil auch im Samland untergebracht waren, lebte eine Gräfin Elisabeth von Wielopolska aus Krakau einige Monate in Fischhausen. Angeregt durch den wenig befriedigenden Zustand des hölzernen Kreuzes erbot sie sich, an seine Stelle ein eisernes Kreuz zu setzen und hinterlegte auch den hierfür angenommenen Betrag von 400 Talern. Das Geld soll jedoch nicht die Gräfin, sondern ihr Vetter, ein General von Chlapowski, gegeben haben, der aber nicht genannt sein wollte.

Beabsichtigt war zunächst nur ein zwei Meter hohes Kreuz. Auf Veranlassung der Regierung wurde die Höhe aber auf zehn Meter festgesetzt und dieses bereits im Jahre 1834 nach einem Entwurf des Baurates Puppel in der Königsberger Uniongießerei gegossen. Die Mehrkosten wurden durch Sammlungen aufgebracht, an denen sich auch der König, sowie die Staatskasse mit Beiträgen beteiligten.

Das Fundament des Kreuzes ist zehn Fuß tief und auf das solideste verankert. Die Schmückung des Kreuzes durch Weinreben und Eichenlaub wurde 1837 nachträglich eingefügt. Die am Kreuz angebrachte Inschrift lautet:

Bischoff St. Adalbert
starb hier den Märtyrertod 997
für das Licht des Christentums.
Wielopolska 1831.

Anlässlich der neunhundertjährigen Wiederkehr des Todes Adalberts wurde die Kreuzanlage neu hergestellt und ihr noch eine weitere Tafel mit der Inschrift:

Erneuert am 28. April 1897
durch die Evangelische Provinzialkirche
Ostpreußens

hinzugefügt. Die Kosten der Anlage und Erneuerung wurden durch eine Kollekte aufgebracht, die insgesamt einen Ertrag von 6000 Mark ergab: sie ist im wesentlichen ein Verdienst des damaligen Pfarrers Heger in Tenkitten, der auch eine bemerkens-

werte Schrift für diesen Tag verfaßte. — Erwähnt möge noch der anlässlich der Adalbertfeier mit 7000 Mark errichtete Adalbertfond zur Unterstützung der Kinder von ermordeten deutschen Missionaren sein.

Die Säkularfeier war für die evangelische Bevölkerung der Gegend ein großes kirchliches Ereignis. Nach einem Festgottesdienst in der Fischhausener Kirche begaben sich die Teilnehmer zu dem Kreuz, wo eine weitere Feier in Anwesenheit einer großen Volksmenge stattfand. Aber auch die katholische Bevölkerung Preußens und Polens strömte den ganzen Sommer über in großen Scharen zu der Todesstätte dieses größten slawischen Märtyrers.

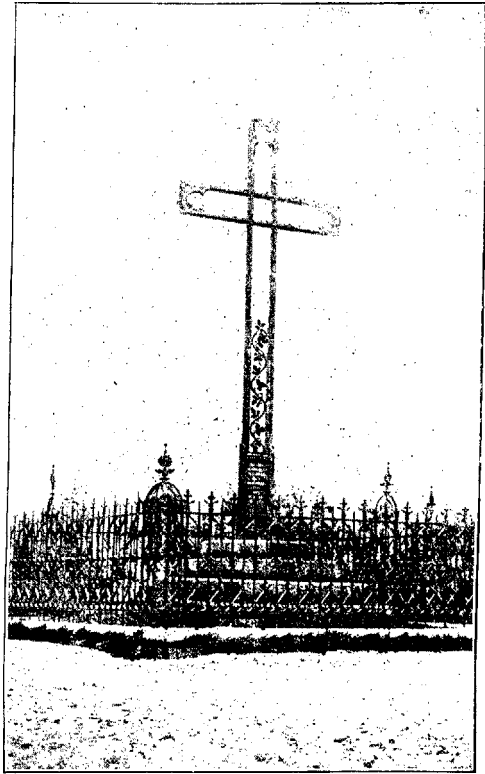
Bereits 1842 war eine Kollekte für die gärtnerische Anlage am Kreuz veranstaltet worden, die den Betrag von 400 Talern ergab. Von diesem Gelde sollte gleichzeitig als Ersatz für den von den Tenkittern abgeholzten Rosenbusch bei Rosental eine zwei Morgen große Anpflanzung angelegt werden, ein viertel Morgen davon mit Ziersträuchern bepflanzt.

Anlässlich der Erinnerungsfeier im Jahre 1899 wurde von der Geldsammlung ein zehn Morgen großes Gelände am Adalbertskreuz für den Betrag von 1360 Mark erworben und der Kreissynode zur Verfügung gestellt. Auf Kosten der Regierung erfolgte dann die Anpflanzung des Kiefernhaies, der, jetzt herangewachsen, das Kreuz leider um seine ganze malerische Wirkung bringt. Mit sicherem Gefühl für die Fernwirkung stand das Kreuz früher in der weiten Landschaft der Palwe; jetzt macht es, mit dem gänzlich überflüssigen eisernen Zaun, den Eindruck eines besseren Erbbegräbnisses.

Sollte aber einst die ganze Kreuzanlage der Zeit oder einer besseren Einsicht zum Opfer fallen, so würde wohl als die einzig richtige Lösung die Errichtung eines gewaltigen, frei wirkenden Steinkreuzes in Frage kommen können.

Das Kreuz war früher eigentlich herrenlos, jetzt ist es im Besitz der Kreissynode Fischhausen, für die die Lochstädter Kirchengemeinde seine Pflege übernommen hat.

Die Stätte gab zu mancherlei Dichtungen den Anlaß, als deren bekannteste die von F. L. Z. Werner „Das Kreuz an der Ostsee“ gelten kann, für die kein Geringerer als E. T. A. Hoffmann die Musik schrieb.



Das Adalbertskreuz 1919.

Tenkitten

Bei der Kirche Sankt Adalbert befand sich früher auch das als „volkreich“ bezeichnete Kirchdorf „Adalberten“, dann Albrechtsdorf genannt. Nach einer Zeichnung des Jahres 1628 bestand diese Ortschaft aber damals nur noch aus dem Wohngebäude des Pfarrers — auffallenderweise Widdem = Witwenhaus genannt —, das als sehr baufällig bezeichnet wird. Eine Eingabe an den Kurfürsten hält es „von den starken Winden der immer näher kommenden See für gefährdet“ und schlägt vor, das Gebäude zur Wohnung des Strandreiters zu machen. Als dann die Aecker der Pfarre versandeten, wurde der Wohnsitz des Pfarrers nach dem nahen Tenkitten verlegt.



Das Pfarrhaus St. Albrecht. 1628.

Der Kirche war auch eine Schule angegliedert, deren Lehrer, „damit wegen des Bernsteins keine verdächtige Person in die Gegend käme“, stets im Einverständnis mit dem Lochstädter Bernsteinmeister erwählt werden mußten. Diese Schule existierte jedoch 1569 nicht mehr, die spätere Tenkitter Schule wurde 1890 nach Lochstädt verlegt. Selbstverständlich fehlte nicht der Krug bei der Kirche, der dann durch Schenkung an die Priester kam.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und bevor Neuhäuser als Badeort emporblühte, hielten sich in Tenkitten auch Badegäste auf und Fischhausens Bürger hatten ständige Hütten an dem Tenkitter Strand; regelmäßig verkehrende Wagen fuhren sie für den Preis von zwei Silbergroschen an die See.

Unmittelbar bei dem Kreuz liegt die Rettungsstation Tenkitten der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, deren preußischer Bezirksverein mit dem Wirkungskreis für Königsberg und Umgebung am 26. Januar 1866 gegründet wurde. Sie ist eine Schenkung des Generals Bartels und seiner Frau geb. Hertzog in Berlin.

Das Dorf Tenkitten erfreut sich heute eines besonderen Wohlstandes, wozu nicht zum wenigsten die im Jahre 1837 erfolgte Freigabe der Bernsteinfischerei an die Strandbewohner beigetragen hat.

Von Tenkitten bis Pillau verläuft das Seeufer immer mehr verflachend. Auf den begleitenden Dünenwällen findet man eine interessante Pflanzenwelt; so gedeiht der Kreuzdorn in wahren Prachtexemplaren bis zu vier Metern Höhe, auch die Heckenrose und der seltene Teufelsbart sind hier zu finden. Bei weitem nicht genügend gewürdigt wird aber die in Verbindung mit der See so eigenartige Schönheit der einsamen Palwe, die besonders in nördlicher Richtung bemerkenswert ist.



Stranddistel oder Seemannstreue (*Eryargium maritimum*).



Die Burg Lochstädt vom Frischen Haff.

Die Erdkunde ist die Grundlage der Geschichte,
wer eine ohne die andere treibt, versteht keine . .

Lochstädt.

Wer für die zwischen Fischhausen und Lochstädt am Haff gelegene Oertlichkeit das Auge und den richtigen Heimatsinn mitbringt, dem kann hier eine Wanderung zu einem eindrucksvollen Feiertag werden, denn überaus schön ist der Ausblick auf den köstlich geschwungenen Bogen des Haffes, das malerisch liegende Fischhausen, die den Horizont abschließenden Waldungen und die fernen Ufer Natangens.

Den Geleisen der bei Hochwasser von den Wellen des Haffes überspülten Bahn folgend, die einst an dieser Stelle für unausführbar galt, erreicht man von Fischhausen aus in einer Wegstunde die Burg Lochstädt. Einsam steht sie auf der steilen, grünen Düne, die der Sturm auf den alten Diluvialboden wehte.

„Eine herabgekommene Hoheit, einen goldgestickten, zum Bettlerkleid gewordenen Krönungsmantel, eine Rose von Jericho“ nennt Passarge die Burg. Aber noch als Ruine gehört sie neben der Marienburg zu dem Hervorragendsten, was uns von den Bauten des Ordens erhalten ist. Von wesentlicher Bedeutung für die Wirkung der Ruine ist auch die ganze Gegend, in der sie steht: „sie ist dadurch eine ganz große Schönheit geworden.“

„Witlandisort híz sî ê, nû heizit sî Louchstete“ schreibt Jeroschin, der Dichterchronist des Ordens, von der 1246 zum ersten Male urkundlich erwähnten Burg. Wie für viele Orte des Samlandes wurde auch für sie der Name des altpreußischen Besitzers angenommen, als den die Chronik einen samländischen Edlen „Laukozstaitis“ bezeichnet. Noch in späterer Zeit werden ein Nyclos Louchstete und Matteus Lochstete erwähnt, nun aber nicht mehr im Zusammenhang mit ihrem Stammsitz.

Von den Preußen wurde die Burg Luxeten genannt, in älteren Urkunden finden wir sie auch als Logstetten, Lochstetten, Locketten, Luxeta, Luxete oder Luxeten wieder. 1437 heißt sie Lauchstädt, dann Louchstedt, einhundertfünfzig Jahre später bei Hennenberger Laukstitte, auch Lauchstädt.

Wie zahlreiche Altertumsfunde beweisen, stand die Gegend bei Witlandsort schon vor Ankunft des Ordens in hoher Kultur. Unter diesen Funden ist besonders eine im Prussiamuseum aufbewahrte zweiundzwanzigzackige Krone aus voller Bronze bemerkenswert. Sagenhaft erscheint der Bericht aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts über den Fund eines irdenen Topfes in einer Kapurne, der eine noch trinkbare Flüssigkeit enthielt, über die die Jahrhunderte nur einen leicht schimmlichen Ueberzug gebildet hatten. Wenn aber ein Reisender noch im Jahre 1702 ernsthaft den ihm von dem Lochstädter Kornschreiber mitgeteilten Fund von drei bis vier Finger breiten Backzähnen erwähnt, die „ohne Zweifel von allda vergrabenen und verfaulten Preußen herrühren“, so erscheint die vorgeschichtliche Forschung der damaligen Zeit nicht gerade in günstigem Licht.

Fast ganz Preußen war bereits dem Orden unterworfen und 1243 auch schon das samländische Bistum gebildet, aber erst 1252 unternahm er durch den Komtur von Christburg, Heinrich Stange, von Lochstädt aus den ersten ernsthaften, jedoch ungünstig ausfallenden Angriff auf das Samland. Nur bis in die Gegend von Germau kamen die Eroberer, und bei dem hier stattfindenden Treffen fiel sogar ihr Führer. Erst 1254 bis 1255 gelang die vorläufige Unterwerfung, aus der sich die Samländer aber durch den ersten Aufstand 1260 fast völlig wieder befreiten.

Mit Macht bemühte sich nun der Orden, durch den Bau von Burgen seine Herrschaft im Samland zu befestigen, und die Gegend von Witlandsort erschien ihm als wohlgeeignet für die Anlage einer solchen. Im Juli 1264 kam es zu dem bekannten Austausch des dem Bischof gehörenden Anteils an Witlandsort gegen den Ordensanteil in Schonewic.

Die erste Burg wurde zunächst als hölzerne Wehrburg in Form eines Blockhauses an der Stelle des alten befestigten Wohnsitzes des Laukozstaitis errichtet. Den Befehl über sie erhielt Graf Friedrich aus dem bekannten fränkischen Geschlecht der Henneberg, den seine Anverwandten zu seinem etwas unfreiwillig erfolgten Aufenthalt in Preußen bewogen haben sollen. Das Ordensland hatte also damals für viele Familien annähernd die gleiche Bedeutung wie in neuerer Zeit Amerika. Bald danach begann durch Wolfram von Gernrode der Bau der steinernen Burg auf Witlandsort, der ihm als Buße für einen Streit mit dem Kölner Erzbischof aufgetragen sein soll.

Die hauptsächlichste Vorbedingung für den Bau der Burg an dieser Stelle war aber ohne Frage die damals hier noch bestehende Verbindung zwischen See und Haff.

Das Lochstädter Tief.

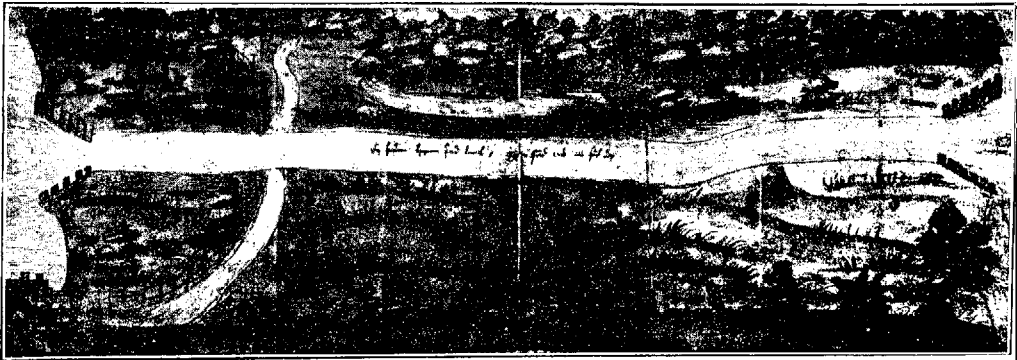
Noch immer reichlich umstritten ist bis heute das Bestehen eines Tiefes in früherer Zeit bei Lochstädt. Geht man von der wohl sicheren Annahme aus, daß das jetzige Frische Haff einst aus zwei selbständigen Gewässern, dem Weichsel- und dem Pregelhaff, bestand, die durch ein festes, die Kahlholzer und Kamstigaller Höhen verbindendes Land getrennt waren, so haben wir in dem Lochstädter Tief den einzig möglichen Ausgang des Pregelhaffes zur See zu erblicken. Als die Stelle dieses Tiefes gilt die Bodensenke bei der Burg Lochstädt, für die technische Untersuchungen auch eine schmale Rinne in dem Tonboden zuges ehen, diese aber in eine weit zurückliegende Zeit verweisen.

Nach dem bei Fischhausen wiedergegebenen Tauschvertrag des Jahres 1264 verdankt aber die Burg hauptsächlich ihrer Eigenschaft als Ein- und Ausfahrtwarte der in Preußen landenden Schiffe ihre Erbauung. Ein Tief bestand also wohl

sicher bei Lochstädt, wenn natürlich Lochstädt auch eine Hauptfeste gegen die noch immer unruhigen Samländer war, und ebenso dem Schutz des Landes gegen Angriffe von der Frischen Nehrung her diente, die noch bis 1304 im Besitz der Herzöge von Pommerellen war.

Ueber eine Benutzung des Tiefes als Schifffahrtsstraße fehlt allerdings jede urkundliche Bestätigung. 1422 hatte die Stadt Königsberg noch die Aufsicht über das versandende Tief, und tatsächlich scheint man sich um 1500 — also bereits nach völliger Versandung — noch mit dem Gedanken getragen zu haben, es wieder fahrbar zu machen. Darauf läßt eine Zeichnung aus diesen Jahren schließen, nach der ein Durchstich von vier Faden Tiefe bei fünfundzwanzig Faden Breite und siebenhundertvierundsiebzig Faden Länge vorgesehen war.

Letzteres Maß entsprach wohl der damaligen Breite der Halbinsel an dieser Stelle. Nimmt man den Faden zu sechs Fuß an, so war das Land hier etwa 1650 Meter breit. Da die Entfernung zwischen See und Haff heute nur ungefähr 1000

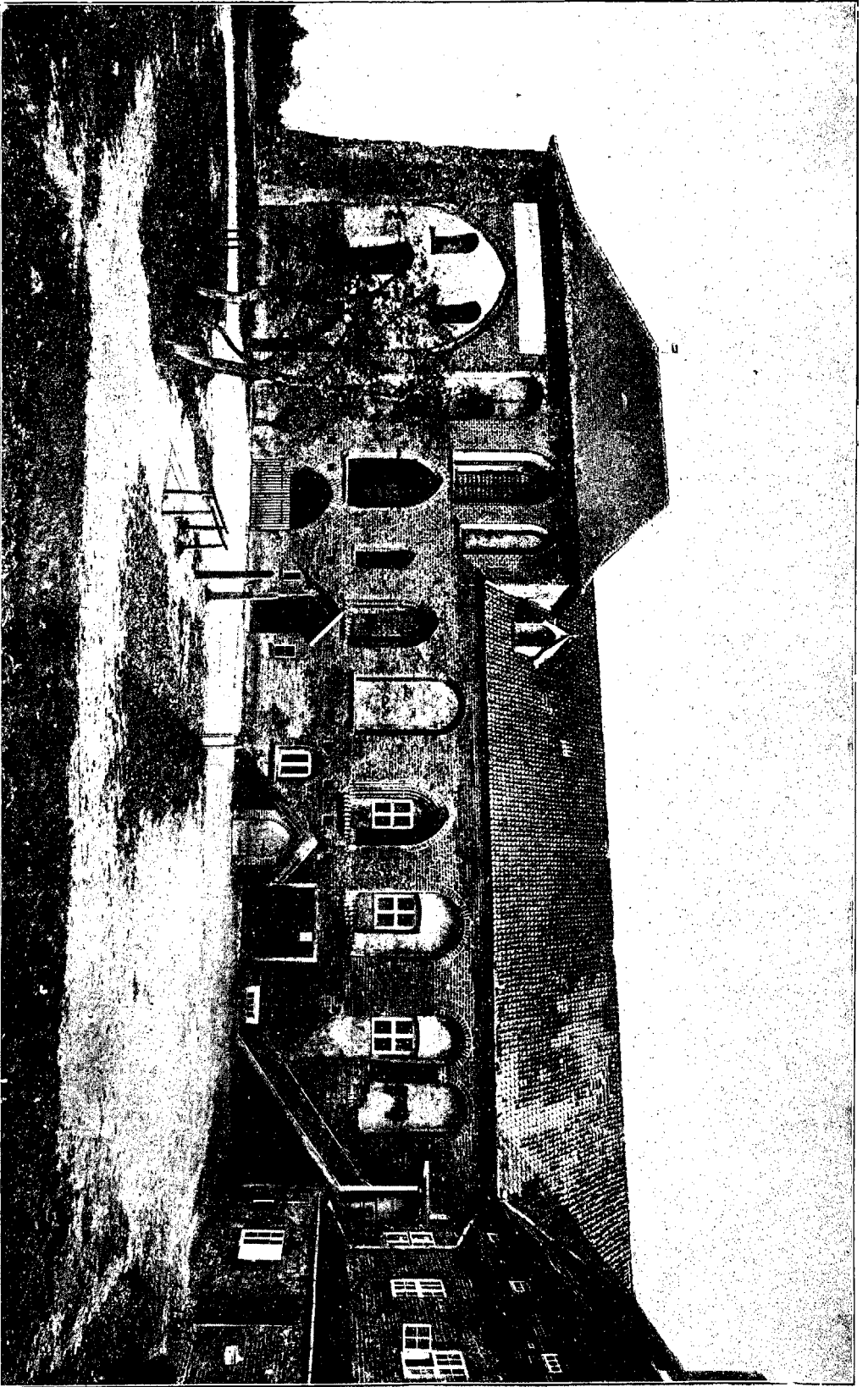


Entwurf für eine Wiedereröffnung des Lochstädter Tiefes. Um 1500.
Staatsarchiv Königsberg.

Meter beträgt, ist der Landverlust auf Zerstörungen und Abspülungen der See zurückzuführen.

Auch über die Zeit der Versandung des Tiefes gehen die Ueberlieferungen sehr auseinander. Immer wieder findet man als ihren Zeitpunkt die Jahre 1308 bis 1311 und den 17. September 1395 angegeben, vielleicht sind beide Angaben richtig. Da nun aber nach Toeppen das Tief noch 1441, allerdings wohl nur für Fischerboote, befahrbar war, so kann man annehmen, daß Menschenhände immer wieder bemüht waren, es offen zu halten. Unwahrscheinlich erscheint, daß die Strömung des Haffes genügend Kraft hatte, an dieser Stelle ein großes, gewissermaßen überflüssiges Tief neben den anderen bestehenden offen zu halten, ebenso ist die Mitwirkung der See hierbei wohl auch nur als recht unsicher anzusehen.

Die Senke bei Lochstädt galt seit jeher für einen neuen Durchbruch der See als ziemlich gefährdet. So erfolgte auch tatsächlich am 14. Januar 1583 hier ein zwei Seile breiter Durchriß, der aber bald wieder geschlossen werden konnte. Aber noch in den Jahren 1822 bis 1829 wurden an der Senke bedeutende Anpflanzungen zur Festlegung und Erhöhung der Widerstandsfähigkeit des Landes gegen einen Durchbruch angelegt, die eine Reihe von Jahren unterhalten wurden und unter Aufsicht eines alten Kriegers standen. Jetzt bietet der gut eingewachsene Wald wohl einen sicheren Schutz gegen alle neuen Durchbruchversuche der See.



Südflügel der Burg Lochstädt, vom Burghof gesehen.

Aufnahme der Medbildanstalt, Berlin.

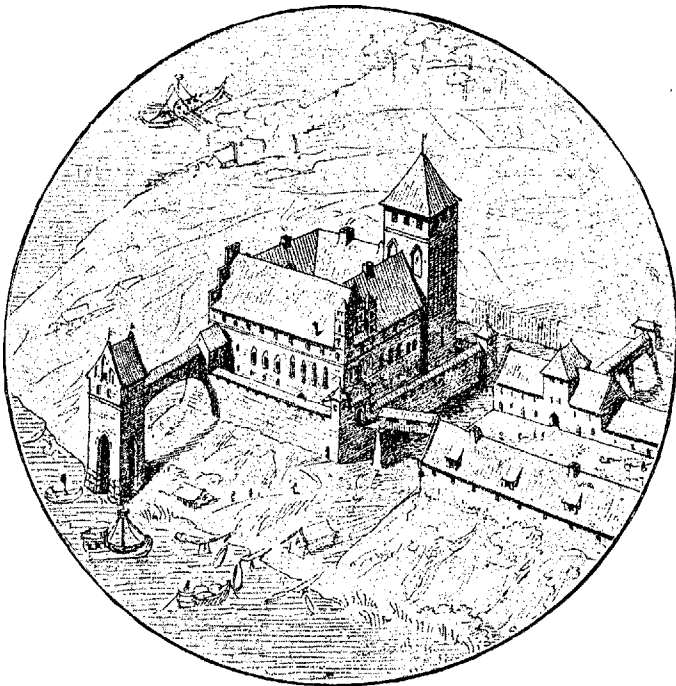
Wer die Heimat nicht versteht,
Die er sieht,
Wie will er die Fremde verstehen,
Die er nicht sieht.

Pestalozzi.

Die Burg Lochstädt.

**Allgemeines über die
Bauten des Ordens**

Die innere Größe der Backsteinbauten des Ordenslandes Preußen ist wohl den meisten Deutschen noch völlig unbekannt. Und doch kann man in ihnen eigentlich erst das Wesen des germanisch-deutschen Menschen ergründen und die Formel für die größte deutsche Kunst gewinnen: „denn die Backsteingotik des Ordens ist nicht nur eine Spielart der Gotik, sondern schlechtweg die vollendetste Form der Gotik überhaupt“. Diese Ordenskultur ist es auch, die wir Ostpreußen als den Geist der Heimat zum unzerstörbaren Besitz für das Leben erhalten.



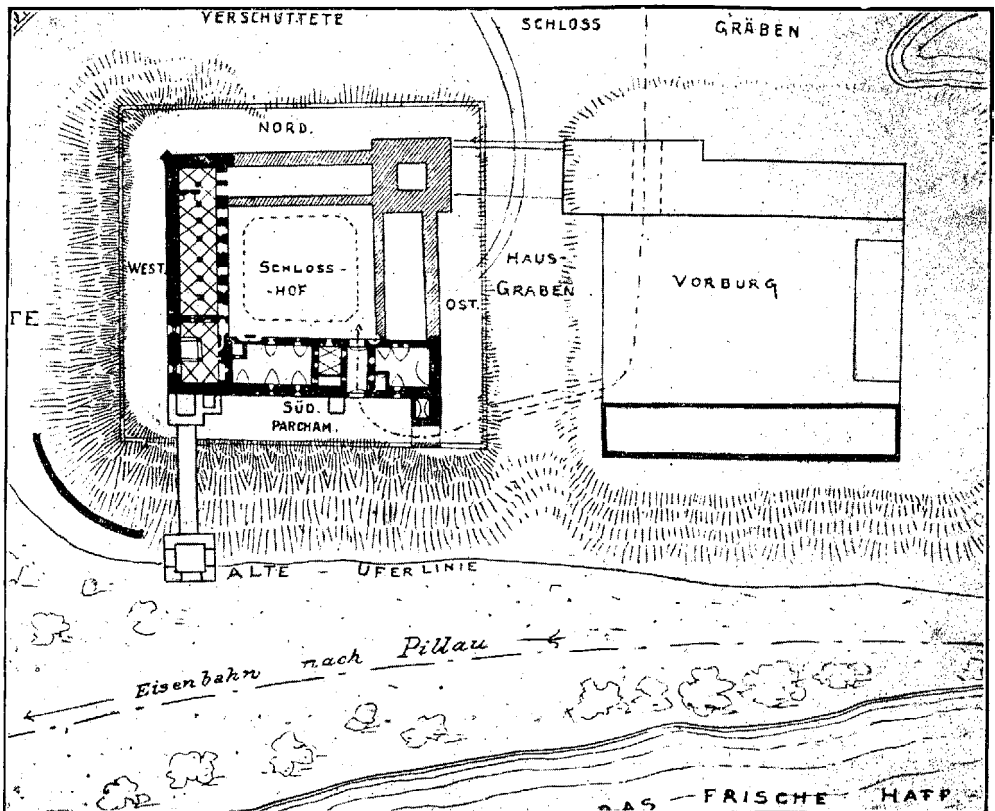
Rekonstruktion der Burg. Aus Steinbrecht: Die Burg Lochstädt.

Die Burgen des Ordens hat man treffend mit befestigten Ritterkasernen verglichen. Der geistliche Charakter des Ordens gab ihnen aber, wie wir es in Lochstädt beobachten können, auch ein stark klösterliches Aussehen. Ihr Bau erfolgte — nachdem man den meist auf Anhöhen und möglichst am Wasser gelegenen Platz gewählt — durch einen unter Aufsicht des Ordens stehenden Werkmeister, mit dem ein regelrechter Vertrag geschlossen wurde. Dieser Werkmeister war gleichzeitig das Haupt der Bauhütte, wie die Gesamtzahl der für einen solchen Bau erforderlichen und meist aus deutschen Landen stammenden Handwerker genannt wurde.

Für die Hilfsarbeiten wurden die Bewohner des Landes zwangsweise angehalten, ihre Zahl war stets eine ganz bedeutende, wurden doch z. B. für den Bau der Burg

Ragnit allein aus dem Samland an 1200 Mann verlangt. Diese eingeborenen Arbeiter standen wieder unter Aufsicht von bevorzugten Preußen, den Withingen.

Da dem Orden natürliche Steine nur sehr beschränkt zur Verfügung standen, bildete er die Technik des Backsteinbaues zu einer bewundernswerten Vollendung aus. Für die Haffburgen kamen die großen Backsteine meist aus den Haffortschaften, den Kalk lieferte in großen Mengen Gotland, und das Holz wurde in den Zimmerbuden — von denen eine noch in der gleichnamigen Ortschaft weiterlebt — zugerichtet. Der Transport der Materialien erfolgte in der Regel auf dem Wasserwege, galten doch damals sogar auf Knüppeldämmen angelegte Wege schon als etwas Besonderes.



Grundriß der Burg.

Aus Steinbrecht: Die Burg Lochstädt.

Daß der Backstein in seinen Formen einen künstlerisch weitgehenden Spielraum zuläßt, erkennt man wohl nirgends deutlicher als in Lochstädt. Allein die Anwendung profilierter Steine bei den früheren Eingängen im Hauptgeschoß ist derartig schön, daß sie noch heute für den Fachmann der Gegenstand des Staunens ist.

Beschreibung der Burg

Der Bau der Lochstädter Burg fällt in die Zeit des Landmeisters Ludwig von Baldersheim um das Jahr 1270. Sie liegt auf der 27 m hohen, nach Süden und Westen steil abfallenden Sanddüne und bildet in ihrem Haupthaus ein fast regelmäßiges Viereck von 53,70 m Länge und 47 m Breite. Man hat sie mit einer kleineren, aber schöneren Wiedergabe der Marienburg verglichen. Sie übertrifft diese jedoch in ihrem Alter um etwa ein Jahrzehnt, wie überhaupt die Haffburgen zu den älteren des Landes gehören.

Von Lochstädt aus wurde dann der Bau der kleineren Burgen des westlichen Samlandes in Germau, Thierenberg, Medenau und Pobethen betrieben, die sämtlich nach Lochstädt entstanden sind.

Der Eingang zur Burg befand sich auf der Haifseite neben dem Sakristeihäuschen im Südflügel und führte, wie in Fischhausen, unter der Kapelle in den Burghof. Jetzt ist der Eingang vermauert, aber noch deutlich erkennbar. An dem Durchgang lagen die kleinen Räume des Torwächters und der Wachtstube, sowie der feste Raum der Bernsteinkammer.

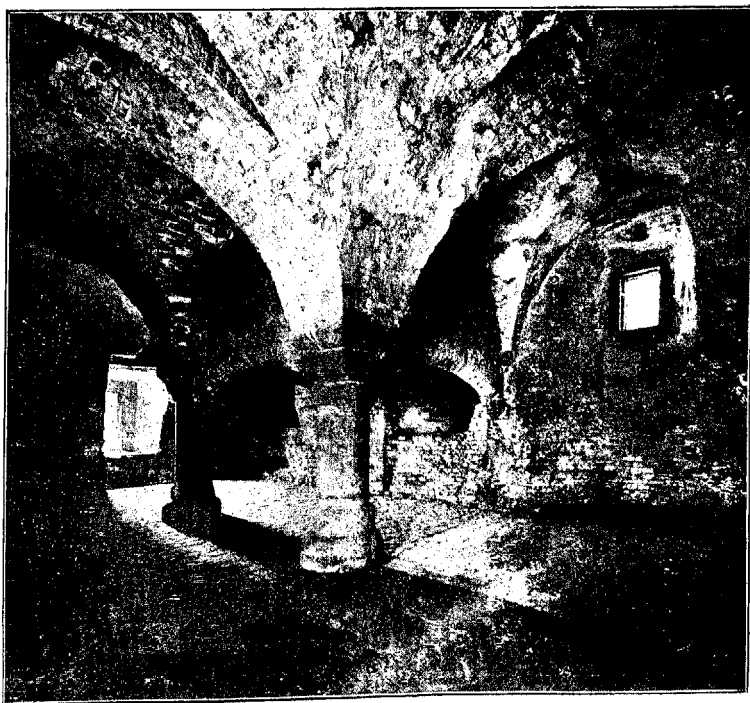
Das ganze Erdgeschoß der Burg war gewölbt, das tägliche Leben und Treiben eines großen Wirtschafts- und Verwaltungsbetriebes spielte sich darin ab. Im Erdgeschoß des Westflügels liegt auch die gewaltige Küche, deren gewölbte Decke von zwei riesigen Granitpfeilern getragen wird. Mit ihrem Umfang von sieben Metern Tiefe und zwölf Metern Breite war sie wohl der beliebteste Raum für das Burggesinde. Der mächtige Schlot ist erst später, als man die Küche in einen Kuhstall verwandelte, vermauert worden. Neben der Küche befand sich der Raum für die Heizungsanlage, die den darüber liegenden Konventsremter erwärmte. Einige Räume des Erdgeschosses bilden die jetzige Küsterwohnung, während die Komtursküche noch heute dem lebendem Inventar der Burg zum Aufenthalt dient.

Das Erdgeschoß des Nordflügels dürfte das Malz- und Brauhaus enthalten haben, während in dem nach Osten belegenen Flügel die Bäckerei und Schlachtereier, sowie sonstige Werkstätten untergebracht waren.

Unter dem Erdgeschoß lagen die beim Orden stets mit besonderer Sorgfalt ausgeführten Kellereien. In einem Keller der abgebrochenen Flügel befand sich auch das berüchtigte und als fürchterlich geschilderte Gefängnis der Burg, „das böse Rößlein“, in dem die Ueberlieferung viele Gefangene ihr Leben einbüßen läßt. Seinen Namen soll es auf einen Stein zurückführen, auf dem die Gefangenen wegen der Nässe im Keller meist reitend zu sitzen pflegten.

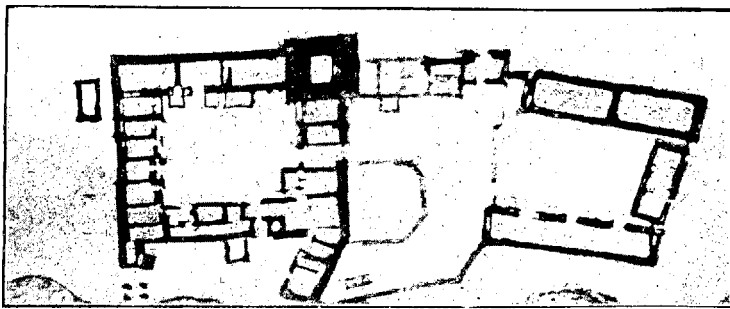
An Insassen dürfte es dem Burgverlies wohl selten gefehlt haben, standen doch besonders auf den

Bernsteindiebstahl die denkbar härtesten Strafen, und die Versuchung zu einer Uebertretung dieses Verbotes liegt hier doch zu nahe. Daß auch der ehemalige Hochmeister Heinrich von Plauen hier eingekerkert war, ist



Die Küche.

Aufn. d. Meßbildanst., Berlin.



Grundriß der Burg Lochstädt.
Nach einer Zeichnung von de Collas, um 1700.

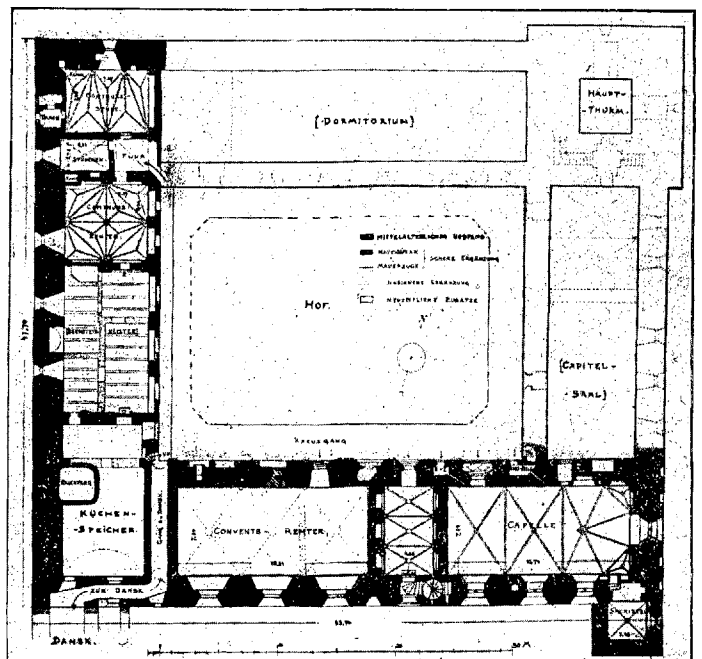
eine unerwiesene Sage. Im übrigen dienten die Kellereien als Vorratsräume, und es ist interessant, daß auch hier, wie in Fischhausen, der Aufbewahrungsort des Bieres als „Märtzenkeller“ bezeichnet wird. Der Westflügel ist nicht unterkellert.

Ueber dem Erdgeschoß befand sich als Sitz des ritterlichen Lebens der Burg das ausschließlich den Brüdern des Ordens vorbehaltene Hauptgeschoß. Alle Eingänge zu den darin befindlichen Räumen befanden sich an dem um den ganzen Burghof gehenden Kreuzgang. Dieser Kreuzgang, im Erdgeschoß wohl aus Stein aufgeführt, trug darüber einen aus Holz errichteten Umgang, dessen Stützpunkte in den Löchern des Südflügels noch deutlich erkennbar sind; eine ebenfalls noch erkennbare Treppe führte zu ihm. Zu begrüßen ist die zurzeit bestehende Absicht, den Kreuzgang wieder in seiner alten Gestalt neu erstehen zu lassen.

Die Kapelle der Burg

Da Lochstädt als Komturburg erbaut war, zu der immer ein Konvent gehörte, durfte die in diesem Falle stets vorhandene Burgkapelle nicht fehlen. Unter allen ähnlichen Bauten des Ordens ragt aber die um 1280 erbaute Lochstädter Kapelle als ein baukünstlerisches Juwel hervor, sie ist überhaupt das bedeutendste uns überlieferte Kunstwerk aus der Zeit der Landmeister. Im Südflügel liegend, ist sie von allen Räumen der Burg am besten erhalten. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß sie nun seit Jahrhunderten wieder dauernd von der Lochstädter Gemeinde zum Gottesdienst benutzt wird. Einst führte der Eingang zu ihr durch die am Umgang liegende reichprofilerte Pforte, über der man noch heute in gotischen Buchstaben die Inschrift liest: „benedigit si der Name Jhesu Christi“. Seit dem Fortfall des Umganges bildet den Eingang zur Kapelle die überaus reizvolle dreijochige Vorhalle, einstmals vielleicht die Sakristei.

Herrlich ist das Gewölbe mit den birnenartigen und an ihren Schnitt-



Das Hauptgeschoß der Burg.
Aus Steinbrecht: Die Burg Lochstädt.

punkten mit zierlichen Rosetten versehenen Gurten, die wieder auf mit Laubwerk versehenen Konsolen ruhen; hübsch sind auch die daran befindlichen Engelsköpfe. Die Langseiten der Kapelle zieren Rundbogenfriese, die von schwach erhabenen Hopfenranken aus feinstem gebranntem Ton begleitet werden. Ueber dem rechten Fenster befindet sich in gotischen Schriftzeichen, die gegen die äußeren Inschriften etwas veränderte Buchstaben zeigen, der Spruch: „Maria gute haben uns in diner hûte.“ Weitere Spuren von Inschriften befinden sich auf den nach dem Haß zu gelegenen Fensterumrahmungen.

An der Südseite der Kapelle liegt das ausgebaute Sakristeihäuschen, worin ein alter eisenbeschlagener Kasten bemerkenswert ist. An der Nordseite liegen zwei jetzt vermauerte Bußzellen, deren Fenster ins Innere der Kapelle sahen. Die kleine Orgel ist in den erst in neuerer Zeit zur Kapelle gezogenen Raum über der Eingangshalle eingebaut.

Nach der Säkularisation diente die Kapelle lange Jahre nicht mehr dem Gottesdienst, erst nach dem Einsturz der Adalbertkirche 1669 wurde sie hierfür wieder in Benutzung genommen. Während des siebenjährigen Krieges wurde sie 1760 auf Veranlassung des damaligen russischen Gouverneurs durch Umbau bedeutend erhellet und bequemer eingerichtet. Im Jahre 1855 wird ihr Zustand als ruinenhaft bezeichnet. Die 1869 vorgenommene Erneuerung war sehr durchgreifend; am 12. Dezember dieses Jahres wurde sie wieder in Benutzung genommen. Bei diesen Wiederherstellungsarbeiten wurden aber aus der Kirche eine Anzahl wertvoller alter Gegenstände entfernt, darunter der

in ihr aufbewahrte Altar der Adalbertskirche, den fast das Schicksal, als Brennholz benutzt zu werden, ereilt hätte. Das Altarbild des jetzigen 1896 eingebauten Altars ist von dem Königsberger Maler Heydeck.

Das Jahr 1906/7 brachte der Kirche wieder eine Instandsetzung, und 1913 wurde die Heizungsanlage eingerichtet, nachdem viele Generationen diese künstliche Erwärmung nicht als erforderlich betrachtet hatten.

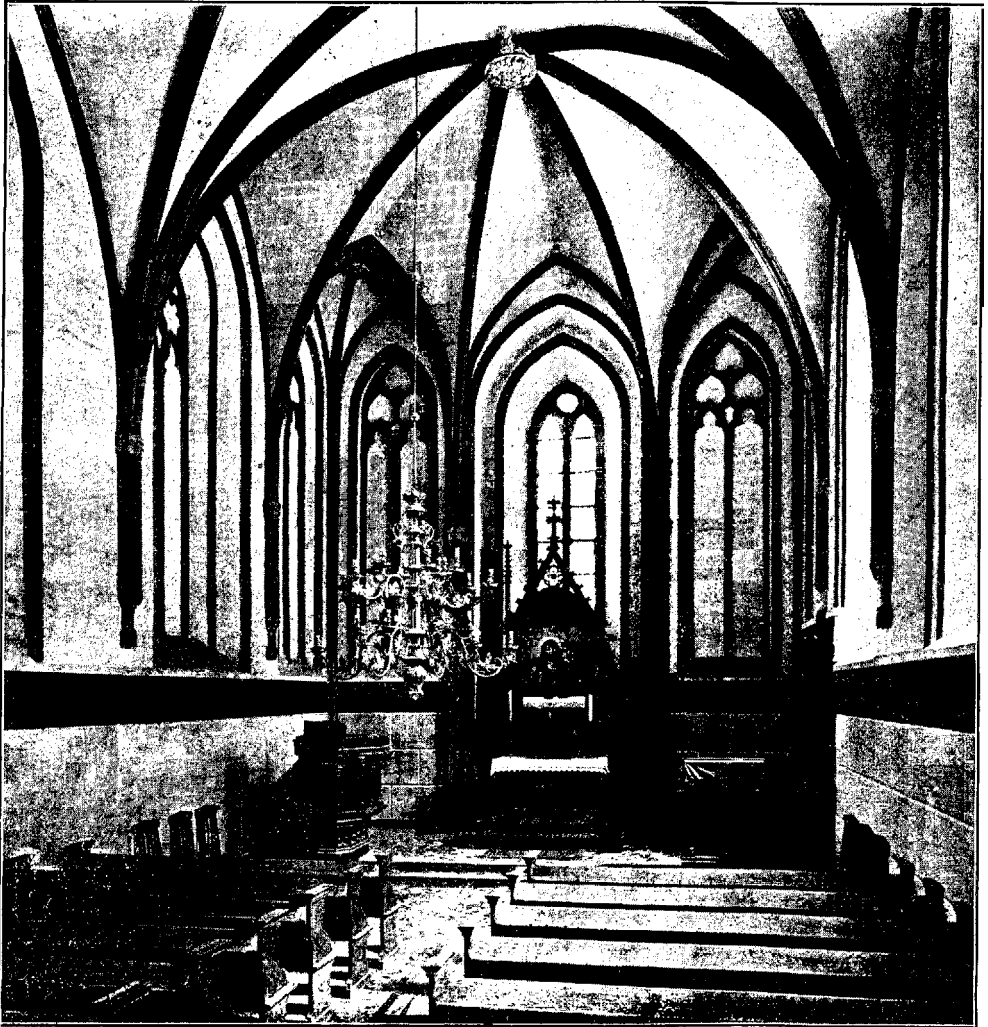
Ueberaus wünschenswert erscheint eine Wiederherstellung der Kapelle



Aufn. d. Meßbildanst., Berlin.
Vorraum zu der Kapelle
und dem ehemaligen Konventsremter.

von sachverständiger Hand in ihren ursprünglichen Zustand. Unter der leicht abgehenden Tünche zeigt sich das warme, matte Rot der Ziegel, und erst nach deren Entfernung würde der Kunst- und Altertumsfreund zu einem reinen Genuß dieses einzig schönen Raumes kommen.

Gleichfalls im Südflügel befindet sich der ehemalige Konventsremter, einst einer der Haupträume der Burg. Nichts mehr ist von seiner einstigen Schönheit übrig,



Die Burgkapelle in Lochstädt.

Aufn. d. Meßbildanst., Berlin.

und wo früher ritterliches Treiben herrschte, wird jetzt die Schuljugend der Lochstädter Gemeinde unterrichtet. Die 1848 erfolgte Neueindeckung des ganzen Gebäudes bewahrte diesen Teil, in den man dann die Schulklasse und einen Aufenthaltsraum für den Geistlichen kastenförmig einbaute, vor weiterer Zerstörung. Versöhnend wirkt aber der herrliche Ausblick auf das weite Haff, der wie kaum ein zweiter geeignet erscheint, um hier ein heimatfrohes Geschlecht zu erziehen.

Auch zum Konventsremter gelangt man vom Umgang aus; das Portal ist noch

gut erhalten und hat die beherzigenswerte Inschrift: „Mase ist czu allen Dingin gut“. Ein Nebeneingang führt auch vom Vorraum der Kapelle hinein.

Zwischen der inneren Hofmauer und dem sich an den Konventsremter schließenden Küchenspeicher läuft ein schmaler Gang nach der Haflseite, der einst zu dem in das Hafl hineingebauten Danzker, der Abtrittsanlage, führte.

Das Pfliegergemach

Der zweite erhaltene, nach Westen zu gelegene Flügel der Burg enthält die Wohnungen für die höheren Burgbeamten. Unter diesen ist des Gebietigers Gemach, eine aus Empfangs-, Wohn- und Schlafzimmer nebst Flur bestehende geschlossene Gruppe von Räumen, besonders gut erhalten; es gibt uns ein ausgezeichnetes Bild von der Wohnung eines höheren Ordensbeamten.

Wie in allen Ordensschlössern die Remter unerreichbare Perlen der Baukunst sind, so fesselt auch hier besonders der Komturemter mit seinem auf einer Granit-

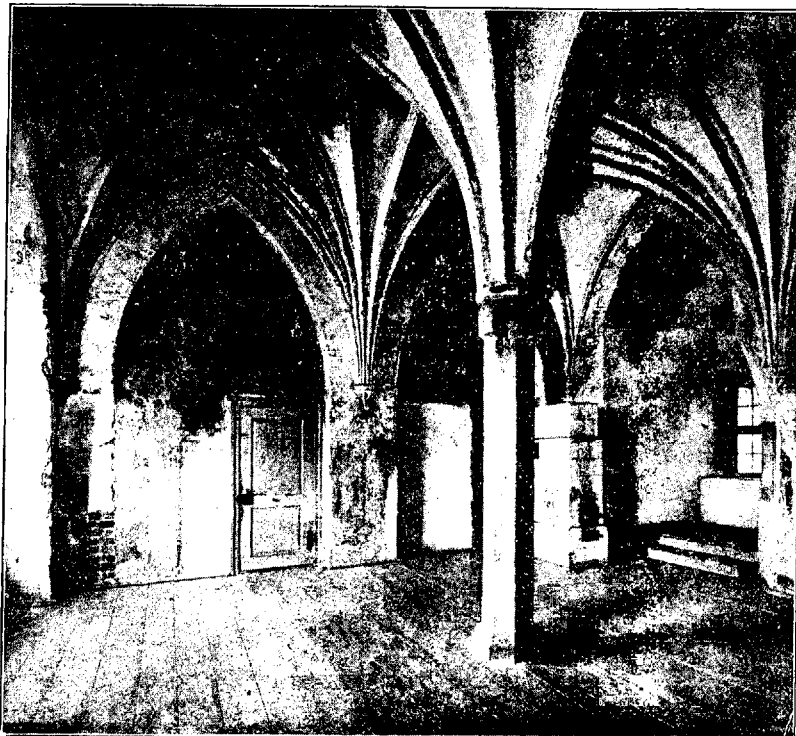


Die Hofseite des Westflügels

säule ruhenden Palmengewölbe. Ein besondere Beachtung beanspruchen die 1896 in diesen Räumen unter dem Putz entdeckten Wandgemälde. Sie sind in den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts entstanden und künstlerisch und geschichtlich von großer Bedeutung, da sie uns eine deutliche Vorstellung des damaligen Kunstschaffens im Ordenslande geben.

Die kleinen Fenster der Wohnräume ergaben zunächst die für derartige Fresken erforderlichen großen Wandflächen. Sie sind auf hellgrauem Putz ausgeführt und bedürfen eigentlich nur kleiner Ergänzungen, um wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit zu wirken; besonders gut ist die ornamentale Zeichnung behandelt.

Im Wohngemach, auch Plauenzimmer genannt, erhalten wir einen leicht verständlichen Eindruck von dem Ideenkreise des damaligen Rittertums in den hier abgebildeten neun guten Helden. Hierunter sind die geschichtlichen Helden zu verstehen, die nach mittelalterlicher Auffassung als die größten galten. Diese waren: Hektor, Alexander der Große und Cäsar, die biblischen Helden Josua, David und Judas Maccabäus, ferner die christlichen Könige Karl der Große, Artus und



Der Komturenremter. Aufn. d. Meßbildanst., Berlin.

Gottfried von Bouillon. Auf der vierten Wand reihen sich, wie aus den dabei abgebildeten Wappen zu ersehen, etwas selbstbewußt der damalige Hochmeister mit vier seiner obersten Gebieter an.

Die Malereien des Komturenremters und des Schlafstübchens sind religiösen Inhalts.

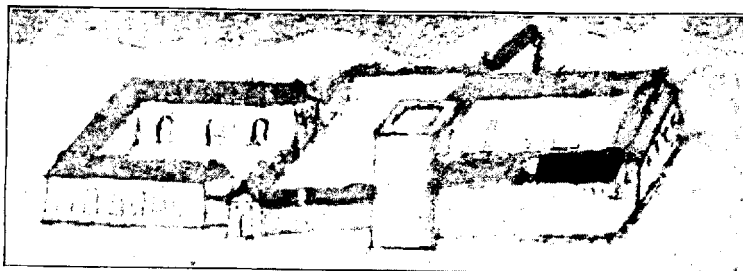
Ein unendlich poetischer Reiz liegt in diesen Räumen, die

durch die geschichtlich bedeutende Gestalt des einst hier wohnenden Pflegers und früheren Hochmeisters Heinrich von Plauen verklärt sind.

Aus der früher erfolgten Tünchung dieser wirklich schönen Innenräume spricht aber derselbe Tiefstand der Kultur-, Kunst- und Heimatsempfindung, wie aus dem sinnlosen Verputzen des Aeußeren alter Backsteinbauten, wofür auch das meist vorgeschobene religiöse Empfinden keine Entschuldigung bildet.

An dem Gemach des Pflegers lag die Wohnung des Bernsteinmeisters, der nach jenem der höchste Beamte der Burg war. Sie bildet jetzt die Lehrerwohnung, die leider den Zusammenhang mit dem Südflügel zerreißt.

Bewahrte ein gütiges Geschick der Nachwelt den Süd- und Westflügel, so sind Nord- und Ostflügel nun schon seit zwei Jahrhunderten verschwunden. Noch heute empört der Vandalismus eines König Friedrich I., dessen erste Amtshandlung als König der Befehl zum Abriß der Lochstädter Burg war, um aus ihren



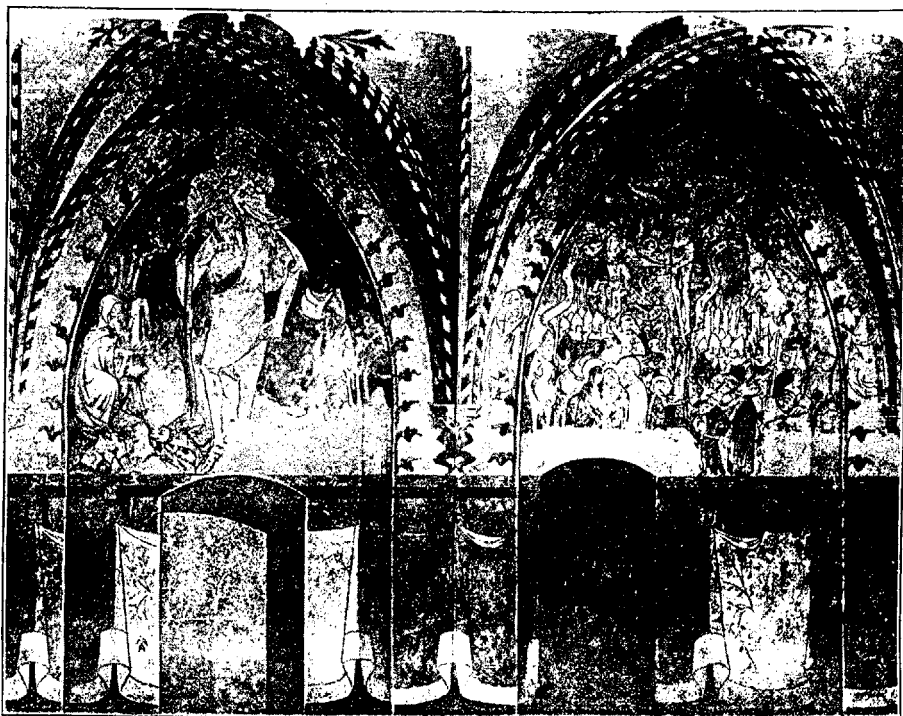
Ansicht der Burg nach de Collas. Um 1700.

Steinen Material für den Bau der Pillauer Festung zu gewinnen. Weshalb sich der Abbruch schließlich nur auf diese zwei Flügel beschränkte, ist nicht festzustellen. Leider erscheint ein mehrmals erwogener Wiederaufbau der

Burg bei der heutigen traurigen Lage unseres Vaterlandes mehr als je ausgeschlossen.

Der Nordflügel soll das Dormitorium oder den Schlafsaal, ebenso die Gastzimmer enthalten haben, war doch jede Ordensburg stets auf hohen Besuch eingerichtet. Angenehm erwärmt wurden diese Räume durch die darunter liegende Brauerei.

An der Nordostecke stand der große und massige, in sich geschlossene Burgturm, in Zeiten der Not die letzte Zuflucht der Burgbewohner. Der Ostflügel enthielt den Speisesaal oder das Refektorium, den Kapitelsaal, das Spital und die Wohnräume der Brüder.



Wandgemälde im Komturemter.
Aus Steinbrecht: Die Burg Lochstädt.

Ueber dem Hauptgeschoß der Burg lagen die Bodenräume, sowie ein rings um diese sich erstreckender Wehrgang.

Dem weiteren Schutz der Hauptburg diente eine um sie führende und mit Schießscharten versehene, jetzt längst verschwundene Mauer. Zwischen ihr und der Burg lag der wohl meist der Erholung dienende Parcham. In diesen versetzt die Sage eine starke, silberne Beeren tragende Eberesche. Auch jetzt noch ist um die im Sommer wie in einem Märchen daliegende Burg ein reiches Blühen und Grünen.

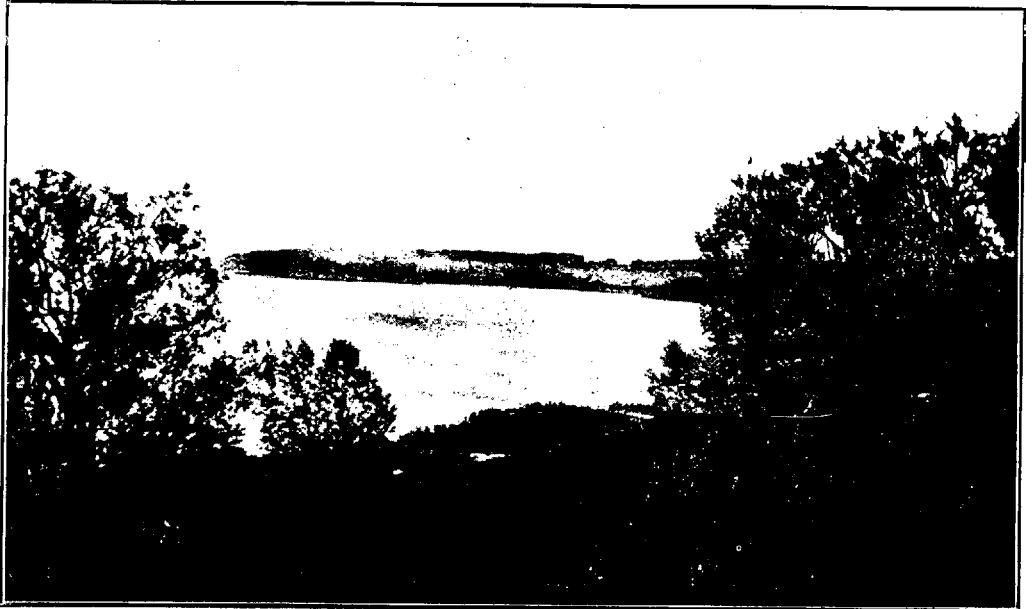
Alltägliches Leben beeinträchtigt wohl die Stimmung des alten Bauwerkes, trotzdem geht von den Burgresten ein ergreifender Zauber aus, dem sich kein denkender Besucher entziehen kann.

Eng an die Ostseite der Hauptburg schloß sich die dreiflüglige Vorburg, sie war durch einen tiefen, jetzt verschütteten Graben, über den eine stark bewehrte hölzerne Brücke in der Nähe des Sakristeihäuschens führte, von jener getrennt. In der Vorburg, deren äußerer Eingang an der Nordseite lag, befanden sich die

Wohnungen des Burrgesindes, die Viehställe und Scheunen. Im Jahre 1802 brannte die Vorburg gänzlich aus, und im Frühjahr 1888 wurde der Rest abermals durch Feuer völlig zerstört. Die noch übrig gebliebenen Mauern wurden dann abgebrochen, jetzt sind auch diese letzten Spuren verschwunden.

Einen Abschnitt für sich bilden die immer wiederkehrenden Nachrichten über den Verfall der Burg und die Wiederherstellungsarbeiten. Schon unter dem Hochmeister Friedrich von Meißen heißt es: „das Amt gibt nichts ab, verbaut Alles“. Die Gebäude waren in so schlechtem Zustande, daß 1512 der Großkomtur dem Hochmeister vorschlägt, die Burg den drei Brüdern Waiblingen auf Lebenszeit zu überlassen, „wenn sie die Burg auf ihre Kosten in Stand setzen würden.“

1664 wird die Burg wieder als baufällig beschrieben, der 1701 angeordnete Abbruch machte diesen Klagen wenigstens für die zwei Flügel ein Ende. 1805 waren

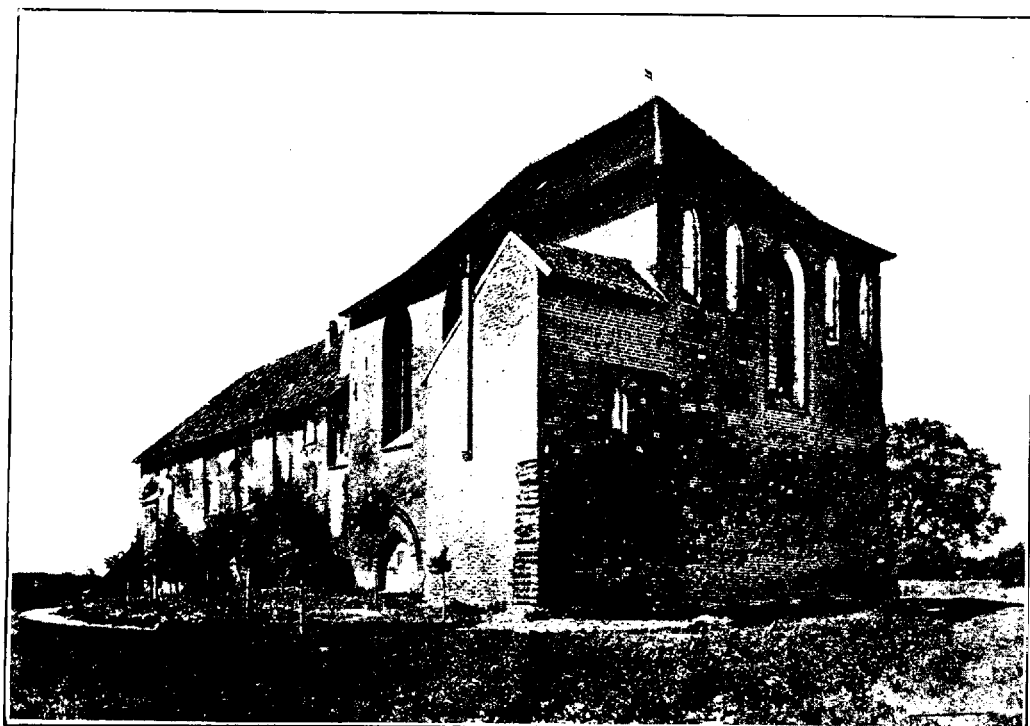


Haffblick von der Burg.

die Gebäudereste dachlos und modernd. Wohl wurden bei dem in diesem Jahre erfolgten Verkauf dem Käufer jährlich hundert Taler zur Instandhaltung zugebilligt, die bei dem praktischen Sinn der Nachbesitzer aber meist dazu verwendet wurden, die Burg noch weiter zu verunstalten.

Erst das Jahr 1844 brachte eine Wendung zum Besseren. Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. veranlaßte den Wiedererwerb der Burg durch den Staat, der sie denn auch gründlich instand setzte. Bis 1848 war der ganze Bau neu eingedeckt, sowie im Aeußeren und Inneren gründlich ausgebessert; auch der Eingang zu der Kapelle erhielt ein Schutzgitter zur Fernhaltung von zerstörenden Einflüssen. Das Jahr 1884 brachte wieder Erneuerungen der äußeren Burg, und zurzeit sind weitere Verbesserungen beabsichtigt.

Staatliche Untersuchungen in den Jahren 1910 und 1911 schufen die Grundlagen für die dauernde Instandhaltung des alten historischen Bauwerkes.



Die Ost- und Südseite der Burg.

Aufn. d. Meßbildanstalt.

Dies Land, der Deutsche, er gewann's
Um deutschen Blutes Sold!
Den Reizen meines Preußenlands,
Der Heimat bin ich hold.
Franz Hirsch (Annchen von Tharau).

Aus der Geschichte Lochstädt's.

Aus der ersten Zeit der Burg Lochstädt ist uns die Erzählung von der Treue des alten Ordensbruders Hans von Polenz erhalten. Bei einer Belagerung der Burg durch die aufständischen Samländer veranlaßte er, selbst dem Tode nahe, die anderen Ordensbrüder, durch einen unterirdischen Gang sich für wichtigere Taten zu retten. Allein auf der Burg geblieben, täuschte er die Belagerer durch zwei-tägiges, anhaltendes Sturmläuten über die Stärke der Besatzung. Erst als am dritten Tage die Belagerer, ermutigt durch das Aufhören des Geläutes, die Burg stürmten, fanden sie Hans von Polenz, mit der Hand am Glockenseil, tot vor.

Dann erzählt die Sage noch von der Treue eines Preußenedeln, des „Gerwien aus Sanglien“, der, obgleich selbst zu harter Frohnarbeit gezwungen, einst bei einer Belagerung durch die Sudauer die im Bau befindliche Burg durch seinen Mut dem Orden errettete.

Im Mittelalter gab es keinen Staat in festerer, geschlossenerer Ordnung als Preußen unter dem Ritterorden. Die gesamte Verwaltung der einzelnen Bezirke unterstand den mit bedeutenden Machtbefugnissen ausgestatteten Komturen; auch Lochstädt hatte in seiner ersten Zeit einen Komtur. Diesem stand ein Konvent zur Seite, der sich bei voller Besetzung aus zwölf Ritter- und sechs Priesterbrüdern zu-

sammensetzte; unter den letzteren mußte ein gelehrter Theologe und ein gründlicher Rechtsgelehrter sein. Noch unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode hatte Lochstädt einen vollen Konvent, nur stand dieser wegen der Kleinheit des Verwaltungsbezirkes nicht mehr unter einem Komtur, sondern unter einem Pfleger.

Derartige Pfleger waren den Komturen im Range ziemlich gleichgestellt, wir finden sie mehrfach in kleinen Ordensbezirken, wo sie denn meist nur den Burgen- und Heeresdienst leiteten.

Das schön gelegene Lochstädt scheint nun eine Ausnahmestellung als Ruheposten für verdiente Ordensbeamte eingenommen zu haben. So war der Lochstädter Pfleger in den meisten Angelegenheiten dem Hochmeister direkt unterstellt, und nur in einigen Verwaltungssachen war er dem Königsberger Komtur und Ordensmarschall untergeordnet. Im letzten Jahrhundert der Ordensherrschaft finden wir die Lochstädter Pfleger auch stets neben den Komturen an den Tagfahrten oder Landtagen teilnehmen.

Klangvolle, selbst fürstliche Namen hat die lange Reihe der Lochstädter Pfleger aufzuweisen. So einen Herzog Konrad von Oels d. J., Hans und Oswald von Schauenburg, Hans von Gleichen u. a. Der bedeutendste aller Pfleger war aber Heinrich von Plauen, eine der tragischsten unter den großen Gestalten des Ordens.

Heinrich von Plauen

Nach der glorreichen Verteidigung der Marienburg am Sonntag vor Martini 1410 zum Hochmeister erwählt, begriff Heinrich von Plauen, daß die Zeit der selbtherrlichen Ordensregierung vorbei war; es war daher sein Bestreben, auch die Vertreter des Grundbesitzes und der Städte an der politischen Verwaltung des Landes zu beteiligen. Durch diese Absicht zog sich der Hochmeister aber die Feindschaft eines großen Teiles der Ordensbrüder zu, die sich seinetwegen sogar in zwei einander stark befehdende Parteien, „die vom goldenen Vlies und die vom goldenen Schiff“, spalteten.

Es steht wohl außer Zweifel, daß es in diesen Jahren nur der Tatkraft Plauens zu



Heinrich von Plauen
Pfleger der Burg Lochstädt, vorher
Hochmeister des Ordens.

verdanken war, wenn es dem Orden noch einmal gelang, seine Herrschaft in Preußen aufzurichten, ohne die das Ordensland, namentlich Westpreußen, sicher schon damals gänzlich dem Polentum verfallen wäre. Trotzdem gelang es seinen Gegnern, durch eine Abordnung unter dem ältesten Ordensbruder von Lauenstein, am 14. Oktober 1414 die Abdankung des Hochmeisters in Schaaken zu erzwingen. Vergeblich berief sich der Abgesetzte auf das Generalkapitel des Ordens, auch dieses ließ ihn fallen.

Zum Komtur der Engelsburg ernannt, wurde Plauen durch die Versuche seines Bruders, des damaligen Pflegers von Lochstädt, ihm wieder zu dem Hochmeistersitz zu verhelfen, ziemlich bloßgestellt. Während es seinem Bruder „unter Mitnahme bester Geräte“ gelang, aus Lochstädt nach Litauen zu fliehen, wurde Heinrich von Plauen, der nach Polen zu entkommen versuchte, gefangen genommen und nach Brandenburg gebracht.

Acht Jahre war Plauen hier in schwerer Haft. 1422 wurde er nach Lochstädt überführt, aber auch hier muß seine Lage eine recht drückende gewesen sein.

Beweglich sind in den noch erhaltenen Briefen die Klagen des „alde Homeystyr czu Louchstete“. „Die Diener tranken ihm sein Bier aus, oft müsse er von schwarzem Brot leben und seine Kleidung sei mehr als dürrig.“ Ein anderes Mal wieder bittet er um einen neuen Mantel, seiner sei zerlumpt, „wahrlich ein trauriges Schicksal für einen schuldlos leidenden Mann“.

Erst unter dem Hochmeister Paul von Rußdorf wurde seine Lage freundlicher, dieser machte ihn am 24. Mai 1429 mit einem angemessenen Jahresgehalt zum Pfleger Lochstädt, aber auch sonst soll sich Heinrich von Plauen in den letzten Lebensjahren noch mannigfacher Beweise der Verehrung für seine früheren Heldentaten erfreut haben.

Nicht lange mehr konnte sich Plauen seiner verbesserten Lage erfreuen, denn bereits Ende des Jahres 1429 starb er. Mit allen hochmeisterlichen Ehren wurde er dann in der Hochmeistergruft der Marienburg beigesetzt.

Wäre es Heinrich von Plauen vergönnt gewesen, seine Regierung längere Zeit zu führen, so würde sein Name vielleicht unter denen der größten Regenten verzeichnet sein, aber auch so hat er es verdient, daß das Andenken an ihn rühmend der Nachwelt überliefert wird.

Der nach der Schlacht bei Tannenberg einsetzende Niedergang änderte auch die bis dahin so günstige Lage des Ordens, und auch die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalteten sich auf der Burg Lochstädt recht trübselig. Versiegt war schon lange der Zustrom der Ruhmesbedürftigen aller Länder, die einst, vielleicht auch durch das sagenhafte Lochstädter Tief, im Namen der heiligen Jungfrau nach Preußen gezogen kamen, um sich hier durch eine Kreuzreise von ihrer Sündenlast zu erleichtern. Verschwunden war auch die Demut und der Gehorsam unter den Ordensbrüdern, die sich jetzt nicht mehr Brüder, sondern Kreuzherren nannten.

Besondere kriegerische Schicksale hatte die weit abseits der Kampfplätze liegende Burg bisher nicht erlebt, und meist nur Friedliches meldet bis dahin die Lochstädter Chronik. Wichtigere Ereignisse brachten der Burg aber die Jahre 1455 bis 1466 mit ihren inneren Landeswirren und dem großen polnischen Krieg. Auch die Haltung der Lochstädter Besatzung war in ihrem Verhältnis zum Orden schwankend geworden. Am 13. April 1455 schloß sie sich unter ihrem Pfleger, dem Grafen Hans von Gleichen aber wieder dem Hochmeister an; sie war jetzt eine der sieben Burgen des Landes, die in Treue zu ihm standen. Bald darauf nahm sie die Königsberger Ordensbesatzung auf, da auch diese Stadt sich dem Bunde ohne Widerstand ergeben hatte. Der Bund gewährte dieser Besatzung freien Abzug aus Königsberg und sicherte ihr auch den ungestörten Aufenthalt in Lochstädt bis zum Frühjahr 1456 zu. In dieser Zeit war die Burg daher der Sitz des Königsberger Komturs und Ordensmarschalls, sie blieb aber auch für die Dauer des ganzen Krieges der Mittelpunkt der kriegerischen Unternehmungen des Ordens am Frischen Haß.

Des öfteren war nun Lochstädt den Gegnern ein beliebtes Angriffsziel. So landeten hier 1456 die Danziger und überfielen von hier aus die Dörfer des Samlandes, wurden aber dabei am Tage Allerheiligen von den herangeeilten Ordensleuten unter dem Königsberger Komtur von Blankenstein überrascht, wobei hundertdreißig Mann von ihnen erschlagen wurden. Auch zu dem schon erwähnten Streifzug nach Sankt Adalbert im Jahre 1463 landeten die Danziger bei Lochstädt.

Nach diesem Kriege wurde infolge der immer geringer werdenden Bedeutung Lochstädt, vielleicht auch wegen der immer kleiner werdenden Zahl der Ordensbrüder, der Lochstädter Konvent unter dem Hochmeister Friedrich v. Meißen bedeutend verringert.

Während des zweiten polnischen Krieges 1520—1521 kamen die Danziger mit drei Schiffen nach Lochstädt, erbeuteten hier mehrere Schiffe und verbrannten den Ort. 1522 war die Burg das Quartier von siebenhundert Mann schwedischer Truppen, die dem Hochmeister Albrecht zu Hilfe gekommen waren.

Als nach Beendigung dieses Krieges der Hochmeister außer Landes ging, wurden für den Fall erneuter kriegerischer Verwicklungen hundert Mann Kriegsvolk zur Besetzung der Burg vorgesehen.

Als dauernde Bewohner der Burg werden in dieser Zeit folgende Personen angeführt: Der Pfleger, sein Bruder, Herr Mathees, des Pflegers Diener, der Schreiber, der Kornschreiber, Reißigknecht, Stallknecht, Pferdejunge, Kammerjunge, Koch, Küchenjunge, Küchenknecht, Bäcker, Kellerknecht (Braucher), Torwächter, zwei Wagenknechte, Windmüller, Bader, der Strandknecht für die Nehrung, Kämmerer, Hofmeister, Häcksel-schneider, neun Knechte, sechs Mägde zur Viehwartung, Schifferknecht, vier Hirten und zehn Fischerknechte, zusammen vierundfünfzig Personen, die insgesamt in ihren Funktionen ein deutliches Bild des Lebens und Treibens der Wirtschaft auf der Burg zeigen.

Die Säkularisation änderte nicht viel an den Verhältnissen auf der Burg. Aus dem letzten Pfleger Leo von Waiblingen wurde nun ein Amtshauptmann, der, wie auch die meisten seiner Nachfolger, als williger Gläubiger des stets geldbedürftigen Herzogs Albrecht die Burg nebst dem Amt Lochstädt verpfändet erhielt.

Noch immer aber galt, wie aus dem Gutachten eines Capitains Paul aus dem Jahre 1603 hervorgeht, Lochstädt als militärisch durchaus brauchbar, und bald sollte sie dann auch in den Jahren des schwedisch-polnischen Krieges eine ziemlich bedeutungsvolle Rolle spielen.

Die Schwedenzeit Am 6. Juli 1626 war König Gustav Adolf von Schweden mit seiner Truppenmacht plötzlich in Pillau gelandet. Da die schlechte und beschränkte Unterkunft in Pillau und Wogram unter dem Heere zu großer Sterblichkeit führte, wurde bei Lochstädt ein umfangreiches, durch Laufgräben befestigtes Lager eingerichtet. Diese Schanzen lagen auf den Anhöhen zwischen Haff und See, südlich der Burg.

Auf Anraten der preußischen Stände, die in der Verbindung mit Polen einen größeren Vorteil für das Land erblickten, wurden nach der im Herbst erfolgten Rückfahrt des schwedischen Heeres Verschanzungen „am alten Lochstädter Tief“ gegen einen neuen Einfall der Schweden angelegt. Auch der samländische Strand wurde mit Truppen besetzt und der Oberbefehl der Verteidigung des Samlandes dem Obersten von Kreytzen übertragen.

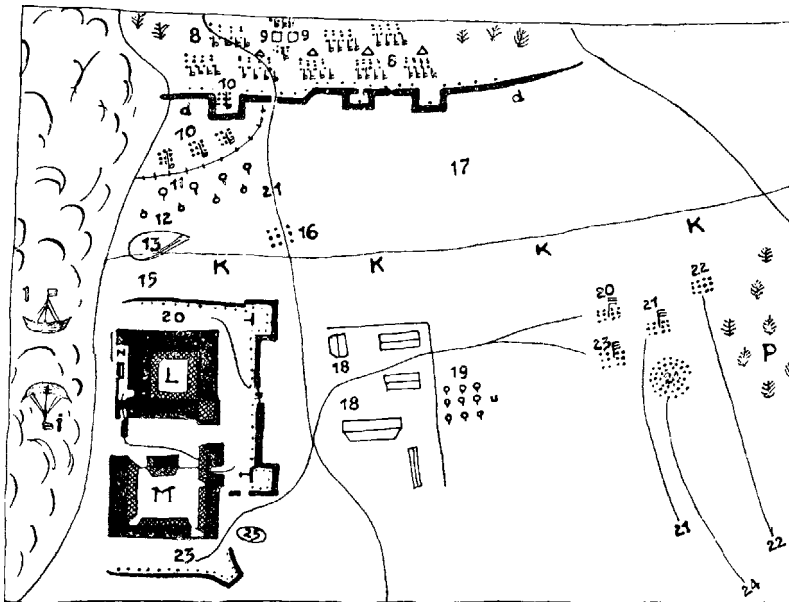
Als Gustav Adolf dann im Frühjahr 1627 wieder in Pillau landete, war es sein erstes, auf Beseitigung dieser gegen die getroffenen Vereinbarungen errichteten und für ihn eine Gefahr bedeutenden Schanzen zu dringen. Da die Räumung nicht sofort erfolgte, kam es am 20. Mai zu der „Begebenheit bei Lochstädt“. Ein Teil der preußischen Truppen, darunter das Fischhausener Fähnlein, lief aber bereits in der vorhergehenden Nacht davon. Da die Volksstimmung der gleichen Religion wegen auf schwedischer Seite war, ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß das ganze Treffen eine verabredete Sache war. Als solche wurde sie auch von den Polen angesehen und es wurden dem Kurfürsten dementsprechende Vorwürfe gemacht; die eingeleitete Untersuchung verlief dann aber im Sande. Eine Skizze dieser Begebenheit ist für die ganze Situation bei der Burg zu damaliger Zeit recht anschaulich.

Dieses unblutige Treffen bildete nun die Einleitung zu langen Verhandlungen

mit den auf der Burg das Ergebnis abwartenden Regimentsräten, die dabei aber gefangen genommen wurden. Unter dem Zwang der Verhältnisse kam es zu einem Neutralitätsvertrag zwischen Preußen und Schweden.

Im Jahre 1629 wurde Lochstädt nebst einem großen Teil des Samlandes infolge des in Fischhausen geschlossenen Waffenstillstandes auf sechs Jahre dauernd von den Schweden besetzt. Nach ihrem Abzug lagen dann vielfach preußische Truppen in der Burg.

Der zweite schwedisch-polnische Krieg brachte für diesen Teil des Samlandes wieder die Gefahr einer schwedischen Landung. 1657 ließ daher der damalige



Plan von Lochstedt, Darstellung der Begebenheit vom 20. Mai 1627.

8 Lager der Schweden. — 9 Zelt des Königs Gustav Adolph. — dd Schwedische Erdwerke. — L Lochstedt (Schloß). — M Scheune (Vorburg). — T „Umgefallene“ Mauer. — 10 Schwedische Angriffskolonnie. — 11 Schwedische Schildwachen. — 12 Kurfürstliche Schildwachen. — 13 „Hoher Hügel der Lokstedt gar scheidung.“ — 15 Befestigung aus dem Vorjahr 1626. — 16 Kurfürstliches Wachtkommando. — 17 „Ist das alte Tief gewesen.“ — KK Beabsichtigte kurfürstliche Erdwerke. — 18 Schifferei und Viehhof. — 19 Kurfürstliche Reuterwache. — 20-20 und 23-23 Flucht der Littauer ins Schloß. — 21 „Littauer die gänzlich entliefen.“ — 22 „Fähnlein Fischhausen und vierundzwanzig Reuter, die entliefen aber andern tags wieder nach Lochstedt kamen.“ — 25 Teich von Lochstedt. — jj Schwedische Schiffe vor Lochstedt.

Pillauer Gouverneur P. de la Cave, um vor einer unbemerkten schwedischen Annäherung von der Landseite sicher zu sein, den ganzen Wald zwischen Lochstädt und Neuhäuser niederlegen; das Holz wurde zur Befestigung Pillaus verwendet. Jedoch erst im Jahre 1661 sollen sich schwedische Truppen bei Lochstädt gesammelt haben, deren weiteren Taten aber der in diesem Jahre abgeschlossene Friede von Oliva ein Ende machte.

Nach einer Nachricht in der Pillauer Kirchenchronik erfolgte diese Abholzung aber erst 1675 gelegentlich des brandenburgisch-schwedischen Krieges, als eine rechtzeitig entdeckte Verräterei den Ueberfall Pillaus von Lochstädt her befürchten ließ. Eine weitere Folge der Unruhen dieses letzten Krieges waren die in Lochstädt stattfindenden Musterungen der samländischen Strandbauern.

Unter den
preußischen Königen

Die ersten Jahre der Regierungszeit Friedrichs I. brachten Lochstädt die unheilvolle Niederreißung des Nord- und Ostflügels der Burg. Aus der Zeit des Abbruches stammen auch Grundriß und Abbildung der Burg von de Collas, letztere ist die einzige uns erhaltene Ansicht Lochstädts aus älterer Zeit.

Im Jahre 1728 erhielt die Burg in der Leiche des 1727 verstorbenen Pillauer Kommandanten, des Generalmajors Peter de Sers, eine eigenartige Bereicherung. Dieser hatte gewünscht in Lochstädt beigesetzt zu werden, da aber zu diesem Zweck die Genehmigung des Königs eingeholt werden mußte, wurde der Verstorbene bis zu deren Eintreffen einbalsamiert. Der Körper blieb dann in einem Gewölbe der Burg aufbewahrt und wurde bei jedem Einzug eines neuen Amtmanns diesem als ein Inventarstück der Burg übergeben. Noch bis 1858 war die Leiche de Sers im Keller der Burg zu sehen, erst dann wurde sie mit militärischen Ehren auf dem Kirchhof in Altpillau beigesetzt. Der Wunsch de Sers, in Lochstädt beigesetzt zu werden, dürfte damit begründet sein, daß die Burg den Pillauer Kommandanten meist verpfändet war, und sie daher auch hier fast dauernd wohnten.

Während des siebenjährigen Krieges scheint die russische Besatzung für Lochstädt, wie wir schon aus der Wiederherstellung der Kapelle erfuhren, von Vorteil gewesen zu sein.

In Preußens Unglücksjahren bewohnte der französische General St. Hilaire von 1807—1809 die Burg, seine Truppen biwakierten anfänglich bei Lochstädt und im Hegewald bei Neuhäuser. Die Kirche blieb auch in dieser Zeit der Gemeinde vorbehalten.

Im Jahre 1811 ließ Napoleon auf den Resten der alten schwedischen Schanzen durch den Ingenieurkapitän Jagnick unter bedeutenden Kosten neue große Schanzen aufwerfen. Aus Furcht, daß diese aber im Falle eines unglücklichen Ausgangs des russischen Feldzuges gegen ihn benutzt werden könnten, wurden sie 1812 wieder zerstört, wobei ungefähr tausend Arbeiter aus Fischhausen und Umgebung viel Geld verdienten. Am 18. Januar 1813 erschienen dann als Vortrab der russischen Armee dreihundert Kosaken vor Lochstädt.

Seitdem haben keine kriegेरischen Ereignisse die friedliche Ruhe der von ihrer geschichtlichen Vergangenheit träumenden Burg gestört.



Lochstädt im Jahre 1837. Nach einem gleichaltrigen Stich.

Wellen brüllen auf am Strande,
Bernstein glimmt im gelben Sande,
Eichenstämme stehn in Stärke,
Harte Hand schafft harte Werke —
Hier, mein Herz, bist du zu Haus!
Heinrich Spiro.

Das Kammeramt Lochstädt.

Nach der Teilung des Samlandes in den bischöflichen und den Ordensanteil liest man zum ersten Mal von dem Gebiet Lochstädt. Es bestand aus der an den Orden gekommenen Gegend von Witlandsort mit den darin gelegenen preußischen Dörfern Legehnen — 1305 Laygayne genannt —, Tenkitten und Kalkstein und den köllmischen Dörfern Pillau, Wogrym und Kamstigall. Später trat der nördliche Teil der Frischen Nehrung mit dem Nehrungsdorf Schoyte oder Scheute, Neuhof und der Hof Metelow hinzu. Der Störhof am Balgaischen Tief stand unter dem Königsberger Marschall.

1581 werden Tenkitten, Kalkstein, Legeinen, Damerau, Pillau, Wogram, Kamstigall und Scheute dem Amt als scharwerkspflichtig genannt; außer diesen Dörfern hatten aber während der Ordenszeit noch eine ganze Reihe von Ortschaften des Samlandes Burgdienst und Zinszahlungen nach Lochstädt zu leisten.

1782 werden dreizehn Ortschaften dem Amte Lochstädt zugehörend gezählt. In alter Zeit sollen aber noch einige später dann von der See fortgespülte Ortschaften zum Lochstädter Amt gehört haben, von denen mit Sicherheit nur das Dorf Snutene, auch Smytene oder Sunteyne nachzuweisen ist.

Zur Burg selbst gehörten die Vorwerke Schäferei und Geudken, dann Gaudken, das heutige Gaffken, beides jetzt blühende selbständige Güter. In diesen wurde in der ersten Ordenszeit eins der bedeutendsten Gestüte zur Züchtung der für die Ritter benötigten schweren Reitpferde unterhalten. 1397 wurden als Bestand aufgeführt: sechs Rosse, siebenundsiebzig Kobbeln, fünf einjährige und acht zweijährige Kobbeln, neun einjährige, vier zweijährige und elf dreijährige Füllen; außer diesen waren noch Sweiken oder Botenpferde und Wagenpferde in großer Zahl vorhanden. Da der Orden auf allen Konventen zusammen nur ungefähr 2200 auserlesene Reitpferde unterhielt, ist der Lochstädter Pferdebestand als ein recht bedeutender anzusehen.

Da Lochstädt durch die Versandung des Tiefes sehr an Bedeutung verloren hatte und auch der Bezirk des Amtes nur sehr klein war, schlug man im sechzehnten Jahrhundert vor, an Stelle des Amtmanns einen Kämmerer zu setzen, „der jedoch des Bernsteins wegen treu sein müßte“; es blieb aber bei dem Amtmann.

Eine wesentliche Bedeutung besaß Lochstädt als Sitz des Bernsteinmeisters, dem die Verwaltung des gesamten an der preußischen Küste gefundenen Bernsteins unterstellt war. 1392 werden 51½ Tonnen Bernstein auf der Kammer der Burg als Bestand gemeldet. Den Vertrieb des Bernsteins besorgte der in Königsberg wohnende Großschäffer des Ordens, dem für diesen Zweck die Schäffer in Danzig und Brügge unterstanden.

Als erster Bernsteinmeister wird 1331 Hermann von Arffenberg genannt, und aus dem Ende der Ordenszeit ist der aus fränkischem Adel stammende Bernsteinmeister Hans von Fuchs erwähnenswert. Dieser führte das Amt fast fünfzig Jahre, und 1566 werden ihm für sechshundert dem Herzog Albrecht geliehene Mark jährlich sechsunddreißig Mark aus den Einkünften des Amtes als Sicherheit verschrieben.

Schon zu seinen Lebzeiten wurde Hans Fuchs im Bernsteinamt von seinem Vetter Sigismund Fuchs unterstützt, der 1566 auch sein Nachfolger wurde. 1567 wurde er zwar aus dem Amt gewiesen, erhielt es aber bald wieder und blieb dann Bernsteinmeister bis zum Jahre 1581, in dem das Bernsteinamt nach Germau verlegt wurde. Später wurde Lochstädt aber nochmals der Sitz des Bernsteinamtes, denn wir hören 1613 wieder von Verhandlungen über eine Verlegung von dort.

Ältere Berichte schildern die Umgebung Lochstädt's als stark bewaldet, erst die Abholzung während des zweiten schwedisch-polnischen Krieges machte sie zur Wüste. Das bisher in guter Kultur stehende Land war nunmehr völlig den Sandwogen der See preisgegeben, und der freundliche Wald und die fruchtbaren Aecker wurden ein Opfer dieser Versandung. 1724 wird der Rest des Waldes als der Pilzenwald oder Lochstädter Busch bezeichnet.

Unter den sorgsam staatlichen Aufforstungen hat die Gegend seit einigen Jahrzehnten ein freundlicheres Aussehen erhalten, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo wieder wie einst den Wanderer rauschende Wipfel und kühlender Waldesschatten erfreuen werden. Leider ist die herrliche Pappelallee zwischen Lochstädt und Neuhäuser kürzlich der Zeit und wohl auch dem pekuniären Vorteil zum Opfer gefallen.

Die Notstandsarbeiten der preußischen Regierung, um einen kleinen Teil der Bevölkerung während des ostpreußischen Hungerjahres 1867—1868 zu beschäftigen, legten damals den alten diluvialen Kulturboden wieder frei, der heute beackert wird und namentlich bei feuchter Witterung einen sehr reinen Roggen hervorbringt.

Eigenartig ist, daß Gewitter in Lochstädt sehr selten sind. Die Volksmeinung vermutet hier eine Wetterscheide.

Die Verwaltung des Amtes Lochstädt von der Säkularisation bis 1805.

Bereits am 16. April 1513, also noch in der letzten Ordenszeit, wurde Lochstädt durch den Hochmeister Albrecht den Brüdern Leo, Adrian und Faustin von Waiblingen auf Lebenszeit zur Benutzung übergeben. Alle drei waren Ordensbrüder und hatten sich, vermutlich durch Vorschüsse, um den Hochmeister und den Orden verdient gemacht.

Im Jahre 1535 traten die Gebrüder Waiblingen das Amt und seine Nutznießung wieder an den Herzog Albrecht ab. Dieser stellte es unter den Amtmann Albrecht Antonius von Borck, der ihm ein Darlehn von tausend rheinischen Gulden in Gold gewährt hatte, dessen Vertrag aber mit allerlei Lasten beschwert war. So mußte Borck zehn am Tief arbeitende Personen verpflegen, den Bernsteinmeister unterhalten, zwei Störe abliefern und jährlich dreihundert Mark Pacht zahlen. Borck hatte das Amt als Amtshauptmann bis 1563 inne, sein Nachfolger war der bereits erwähnte Sigismund von Fuchs.

Wie bisher, so bildete Lochstädt noch auf lange Jahre hinaus ein beliebtes Verpfändungsobjekt für die stets in Geldnöten befindlichen Herzöge und Kurfürsten, denen alle Geld bringenden Mittel recht waren. Sogar das Strandrecht, nach welchem die Hälfte des gestrandeten Gutes der Landesherrschaft zufiel, galt als einträgliche Geldquelle, und etwaige nachsichtige Handhabungen dieses Rechtes wurden getadelt.

1613 wurde das ganze Amt nebst allen dazu gehörigen Bauern und Fischern für den Betrag von dreißigtausend der preußischen Rechnungskammer geliehenen polnischen Gulden an Andreas Friedrich von Mohrenberg, den damaligen Besitzer Kallens, verpfändet. Dieser Vertrag war ursprünglich nur auf drei Jahre abgeschlossen, wurde aber dann immer verlängert, und erst als die schwedischen Kriegsunruhen das

Amt besonders beschwerten, trat Mohrenberg das Pfand gegen anderweitige Entschädigung wieder an die Landesherrschaft ab.

Um diese Zeit wurde auch in Lochstädt, wie in Fischhausen, das ganze Schloßinventar von der Regierung fortgeschafft.

Das Amt wurde nun wieder von der Landesherrschaft verwaltet, die zu diesem Zweck Beamte, die den Titel „Kammer-Rat“ erhielten, einsetzte.

Bereits 1644 sehen wir Lochstädt wieder für Geldforderungen an den Pillauer Gouverneur von Podewils verpfändet. Dieser machte sich anheischig, „jährlich vier-tausend Tonnen Bier, die Tonne zu zehn Gulden, für die Pillauer Garnison zu brauen“, wenn ihm das Amt, welches damals der Oberjägermeister von Hertefeld inne hatte, völlig übergeben würde. Auch die Ochsen der Pillauer Garnison, die im Sommer auf der Nehrung weideten, wollte er im Winter in Lochstädt halten, wo sie vom Brauhaus gemästet werden könnten.

Hier hören wir erstmalig wieder von der sicher schon während der Ordenszeit bestehenden Brauerei.

**Die Brauerei
des Amtes**

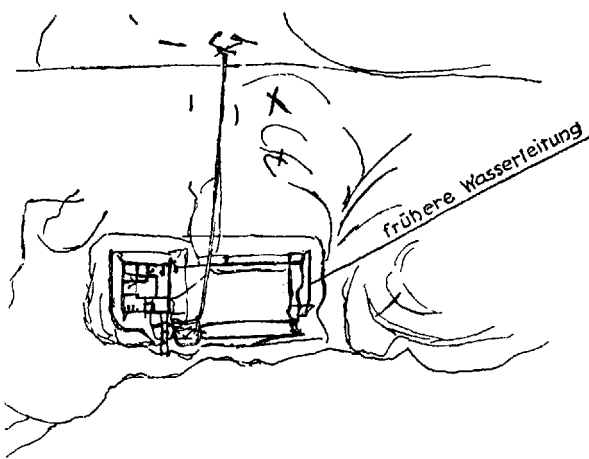
1650 wurde nach dem Vorschlage Podewils ein neues Brauhaus in Lochstädt errichtet. Dieses hob die Einkünfte des Amtes ganz wesentlich und erbrachte schon 1664 den hübschen Ueberschuß von 7113 Gulden. Der zwangsweise Hauptabnehmer des Bieres war die Pillauer Garnison. Diese Pillauer Bierlieferungen wurden aber die Quelle endloser Streitigkeiten zwischen den Lochstädter Verwaltern und den Pillauer Gouverneuren.

Namentlich durch den Gouverneur Pierre de la Cave erfolgten die Zahlungen so unpünktlich, daß selbst der Kurfürst mehrfach eingreifen mußte. Ergötzlich sind in dem hierüber erhaltenen Schriftwechsel die gröblichen Beschimpfungen des damaligen Verwalters Schwarz durch de la Cave, der dem Kurfürsten jenen als seinen Erzfeind schilderte.

Zu diesem Zwist trug allerdings auch die wenig gute Beschaffenheit des Lochstädter Bieres bei, von dem die Pillauer Offiziere behaupteten, „daß sie nach dessen Genuß krank würden.“

Die Schuld wurde auf das salzhaltige, brackige Wasser zurückgeführt, wenn auch der in Litauen gebaute Hopfen sicher nicht von besonderer Beschaffenheit gewesen sein dürfte. Fast hundert Jahre aber sollten vergehen, bis die Anlage einer Wasserleitung die Qualität des Bieres besserte.

Diese Wasserleitung wurde 1755 von dem ehemaligen Trompeter Dubendorf, dem Sohne eines Röhrenmeisters, eingerichtet und erfreute sich in weiteren Kreisen eines gewissen Rufes. Dubendorf führte das auf den anliegenden Höhen aufgefangene Quell- und Regenwasser mittelst einer 1596 Fuß langen Zuleitung über Kieselsteine und durch Schlemmkästen nach einem in der Vorburg erbauten Wasserbehälter, dessen Größe auf 77 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 7 $\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe angegeben wird.



Lageplan der Lochstädter Wasserleitung.
Nach Giese.

An Material verbrauchte Dubendorf 54 Achtel kleine Steine von der See, 2000 große Feldsteine aus der Umgebung, 40 Fuder Moos und 12 Fuder Heu, dazu 150 Fuß Holz- und 50 Fuß Tonröhren. Die täglich gewonnene Wassermenge soll 80 bis 100 Tonnen betragen haben.

Der ganze Bau wurde sehr geheimnisvoll betrieben, auch war die ganze Leitung bis auf den Wasserbehälter völlig unsichtbar. Später wurde der Lauf der Röhren durch angepflanzte Weiden bezeichnet, die sich sehr gut entwickelten. Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird die Leitung als in noch gutem Zustand befindlich geschildert, der Brand der Vorburg im Jahre 1802 scheint sie aber fast völlig zerstört zu haben. 1829 waren noch Reste von ihr vorhanden und selbst heute findet man bei den Ackerarbeiten noch öfters einzelne Röhren.

Neben den Einnahmen aus der Brauerei waren auch die sonstigen Einkünfte aus dem Amt für den Staat nicht unerheblich. 1664 wurden sie insgesamt mit 14269 Gulden angegeben, zu denen die Vorwerke Schäferei 1373 und Gaffken 4322 Gulden beitrugen, während auf die Amtssteuer 695, die Fischerei 300, die Milchbude 60 und die Windmühle 406 Gulden entfielen.

Die Windmühle bestand als Privateigentum des Bernsteinmeisters Fuchs schon 1583, sie wurde aber später zum Amt geschlagen. In diesem Jahre werden auch bewirtschaftete Fischteiche im Amt erwähnt, ebenso ein Lochstädter Krug, in dem aber wohl der Waldkrug zu sehen ist.

Noch immer aber war Lochstädt verpfändet, auch sonst erhalten wir ein wenig günstiges Bild von der damaligen staatlichen Geldwirtschaft. So hatte der aus Grünhof nach hier versetzte Verwalter Wichert nach seinem Fortgang 1664 an Restgehalt und Forderungen aus Bierlieferungen die für damalige Zeit ganz bedeutende Summe von 21889 Talern zu fordern. Als Wichert bald darauf starb, klagte seine Witwe beim Kurfürsten um Zahlung noch restlicher 10000 Taler, die sie von dem sehr saumseligen de la Cave zu erhalten habe. Als sie 1666 das Geld immer noch nicht hatte, wurde der Kurfürst deutlicher und forderte de la Cave in wenig gnädigen Worten auf, „endlich zu zahlen und sich nicht Alles anzumaßen.“

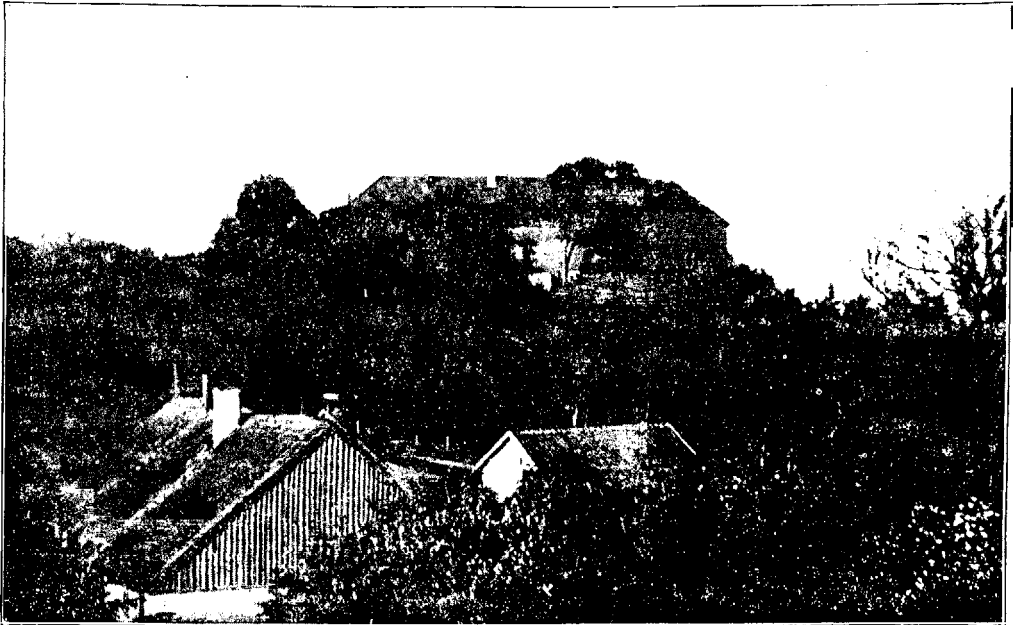
Auch Wicherts Nachfolger Schwarz klagte 1681, daß er seit seinem Amtsantritt 1661 noch sein ganzes Gehalt von jährlich 400 Talern, abzüglich einiger kleinerer Zahlungen, zusammen 6224 Taler, zu erhalten habe. Erst seinen Erben gelang es, das Geld allmählich in Raten von der Königsberger Regierung zu bekommen.

Der ganze Ertrag des Amtes betrug in dieser Zeit jährlich 6000—7000 Taler. Erwähnt werden auf der Burg um diese Zeit u. a. ein Brauer und ein Brauerknecht, der Torwächter und ein Hasenheger.

Vermutlich infolge der durch die Abholzung versandenden Aecker wurden die Verhältnisse auf dem Amt mit den Jahren wieder recht ungünstig. Wohl wohnten die Pillauer Kommandanten noch eine Reihe von Jahren in Lochstädt, aber die Zerstörung der Burg durch König Friedrich I. machte das Amt und die Burg immer bedeutungsloser. Als dann in dem nicht zu Lochstädt gehörenden Pillau ein selbständiges blühendes Gemeinwesen entstand, war es mit der Bedeutung Lochstädts völlig vorbei, wir finden es nun sogar als Vorwerk Pillaus bezeichnet.

Es erscheint daher begreiflich, daß der Staat sich dieses immer weniger einbringenden Besitzes zu entledigen versuchte und Lochstädt 1805 in Erbpacht, die einem Verkauf fast gleich kam, vergab. Der erste Pächter Lochstädts war der bisherige Amtmann Krüger. Auch die Schäferei wurde in Erbpacht vergeben, während Gaffken schon früher in ein adeliges Gut umgewandelt worden war.

1811 pachtete Lochstädt der Pillauer Polizeidirektor Flach. Spätere Versuche — zuletzt 1825 — die Burg mit dem Domänenland für 2600 Taler zu verkaufen, scheiterten daran, daß dem Besitzer die kaum erfüllbare Last auferlegt wurde, die Gebäude der Burg in gutem baulichen Zustand zu erhalten. 1838 betrug die Pacht 300 Taler. Lochstädt wechselte dann noch mehrfach den Pächter, bis endlich der Staat wieder die Fürsorge über die Burg übernahm. Aus dem Domänenland wurde ein eigener Gutsbezirk gebildet, dessen nahe der Burg gelegenes Gutshaus heute eine idyllische Sommerfrische bildet. Lochstädt ist jetzt Sitz des Standesamtes und Amtsbezirkes Lochstädt.



Blick auf die Burg von Westen, mit dem Rest der Ortschaft Lochstädt.

Das Kirchspiel Lochstädt

An Umfang dem des Amtes gleichend, hat sich das Kirchspiel Lochstädt, dann Sankt Adalbert und wieder Lochstädt genannt, bis heute in seinen alten historischen Grenzen erhalten. Schon zur Ordenszeit gab es einen Pfarrer in Lochstädt, denn 1422 wird angeordnet, „das, was bisher an den Pfarrer in Lochstädt gezahlt wurde, solle nunmehr an die Kirche Sankt Adalbert entrichtet werden.“

Bis zu dem Jahre ihres Einsturzes, 1669, war die Kirche Sankt Adalbert die Mutterkirche der Lochstädter Kirchengemeinde, die dann 1670 wieder endgültig nach der Burg übersiedelte, wo sie nunmehr gerade ein Vierteljahrtausend ihr Heim hat.

1598 wurde zur Erleichterung der Kirchspielangehörigen auf der Nehrung, nachdem die Kirche in Scheute versandet war, in Altpillau eine Kirche als Filiale von Sankt Albrechten erbaut. Diese wurde in neuerer Zeit in eine selbständige Kirchengemeinde umgewandelt.

Jetzt gehören zum Lochstädter Kirchspiel die Ortschaften Gaffken mit Ostrau und Damerau, Kalkstein, Legehnen, Tenkitten, Lochstädt und Schäferei mit Waldkrug und Neuhäuser. Die Zahl der Gemeindeangehörigen ist, entsprechend der Kleinheit dieser Orte, mit ungefähr siebenhundert Personen auch nur eine sehr niedrige.

Die Tage des Kirchspiels dürften demnach auch bald gezählt sein, denn es ist bei aller Wertschätzung einer historischen Vergangenheit unverständlich, daß z. B. die Bewohner Gaffkens, nur weil dieses einst ein Vorwerk Lochstädt's war, sieben Kilometer über den nächsten Kirchort Fischhausen zu ihrer Kirche hinauswandern müssen. Praktische Erwägungen werden wohl die notwendigen Aenderungen von selbst eintreten lassen, wenn auch in diesem Sinne bereits geführte Verhandlungen bisher zu keinem Ziele führten.

Die See-Heilstätte Lochstädt

Unweit der Burg liegt auf der Seeseite der Halbinsel ein großes Werk gemeinnütziger Nächstenliebe, die 1906 im Bau begonnene „See-Heilstätte für Kinder“, angelegt vom Verein zur Errichtung von Lungenheilstätten in Ostpreußen. Es ist eine eindrucksvolle Bautenanlage, die hier, in schöner Lage und unter günstigen klimatischen Verhältnissen, bei sorgsamster Pflege achtzig schwächlichen Kindern Kräftigung und Gesundung bringen soll. Kurz vor Kriegsbeginn fertiggestellt, diente sie in ihrer ersten Zeit Kindern ostpreußischer Flüchtlinge als Aufenthalt. Die Heilstätte ist das ganze Jahr über in Betrieb und steht unter dauernder ärztlicher Aufsicht, während die Wirtschaftsleitung Frauenhänden anvertraut ist. Am 1. Oktober 1917 wurde die Anstalt durch einen Besuch der Kaiserin Augusta Viktoria ausgezeichnet.



Die See-Heilstätte Lochstädt.



Die Gegend von Fischhausen bis Pillau.
Nach einer Zeichnung von C. H. Rappolt um das Jahr 1733.

Wie stehst du vor mir hoch und hehr,
Du herrliche Gestalt!
Dein Haupt netzt sich im blauen Meer,
Dein Fuß im grünen Wald!
Die Stirne schmückt ein Eichenkranz,
Die Brust das Bernsteinigold —
Den Reizen meines Preußenlands,
Dir Heimat bin ich hold.

Franz Hirsch.

Neuhäuser und das preußische Paradies.

Das Land südlich des alten Lochstädter Tiefes bis zum Pillauer Tief war einst der nördliche Teil der Frischen Nehrung, erst spätere Ereignisse trennten ihn von dieser. Seit alter Zeit erfreut sich diese Gegend wegen ihrer Lieblichkeit eines besonders guten Rufes, und seit der in Fischhausen geborene Königsberger Professor C. H. Rappolt sie im Jahre 1742 „das preußische Paradies“ nannte, kehrt dieser lokalpatriotische Vergleich in den meisten Beschreibungen des Samlandes immer wieder.

Den Gipfel der Verherrlichung erklimmte jedoch der gleichfalls in Königsberg lehrende Professor Johann Gottlieb Hasse in seinem im Jahre 1799 erschienenen Buch, das den umständlichen Titel hatte „Preußens Ansprüche, als Bernsteinland das Paradies der Alten und Umland der Menschheit gewesen zu sein“. Mit einem gewaltigen Aufwand verblüffender Gelehrsamkeit bewies er, daß hier einst die Stelle des wirklichen Paradieses und damit die Wiege der ganzen Menschheit war. Den köstlichen, von wilden Rosen durchwobenen Buchenhain an der Wurzel der Nehrung aber sah er als den ehemaligen Garten Eden an. Die Grundlage dieser ernsthaft gemeinten Abhandlung bildet allerdings nicht, wie meist angenommen wird, die Schönheit dieser Gegend, sondern ihre Eigenschaft als das Land des Bernsteins. Spätere Schilderer dieses „Paradieses“ haben dann die paradoxen Ueberschwänglichkeiten auf das richtige Maß zurückgeführt und zugestanden, daß schließlich auch noch andere Oertlichkeiten Anspruch auf eine derartige Auszeichnung machen könnten. Zu einer gegenteiligen Ansicht kam auch ein Reisender, der um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts hier das Paradies suchend an Stelle grünender Hecken und duftender



1914.

„Rosenpüschle“ nichts als Sand fand und statt des Nachtigallenschlages nur das Schwirren der Mistkäfer vernahm.

Die Erklärung, daß dieser liebliche Erdenfleck immer wieder die Aufmerksamkeit und das Lob der Reisenden auf sich zog, findet man in der Nahrungsstraße, die diese Halbinsel früher durchzog. In damaliger Zeit konnte man das Lochstädter Wäldchen wohl als eine Oase in der im schwedischen Kriege durch Abholzungen recht trostlos gewordenen Gegend preisen.



Partie aus den sieben Hügeln im Wäldchen bei Neuhäuser.

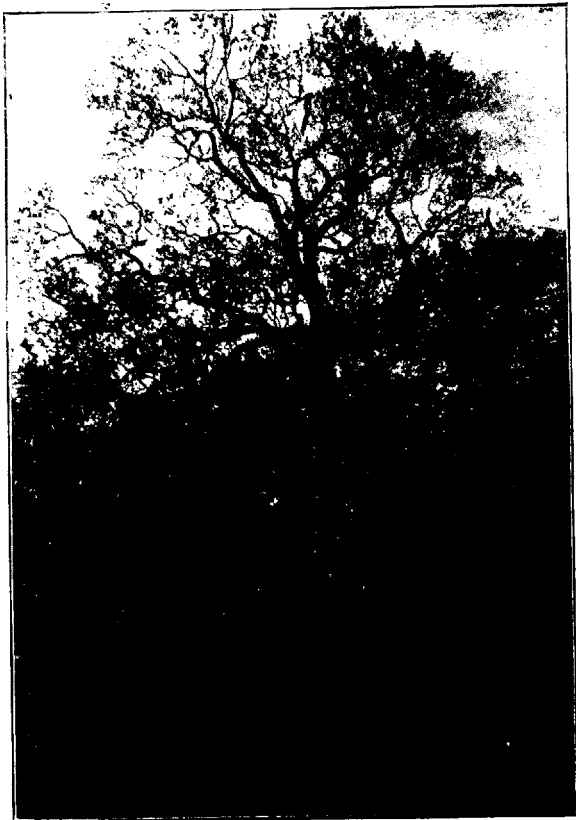
Verfolgt man den von der Seeheilstätte Lochstädt südlich durch jungen Wald führenden Weg, so durchquert man eine größere abgeholzte Fläche. Der Wald fiel im Jahre 1914 dem Schutze Pillaus gegen einen voraussichtlichen russischen Angriff zum Opfer. So kahl sah wohl auch vor zweieinhalb Jahrhunderten die ganze Halbinsel aus, als eine gleiche Vorsichtsmaßregel gegen die Schweden, die Abholzung des „churfürstlichen Geheges“ im Jahre 1657, dem verderbenbringenden Sande die Möglichkeit zu seinem zerstörenden Wirken gab.

Bemerkenswert ist hier das kräftige Fortkommen des Wacholders, unseres ostpreußischen Kaddigs, von dem man Büsche in größerem Umfange antrifft. Die an diese abgeholzte Fläche sich anschließende liebliche Waldpartie bildet nun den Anfang des schönen Pilzen- oder Hegewaldes. Das in seinem Beginn unebene Terrain ist unter der Bezeichnung „die sieben Hügel“ bekannt; von hier aus führen am Rande des Wäldchens entlang noch die sichtbaren Reste der Schützengräben von 1914.

Im Jahre 1806 schilderte ein Königsberger Arzt, der den Seestrand hier zur Anlage eines Seebades für geeignet hielt, den Pilzenwald wie folgt: „Am Strande der Ostsee bei Pillau liegt ein so stiller, heiliger Fleck, daß ihm schon Sprachgebrauch und Gelehrsamkeit den Namen des Paradieses verliehen; das schönste Laubholz, wie es nur Norddeutschland hervorzubringen vermag, bildet einen dichten Wald, dessen stämmige Bäume dem Spaziergänger nichts destoweniger einen freien Gang verstatten. Der schöne Wald ist schön in jedem einzelnen Baume.“ Dieses treffliche Urteil besteht noch heute zu Recht. Ein anderer Wanderer aus gleicher Zeit findet wieder, „daß es hier wohl tausend Gattungen von Vögeln gebe, daß aber in diesem Wäldchen keine Insekten und Fliegen anzutreffen seien, vielleicht weil die scharfe Seeluft ihnen nicht günstig sei, oder auch wegen der vielen Vögel“.

Unmittelbar an der Kunststraße und der Ecke des Pilzenwaldes steht eine etwa viereinhalb Meter im Umfang messende Eiche; sie ist wohl die schönste des Samlandes. Bei ihrem Anblick versteht man den schönen Aberglauben unserer Vorfahren, denen diese würdigen Bäume heilig waren, und die sie besonders schützten.

Der Kunststraße folgend erreicht man bald den Wald- oder Pilzenkrug. Wir haben in diesem freundlich gelegenen Gasthofe wohl den früher häufig genannten Lochstädter Krug, eine Gründung der Ordenszeit, zu erblicken. Später hieß er dann der Pillauische Krug, aus dem durch Verstümmelung der „Pilzenkrug“ wurde. Dieser Krug war früher als Station der Königsberg-



Starke Eiche am Neuhäuser Wäldchen.

Pillauer Landstraße für die Reisenden von größerer Bedeutung als heute, wo er eine beliebte Sommerfrische geworden ist.

Der Waldkrug liegt unmittelbar am Rande des Pilzenwaldes, oder, wie die amtliche Bezeichnung lautet, „des Lochstädter Wäldchens“. Fast unmittelbar hinter ihm findet man in der alten Linde ein eigentümliches Naturdenkmal; die herunterhängenden und wieder im Boden wurzelfassenden Zweige verleihen ihr ein sonderbares Aussehen.

Prächtig sind die Spaziergänge in dem meist von hier aus betretenen Pilzenwald, in dem man auf verschiedenen Wegen zum Seebade Neuhäuser gelangen kann. Der Naturfreund wird aber mit Vorliebe die prächtigen Buchen aufsuchen, von denen im Walde verstreut einzelne gewaltige Stämme stehen. Mehrere Punkte des Wäldchens zeichnen sich durch besondere Lieblichkeit aus, so die Partie bei den vier Bänken; freundlich liegt auch auf einer Anhöhe das Förstereigrundstück.

Bevor wir uns dem Badeort Neuhäuser zuwenden, statten wir dem gegenüber dem Waldkrug liegenden Haffwäldchen einen Besuch ab. Dieses ist eigentlich die größte Schönheit der ganzen Gegend, es ist ein Waldpark, den man immer wieder mit großer Freude durchschreitet. Besonders beachtenswert ist darin, daß hier mit 54,35 Grad nördlicher Breite die schöne Rotbuche ihre europäische Nordgrenze im geschlossenen Bestande hat. Die Aussicht von den Wiesenbergen, wie die Hügel am Haff genannt werden, auf die kräftige Masse der Lochstädter Burg und die weite Fischhausener Bucht ist wohl die schönste des ganzen Frischen Haffes.



Der Wald- oder Pilzenkrug.

Dicht am Waldkrug liegt die frühere Schäferei, ehemals ein Vorwerk der Ordensburg Lochstädt, die bis zum Jahre 1809 in staatlichem Besitz war. Der verheerende Sand hatte diese Gegend fast wertlos gemacht, so daß der Staat zunächst Mühe hatte, dafür überhaupt einen Käufer zu finden; erst in jenem Jahre ging sie für den Preis von 3736 Talern in Privatbesitz über. Jetzt ist aus dieser Schäferei, auf die in neuerer Zeit der Name des alten an dem Seeufer gelegenen kleinen Gutes Neuhäuser übergegangen ist, ein blühender Besitz, dessen Felder einen großen Teil der sich anschließenden Pillauer Halbinsel bedecken.

Im weiteren Verlauf der dem Bahngleis gleichlaufenden Straße gelangen

wir zum Bahnhof Neuhäuser, dessen Anlage die Begründung des jetzt blühenden Badeortes gleichen Namens anregte.

Schon bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts werden hier am Strande das Wohnhaus und die große Räucherbude eines hier einsam lebenden Fischers als „die neuen Häuser“ erwähnt. Ursprünglich war das Wohnhaus aber wohl das Diensthaus eines Strandreiters; es diente auch später wieder bis in die neuere Zeit als Wohnung eines Strandaufsehers. Bald finden wir dieses einsame Gehöft dann als die „Neuhäuser“ wieder, die schließlich auch dem Badeort den Namen gaben, nachdem ein Versuch, ihn „Julienbad“ zu nennen, sich nicht durchgesetzt hatte.

Bereits im Jahre 1816 beabsichtigte der Generalpächter des Bernsteinregals an der samländischen Küste, Douglas, hier die Gründung eines Badeortes. Da die Regierung damals grade das Seebad Cranz eingerichtet hatte, befürchtete sie für dieses eine Schädigung und versagte unter der Begründung, „daß das Seewasser durch die öftere Vermischung mit dem Haffwasser hier nicht die gleiche Heilwirkung wie an anderen Orten haben würde,“ die Erlaubnis. Douglas erbaute daher als Sommeraufenthalt für sich und seine Familie das noch heute stehende alte Gutshaus. Später wurde dieses ländliche Haus mit Vorliebe von der Königsberger christlichen Geldaristokratie aufgesucht, um schließlich in noch nicht weit zurückliegender Zeit während der Sommermonate die Gesangsschule eines unserer bekanntesten Liedermeyster aufzunehmen, deren starker Besuch dem sonst so stillen Badeort eine eigene, fast ausländische Note gab. Auch in dem Hause des Strandaufsehers wohnten 1820 bereits Badegäste, denen das damals noch verbotene Betreten des Strandes von Douglas erlaubt wurde.

Als Anfang der sechziger Jahre der Plan der Bahnstrecke Königsberg-Pillau erwogen wurde, wies man in der Ertragsberechnung auch auf die Einnahmen durch den Personenverkehr für einen an dieser Stelle zu errichtenden Badeort hin. Besonders bemerkt wurde darin, daß sich ja schon seit längerer Zeit Badegäste in den Häusern am Strande einfanden.

Tatsächlich siedelten sich auch bald nach der Eröffnung der Bahn im Jahre 1865 eine Anzahl wohlhabender Königsberger Geschäftsleute, die bis dahin den Sommer in Cranz und Neukuhren verbracht hatten, hier an. Schattenlos lagen in den ersten Jahren die Häuser in der trost-

losen Sandwüste; erst durch Rigolen des Erdbodens bis auf einen Meter Tiefe schuf man in den folgenden Jahrzehnten aus der Palwe den großen Garten, in dem Neuhäuser jetzt liegt. Fast alle

Landhäuser sind durch hohe Hecken und Gartenanlagen von den Straßen abgeschlossen; sie



Das alte Douglassche Gutshaus.



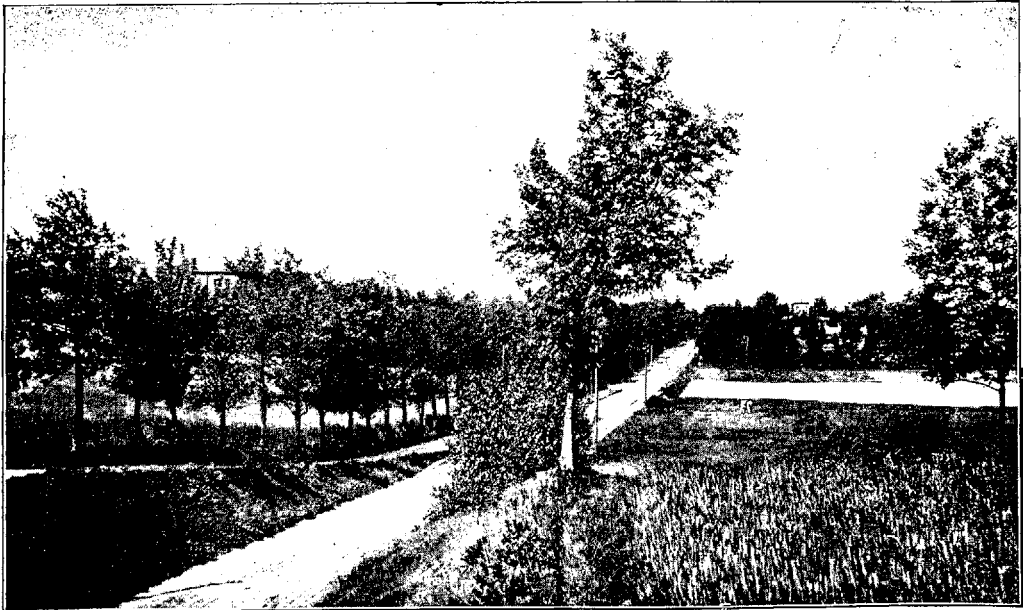
Alte Linde beim Waldkrug.

bilden besonders im Frühling beim Schlag der hier noch häufigen Nachtigall einen überaus lieblichen Aufenthalt.

Die Namen der Gründer des Bades leben aber in der Ehlers-, Laubmeyer- und Stellter-Straße fort, und ihre jetzt von ehrwürdigem Efeu umspinnenen Sommerhäuser sind noch heute zu sehen.

Neuhäuser wurde nun der Sommerwohnsitz von Königsberger Familien, die in völliger Zurückgezogenheit dem Leben der Großstadt entfliehen wollten; jahrelang war das Bad auch der Sommeraufenthalt des ostpreußischen Hochadels, dessen ehemalige, von herrlichen Gärten umschlossene Villen zu den schönsten des Ortes gehören. Die Zukunft scheint dem Badeort aber einen anderen Charakter zu geben, denn unter der Nachwirkung des Krieges ist der Besitzwechsel der fast ausnahmslos in Privathand befindlichen Landhäuser ein sehr lebhafter geworden.

Vom Bahnhof führt die Straße in Kürze über den etwa 30 m hohen Pfann-

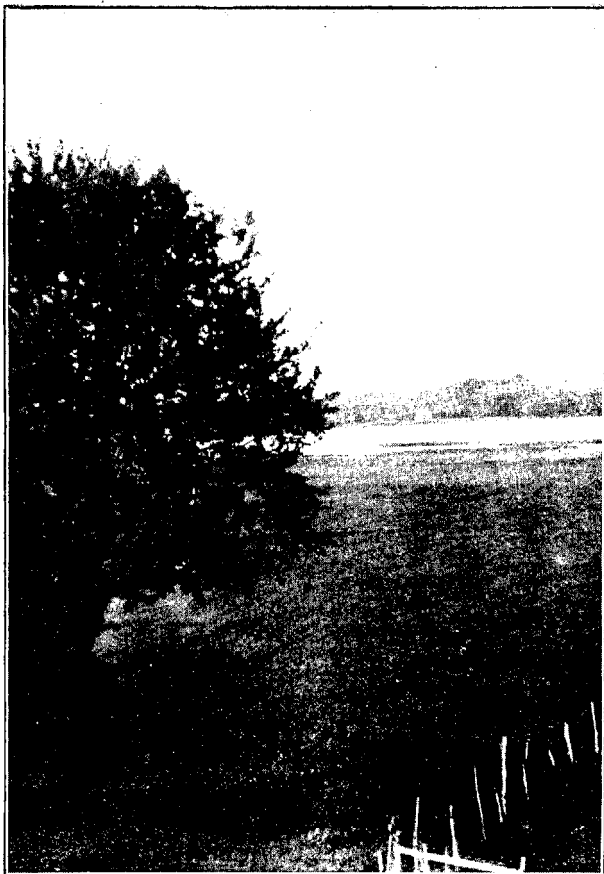


Straße nach Neuhäuser beim Pfannkuchenberge.

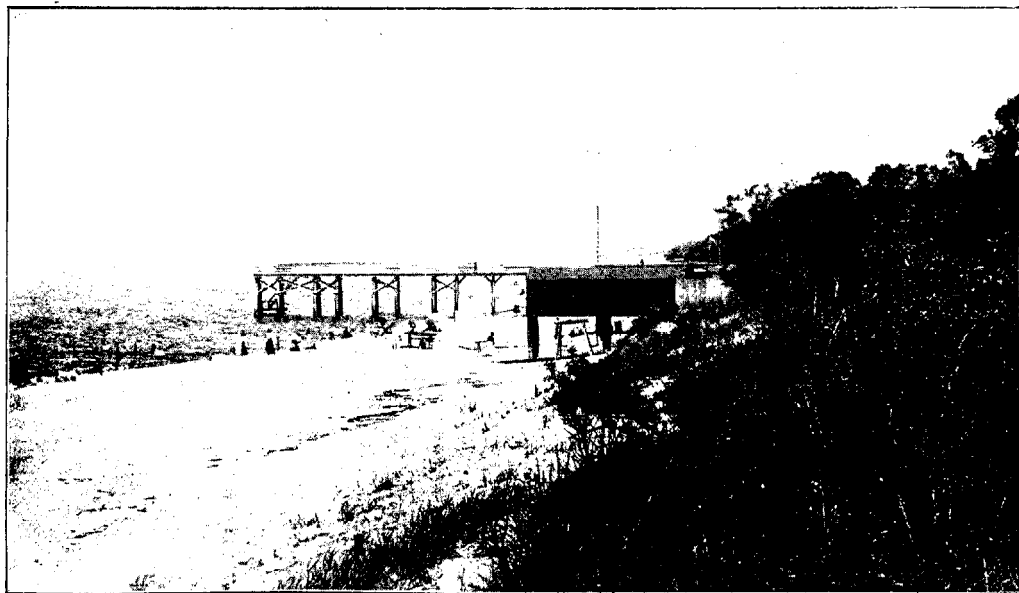
kuchenberg, für den selbst die Bezeichnung „Hügel“ noch übertrieben erscheint, nach Neuhäuser. Und dennoch ist das Plätzchen des Pfannkuchenberges wegen seiner herrlichen Aussicht überaus bemerkenswert, und wer als Besucher Neuhäusers dort bei Sonnenuntergang einmal weilte, wird den sich hier bietenden Ausblick auf See und Haff, auf die langgestreckte Pillauer Halbinsel und die dahinter liegende Frische Nehrung so leicht nicht aus dem Gedächtnis verlieren.

An der graden Weges zum Strande führenden Straße steht am Eingange des Badeortes das bei seiner Erbauung dem Bedürfnis vorausgeeilte Kurhaus. Der große, überaus geräumig angelegte Bau ist jetzt von der Kaiserin Augusta Viktoria-Stiftung erworben und für deren Zwecke als Erholungsheim entsprechend umgebaut. Eine Dampfheizung wird die Benutzung des Gebäudes auch im Winter ermöglichen.

Der breite steinlose Strand bei Neuhäuser ist für Badezwecke überaus günstig,



Blick vom Haffwäldchen auf die Burg Lochstädt.



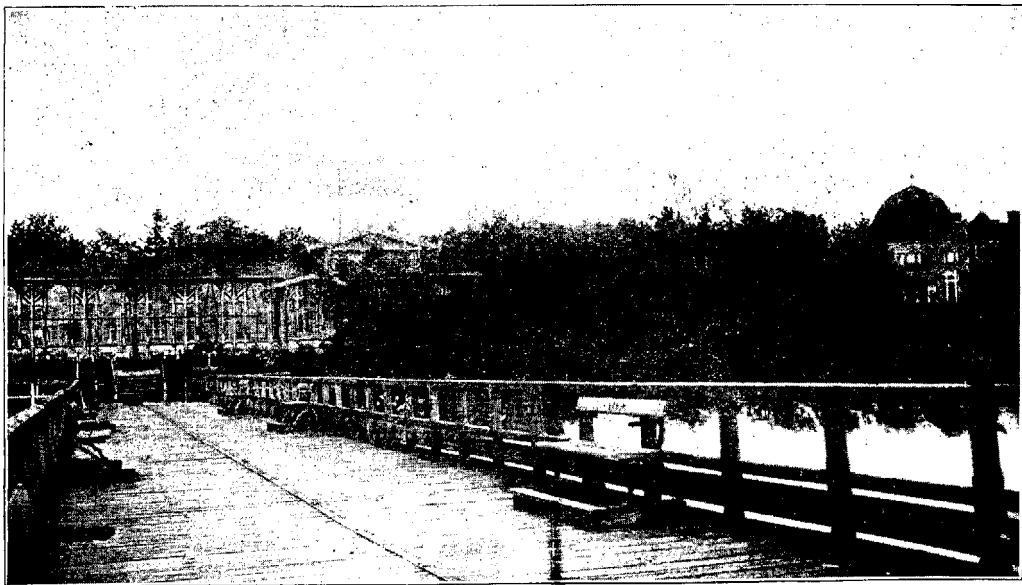
Am Strand von Neuhäuser.



Die Ehlersstraße.

umsomehr, als die Uferberge nur niedrig sind und ihn daher bequem zugänglich machen.

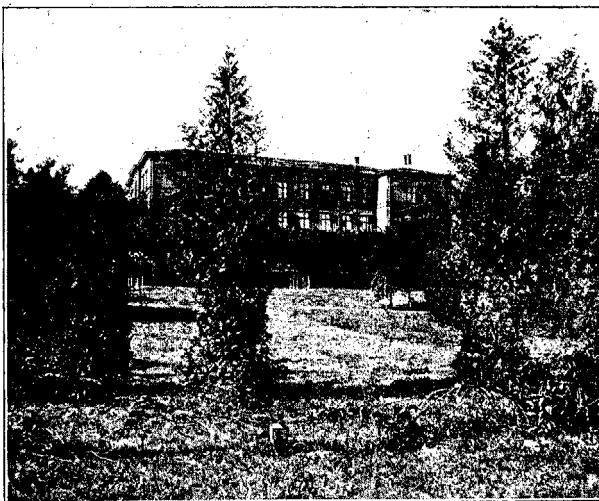
Schwer haben diese Ufer von den Herbst- und Winterstürmen zu leiden, von denen man sagt, daß sie auch den Badestrand jährlich verändern. Man erhält eine Vorstellung von ihrer Gewalt, wenn man hört, daß u. a. im Winter des Jahres 1818 große Eisschollen sich weit über das acht Meter hohe Seeufer schoben und dadurch den ganzen Strand zerstörten. Auch der kurze, aber ziemlich hohe Seesteg ist von diesen Stürmen schon sehr mitgenommen. Bei südwestlichem Winde hat man des öfteren Gelegenheit, von diesem Stege aus die Strand- und Uferströmungen des durch das Pillauer Tief gedrückten Haffwassers zu beobachten. Weit bis zum nördlichen Samland streicht das Haffwasser am Ufer entlang, und deutlich sieht man seine gelbliche Farbe von der grünlichen des Seewassers sich abheben.



Der Seesteg mit Strandhalle und Warmbad.

An dem Seesteg steht neben der freundlichen, 1893 erbauten Strandhalle das 1904 errichtete Warmbad. Dieses, wie auch die Wasserleitung und Kanalisation, stellen Neuhäuser in gesundheitlicher Beziehung auf die gleiche Stufe mit anderen, weit größeren Seebädern.

In früheren Jahren war Neuhäuser im Winter so gut wie unbewohnt, und ein Wächter führte in dieser Zeit die Aufsicht; jetzt ziehen es aber viele Familien vor, auch in dieser Jahreszeit dauernd im Orte zu bleiben. Es hat sich daher schon eine ständige Einwohnerzahl von mehreren hundert Personen gebildet, während 1858 nur achtundzwanzig Einwohner in drei Gebäuden gezählt wurden. Die Zahl der jährlichen Badegäste betrug bisher etwa eintausendsechshundert, ist aber in merklichem Steigen begriffen.



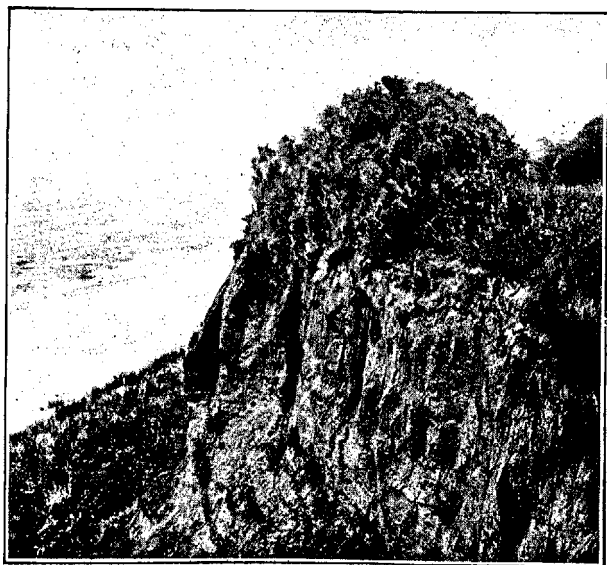
Das frühere Kurhaus Neuhäuser.

Die Pillauer Halbinsel.

Als Beginn der Pillauer Halbinsel, richtiger Landzunge, ist die Gegend bei der Tenkitter Gardine anzusehen. Untersuchungen der Erdlagerungsschichten haben ergeben, daß ihre Entstehung in die gleiche Zeit als die der eigentlichen Nehrung zu setzen ist. Fast in der ganzen Ausdehnung der Landzunge ist der diluviale Boden mit aufgewehtem Dünensand bedeckt, der in Schichten von einem bis fünf Metern auflagernd, das alte Kulturland nur mühselig wieder der landwirtschaftlichen Bebauung

zugänglich machen läßt. Außer diesen aufgewehten Sandmassen kommen aber auch bedeutend ältere Sandschichten vor, so am Schwalbenberge bei Alt-Pillau, wo sie das Material für die dort befindliche Kalksandstein-Fabrik liefern.

Die bedeutenden Sandverwehungen haben ihre Ursache in der außerordentlichen Breite des Seestrandes — 25 bis 75 m —, ferner in den Abholzungen früherer Jahrhunderte. Weitere Versandungen hat man durch Kiefern-pflanzungen zwar bedeutend gehemmt, doch dürften diese kaum von Bestand sein, da die Kiefer nur so lange gedeiht, wie sie ihre

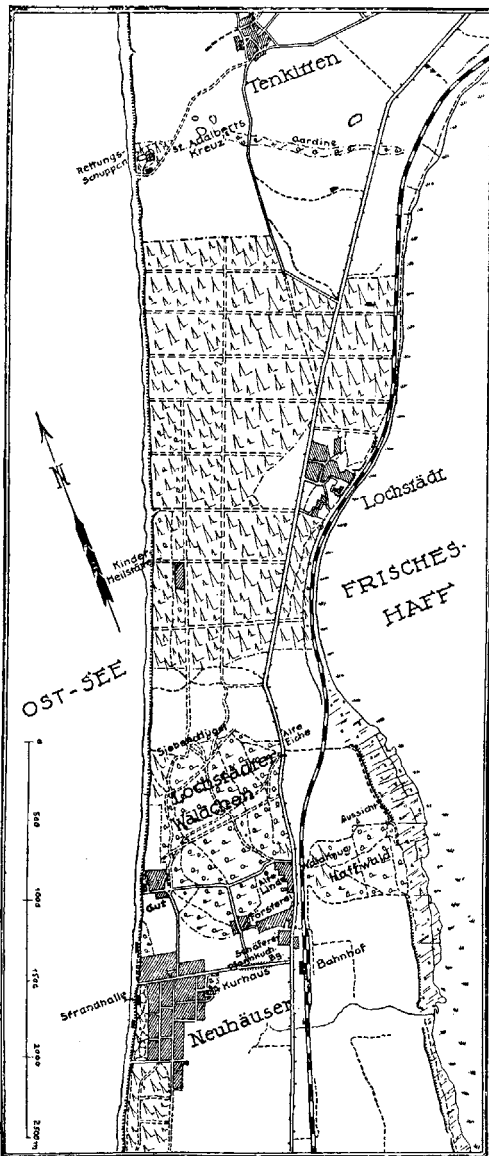


Steilufer bei Neuhäuser.

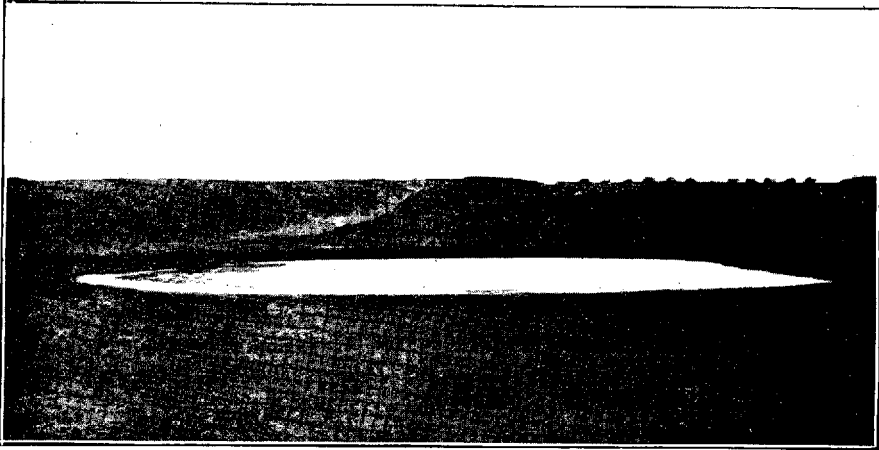
Nahrung der Sandschicht entnehmen kann, aber abstirbt, sowie ihre Pfahlwurzel die festeren Lehmschichten erreicht, die sie nicht durchdringen kann. Die Fichte dürfte daher für die Bepflanzung der Pillauer Halbinsel als geeigneter anzusehen sein, wenn auch die ersten Schwierigkeiten hierbei etwas größer sind.

Das Relief der Pillauer Landzunge ist ein hügliges. Durchschnittlich 20 m hohe Dünen begleiten sie vom Beginn bis zu ihrem End- und höchsten Punkte, dem Schwalbenberge bei Alt-Pillau mit 31 m. Während das kuppige Dünengebiet bis Neuhäuser fast die ganze Breite der Landzunge einnimmt, wird es von hier an schmaler und zieht sich in einem Streifen von 50 bis 300 m hin, nach dem Haff zu abfallend. Als die Stätte des ehemaligen Tiefes ist die Senke südlich von Lochstädt bemerkenswert, die, etwa 400 m eben verlaufend, durch ein großes, vom Dünensand überwehtes Torflöz ausgefüllt wird. Die Beschaffenheit dieses Torflagers läßt auf eine langsame

Verlandung des Lochstädter Tiefes schließen, verweist also die alten Erzählungen von einer plötzlichen Verwehung dieses alten Tiefes in das Gebiet der Fabel. Ein weiteres bedeutendes Torflager von etwa 1 km Länge und 300 m Breite befindet sich zwischen Neuhäuser und der Jubiläumshöhe, der hier stehende Bruchwald findet auf diesem Boden ein gutes Fortkommen; dem Wanderer macht sich dieses Torflager leicht kenntlich durch das federnde Nachgeben beim Betreten. Durch dieses Wäldchen, auch Neuhäuser Seeplantage genannt, führen gute Waldwege am Seeufer entlang in einer halben Stunde zu dem Beginn der schönen Pillauer Festungsplantage. Dort, wo der Wald durch die abgeholzte Fläche unterbrochen wird, die der Pillauer Besatzung im Jahre 1914 ein freies Schußfeld geben sollte, findet man noch die Spuren der schnell bewirkten Verteidigungsmaßnahmen gegen den befürchteten Russeneinfall, zu denen auch die in der Nähe des Strandes liegende, im Jahre 1629 von den Schweden errichtete alte Schanze benutzt wurde. An dem bis hier sich erstreckenden „Hagens Seeweg“, der Strandpromenade Neuhäusers, haben die angepflanzten Kiefern in dem Sande ein sehr schweres Fortkommen, üppig gedeiht dagegen der Seedorf. Oft erfreut den Wanderer die als Seemannstreue jedem Strandbesucher wohl vertraute Meerstranddistel, deren Schutz sich die Behörde sehr angelegen sein läßt. Ein Aussichtsturm in den Dünen wurde bei Beginn des Krieges aus strategischen Gründen niedergelegt.



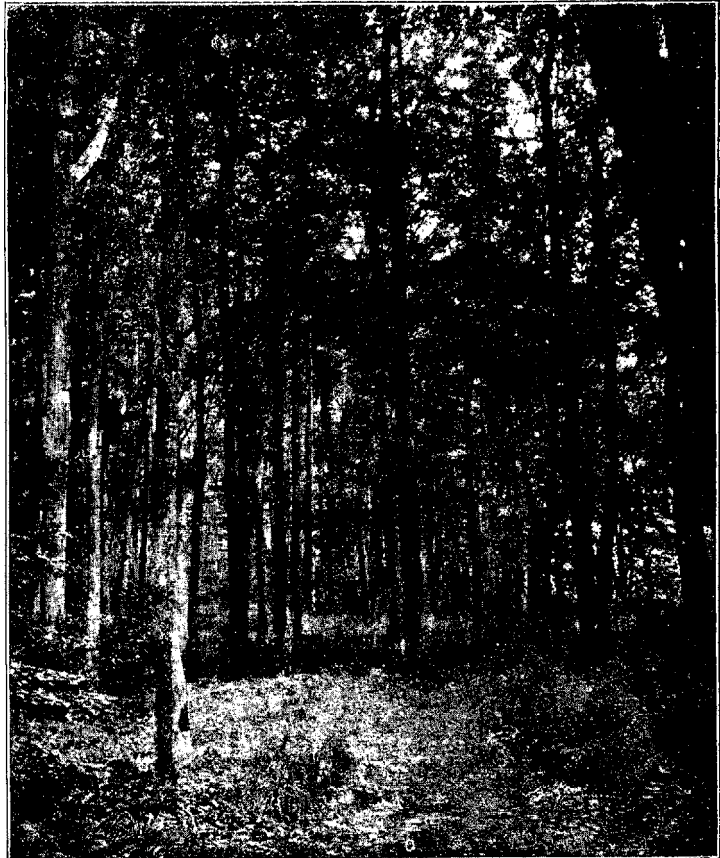
Der Wald von Lochstädt bis Neuhäuser.



Der Königssee.

Etwas landeinwärts liegt inmitten der Dünen der Königssee, ein bescheidenes Wasser mit einem stolzen Namen. In dieser Gegend stand auch der alte, uns aus der Teilungsurkunde des Jahres 1258 bekannte Wald Wogrym; seine genaue Lage ist nicht nachweisbar. Im Jahre 1322 hatte ihn, jedoch vergeblich, der damalige samländische Bischof Johannes unter dem Vorwand zurückverlangt, daß das Bistum bei der Teilung von dem Orden übervorteilt worden wäre. Später wird dieser Wald noch einigemal erwähnt, so 1513 gelegentlich der Berechtigungserteilung zur Holzentnahme als „Wageramscher Wald“. Er soll dann den Abholzungen de la Caves zum Opfer gefallen sein, obgleich die betreffende Gegend schon vorher als „der Sand“ bezeichnet wird.

Mit dem Namen dieses Waldes haben wir die früher hier liegende Ortschaft Wogram in Verbindung zu bringen, die wir auch als Wogerim, Wugerim, selbst als



Partie aus dem Haffwäldchen.
Der nördlichste Buchenwald Europas.

Wögerahm kennen lernen. Von diesem alten Wogram, das im Jahre 1413 seine erste, 1452 erneuerte Handfeste erhielt, finden sich noch heute Ziegelreste in der Nähe des Königsees. Wogram war ein zum Lochstädter Amt gehörendes Fischerdorf von etwa zwanzig Feuerstellen, das auch als Lehnsgut bezeichnet wird. Im Jahre 1539 erhielt es einen von der Nehrung hierher verlegten Dorfkrug. 1664 hatte Wogeramb, wie es jetzt hieß, nur noch elf Bauernstellen, in einigen von ihnen saßen Landsknechte der Pillauer Garnison. Ein guter Teil des Einkommens dieser Soldaten scheint aber von dem verbotenen Schöpfen des Bernsteins hergerührt zu haben, denn in einer Eingabe des damaligen Bernsteinmeisters wegen der Bernsteindiebstähle heißt es, „daß sie vordem als arme Leute in diese Gegend gekommen seien.“ Bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurden auch die letzten Bewohner der Ortschaft durch den alles tötenden Sand gezwungen, ihre Wohnsitze nach Alt-Pillau zu verlegen, wo



Die kleine Gardine.

sie sich am südlichen Ende des Dorfes ansiedelten, da der Sandflug anderweitig dafür keine Möglichkeit bot.

Rechts an der vom Bahnhof Neuhäuser nach Pillau weiter führenden Kunststraße liegt „die kleine Gardine“. Sie ist, wie ihr größerer bei Fischhausen liegender Schwesterwall, ein noch aus alter Preußenzeit stammendes kleines Verteidigungswerk, das auffallender Weise bisher wenig Beachtung gefunden hat. Mühsam sind hier einige Strecken der Bebauung wieder zugänglich gemacht, aber noch harren weite, nur mit einer dünnen Grasschicht bewachsene sandige Flächen der schwierigen kulturellen Erschließung.

Wo dir Gottes Sonne zuerst erschien,
Wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
Wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten
Und dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brausten,
Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Ernst Moritz Arndt.

Pillau.

ERSTER TEIL. — ERSTER ABSCHNITT.

Nachrichten über Pillau bis zum Jahre 1640.

Die Geschichte Pillaus verliert sich in die älteste Zeit Preußens. Die erste, wenn auch sagenhafte Nachricht von der Beherrschung dieses Landes wird mit der Gegend Pillaus in Verbindung gebracht: danach soll der um das Jahr 550 n. Chr. mit den Goten in das Land der Aestyer gekommene König Widiwut oder Weydiwuito hier zwischen Crono und Halibo (See und Haff) ein Schloß für seinen Bruder Bruteno, den obersten Priester oder Kriewen, erbaut haben, das er „Noytto“ nannte.

Von dieser Burg Noytto, auch Naitepile, hört man wieder gelegentlich der Besitzergreifung des Samlandes durch den Orden. Damals wohnte in ihr der samländische Fürst oder Reick Swayno, der den Eroberern „mancherlei Verdruß“ bereitete. Bei einem Treffen auf dem Frischen Haff mit den dem Orden Hilfe leistenden Lübeckern kam Swayno jedoch mit einer Anzahl seiner Leute ums Leben. Um seinen Tod zu rächen, zog dann Swaynos Bruder Boltzo gegen die Lübecker, und es gelang ihm, einige von ihnen gefangen zu nehmen; aber auch er wurde von den unter dem Ritter Johann Ozemunt kämpfenden Ordensleuten erschlagen, die sodann im Jahre 1260 die Burg Naitepile völlig vernichteten.

Nach einer anderen, aber wohl unrichtigen Ueberlieferung soll die Burg Noytto, auch Neytenburg genannt, jedoch auf der Frischen Nehrung in der Nähe Narmeln gestanden haben, und ihre Zerstörung erst 1275 erfolgt sein.

Es ist wohl zweifellos, daß die Burg Naitepile der Oertlichkeit am Tief den Namen „die Pillaw“ gegeben hat. Unter Pile verstand man im Altpreußischen einen aufgeschütteten Burgberg, und noch heute erinnern z. B. der Pilgar bei Pobethen, der Pilberg bei Plinken, die Ortschaft Pillkopen (Pillekop) an die samländische Vorzeit. Auch die Endsilbe au oder aw hat die gleiche Bedeutung wie bei den Namen der alten Gebiete Medenaw, Laptowe u. a. Wenn wir also in älteren Schriften die Pillauer Gegend als „die Pillaw“ bezeichnet finden, so ist darunter das Land am Burgberge zu verstehen. Als Standort dieser nun garnicht mehr so sagenhaft erscheinenden Burg Naitepile ist der alte Pfundbudenberg anzusehen.

Die ältesten Nachrichten über das Pillauer Tief.

Das Bestreben der Weichsel, ihren Ausgang zur See immer mehr nach Norden zu suchen, fand in den Höhen bei Alt-Pillau seine natürliche Grenze. Des öfteren hören wir noch in historischer Zeit von Durchbrüchen und Tiefbildungen südlich dieser Anhöhen. Leider genügen die vorhandenen Nachrichten nicht, ein klares Bild über diese verschiedenen Tiefe zu erhalten. Wie die sonstigen Tiefe der Frischen

Nehrung waren aber auch sie, besonders das noch jetzt bestehende, als Einfahrten zu den Häfen des Frischen Haffes seit jeher von besonderer Wichtigkeit.

Die erste Kunde von einem Tief in der Pillau, das aber wieder versandete, erhalten wir aus dem Jahre 1376. Um die Brauchbarkeit des zu damaliger Zeit der Schifffahrt dienenden Tiefes nicht zu verringern, verhinderte man aber nach Möglichkeit die Verbreiterung des Pillauer Durchbruches.

Noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hören wir des öfteren von Schutzarbeiten gegen weitere Durchbrüche in dieser Gegend. So wurden im Jahre 1445 von den Schifffahrttreibenden am Haff für diese Zwecke fünfzig Mark aufgebracht. Dieser niedrige Ertrag wurde aber bedauert und die Meinung geäußert, „daß er größer gewesen wäre, wenn diejenigen, die es anginge, sich vorher darüber verständigt hätten.“ Bald darauf schreibt der Marschall dem Hochmeister, daß ihn die Königsberger gebeten hätten, „die Pillaw“ und das Tief in der Balga rechtzeitig in Stand zu setzen. Zu diesen Arbeiten wurden denn auch von den Städten Königsberg, dem samländischen Bischof und dem Marschall gemeinschaftlich Arbeitsleute und Wagen angenommen.

Nach einer in der Alt-Pillauer Kirche befindlichen Inschrift am Orgelchor wurde gelegentlich eines viertägigen mächtigen Sturmes im Jahre 1479 wieder ein Tief in der Pillau durchgerissen, das vorläufig beständig blieb, denn bereits auf einer Tagfahrt des Jahres 1480 in Elbing wird über die „Zeyse in den Tiefen an der Sarckaw und Pylle“ verhandelt, die der Orden für sich in Anspruch nahm. Dieses Tief hatte anfänglich neun Faden Wassertiefe, wurde aber bald wieder als sehr schwach bezeichnet. Zur Verhütung unberechtigter Durchfahrt wurden in die Fahrtrinne ordnungslos stehende Pfähle eingerammt. Der Rest dieses unmittelbar an den Alt-Pillauer Höhen liegenden Tiefes versandete dann immer mehr, wurde aber noch 1630 als der Hafen „das alte Tief“ bezeichnet. Noch bis in die neuere Zeit diente er Pillauer Fischerbooten als Liegeplatz.

Das Jahr 1510 brachte die Entstehung des jetzigen Tiefes. Hennenberger berichtet darüber:

„Anno 1510 auff Sanct Eufemientag / ward ein gar grosser Sturm aus dem Norden / warff viel Gibel omb / ond riss ein newes Tieff / zwischen den vordrigen zweyen / als Balgischen / ond dem Onter Lochstetten: war erstlich drey Fadern tieff / doch nam es mit der Zeit sehr ab / bis das Balgische Tieff von den Dantzern gantz verfüllet wurde: Do ward dis darnach besser / onnd ist fort ein gar gutes Tieffe, Also geschicht was Gott wil / Der gnedige Gott kan dem schnöden Neide wehren.“

Auffallend ist, daß die sonst sehr genaue Strachwitzsche Karte der Frischen Nehrung aus den Jahren 1643 bis 1645 diesen Durchbruch in das Jahr 1530 verlegt.

Gelegentlich des zweiten polnischen Krieges versuchten die Danziger, auch das neue Tief in der Pillau unbrauchbar zu machen. Auch hierüber schreibt Hennenberger:

„In der Osterwochen Anno 1520 kamen die Dantzer das Newe Tieff der Königsberger zuerpfehlen ond versencken. Do schickt der Hoemeister Volck hinnaus / ond die 3 Städte auch 100 Man / wiewol ongerne: Do ward den Dantzern / so das Tieff verpflockten / 2 Jagt inden grund geschossen / auch etzliche andere Schiff zerschossen / So kamen etzliche auch durch das ongewitter omb / so hat man auch 2 mit feuer sehen verbrennen. Am Freytag hernach liess man die Tieffe besehen / ond man fand sie beyde rein dann der strom das Alte auch gereinigt hatte / ond man fand zwischen beyden Tieffen am rande 3 Prome mit Kasten verschürtzet ond 5 Jagte so zuschossen ond zu Lande getrieben waren. So halff onser lieber Herre Gott das die Feinde / mit grossem schaden abziehen musten.“

Das Mißlingen dieses Angriffes schrieb man damals dem Heiligen Adalbert zu, „der sein Land nicht verderben lassen wollte.“

Die Aufsicht über das Pillauer Tief übernahmen nun dauernd die Städte Königsberg. Noch einmal, im Jahre 1540, versuchte die See, zwischen dem Blockhaus auf dem Haken und den Alt-Pillauer Höhen durchzubrechen. Das 1510 entstandene Tief konnte sich aber behaupten, ihm verdankt die Stadt Pillau ihr Entstehen.

Der Pfundbudenberg und die Pfundbude.

Wie die meisten Anhöhen des Samlandes dürfte auch die Anhöhe bei Alt-Pillau einst einen altpreußischen befestigten Wohnsitz getragen haben und zwar die bereits erwähnte Burg Naitepile. Als sich dann zur Zeit des Ordens im Jahre 1376 an ihrem Fuße das erste Pillauer Tief bildete, wurde der Berg der gegebene Ort zur Errichtung eines die Durchfahrt beherrschenden Baues, „der Pfundbude.“ In diesem Gebäude hatten die durch das Tief segelnden Schiffe eine Seefahrtssteuer, „den Pfundzoll“, zu entrichten. Die Einführung des Pfundzolles wurde für alle Hansehäfen der Ostsee, zu denen auch Königsberg, Braunschweig und Elbing gehörten, auf einem Hansetage im Jahre 1361 in Greifswald beschlossen; er sollte die Mittel zu einem

Kriege gegen Dänemark liefern. Da dieser Zoll sich als eine ergiebige Quelle zur Beschaffung von

Geldern erwies, behielt man ihn bei, erweckte aber

bald damit bei dem Orden und den sonstigen Landesherren den Wunsch, auch ihren Anteil daran zu erhalten, was erklärlicherweise zu mancherlei Reibungen führte. Längere Zeit wurde der Zoll dann abgeschafft; 1422 gelangte er, später unentbehrlich werdend, wieder zur Einführung und wurde im Jahre 1443 derart geregelt, daß dem Orden zwei Drittel und den Städten am Haff ein Drittel seines Ertrages zufielen.

Die Pfundbude wird als ein sehr geräumiges, starkes und hohes Gebäude geschildert. Mit doppelten Kellern versehen, fehlte ihr selbst der sonst nur bei Burgen vorkommende Danzker nicht. Das Jahr der Erbauung ist nicht nachweisbar, es dürfte aber wohl sicher in die Zeit der Entstehung des ersten Pillauer Tiefes fallen, denn 1525 ist bereits von Ausbesserungen daran die Rede.

In der herzoglichen Zeit soll die Pfundbude auch als Jagdschloß gedient haben. Das erscheint glaublich, wenn man hört, daß das Revier eines damals in Lochstädt wohnenden Hasenhegers sich bis an das Tief erstreckte.

Die Lage der die Landschaft beherrschenden Pfundbude muß eine hervorragend schöne gewesen sein, war doch diese ganze Gegend, bevor sie 1657 de la Cave abholzen ließ, mit prächtigem Laubwald bestanden.



Die Pfundbude um das Jahr 1500.
Nach einer Zeichnung im Staatsarchiv Königsberg.

Noch im Jahre 1630 schreibt Merian von ihr in seiner Topographie: „Der Pfund- oder Zollschreiber wohnt in einem feinen Hause, davor ein grüner Platz, von dem man eine wunderbare Aussicht hat. Es ist hier ein überaus herzliche Luft diß Orths, also, daß solcher daher und auch wegen allerley guter Schnabelweide das Paradeiß in Preußen genannt wird.“ Ein anderer Liebhaber dieser Gegend hält die Aussicht von der Pfundbude für so schön, daß sie „über alle Schilderungen in der Welt den Vorzug behauptet.“

Zur Unterhaltung der Pfundbude sowie der zwölf in einem weiter unten gelegenen Hause wohnenden Piloten oder Lotsen mußten die durch das Tief fahrenden Schiffe eine besondere Abgabe erlegen. Die Piloten erhielten außer diesem Gelde noch ein bestimmtes Gehalt, auch hatten sie das Recht der gebührenfreien Fischerei. Daß man versucht hat, den Namen Pillau von diesen Piloten herzuleiten, möge als irrige Auffassung mancher älterer Chronisten hier der Vollständigkeit wegen angeführt werden. Nachdem im Jahre 1657 die Pfundeinnahme nach dem Haken verlegt wurde, siedelten auch bald darauf die Lotsen in die dort für sie errichteten Baracken über.

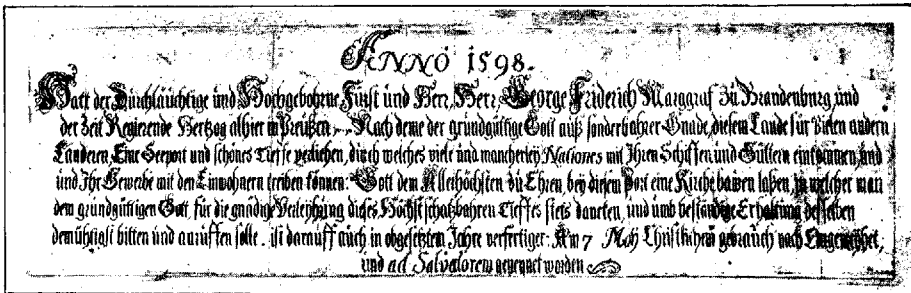
Die Pfundbude diente nun mancherlei anderen Zwecken. Als im Jahre 1657 die Kirche in Alt-Pillau abbrannte, wurde für längere Zeit in der Pfundbude der Gottesdienst abgehalten. Einige Jahre später richtete der Kurfürst Friedrich Wilhelm sie dann zu Wohnungen für die Kapitäne und Mannschaften seiner Flotte ein. Dann wurde sie meist dauernd mit Soldaten belegt. Eine Zeitlang war in ihr auch die Bernsteinkammer für den Pillauer Strandbezirk.

Die hochliegende Pfundbude, zu der Treppen hinaufführten, war für die Pillau und das Tief ansegelnden Schiffe ein gutes Seezeichen, und im Jahre 1741 erbaute man auf ihrem Dach noch ein kleines Türmchen, Laterne genannt, worin in dunklen Nächten Kohlen entzündet wurden, die ihren Widerschein durch metallene Spiegel in die See warfen.

Nach dem Abbruch der Pfundbude baute man als neues Seezeichen die Landmarke, und als Ersatz für das Feuer der Pfundbude errichtete man auf einer in der Nähe befindlichen Anhöhe ein Gebäude und unterhielt dort bis zur Inbetriebsetzung des neuen Leuchtturmes das Seefeuer.

Da man von der Pfundbude Einsicht in die Festung hatte, was dieser im Kriegs-falle nachteilig werden konnte, trug man sich bereits 1800 mit der Absicht, das Gebäude abzureißen und den Berg abzutragen und an die Stelle eine Sternschanze als Außenwerk der Festung zu bauen. Aber erst im Jahre 1804 kam der Plan unter der Aufsicht des Obersten von Gonzenbach, eines Schweizers, zur Ausführung; von dem Bau einer Schanze wurde jedoch vorläufig abgesehen.

Später kam in die unmittelbare Nähe der Anhöhe ein Befestigungswerk, in dem der Name Pfundbudenberg weiterlebt, während er für die Höhe selbst nicht mehr im Sprachgebrauch ist. Erhalten ist uns aber, wenn auch an anderer Stelle, das Tief, dem die Pfundbude einst ihre Errichtung verdankte.



Inschrift an der Orgelempore in der Kirche zu Alt-Pillau.

Die ersten Siedlungen in der Pillau.

Wie in späterer Zeit eine Tiefbildung die Ursache zur Ansiedlung auf dem Haken werden sollte, so verdankt auch Alt-Pillau seine Entstehung dem früheren, unmittelbar an dem „Gebirge in der Pille“ gelegenen Tief. Um das erste Gebäude der Pfundbude siedelten sich einige Fischer nebst einem Krug an, denen im Jahre 1583 eine Handfeste zu kölmischem Recht verliehen wurde.

Bereits im Jahre 1527 wird ein Pfarrer von Lochstädt-Pillau erwähnt, aber erst im Jahre 1598 erhielt die Ortschaft durch den damaligen Regenten des Herzogtums, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, eine eigene Kirche, die den Namen „Ecclesia ad salvatorem“ erhielt. Diese Kirche war Filialkirche von Albrechtsdorf; sie stand unterhalb der Pfundbude an der Stelle der jetzigen inmitten der Ortschaft. Erst durch den die Gehöfte verdrängenden Sand erhielt sie ihre abgesonderte Lage in dem angewehten Dünenkessel.

Diese erste Kirche wurde am 3. August 1657 durch ein ungewöhnlich starkes Gewitter angezündet und brannte völlig nieder. Der Grundstein der jetzigen Kirche wurde am 4. August 1674 auf Veranlassung des Großen Kurfürsten durch den Landrat und Vogt von Kreytzen aus Fischhausen gelegt. Eingeweiht wurde die Kirche in „der alten Pillau“ am 8. September 1675 durch den Erzpriester Tydaeus aus Fischhausen. Die Festpredigt ist noch heute erhalten.

Ihr damaliger Pfarrer war Heinrich Vasoldt aus St. Albrecht, in dessen Amtszeit auch die vorige Kirche vernichtet wurde. Vasoldt starb 1684 und wurde in Alt-Pillau begraben. Von 1698 bis 1726 folgte ihm sein Sohn, und von 1726 bis 1736 sein Enkel hier im Amte. — Auf dem Kirchhofe in Alt-Pillau fanden auch die Gestorbenen vom Haken und von den fremden Schiffen ihre letzte Ruhestätte.

Die gute Zeichnung von de Kemp aus dem Jahre 1601 zeigt die Pillauer Landzunge bereits in guter Kultur. Bald darauf besteht die Ortschaft auch schon aus dem östlich gelegenen „Groß-Pillaw“ und dem westlichen „Klein-Pillaw“, und 1631 werden drei Krüge darin aufgeführt.

Der Schwalbenberg war schon damals für die Schifffahrt von einer gewissen Bedeutung. Hier hing an einem hohen Gerüst ein Korb, in dem des Nachts Kohlen als Leuchtf Feuer, vielleicht auch als Alarmsignal, angezündet wurden, ähnliche Einrichtungen standen damals mehrere an der samländischen Küste. Die dem Schwalbenberg vorgelagerte Bucht wird um diese Zeit noch als das Revier vieler Wasservögel, ja selbst von Seehunden geschildert.

Im Jahre 1664 werden in Pillau zwanzig Bauern erwähnt, die aber doch wohl in der Hauptsache die Fischerei betrieben. Als dann im Jahre 1725 der Name Pillau auf die Stadt am Haken überging, erhielt diese alte Ortschaft den Namen Alt-Pillau.



Ansicht von Pillau und dem Haken aus dem Jahre 1601.
Nach einer Zeichnung von Nicolaes de Kemp im Geheimen Staatsarchiv, Berlin.
Im Vordergrund die Pfandbude, auf dem Haken die alte Schanze (A) und die neue Schanze (B).

Eine Sonderstellung nimmt wegen seiner Lage auf der Pillauer Halbinsel seit jeher Kamstigall, das alte Komstegallen, ein. Nachdem es 1455 durch die Polen völlig abgebrannt worden war, erhielt es 1476 durch den Pfleger von Lochstädt seine Handfeste. Am Donnerstag nach Vincula Petri 1520 wurde Kamstigall wiederum, diesmal aber von den Danzigern zerstört. 1664 hatte der Ort elf Bauernstellen, von denen einige durch verheiratete Soldaten der Pillauer Festung bewirtschaftet wurden.

Einst hing die Kamstigaller Höhe mit der gegenüberliegenden Höhe bei Balga zusammen und bildete so die Wasserscheide zwischen dem Weichsel- und Pregelhaff. Das Land fiel dann, vielleicht in Jahrtausenden, den sich entgegenwirkenden Strömungen der Weichsel und des Pregels zum Opfer. Ueber dieses ehemalige Land und die Entstehung des Namens schreibt Hennenberger:

Ein zimliches Dorff / an einem Eck des frischen Haffes gelegen / das wort aber sol einen Schaffskopff bedeuten / denn man sagt / da noch das Tief an Lochstetten gewesen / sei es von Camstigal hinnüber warts nach der Balga / Land gewesen / ond dazwischen nur ein Refirchen / das wenn man auff einen Schaffkopff / so darinnen gelegen / getretten / man trockens fuss hinüber gegangen. Nun aber ist es lauter Wasser / in die fünff vierthel meylen breit.

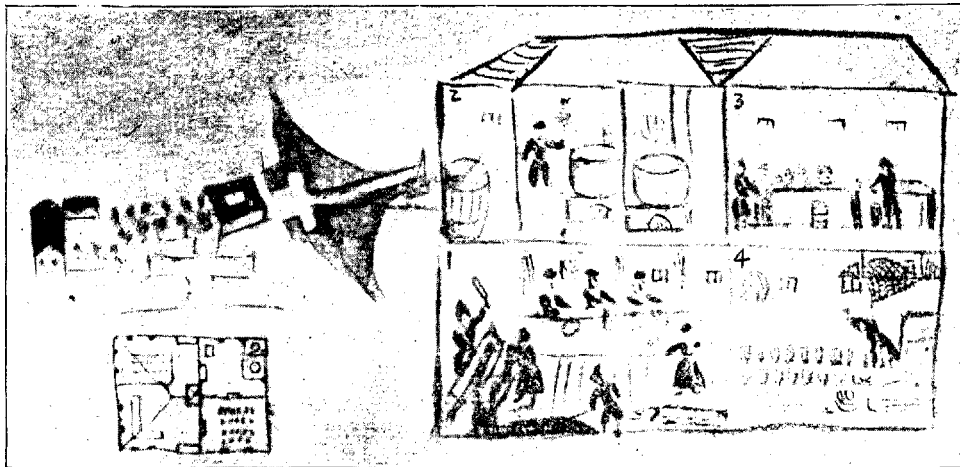
Die hieraus gefolgerte irrthümliche Namendeutung leitete man von dem preußischen Kampeste Gelba = Schafskopf ab. Die Ortsbezeichnung stammt jedoch von dem preußischen Kamstes = Winkel und Gales oder Gallan = das Ende.

Andere Schreibweisen waren in älterer Zeit Kamstigalb, auch Kamstegallen. Da aber bereits 1515 das Dorf als Camstigall bezeichnet wird, ist es eine der wenigen Ortschaften des Samlandes, die ihren Namen durch Jahrhunderte unverändert erhalten haben.

Der Pillauer Störfang und die Störbude.

Eine eigentümliche Berühmtheit der samländischen Küste, besonders aber Pillaus, war in früherer Zeit der Fang und die Zubereitung des Störs.

Schon der Orden wußte diesen leckeren Fisch zu schätzen und behielt sich seinen Fang als alleiniges Recht vor. Die beste Fangzeit dieses großen Seefisches war die nach dem Eisgang im April, wo er in großen Scharen durch das Tief in das Haff und weiter zur Weichsel zog, um dort zu laichen; eine andere günstige Fangzeit war der September. In diesen beiden Monaten wurden denn auch fast zwei Drittel



Die Königliche Störbude in Alt-Pillau 1736.

Nach einer Zeichnung von C. H. Rappoldt.

der Gesamtzahl aller Störe gefangen. Der Störfang erfolgte mit besonders starken Netzen, deren Länge sechzehn und deren Breite zwei Faden betrug (ein Faden = sechs Fuß). Die Maschen waren eineinhalb Fuß im Quadrat.

Das Fleisch des gefangenen Störes kochte man zunächst in vielem Salz; nach Ableitung des Tranes wurde es in Fässer gepackt und dann mit Weinessig übergossen. Galt schon das Fleisch als große Delikatesse, so wurde es in der Wertschätzung noch durch den aus dem Rogen des Störes bereiteten Kaviar übertroffen; ein Fisch ergab davon zehn bis zwanzig Fäßchen. Später lief der eingeführte russische Kaviar dem Pillauer den Rang ab.

Der älteste bekannte Ort der Störverarbeitung war der Störhof am Balgaischen Tief. Bald nach der Versandung dieses Tiefes dürfte er jedoch nach Pillau verlegt worden sein. Die erste Pillauer Störbude stand an einem den Rest des ersten Pillauer Tiefes bildenden Graben unterhalb der Pfundbude. Später wurde sie nahe bei Wogram aufgebaut, wo die Bude und die Hütten zur Aufbewahrung der Fanggeräte und zur Wohnung der Angestellten einen großen Platz einnahmen. Die Anzahl der in der Störbude aufbewahrten Netze war sehr bedeutend, Rappoldt gibt sie im Jahre 1736 mit 663 Stück an, von denen 450 ausgestellt waren. Auch ein Krug „Störhof“ fehlte nicht bei der Anlage.

Nach der Säkularisation wurde das Recht des Störfanges verpachtet und um 1600 erwarb es die in Pillau bestehende englische Gesellschaft. Der Versand des Störes erfolgte daher teilweise nach England, wenn auch der größere Teil des Fanges von den im Pillauer Hafen liegenden oder dort vorbeikommenden Schiffen verbraucht wurde.

Im Jahre 1620 wurde der Störfang „aus besonderer Gnade“ der Stadt Königberg übertragen, später erfolgte aber die Verpachtung an den Meistbietenden. Während im Jahre 1688 die Pacht noch den bedeutenden Ertrag von 2393 Talern brachte, ging sie im Jahre 1801 bereits auf 100 Taler hinab.

Die Anzahl der gefangenen Störe war sehr verschieden, meist wechselte sie zwischen hundert und siebenhundert Stück, von denen etwa drei Viertel im Haff und ein Viertel in der See gefangen wurden. Im Jahre 1861 fing man noch an sechzig kleine Störe, die aber keine Kaviarausbeute ergaben. Jetzt ist man schon über den Fang von einem bis zwei Stören erfreut; 1919 fing man einen. Als Grund für das Ausbleiben des Störs wird die allmähliche Verflachung der Nogat angenommen, womit die günstigen Laichplätze fortfielen.

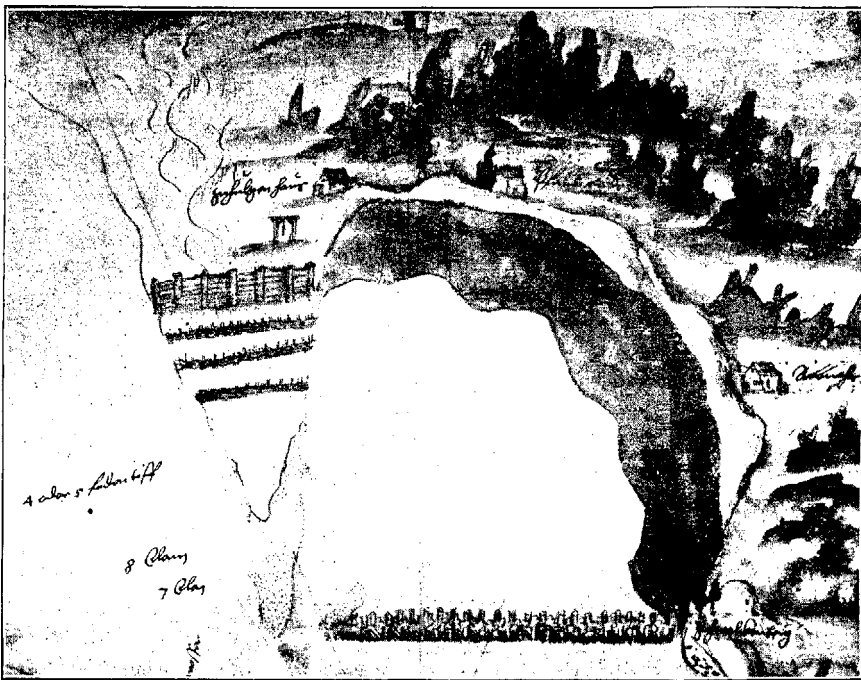
Die Störbude muß aber auch noch den Fang anderer Fische betrieben haben, denn einmal heißt es, daß sie „an dreißig Sorten Fische fängt und dazu viel Cramtsvögel“.

Nichts ist jetzt mehr von der Störbude, noch von der Pfundbude, diesen beiden wichtigsten Anlagen aus älterer Zeit, vorhanden; die letzte Erinnerung an den einst so blühenden Zweig der Pillauer Fischerei ist das Pillauer Stadtwappen.

Die Entstehung des Hakens am Tief und seine ersten Befestigungen.

Die Pillauer Halbinsel war einst ein Teil der Frischen Nehrung, als deren nördliche Grenze man die Gegend bei der Tenkitter Gardine anzunehmen pflegt. In ihrer Entwicklung bietet sie daher das gleiche Bild wie die Nehrung: zwischen See und Haff entstanden zunächst kleine Inseln, die der ansetzende Seesand mit der Zeit zu einem zusammenhängenden Land vereinigte. Feststehend ist jedoch, daß wie von Süden, so auch hier von Norden sich die Nehrung weiter bildete, und daß wir in der Landzunge südlich der Alt-Pillauer Höhen den entwicklungsgeschichtlich jüngsten Teil der Nehrung zu erblicken haben.

Die südlich der Alt-Pillauer Höhen beginnende Ebene ist gewissermaßen eine besondere Fortsetzung der Pillauer Landzunge; sie verdankt ihr Entstehen den aufgeworfenen Sandmassen und Verlandungen der verschiedenen Tiefe, und ist daher alluvialen, also neueren Ursprungs. Bemerkenswert sind die in wenigen Metern Tiefe und an einer Anzahl Stellen erbohrten Schichten von Hafschlick und Torf, sowie der hohe Grundwasserstand, die eine allmähliche Verlandung beweisen. Das diesen Schichten entstammende Wasser ist jedoch wenig genießbar, sehr gut ist dagegen das den tieferen diluvialen Schichten entnommene Wasser, umso mehr, da es den Vorzug völliger Kalkfreiheit besitzt. Auf dem Russischen Damm ist es auch gelungen, die zur Kreide gehörenden Schichten zu erreichen; diese haben sich als sehr phosphorhaltig erwiesen,



Aelteste Zeichnung des Pillauer Hakens.
Staatsarchiv Königsberg.

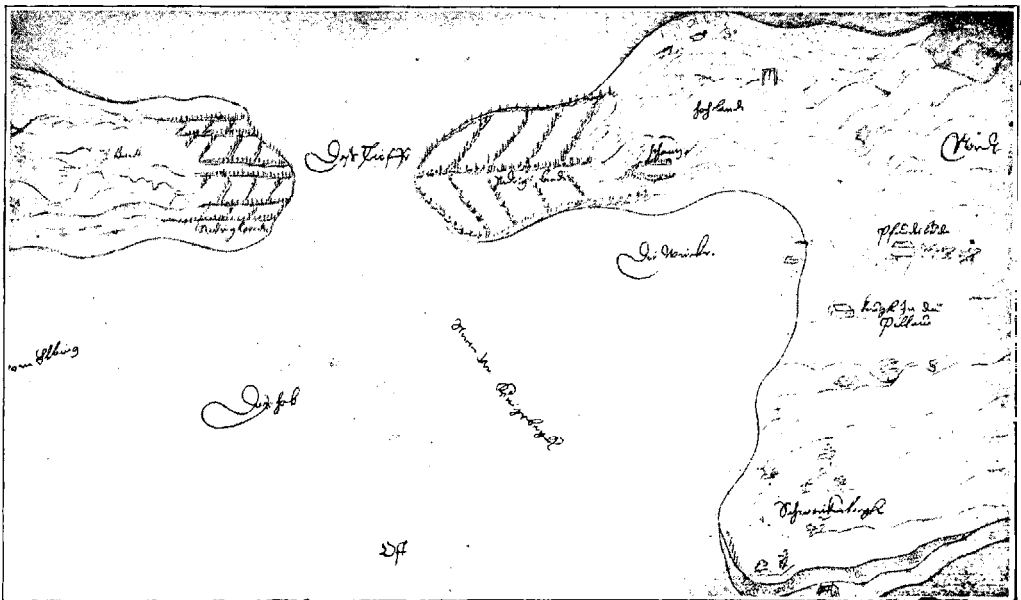
so daß sie sogar als abbauwürdig anzusehen sind. Leider sind die bergbaulichen Schwierigkeiten zur Gewinnung dieses für die Landwirtschaft so bedeutsamen Minerals hier zu groß.

An dem im Jahre 1510 schiffbar gewordenen Tief bildete sich nun mit der Zeit ein an Umfang zunehmender Sandhaken, der in seiner Oede zunächst jeden Anreizes für eine menschliche Niederlassung entbehrte. Für die Verteidigung des Tiefes war aber dieser Haken seit jeher von großer Wichtigkeit. So hören wir, daß im Jahre 1520, als sich einige Danziger Schiffe im Haff herumtrieben, hundert Königsberger Knechte zur Wacht am Tief angeworben wurden, deren Kosten mit sechs Mark für den Mann die Städte Königsberg trugen. Diese Knechte sollten aber neben der Bewachung des Tiefes gleichzeitig den Samländern die Möglichkeit verschaffen, in Ruhe ihre Aecker zu bestellen. Auch dem Hochmeister Albrechts wurde in seiner Belehnung mit Preußen im Jahre 1525 zu Krakau die Sicherung des Tiefes zur Pflicht gemacht.

Aus dieser Zeit dürfte die umseitige Zeichnung stammen, die in ihrer Art mit dem Plan für die Wiedereröffnung des Lochstädter Tiefes übereinstimmt und daher auch vermutlich von dem gleichen Baumeister herrührt. Bemerkenswert ist darauf der unter Benutzung des Hakens geschaffene Hafen, der wohl nur Entwurf geblieben ist.

Von einer Befestigung des Tiefes erhalten wir die erste Nachricht aus dem Jahre 1550, in dem Herzog Albrecht durch Christoph von Falkenhayn eine Schanze und ein hölzernes Blockhaus inmitten der Wiesen zwischen der Pillau und dem Tief anlegen ließ. Die Gebäude dienten gleichzeitig dem Schutz der Zolleinnahmen und zur Wohnung für den Zollverweser. Auf der untenstehenden Karte aus dieser Zeit sehen wir, daß das niedrige Land zu beiden Seiten des Tiefes durch Flechtzäune gesichert war.

Das Jahr 1577 brachte Streitigkeiten der Danziger und Polen mit den Dänen, und Herzog Albrecht Friedrich wurde nun an die alte Verpflichtung zur Verteidigung



Das Pillauer Tief am Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Staatsarchiv Königsberg.

des Tiefes erinnert. Zu diesem Zweck wurden von dem „Amiral Zweifel“ drei Schiffe ausgerüstet, die sich aber, da es den Dänen durch List gelungen war, in das Pillauer Tief einzudringen, nach Königsberg zurückzogen. In dieser kleinen Flotte haben wir wohl die Anfänge einer preußischen Flotte zu sehen.

Zur weiteren Verteidigung des Samlandes wurden auch die Dienstpflichtigen des Adels und der Freien aus dem Samlande aufgeboten, während für die Nehrung Mannschaften der anderen, jenseits des Hafens gelegenen Aemter herangezogen wurden.

Mittlerweile scheinen das Zollhaus und die Schanze baufällig geworden zu sein, denn am 20. Juni 1586 wurde der Bau einer neuen Zollschanze für den Betrag von 595 Mark beschlossen. Der ursprüngliche Plan, die Zölle durch zwei Schiffe, die aber 4765 Mark kosten sollten, einziehen zu lassen, kam dadurch in Fortfall.

Die abgebildete Zeichnung der „Schanze in der Pillaw“ aus dem Jahre 1595 dürfte vielleicht diesen Bau darstellen, sie gibt uns ein besonders anschauliches Bild einer derartigen Verteidigungsanlage aus jener Zeit.

Bereits damals wurde gelegentlich einer Besichtigung des Tiefes von den Königsberger Räten der Wunsch ausgesprochen, daß ein Fischerdörflein zwischen „Pelley“ und dem Tief aufgebaut werden möchte; noch Jahrzehnte sollten aber vergehen, bis in der Schwedenzeit die ersten Fischer auf dem Haken sich ansiedelten.

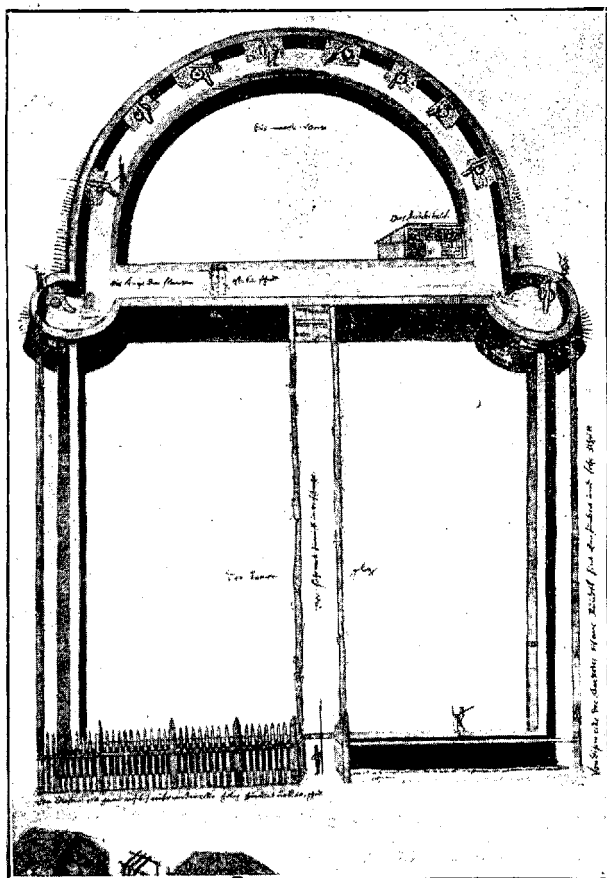
Inzwischen hatten sich in Polen Ereignisse abgespielt, die für das unter polnischer Lehnsherrschaft stehende Herzogtum Preußen, im besonderen aber auch für die Oertlichkeit am Tief in der Folge von größter Bedeutung werden sollten.

Im Jahre 1585 war der polnische König Stephan Bathory gestorben und an seine Stelle der Sohn des schwedischen Königs Johann III. — mütterlicherseits ein Enkel des polnischen Königs Sigismund I. — als Sigismund III. zum König von Polen erwählt worden. In sicherer Aussicht auf den polnischen Thron war Sigismund bereits im katholischen Glauben erzogen. Als er aber nach dem Tode seines Vaters auch Ansprüche auf den schwedischen Thron machte, erklärten die schwedischen Reichsräte ihn, sowie auch seine Nachkommen der katholischen Religion wegen für unfähig, die Regierung Schwedens zu übernehmen. Die sich hieraus entwickelnden Erbfolgestreitigkeiten wurden die Ursache des fast hundertjährigen schwedisch-polnischen Erbfolgekrieges, dessen Schauplatz des öfteren Preußen wurde, und sollte darum auch den Anstoß zu einer besseren Befestigung des Tiefes geben.

Da der Verteidigungswert der bisherigen Schanze nur gering war, wurde im Jahre 1601 der holländische Ingenieur Nicolaes de Kemp mit der Abgabe eines Gutachtens für den Bau von Verteidigungsanlagen in der ganzen Gegend von Fischhausen bis zum Tief beauftragt, dem sich ein weiteres des gleichfalls holländischen Ingenieurs Paul aus dem Jahre 1603 anschloß. Beide erstreckten ihre Entwürfe im besonderen auch auf die weitere Befestigung der alten Schlösser Lochstädt und Fischhausen.

Es entstand nun die Schanze am Tief, die als ein Hauptbollwerk des Landes und als ein Kleinod Preußens geschildert wurde. Ihre Besatzung bestand aus zweihundertdreiundsiebzig Söldnern. Dieser Bau sollte jedoch keine Gelegenheit haben, seine Widerstandsfähigkeit zu beweisen, da die Schweden in den nächsten Jahrzehnten noch anderweitig mit ihren großzügigen Plänen beschäftigt waren, die auf die Erringung der Herrschaft über die östlicheren Länder an der Ostsee hinielen.

Auch in Preußen hatten

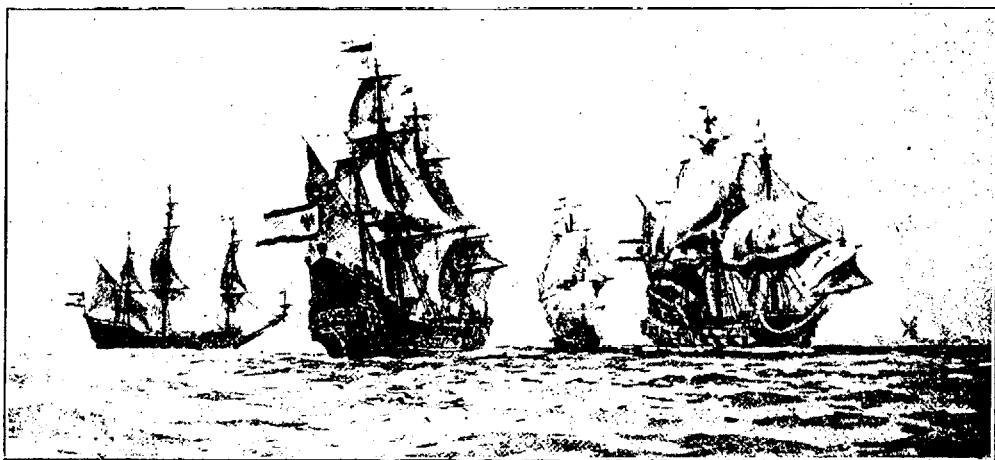


Abriß der „Schanz in der Pillaw“ 1595.
Geh. Staatsarchiv Berlin.

sich die politischen Verhältnisse bedeutsam verändert. Im Jahre 1603 war Markgraf Georg Friedrich, der Vormund des kranken Herzogs Albrecht Friedrich und Regent des Landes, gestorben, und es war dem Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, dem nächsten Anwärter auf die Herrschaft des Herzogtums Preußen, 1605 gelungen, die Belehnung damit von Polen zu erhalten. Auch ihm wurde der Schutz der preußischen Küste, im besonderen der des Tiefes in der Pillau, zur Pflicht gemacht, um dadurch schwedischen Einfällen vorzubeugen.

Diese Aufforderung kam Joachim Friedrich recht gelegen, da sie ihm eine gute Gelegenheit gab, sich bei seinen neuen Untertanen mit einer gewissen Machtentfaltung einzuführen. Sie schien ihm doppelt erwünscht, da die preußischen Stände der neuen ihnen aufgedrungenen Vormundschaft, von der sie Eingriffe in ihre Rechte befürchteten, mit großer Abneigung begegneten.

Infolge der verwandtschaftlichen Beziehungen zum dänischen König Christian IV., seinem Schwiegersohn, gelang es dem Kurfürsten, von ihm auf drei Monate vier



Die churfürstliche Flottendemonstration im Frischen Haff 1605.

Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt.

Kriegsschiffe mit voller Besatzung zu leihen, die auch am 22. August 1605 zum großen Erstaunen der Bewohner Königsbergs dort eintrafen.

Die Namen der Schiffe waren „der rote Löwe, die Meerkatze, die Pönitentz und Sankt Michael“; sie erhielten nach einigen Rangstreitigkeiten in Albert Fuchs einen preußischen Kommandanten. Um sie als preußische Schiffe kenntlich zu machen, führten sie eine schwarz-weiße Flagge mit dem preußischen Adler. Der Mietpreis war mit 35109 Talern vereinbart, die der Dänenkönig aber erst im Laufe der nächsten Jahre erhielt. Bald nach ihrer Rückkehr aus Königsberg legten sich die Schiffe in das Tief; da dieses aber bei den Herbststürmen keine genügende, Sicherheit für die wertvollen Schiffe bot, und ihre Zeit ohnehin abgelaufen war fuhren sie Ende Oktober wieder nach Dänemark zurück.

In diesen Jahren war der Schiffsverkehr durch das Tief ein immer lebhafter geworden und hatte 1623 sogar die Zahl von 925 Seeschiffen erreicht. Diese erledigten ihre Zollangelegenheiten in Alt-Pillau, wo sie an langen in das Wasser gebauten Stegen anlegten. Besonders bedeutend war der Handel mit England, und es bestand in Pillau sogar eine englische Gesellschaft, die sich mit Handels- und

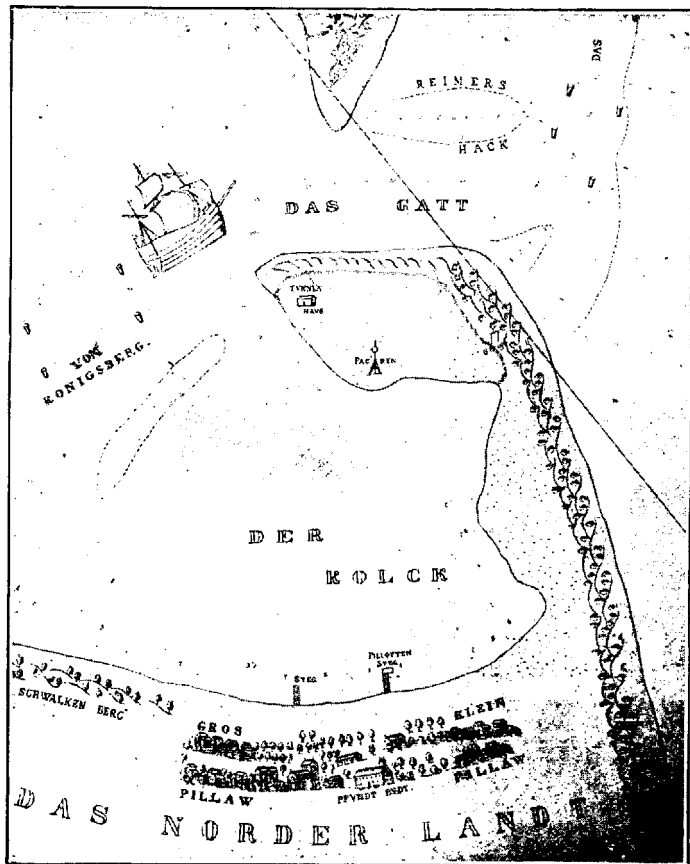
Schiffahrtsangelegenheiten beschäftigte. So hören wir von einer Schiffshebung, die sie vornahm; auch der damals noch blühende Störhandel lag in ihren Händen. Erwähnenswert ist wegen ihrer Folgen eine große Prügelei zwischen preußischen Soldaten und englischen Seeleuten im Jahre 1601, die zu Weiterungen mit der englischen Regierung führte. Da diese es schon damals verstand, ihr vermeintliches Recht rücksichtslos durchzusetzen, und auch die englische Kolonie sich für ihre Landsleute stark einsetzte, mußten schließlich der Herzog und die Regimentsräte um Entschuldigung bitten. Semper idem!

Von Kennern des Tiefes wurden im Jahre 1623 Gutachten zu seiner Verbesserung ausgearbeitet. Auf Grund dieser Vorschläge wurden, um das Einströmen des Sandes in das Tief zu verhindern, einige Schiffe am Haken versenkt, die gewissermaßen als die Anfänge der heutigen Steinmolen zu betrachten sind. Des weiteren beabsichtigte man Senkfaschinen zu legen, die aus mit Steinen beschwertem Flechtwerk bestanden. Dieser Plan kam jedoch infolge der schwedischen Landung nicht über den Anfang hinaus, umsomehr, als ein kräftiger Eisgang im Jahre 1624 das Tief bedeutend verbesserte; Caspar Stein gibt es im Jahre 1630 mit zwölf Fuß Tiefe an.

Noch immer aber war der Haken unbewohnt, selbst die Schanze geriet mit den Jahren wieder in Verfall, meist war sie nicht einmal belegt und erst im Jahre 1622 werden wieder sechsundsechzig Mann Besatzung erwähnt.

Auf Drängen Polens wurde daher im Jahre 1624 der Bau einer neuen Schanze am Tief „aus Eichenholz und mit Pallisaden“ beschlossen. Der Burggraf Abraham von Dohna lieferte dafür den Entwurf. Lebhaft schildert er die Bedeutung des Tiefes für Preußen: „Nachdem es ausser allem Zweyfel, das Tieffe in der Pillaw ein solch fürnemes kleinott und nutz unsers Vatterlandes ist, das ohne dasselbe man sehr übel leben und dessen fast nicht entbehren kann.“

Der Bau begann im nächsten Jahre unter Leitung des Ingenieurs Tettelbach, wurde aber bei den damaligen traurigen Verhältnissen in Preußen so lässig betrieben, daß sogar das Holzwerk zur Stütze der Erdwälle umzufallen drohte. Nur mit Wider-



Alt-Pillau und der Haken im Jahre 1623.

Gezeichnet von Borck.

Nach Hagen, Der Hafen von Pillau.

streben sandten die anliegenden Ämter achtzig Mann auf acht Tage zur Hilfe, denen aber wieder die erforderlichen Erdkarren fehlten.

Es entstanden später Zweifel, ob der Bau dieser Schanze nicht schon in frühere Zeit fällt, da man 1794 in den Kellern der Festung eine Eisenplatte mit folgender Inschrift entdeckte: „Dem Hochwohlgeboren Herrn Heinrich George Herzfelder, wohlbestalter Comandant und Gubernator der Hauptfestung Pillau A. 1618 den 5. September.“ Als man bei dieser Platte kein Grab vorfand, vermutete man in ihr den Grundstein zu dieser Schanze. Es liegt hier aber, wohl infolge Verwitterung der Platte, die leicht mögliche Verwechslung mit dem späteren Gouverneur Heinrich Groß, genannt Persfeld, vor.

Im Jahre 1625 begannen die alten Streitigkeiten zwischen Polen und Schweden wieder aufzuleben. Der Grund dafür lag aber jetzt darin, daß Kaiser Ferdinand II., der das Eingreifen des Schwedenkönigs Gustav Adolf in den nun schon seit Jahren in Deutschland tobenden Krieg befürchtete, seinen Schwager, den König Sigismund, zu einem Krieg gegen Schweden veranlaßte. Hierdurch hoffte er Gustav Adolf für die nächsten Jahre aus Deutschland fernzuhalten, was ihm tatsächlich zunächst auch gelang.

Trotzdem sich dieser Krieg 1625 in Livland abspielte, wurde Pillau jetzt doch energisch in Verteidigungszustand gebracht. Zwecks besserer Ausrüstung der Schanze sandte man den Leutnant von Podewils nach Holland, um dort Ingenieure und Schiffsoffiziere, aber auch Schießmaterial zu beschaffen. Podewils zog es aber vor, dort zu bleiben und in holländische Dienste zu treten, was er mit der lakonischen Bemerkung meldete, „daß er solch ehrendes Angebot nicht gut habe ausschlagen können.“ Dieses Verhalten hinderte aber nicht, daß Podewils nach einer Reihe von Jahren sogar wieder Kommandant von Pillau wurde.

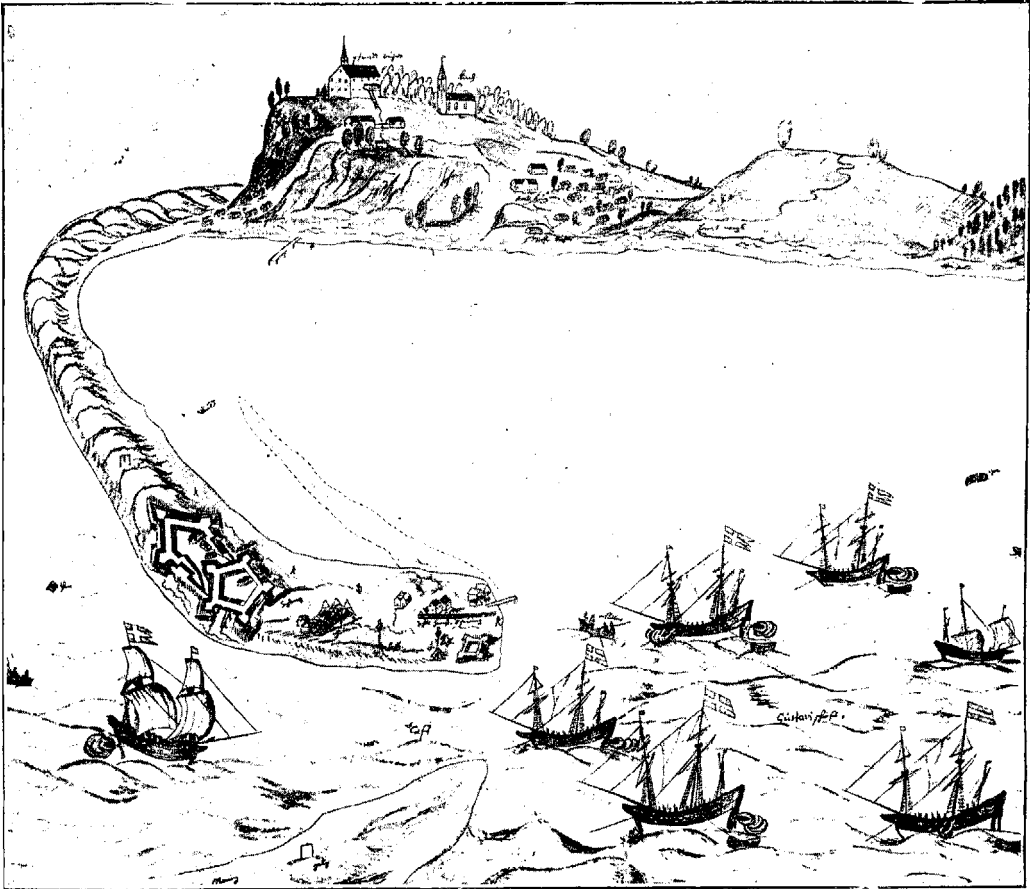
Zur Strandverteidigung, sowie zur Besetzung der Schiffe wurden 162 Mann unter dem Kapitän Finkelhaus bestimmt, die aber, da das Jahr ohne besondere Ereignisse vorüberging, im Herbst wieder bis auf 33 Mann entlassen wurden.

Der damalige Kurfürst Georg Wilhelm wurde nun auch wieder durch Polen zur Erfüllung des alten Geheimvertrages angehalten, nach dem das Tief durch vier bewaffnete Schiffe zu schützen sei, und so finden wir denn 1625 den damaligen Pillauer Pfundschreiber in Danzig, um für die fünf Sommermonate diese Schiffe zu mieten, die auch am 1. Juli „beim Tief gelegt wurden.“ Die Namen der Schiffe waren: „Die Hoffnung, Willkomb, Cammehl und Valentin,“ zusammen mit vierundsiebenzig Mann Besatzung. Der monatliche Mietpreis betrug 7875 Mark, wofür aber der Sold der Besatzung von den Vermietern zu zahlen war. Der Plan des Kurfürsten, eigene Schiffe zu bauen, für den auch bereits einige holländische Schiffsbauer angeworben worden waren, wurde nicht weiter verfolgt.

Es war bekannt geworden, daß der Schwedenkönig Gustav Adolf im nächsten Jahre den Krieg nach Polen zu tragen gedachte, umso mehr, als er von dem Kurfürsten, seinem Schwager, bei einem Durchzug durch Preußen keineswegs besonderen Widerstand erwartete; trotzdem wurden vom Kurfürsten in Pillau doch verschiedene kriegerische Maßregeln getroffen. So versuchte man das Tief durch eingerammte Pfähle unbrauchbar zu machen; die Schanze wurde mit einhundertund einem Mann unter dem Oberstleutnant von Hohendorf belegt; auch wurden die vier in Danzig gemieteten Schiffe, von denen aber eins bei Balga auf Grund geriet, wieder in Dienst gestellt. Des weiteren errichtete man in Königsberg noch eine Kompagnie von dreihundert Mann, die, nachdem sie dort von den Amtshauptleuten Fischhausens und Balgas am 1. Juli gemustert war, nach Pillau abrückte. Bevor die Kompagnie aber ihr Ziel erreicht hatte, erschien schon Gustav Adolf mit seiner Flotte am 5. Juli vor Pillau.

Zehn Jahre schwedischer Besetzung 1626 bis 1636.

Ohne daß ein Schuß gefallen, landete Gustav Adolf als Erster an der Spitze seiner Truppen in der Frühe des 6. Juli in Alt-Pillau-Wogram, und innerhalb drei Stunden war die Schanze in seiner Gewalt. Die Besatzungen der Schanze und der drei Schiffe befahl er fortzuschaffen, nachdem sie sich verpflichtet hatten, nichts gegen ihn zu unternehmen; auch die drei Schiffe wurden freigelassen. Nach Königsberg aber sandte der König einen Offizier, um dort anzufragen, ob er als Feind oder Freund



Die schwedische Flotte vor Pillau.

Original in Stockholm, Kopie in der Städtischen Sammlung zu Pillau.

aufgenommen würde, wobei er erklären ließ, daß er den schlechten Sandplatz nur für eine Zeitlang zum Rückhalt brauche.

Die Ueberrumpelung und kampflose Uebergabe Pillaus versuchte man auf eine heimliche Verständigung des Kurfürsten mit dem König zurückzuführen. Jedenfalls wurde auf Drängen Polens eine Untersuchung über die Ursache dieser ruhmlosen Uebergabe eingeleitet; die Verhandlungen darüber blieben jedoch erfolglos.

Die gesamte Flotte Gustav Adolfs wird auf 150 Schiffe angegeben, auf denen er dreizehn Fußregimenter und neun Reiterkompagnien mitführte mit zusammen 15000, nach anderer Zusammenstellung 26000 Mann. Von diesen Schiffen landeten jedoch nur 37 vor Pillau, die anderen waren für Unternehmungen auf der Nehrung und gegen die Danziger bestimmt.

Die längst befürchtete Besetzung des Tiefes und der Schanze, die dem König nunmehr für die nächsten Jahre als Ausgangspunkt und Rückhalt bei seinen Operationen gegen die Polen dienten, war nun Wirklichkeit geworden. Bereits am 9. Juli verließ Gustav Adolf mit seinen Truppen Pillau und segelte nach dem Ermland hinüber. In Pillau selbst aber begann der König, trotzdem er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, daß Georg Wilhelm sich ihm doch noch anschließen würde, zur eigenen Sicherheit die Schanze am Haken auszubauen, und errichtete auch ein Blockhaus auf der Nehrung. Als Gustav Adolf im Herbst nach Schweden zurückkehrte, überließ er die Verwaltung Pillaus einem für das Samland eingesetzten königlichen Gouverneur; den Oberbefehl über die schwedische Verwaltung in Preußen hatte der Kanzler Oxenstierna.

Auf Drängen von polnischer Seite hatte sich in dieser Zeit der schwankende



König Gustav Adolf von Schweden.

Kurfürst wieder offensichtlich den Polen zugewendet und auch, da diese eine Rückeroberung der Pillauer Schanze verlangten, in der Nähe Lochstädt ein befestigtes Lager angelegt. Hier, sowie in der Nähe Fischhausens waren an viertausend Mann Fußvolk und sechshundert Reiter zusammengezogen.

Als am 18. Mai 1627 der König wieder in Pillau landete, war es sein Erstes, diese ihn bedrohenden Vorbereitungen zu beseitigen, und am 20. Mai kam es zu dem bekannten kleinen Treffen bei Lochstädt. Der für den Kurfürsten ungünstige Ausgang führte zu einem viermonatlichen Waffenstillstand, in dem ihm die Verpflichtung auferlegt wurde, in dieser Zeit keinerlei Verstärkung der Befestigungen in der Umgebung Pillaus vorzunehmen oder sonstige Feindseligkeiten gegen den König zu planen.

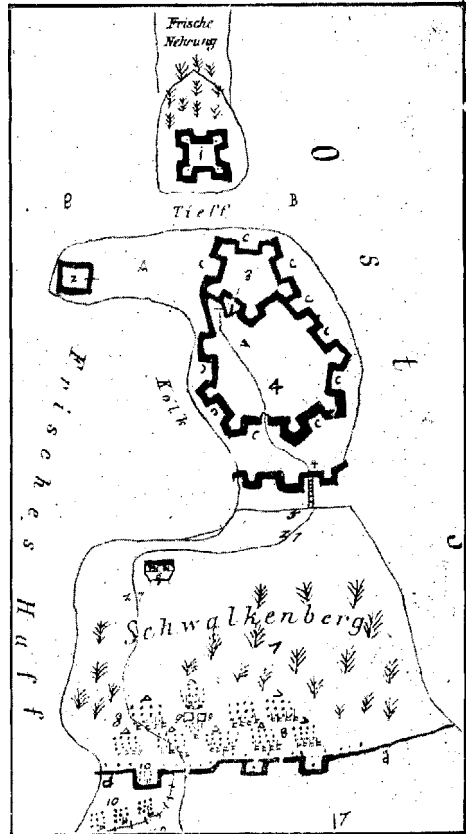
Für alle Fälle verfügte der König eine bedeutende Verstärkung der Pillauer Schanze nach neuen schwedischen Plänen. Eine für diese Zwecke in Wogram errichtete Ziegelei lieferte die Ziegel, das Holz kam aus Lochstädt und Schweden und die Dachziegel aus Elbing. Um die Schanze, innerhalb der man Baracken errichtete, wurden Wassergräben geleitet. Die Bauten wurden von dem schwedisch-finnischen Kriegsvolk Gustav Adolfs, das während der Bauzeit bei den Bewohnern Alt-Pillaus und Wograms untergebracht war, selbst errichtet. Die Wohnungen erwiesen sich, namentlich durch die Ueberfüllung, als so schlecht, daß die Sterblichkeit eine sehr große war, umso mehr, als auch gerade wieder einmal die Pest herrschte. Die Toten begrub man in den Dünen zwischen der Schanze und Alt-Pillau; noch jahrelang konnte man ihre freigewehten Reste dort liegen sehen. Das Betreten der Befestigungen war nur den schwedischen Truppen gestattet.

Am 25. Mai 1628 fand sich Gustav Adolf wieder in Pillau ein. In diesem Sommer landete auch der Rheingraf Otto Ludwig mit mehreren seiner Brüder und einem Regiment deutscher Reiter in Pillau, um bei dem König Dienste zu nehmen; die Kosten dieses Transportes trug der König von Dänemark. Auch in diesem Jahre

kam es zu keinen besonderen Ereignissen, und Anfang Oktober segelte der König wieder nach Schweden.

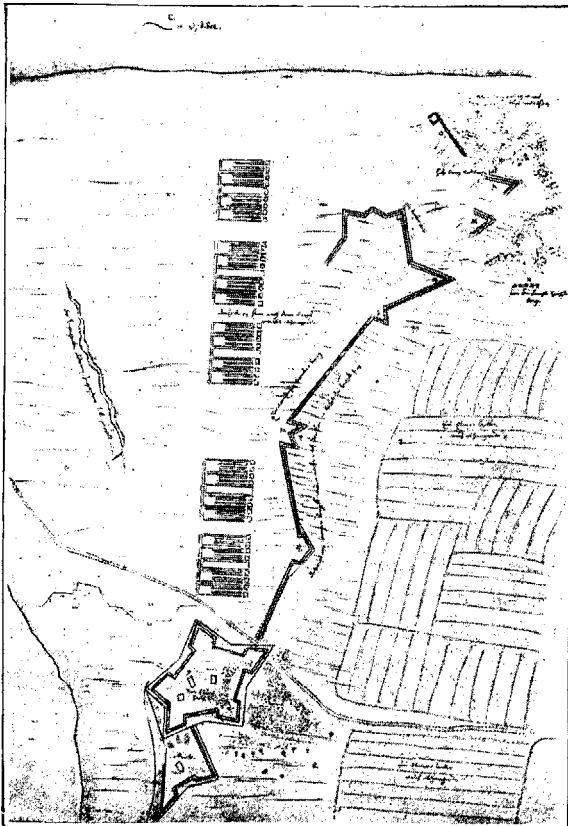
Am 31. Mai 1629 kam Gustav Adolf zum vierten und letzten Male mit dreizehn Schiffen in Pillau an. Der Sommer verging meist mit Verhandlungen, die am 31. Oktober zu dem Waffenstillstand in Fischhausen führten. In dem hierüber geschlossenen Verträge wurde dann die Besetzung Pillaus, sowie eines großen Teiles des Samlandes auf sechs Jahre vereinbart. Am 24. September verließ Gustav Adolf Pillau und Preußen, das er nicht wieder betreten sollte, denn die nächsten Jahre focht er für die evangelische Sache in Deutschland, wo er am 16. November 1632 bei Lützen den Heldentod starb.

Der in diesem Jahre in Angriff genommene Bau der neuen Festung gibt der Vermutung Raum, daß Schweden auch nach Ablauf des Waffenstillstandes nicht geneigt war, Pillau



Die Befestigungen am Tief im Jahre 1627.

1. Kleine Schanze auf der Nehrung.
 2. Redoute. 3. und 4. Das Werk.
- Geheimes Staatsarchiv Berlin.



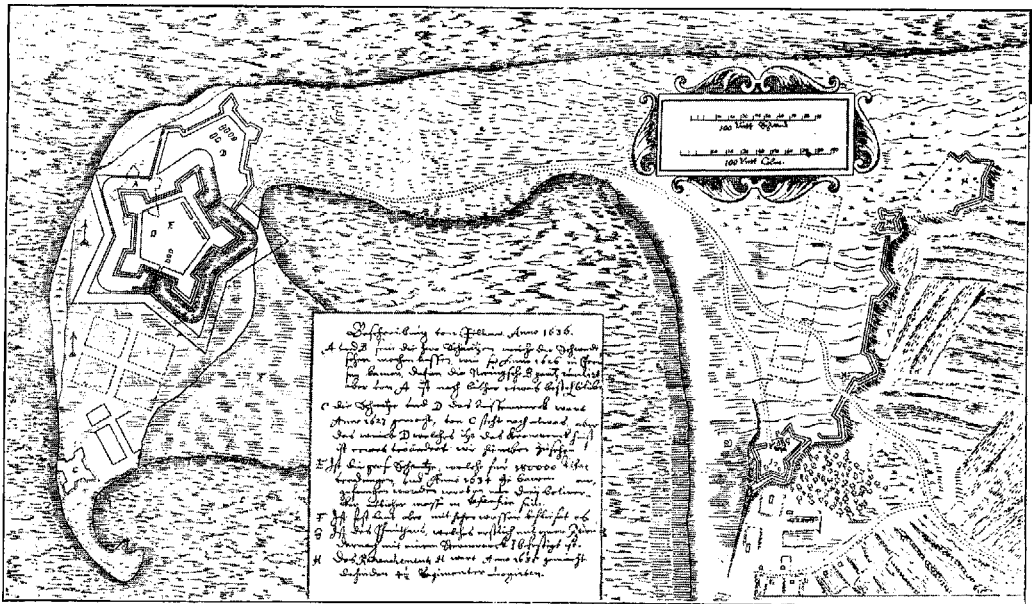
Schanzen und Baracken bei Alt-Pillau, errichtet in den Jahren 1632 bis 1635.
Städtische Sammlung zu Pillau.

und das Samland wieder aufzugeben, da ein Protest des Kurfürsten gegen diese Anlage wirkungslos blieb. Dieser Festungsentwurf ist nun im wesentlichen auf die heutige Festung übergegangen. Ihr Bau wurde für den Betrag von 180000 Talern an den holländischen Bauunternehmer Wentz vergeben, durch den er aber so langsam gefördert wurde, daß er bei der Uebernahme durch den Kurfürsten im Jahre 1636 erst zu einem Drittel fertiggestellt war.

In der Festung selbst wurde eine kleine Bretterkirche für die schwedische Besatzung errichtet. Zum Schutze des Truppenlagers wurden noch weitere Befestigungen zwischen dem Schwalbenberge und der Pfundbude angelegt.

Entsprechend den Bedingungen des Waffenstillstandes verließen jedoch die Schweden Ende des Jahres 1635 das Samland. Am 15. Januar 1636 wurde auch die Festung geräumt und von den Preußen übernommen. Ueber ihren Wert kam es noch zu umständlichen Verhandlungen, schließlich einigte man sich auf eine an Schweden zu leistende Zahlung von 10000 Talern. Wohl hatte dieses einen höheren Betrag verlangt; da aber der Kurfürst den durch die Schweden im Lande verursachten Schaden als Gegenwert in Rechnung stellte, einigte man sich auf die Summe. Durch dies Uebereinkommen entging der Festungsbau der bereits von den Schweden angedrohten Zerstörung.

In den ersten zwei Jahren der schwedischen Besatzung waren nun auf dem Haken die ersten Hütten entstanden, die Alt-Pillauer Fischer, die ihren Fischfang hier an



Schwedischer Plan der Befestigung Pillaus aus dem Jahre 1636.

Der schraffierte Teil bezeichnet den bis zu diesem Jahre fertiggestellten Graben.
 Das kleine nach der See zu gelegene Fünfeck ist die erste schwedische Schanze.

Aus Munthe, Fortifikationens Historia, Stockholm 1902.

die Soldaten absetzten, errichteten. Die Niederlassung wurde aber von dem zuständigen Amt Lochstädt nur ungern gesehen, da ihm hierdurch der Zins dieser Fischer verloren ging.

Für den Handel Königsbergs und der Ortschaften am Haff hatte sich die schwedische Besetzung des Tiefes als sehr hinderlich erwiesen, umsomehr, als die Schweden den Ertrag des Zolles für sich mit Beschlag belegt hatten, den damals der kurfürstliche Lizenteinnehmer Spiering auf dem Haken einzog. Auch sonst wurde die schwedische Besetzung als überaus drückend empfunden, mußte doch sogar für das Freibleiben des weiteren Samlandes von schwedischen Truppen eine besondere Steuer gezahlt werden. Fürst und Volk atmeten auf, als die unerbetenen Gäste das Land verlassen hatten, und die schöne Dadlersche Medaille kann als ein Zeichen der Freude des Kurfürsten über die Räumung dieses wichtigen Bezirkes angesehen werden.

Die Jahre 1636 bis 1640.

Nach Abzug der Schweden rückten zwei Kompagnien des von Redernschen Regiments, denen 1637 noch zwei weitere folgten, in Pillau ein; sie bildeten jetzt die ständige Garnison. Erster Gouverneur wurde der Oberst Melchior von Dargitz, dem noch in dem gleichen Jahre Heinrich Groß, genannt Persfeld, auch Persfelder, folgte. Pillau behielt dann selbständige Gouverneure bis zum Jahre 1677, wo das Amt mit dem des Königsberger Gouverneurs vereinigt wurde, eine bis heute bestehende Einrichtung. Daneben erhielt die Festung auch noch einen Kommandanten.

Da die Festung von den Schweden in sehr unfertiger Beschaffenheit übergeben worden war, führte der Kurfürst Georg Wilhelm zu ihrer Vollendung von den einlaufenden Schiffen eine besondere Abgabe unter dem Namen „Schiffs- und Festungsgeld“ ein, die von der Lizentkammer mit erhoben wurde. Die Zolleinnahmen bildeten



Der nördliche Teil des Frischen Haffes.

Revers einer Medaille von Sebastian Dadler. Modelliert 1639.

überhaupt ein sehr wichtiges Kapitel am Tief. So hatten die Schweden einen vierprozentigen Zoll auf alle eingehenden Waren eingeführt, der allein in dem einen Jahr 1629 eine Einnahme von fast 500000 (?) Talern brachte.

Diese hohen Zollerträgnisse, aber auch die sonst im Kriege hervorgetretene Bedeutung des Pillauer Tiefes, hatten bei den Polen den Wunsch nach dem Besitz des Tiefes erweckt. Bereits 1637 ließ der polnische König, mit dem Hintergedanken, die Widerstandsfähigkeit der Festung zu prüfen, diese besichtigen und stellte auch bald darauf seine Forderung auf Ueberlassung des Pillauer Zolles.

Da der Kurfürst, wie erklärlich, diesem Verlangen nicht entgegenkam, versuchte der Pole zunächst, durch List in den Besitz des einträglichen Zolles zu gelangen. Zu diesem Zwecke erschien eines Tages mit einem Schiff unter holländischer Flagge der bereits unter den Schweden tätig gewesene Zolleinnehmer Spiering in Pillau, wo er die polnische Flagge hißte. Der Gouverneur Heinrich Groß ließ sich aber nicht verblüffen und drohte, das Schiff bei dem geringsten Versuche einer Zolleinnahme in den Grund zu schießen. Dies tatkräftige Verhalten trug ihm ein besonderes Lob des Kurfürsten ein. Spiering verließ dann auch mit seinem Schiffe das Tief, soll

aber noch einige Zeit dem Königsberger Handel lästig gefallen sein. Auch der Versuch, auf der Pfundbude einen polnischen Woiwoden einzulogieren, wurde vereitelt. Polen versuchte nunmehr ganz offen, durch das Verlangen nach einem polnischen Kommandanten und nach polnischer Besetzung Pillau in seine Gewalt zu bekommen; jedoch gelang es den preußischen Ständen, die Polen durch eine Zahlung von dreihunderttausend Gulden von diesem Plan abzubringen.

Diese fortlaufenden Forderungen führten aber doch dazu, daß der Kurfürst die Festung gegen einen polnischen Ueberfall in Verteidigungszustand bringen ließ. Hierbei sollten auch, um für die Festung freies Schußfeld zu erhalten, die wenigen Häuser auf dem Haken abgerissen werden. Auf Bitten ihrer Bewohner aber, die durch den Vogt von Fischhausen und die Oberräte unterstützt wurden, gelang es, die Aus-



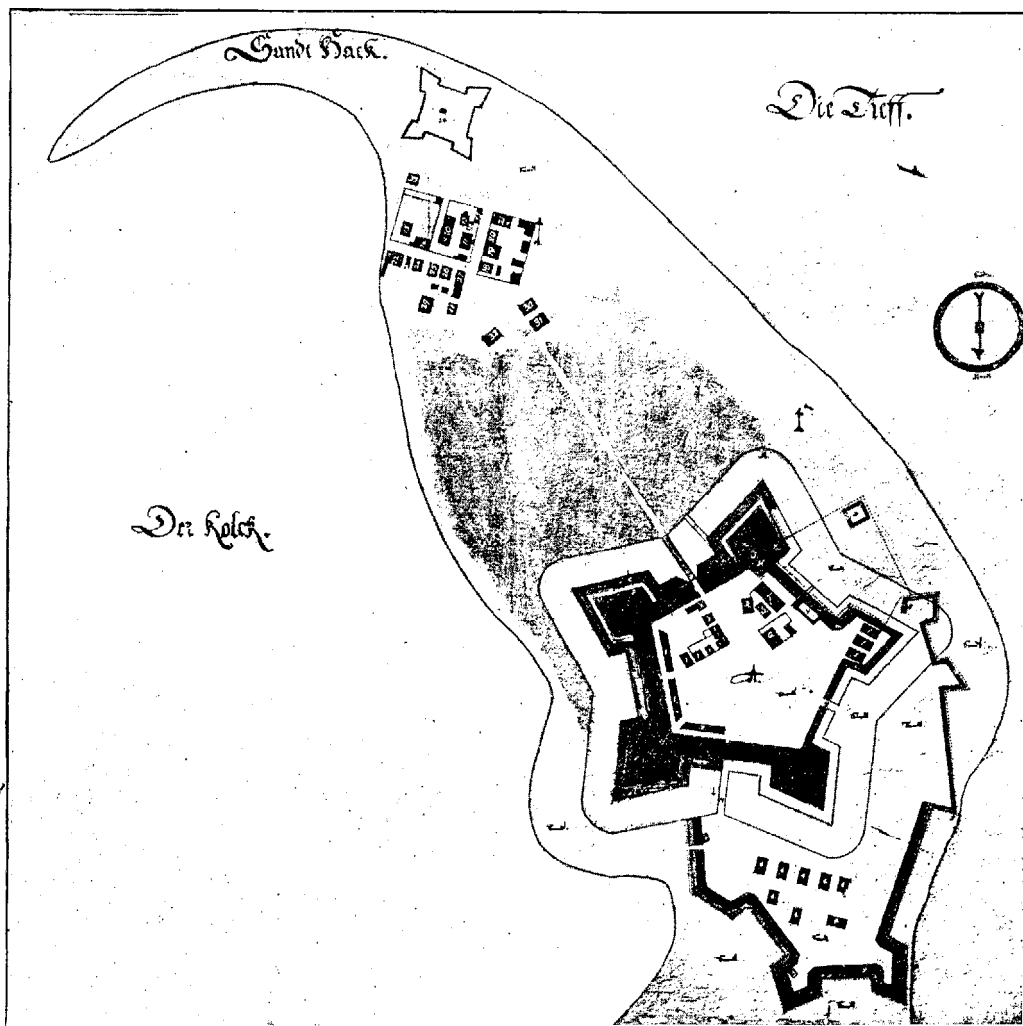
Soldaten des von Redernschen Regiments 1637.
Musquetier. Piquenier. Caporal.
Aus Roessel, Regimentsgeschichte des Grenadier-Regiments 4.

führung dieses Befehls wieder rückgängig zu machen. Die Besitzergreifung Pillaus durch die Polen scheint aber auch die Billigung des deutschen Kaisers besessen zu haben, denn es wird von einem den Polen zu Hilfe kommenden kaiserlichen Schiffe berichtet, das jedoch auf der Frischen Nehrung strandete. Auch die polnische Absicht, in Pillau eine katholische Kirche zu Ehren Adalberts zu erbauen, zeigt deutlich, daß die Wünsche Polens weitergingen als nur auf eine vorübergehende Besetzung Pillaus.

Das fortlaufende Drängen des Königs von Polen, in dessen eigene Tasche alle Zollerträgnisse flossen, veranlaßte den Kurfürsten schließlich doch zur Nachgiebigkeit, und auf einer Zusammenkunft der beiden gleich geldbedürftigen Fürsten kam es im Jahre 1639 zu einer Verständigung über den Pillauer Zoll. Danach sollte Polen den Zoll erheben, der Kurfürst aber daraus jährlich 100000 Gulden erhalten. Die Erhebung wurde nun doch Spiering übertragen. Der hohe Zoll erwies sich aber für den Handel in der Ostsee als derart hinderlich, daß sogar Dänemark, um diesen polnischen Zollplackereien ein Ende zu machen, eine Flotte nach Pillau schickte. Auch wurden, um einen Druck auf Polen auszuüben, alle nach Preußen

segelnden Schiffe mit dem doppelten Sundzoll belegt. Die Erhebung des Zolles wurde 1636 aus der Pfundbude in die neu errichtete Lizentkammer auf dem Haken verlegt.

Außer diesen Zöllen hatte sich die Abgabe von Geschenken an den Gouverneur zum Gewohnheitsrecht ausgebildet, ebenso rechnete der Kommandant und die Garnison mit Nebeneinnahmen von den durchsegelnden Schiffen. Auch das damals noch



Die Festung Pillau und die Gebäude auf dem Haken im Jahre 1638.

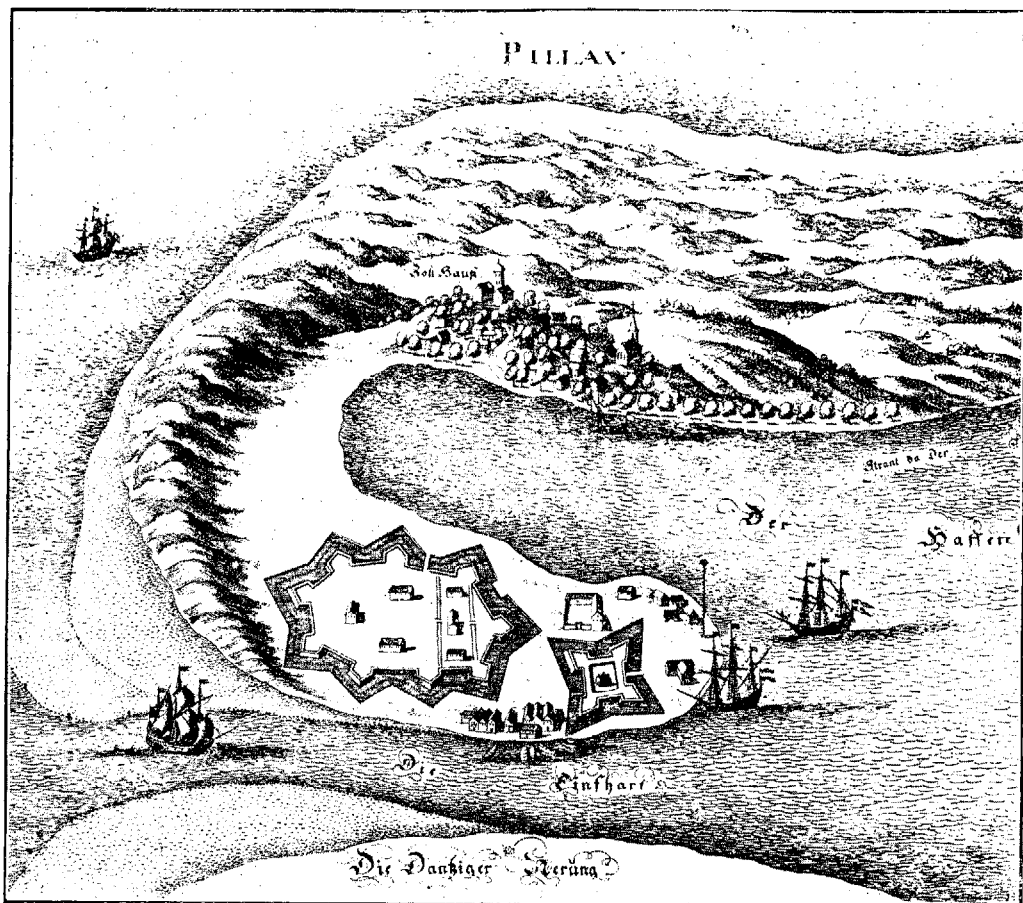
Auf dem Haken ist Nr. 10 die Lizentkammer, 11 des Pfundschreibers Wohnung, 12 die Kirche, 34 die alte verfallene Schanze. — In der Festung ist L des Gouverneurs Haus, R die Kirche, T der lange Stall, die übrigen Bauten sind Wohnbarackén.

bestehende Strandrecht, nach dem je die Hälfte des Wertes des aufgebrachtten Schiffes dem Kurfürsten und den Bergern der Güter zufiel, verschaffte der Garnison noch zeitweilig gewisse Einkünfte, wie bei der Strandung eines schönen englischen Schiffes im Jahre 1637. Als dann einmal im Jahre 1648 der damalige Gouverneur ein aufgelaufenes schwedisches Schiff auf Bitten der Besatzung freiließ, hatte er deshalb noch ziemliche Unannehmlichkeiten mit dem Kurfürsten.

Das Jahr 1638 brachte dem Lande die Pest. Alle aus „ungesunden“ Gegenden

im Tief ankommenden Schiffe mußten, bevor sie nach Königsberg weiter fuhren, vierzehn Tage in Pillau liegen bleiben, „um sich von dem Krankheitsverdacht zu reinigen.“ Für die Kranken waren Hütten auf der Nehrung errichtet.

An der Fertigstellung der Festung wurde, soweit es die Gelder zuließen, weiter gearbeitet, aber trotz der ziemlich erheblichen Zolleinnahme schritt der Bau nur langsam vorwärts. Erneuert wurde auch die von den Schweden errichtete kleine Kirche in der Festung. Im Jahre 1639 wurde ein neuer Kostenanschlag zur Vollendung der



Pillau nach einer Darstellung von Merian um 1640.
Die Zeichnung ist sehr ungenau. — Städtische Sammlung zu Pillau.

Festung ausgearbeitet, der insgesamt die Summe von 663000 Gulden vorsah. Da Polen im nächsten Jahre den Ausbau energisch verlangte, kam die Angelegenheit vor den preußischen Landtag, als erforderliche Summe wurden aber nur 500000 Gulden angegeben. Jedoch erst Friedrich Wilhelm, dem Sohn und großen Nachfolger Georg Wilhelms, sollte es beschieden sein, das Werk der Pillauer Befestigung zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

Die Pillauer Garnison bestand in diesem Jahre aus ungefähr 450 Mann, deren monatliche Kosten 3469 Taler betragen; das Getreide wurde frei geliefert.

Am 1. Dezember 1640 starb der Kurfürst Georg Wilhelm; seine schwache Regierung war im allgemeinen für Preußen keine segensreiche.

Die Anhänglichkeit an die engere Heimat ist das Kennzeichen des wahren Patriotismus, der aus der Heimat herauswächst und sich von da um das größere Vaterland schlingt.

Wilhelm Roscher

ZWEITER ABSCHNITT.

Pillau unter Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten.

Die Jahre 1640 bis 1688 und Folgezeit bis 1725.

Die Jahre 1640 bis 1655.

Eine neue Zeit brach mit diesem in seinem ganzen Wesen und Handeln rein deutschen Fürsten für Preußen heran; er legte den Grund für jenes Preußen, wie wir es in seiner Vollendung bis zum traurigen Ausgang des Krieges der ganzen Welt gegen Deutschland-Preußen vor uns sahen. Im besonderen aber erfreute sich Pillau der Neigung des Kurfürsten, dem er immer wieder seine fördernde Aufmerksamkeit zuwandte; des öfteren finden wir ihn in den langen Jahren seiner Regierung hier weilend.

Diese Vorliebe für Pillau entbehrte aber nicht eines stark politischen Interesses, denn noch immer waren die schwedisch-polnischen Erbstreitigkeiten nicht zur Ruhe gekommen, und fortlaufend drang Polen auf Verbesserung der Befestigung des Tiefes.

Nachdem es dem Kurfürsten gelungen war, sich der persönlichen Ablegung des Lehnsseides an Polen zu entziehen, wurde es eine seiner ersten Regierungshandlungen, wieder die freie Verfügung über den Pillauer Seezoll zu erhalten. Es gelang denn auch die Erhebung derart zu verändern, daß sie fortab wieder durch den Kurfürsten geschah, und Polen dafür die feste Abgabe von 100000 Gulden jährlich erhielt.

Der Ertrag des Pfundzollens diente, außer für die Aufwendungen, die der Bau der Festung verursachte, in erster Linie für den Unterhalt der Pillauer Garnison. Da aber die Schifffahrt auf der Ostsee infolge von Kapereien um diese Zeit fast völlig aufhörte, versiegte auch der Pillauer Verkehr, und die Minderung der Zolleinnahmen zog große Geldnot nach sich.

Freudig wurde daher die Nachricht begrüßt, daß dreihundertfünfzig holländische Handelsschiffe im Konvoi unter Begleitung von fünfzig Kriegsschiffen durch den Sund gefahren seien. Da siebzig dieser Handelsschiffe nach Pillau segelten, kam durch die Zolleinnahme endlich wieder Geld in die leeren Kassen.

Ueber die Zahlungen an die Truppen herrschte meist ein ständiger Kampf zwischen dem Gouverneur und dem Zolleinnehmer.



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.
Nach dem Gemälde von M. Merian, Schloß Berlin.

Dieses Verhältnis wurde noch dadurch erschwert, daß der Haken nicht der Festung, sondern dem Vogt zu Fischhausen unterstand. Die Zahlungen des Zolles erfolgten in dem Lizensthaus; für seine Einnahme waren der Pfundverwalter, der Rentschreiber und der Zolleinnehmer tätig.

Trotz des Geldmangels war die Fürsorge des Kurfürsten, der sich in den ersten zwei Jahren seiner Regierung dauernd in Preußen aufhielt, fortwährend auf den weiteren Ausbau der Festung gerichtet. Auch auf dem Haken entstanden an der Stelle des abgerissenen alten Blockhauses weitere Wohnhäuser, deren 1643 vierzehn gezählt wurden. In diesem Jahre hätte auch der Ort auf dem Haken fast eine Apotheke erhalten, die der kurfürstliche Leib-Barbier hier errichten wollte; der Plan wurde aber von dem Kommandanten hintertrieben. 1646 wurde der Bau einer Windmühle beschlossen, die das Mehl zum Backen des Brotes für die Garnison zu liefern hatte; sie trat an die Stelle der bisher in der Festung befindlichen Wassermühle. Im Laufe der Jahrhunderte brannte sie verschiedene Male ab, wurde aber, da sie als ein gutes Seezeichen galt, immer wieder aufgebaut, und erst nach dem letzten Brande im Jahre 1897 verschwand sie aus dem Pillauer Stadtbilde. Im Jahre 1646 entstand auch infolge des immer mehr zunehmenden geschäftlichen Lebens auf dem Haken das erste Gasthaus für die fremden Seeleute; sein Platz war die Stelle des heutigen Gasthofes „Der Kurfürstliche Hof“.

Für das wirtschaftliche Leben Pillaus scheint damals der Bernstein eine ziemlich Rolle gespielt zu haben, und die ganze Gegend bildete bis zur Schäferei einen eigenen Strandreiterbezirk. Um Unterschlagungen zu verhindern, wurde 1644 ein Verbot erlassen, nach dem sich Bernsteinarbeiter nicht in Pillau niederlassen durften. Als warnendes Zeichen für Bernstein diebe findet man auf alten Karten mehrere Galgen am Strande errichtet. Die Bewohner Pillaus durften den Ort nur nach einer körperlichen Untersuchung verlassen; selbst der Verkehr der Kinder nach außerhalb war verboten.

Ungeklärt erscheint das Vorhandensein einer kleinen Kirche auf dem Haken, die wir auf der Karte aus dem Jahre 1638 verzeichnet finden, umsomehr, als die Truppen in der Festung ihre eigene Kirche besaßen, und die sonstigen Bewohner des Hakens in kirchlicher Beziehung nach Alt-Pillau gehörten; jedenfalls diente sie wohl dem Gottesdienst der im Entstehen begriffenen reformierten Gemeinde.

Während seines dreijährigen Aufenthalts als Kurprinz in Holland hatte der Kurfürst eine große Vorliebe für dieses Land und seine Bewohner gefaßt und war wohl auch dort für Flotten- und Kolonialpläne begeistert worden. Vielleicht noch als Kurprinz, jedenfalls aber bald nach seinem Regierungsantritt, gründete er in Pillau eine holländische Kolonie, denn Pillau sollte der Haupthafen für weitausschauende Handelspläne werden. Da die holländischen Schiffsleute reformierten Glaubens waren, führten sie auch ihren Gottesdienst mit ein und wurden darin von dem Kurfürsten, dessen Haus seit Johann Sigismund gleichfalls der reformierten Kirche angehörte, besonders warm unterstützt. Als die Stände des evangelischen Preußens ein Verbot dieses Gottesdienstes versuchten, drangen die Generalstaaten von Holland auf die freie Religionsbetätigung ihrer Landsleute in Pillau, die sie auch erreichten. Aus dieser Zeit hat sich in der Bevölkerung Pillaus noch bis heute ein starker reformierter Einschlag erhalten.

Die kolonialen Absichten des Kurfürsten sollten sich jedoch vorläufig noch nicht verwirklichen, da die Königsberger Kaufleute, auf deren Unterstützung der Kurfürst in der Hauptsache rechnete, aus politischer Verbitterung gegen ihn zunächst

jede Mitwirkung ablehnten. Selbst die erst später zur Ausführung kommende Bildung einer brandenburgisch-ostindischen Kompagnie nebst einer Niederlassung an der Koromandelküste war bereits 1650 geplant.

Erwähnenswert ist noch die Landung der Witwe Gustav Adolfs in Pillau im Jahre 1643. Sie stand sich mit den schwedischen Reichsräten nicht gut und verlegte ihren dauernden Wohnsitz dann nach Insterburg.

Infolge der recht ungleichmäßigen Zollerträgnisse waren die in der Festung wohnenden Gouverneure oft genötigt, die für den Weiterbau erforderlichen Summen aus eigener Tasche vorzustrecken. So hatte Heinrich Groß, Gouverneur von 1636 bis 1641, für verauslagte Bau- und Besoldungsgelder achttausend Taler zu erhalten, die ihm der Kurfürst mit zwölf Prozent verzinste. Seinem Nachfolger Otto von Podewils, dem Gouverneur in den Jahren 1641 bis 1657, schuldete der Kurfürst einmal sogar die Summe von einundzwanzigtausend Talern, und als dessen Witwe nach dem Tode ihres Mannes noch neuntausend Taler zu erhalten hatte, verpfändete ihr der Kurfürst hierfür ein Vorwerk in Litauen.

Sehr traurig waren die Verhältnisse der aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Garnison, die in den noch unfertigen Kasematten der Festung untergebracht war. Eine Folge dieser schlechten Unterkunft und der Arbeit in den nassen Gräben waren „typhöse Fieber“ und große Sterblichkeit unter den Truppen, so daß selbst der Kommandant berichtete, „daß seine armen Knechte fast schlechter wie anderweit die Hunde accomodiert seien.“ Für die Soldatenkinder der Festung wird 1644 erstmalig ein Kantor erwähnt, der sie in der sogenannten Regimentsschule unterrichtete. Die Pillauer Schule war neben derjenigen in Küstrin die erste in Preußen; derartige Regimentsschulen finden wir dann bis in das neunzehnte Jahrhundert in der ganzen preußischen Armee wieder.

Mittlerweile war der Bau der „Haupt-Vestungk Pillaw“ zu einem gewissen Abschluß gebracht. Sie bildete jetzt ein fast regelmäßig bastioniertes Fünfeck mit aus Erde und Mauersteinen aufgeführten Ravelins und bedeckten Wegen; vor dem Hauptwall war ein gleichfalls verteidigungsfähiger Erdwall errichtet. Die Artillerie bestand im Jahre 1647 aus fünfundvierzig verschiedenen Geschützen, drei Mörsern und sechsundzwanzig Göthlingen, für die zweihundertachtundfünfzig Zentner Pulver, zehntausendachtundachtzehn eiserne Kugeln u. a. mehr zur Verfügung standen.

Die nächsten Jahre sollten den Beweis erbringen, wie richtig und notwendig die Fürsorge des Kurfürsten für Pillau war. Mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit hatte Schweden den Plan weiter verfolgt, sämtliche Häfen der Ostsee zu erobern und damit die Herrschaft über diese völlig an sich zu reißen. Da durch dieses Vorgehen auch Pillau bedroht erschien, wurden die Bürger des Hakens im Jahre 1653 angewiesen, sich mit Proviant für ein Jahr zu versehen oder den Ort zu verlassen. Für die Festung wurden neben verstärkter Armierung an Lebensmitteln u. a. je zweihundertfünfzig Last Roggen und Gerste, hundert Tonnen Salz und hundert Zentner Käse herangeschafft.

Auch ein anderes Ereignis machte die Lage Pillaus um diese Zeit recht gefährdet. Im Jahre 1654 war die schwedische Königin Christine katholisch geworden und hatte infolgedessen ihren Thron an Karl X. Gustav abgetreten, der aber von den Polen nicht als schwedischer König anerkannt wurde. Die Absicht Karls war es nun, sich diese Anerkennung durch einen Krieg zu erzwingen, der denn auch tatsächlich im nächsten Jahre begann.

Sowohl Polen als Schweden erkannten die Wichtigkeit der preußischen Häfen

Pillau und Memel für diesen Krieg und bemühten sich beide, den Kurfürsten für sich zu gewinnen. Der schwedische König versprach dem Kurfürsten für diese Häfen Teile von Großpolen, erhielt aber von ihm den ablehnenden Bescheid, „nichts werde ihn bestimmen, die preußischen Häfen abzutreten, für die einst sein Vater — allein für den Pillauer Hafen — das ihm angebotene Schlesien zurückgewiesen habe.“

Wenn dieser Ausspruch auch nicht völlig erwiesen ist, so ist er immerhin bezeichnend für die Auffassung des damaligen Wertes Pillaus. An anderer Stelle versicherte der Kurfürst, „nichts könne ihn bewegen, dieses höchste Regal, was er hätte, die beste Versicherung des Staates, unser vornehmstes, mächtigstes und gewisses Einkommen den Schweden zu überlassen,“ und so wurde denn Preußen in die längst erwarteten kriegerischen Ereignisse mit verwickelt.

Pillau im zweiten schwedisch-polnischen Kriege 1655 bis 1660 und die Erlangung der Souveränität Preußens.

Im Frühjahr 1655 war die Absicht der Schweden, in Polen einzubrechen, offenkundig geworden. Bald darauf besetzten sie auch den südlichen Teil Preußens, und die Gefahr lag nahe, daß auch der restliche Teil des Landes besetzt und verwüstet werden könnte. Um die Bewohner dem nicht auszusetzen, schloß der Kurfürst am 17. Januar 1656 in Königsberg ein Bündnis mit dem Schwedenkönig, in dem er sich bereit erklärte, diesen fortan als Lehnsherrn Preußens anzuerkennen. Durch diesen Vertrag gelangte der Pillauer Seezoll wieder einmal in schwedische Hände und wurde von schwedischen Beamten erhoben. Aber auch die alte, Polen gegen-

über eingegangene Verpflichtung, vier Schiffe zum Schutze des Tiefes zu halten, kam in Fortfall. Bald aber waren es die Schweden selbst, die dem Kurfürsten die Aufstellung einer Flotte gegen die Polen nahelegten, umsomehr, als die mit den Polen verbündeten Danziger sich mit dem Plan eines Angriffes auf Pillau trugen.

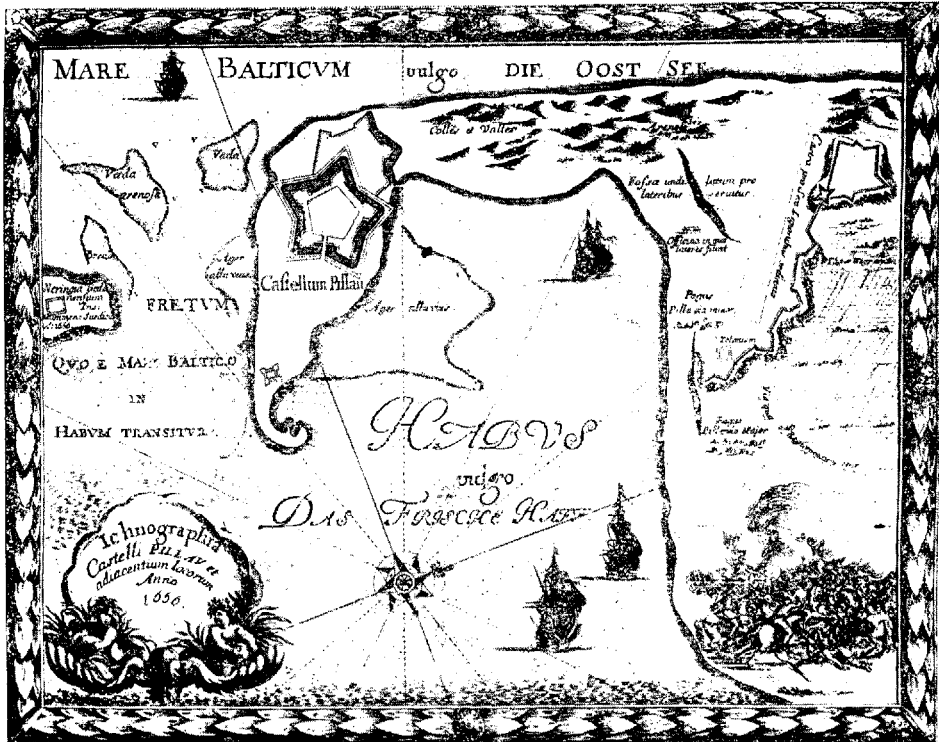
Den Anfang dieser Flotte bildeten zwei auf der kurischen Nehrung gestrandete Schiffe, eine schwedische Fregatte und eine Lübsche Schute, die von ihren Mannschaften verlassen waren. Da nach dem damaligen Strandrecht die Wracks dem Kurfürsten gehörten, ließ sie dieser abbringen und instand setzen. Das größere Schiff wurde „der clevische Lindenbaum“ genannt und erhielt zehn Geschütze. Das kleinere, „der Churfürst von Brandenburg“, wurde mit sieben Geschützen armiert. Zu diesen zwei Schiffen trat noch die gleichfalls mit sieben Geschützen versehene „Churfürstliche Leib-Jagd“. Den Befehl über diese kleine, mit Pillauer Soldaten bemannte



Die Schnelljacht
des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.
Nach einer Zeichnung von Hans Bohrdt.

Flotte erhielt der Oberst von Hille. Die Ergänzung der Schiffsmannschaft sollte aber noch zu einem kleinen Zwischenfall mit der englischen Regierung führen. Mehrere in Pillau von einem englischen Schiff entlaufene Matrosen wurden von dem Kurfürsten gelegentlich einer Jagd in der Kapornischen Heide ergriffen und für die Schiffe genommen, was die Engländer zu einer Repressalie durch Fortnahme eines nach London gekommenen Königsberger Schiffes veranlaßte.

Zum ersten Male erschien nunmehr die brandenburgische Flagge auf der Ostsee. Die erste Fahrt der Schiffe ging nach Kolberg; von dort zurückgekehrt, wurden sie in Pillau außer Dienst gestellt.



Die Befestigung Pillaus im Jahre 1656.
Nach der Darstellung von Pufendorf.

In Erfüllung seines Vertrages kämpfte der Kurfürst nun mit besonderem Glück auf schwedischer Seite gegen Polen, so daß der König von Schweden, um sich die dauernde Unterstützung des Kurfürsten zu sichern, ihn in dem am 30. Oktober 1656 in Labiau geschlossenen Verträge aus der schwedischen Lehnsherrschaft entließ. Gleichzeitig erhielt der Kurfürst auch gegen eine einmalige Abfindung von einhundert-zwanzigtausend Talern an Schweden das Recht der uneingeschränkten Erhebung der Pillauer und Memeler Seezölle wieder zugesprochen.

Infolge des freundschaftlichen Verhältnisses der beiden Fürsten war auch am 8. Mai dieses Jahres die Gemahlin König Karls, begleitet von drei Reichsräten und sechs Orlogschiffen, nach Pillau gekommen. Sie wurde vom Kurfürsten empfangen; der für sie abgefeuerte Ehrenschatz war so heftig, daß die Fenster Pillaus davon sprangen.

Der Abfall des Kurfürsten von Polen sollte aber doch für Preußen von schweren Folgen sein. Im besonderen brachte er den berüchtigten Tartareneinbruch in Preußen,

der das Land von Passenheim bis Ragnit zur Wüste machte. Auch der in Deutschland weiter bestehende Deutsche Ritterorden, der seine Ansprüche an Preußen nie recht aufgegeben hatte, meldete sich wieder einmal und beschloß, unterstützt durch den deutschen Kaiser, sich Polen anzuschließen, ebenso die Stadt Danzig, diese mit der Absicht, eine Versandung des Pillauer Tiefes herbeizuführen.

Hierdurch war die Stimmung der Bewohner Preußens gegen den Kurfürsten, dem sie die Schuld an diesen Ereignissen gaben, äußerst erbittert geworden. Da dieser in seinem Vertrauen auf die Macht Schwedens mittlerweile auch schwankend geworden war, hielt er es für richtig, sich wieder Polen zu nähern, und wurde von dem König Johann Kasimir mit Freude als Bundesgenosse begrüßt.

Für seine Hilfe beanspruchte aber Friedrich Wilhelm nunmehr auch von Polen die Anerkennung seiner Landeshoheit über Preußen, was er auch in dem so wichtigen, am 19. September 1657 in Wehlau geschlossenen Vertrage erreichte. Preußen war dadurch nach zweihundertjähriger polnischer Oberherrschaft wieder ein souveräner Staat geworden, der nur durch Personalunion mit Brandenburg zusammenhing. Der Fortfall dieser Verbindung durch die Ereignisse am Ende des Weltkrieges kann Preußen möglicherweise vor ganz neue geschichtliche Tatsachen stellen. Jedenfalls blieb Preußen durch die geschickte Diplomatie des Kurfürsten dem Deutschtum erhalten und bildete in der Folge die Grundlage für das große preußische Königreich.

Anläßlich der Erlangung der Souveränität reiste der Kurfürst mit seiner Gemahlin, begleitet von dem berühmten General von Sparr, nach Preußen. Die Fahrt erfolgte zu Schiff von Danzig nach Pillau, wo das kurfürstliche Paar einige Tage bei dem Gouverneur de la Cave wohnte. In Pillau fanden auch die ersten Verhandlungen mit den aus Königsberg gekommenen preußischen Oberräten über die Souveränität des Landes statt, das diesen Wechsel der obersten Landesherrschaft nur mit Widerstreben anerkennen wollte.



Kurfürst Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin Luise Henriette.

Zwischen dem kurfürstlichen Paar der Oberst de la Cave, zwischen den beiden Frauen der Oberjägermeister von Hertefeld, zeitweilig Inhaber des Amtes Lochstädt.

Nach dem Gemälde im Oranienburger Waisenhaus.

Der Gouverneur Pierre de la Cave stammte aus einer protestantischen Adelsfamilie der Grafschaft Courtenais in Frankreich und war im Jahre 1630 in brandenburgische Dienste getreten. Es gelang ihm, sich bei dem kurfürstlichen Paar in große Gunst zu setzen, denn bald darauf wurde er Stallmeister des Kurfürsten und dann Kapitain der Leibgarde in Preußen. Nachdem de la Cave diese eine Reihe von Jahren geführt hatte,

wurde er am 1. Oktober 1657 Gouverneur von Pillau. Diese Stellung behielt er auch bis zu seinem am 8. Mai 1677 erfolgten Tode. Begraben ist er in Didlacken bei Insterburg, wo seine Mumie und sein Grabdenkmal noch zu sehen sind.

Pierre de la Cave muß recht begütert gewesen sein, denn bereits 1645 pachtete er das Gut Althof bei Insterburg, auf dem er lebhaftes Pferdezücht betrieß. Aus diesem Gestüt entstand dann das berühmte Trakehnen. Später erwarb er sich noch weitere Güter hinzu. Trotz mancher Klagen über seine Amtsführung, die sich auch über rein militärische Angelegenheiten hinweg erstreckte — so finden wir ihn auch als Oberinspektor der verpfändeten Domäne Kaporn —, blieb er doch dauernd bei dem Kurfürstenpaar in hoher Gunst.

Durch die Schwenkung des Kurfürsten auf die Seite der Polen war die Stimmung Schwedens sehr erbittert geworden, und es lag die Gefahr nahe, daß dieses sich Pillaus mit Gewalt bemächtigen könnte. Hierzu trug auch die Beschlagnahme eines schwedischen Schiffes, das mit Munition durch das Tief nach Elbing segeln wollte, nicht unwesentlich bei. Da das Haß gefroren war, mußte das Schiff in Pillau liegen bleiben, und diese Gelegenheit benutzte der Kurfürst, um es samt Inhalt für sein Eigentum zu erklären. Erst nach Verhandlungen gab er einen Teil der Ladung wieder heraus.

Gegen eine schwedische Ueberrumpelung von der Landseite her ließ nun de la Cave zur Sicherung der Festung den alten Laubwald von Lochstädt bis zum Wäldchen beim Waldkrug und wiederum bis zur Festung abholzen. Auch die Waldungen auf der Nehrung sollen auf zwei Meilen Länge niedergelegt worden sein, gleichaltrige Karten zeigen aber diesen Nehrungsteil als unbewaldet. Der Haken wurde zum Schutz der darauf befindlichen Bauten in Verteidigungszustand versetzt; zu diesem Zweck erhielt das ganze Ufer einen Pallisadenwall, während auf der Landseite eine Brustwehr mit Graben errichtet wurde, die an der Stelle der heutigen Breiten Straße stand. Die Einwohner von Alt-Pillau, Wogram und Kamstigall sollten im Notfall in die Festung aufgenommen werden, da die einhundertundfünfzig wehrhaften Männer dieser Ortschaften eine wertvolle Verstärkung für die Verteidigung bedeuteten. Ein auf der Nehrung im Jahre 1658 erbautes Blockhaus wurde, da es sich für eine Verteidigung als verfehlt erwies, noch im gleichen Jahre wieder abgerissen.

Die kurfürstliche Flotte war mittlerweile auf neun Schiffe angewachsen und griff infolge der politischen Schwenkung des Kurfürsten nunmehr die von den Schweden besetzten Schanzen bei Elbing und im Werder an. Es gelang auch anfänglich den Angreifern, die meist der Pillauer und Fischhausener Garnison entstammten, unter Oberst von Hille einige Erfolge zu erzielen. Die Basis für diese Unternehmungen wurde aber 1659 von Pillau nach Frauenburg verlegt.

In den letzten Jahren dieses Krieges lag der erfolgreiche Kampfplatz des Kurfürsten gegen die Schweden in Holstein, und da auch bald darauf der am 3. Mai 1660 in Oliva geschlossene Friede dem schwedisch-polnisch-brandenburgischen Krieg ein Ende machte, blieb Pillau während der Dauer des ganzen Krieges von kriegerischen Angriffen verschont.

Trotzdem hatte dieser Krieg schlimme Zeiten für Preußen und auch für Pillau gebracht. Namentlich war es wieder einmal die Pest, die hier ihre Opfer forderte, so daß sich der Bau eines Pesthauses neben der Festung erforderlich machte. Auch desertierten wegen schlechter Unterkunft und angeblichen Mangels jeder Annehmlichkeit in der Festung viele Mannschaften der Garnison. Die Truppen waren mittlerweile unter de la Cave zu einer kurfürstlichen Leibgarde zusammengezogen. Die Anzahl der Kompagnien wird mit drei, die Gesamtzahl der Mannschaften einschließlich Stab mit

1093 Personen angegeben, wovon aber die Hälfte auf die Soldatenweiber und -kinder entfiel. Die Löhnung wird als reichlich bezeichnet, doch scheint davon viel für das Bier verwendet worden zu sein, denn der jährliche Bierkonsum auf der Festung betrug 3 – 4000 Tonnen.

In die Jahre 1658 bis 1660 fällt auch der Bau einer neuen Kirche in der Festung, die der heiligen Dreifaltigkeit gewidmet wurde; ihre Orgel war ein Geschenk des Pillauer Kommißbäckers. Fortan gehörten nun auch die evangelischen Bewohner des Hakens zu dieser Kirche. 1657 wurde ein neuer Lotsenturm an Stelle eines älteren kleinen Turmes errichtet; die Lotsenwohnungen wurden von der Pfundbude nach dem Haken verlegt, und bald darauf wurde auch der Lotsendienst neu geregelt.

Pillau vom Jahre 1660 bis zum Ende der Regierung des Großen Kurfürsten 1688.

Während die Nachwelt dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit Recht den Ehrennamen eines „Großen“ verlieh, waren die durch ihn von polnischer Lehnsherrschaft befreiten Bewohner Preußens anderer Meinung. Nur widerstrebend fügten sie sich der Herrschaft des Kurfürsten, und fast mit Gewalt nur gelang es ihm, sich in diesem Lande durchzusetzen. Diese Mißstimmung war erklärlich, denn Preußen war durch ihn zum Schauplatz von kriegerischen Verwicklungen geworden, die meist aus dynastischen Gründen geführt wurden, und die es sehr verarmen hatten lassen; dazu traten noch ganz willkürliche, dem Lande auferlegte Steuern. Im besonderen war es aber der preußische Adel, der sich gegen die unumschränkten Gehorsam fordernde Gewaltherrschaft des Kurfürsten auflehnte, von der er nicht nur eine Schmälerung seiner eigenen Rechte, sondern auch eine Bedrohung der Selbständigkeit Preußens befürchtete. Preußen glich eben damals fast einer Adelsrepublik, und die Häufigkeit der Namen Kreytzer, Wallenrodt und Tettau in der Verwaltung der Voigtei Fischhausen und des ganzen Landes hatte seinen Grund darin, daß diese Familien sich mit der Zeit zu förmlich regierenden Geschlechtern herausgebildet hatten, gegen die andere Familien, selbst die Dohna, Eulenburg, Dönhoff u. a. weit zurücktraten.

Auch die Zugehörigkeit des Kurfürsten zur reformierten Kirche führte in dem rein lutherischen Preußen zu mancherlei Mißhelligkeiten. So konnte der Kurfürst erst nach manchem Streit, wenn auch keine Gleichberechtigung, so doch wenigstens eine Duldung seines Glaubens in Preußen erreichen; Pillau erhielt hierdurch neben drei anderen Städten Preußens das Recht zum Bau einer reformierten Kirche. Auch die Bürger der Städte, namentlich Königsbergs, verharrten in offenem Widerstand gegen die Anordnungen des Kurfürsten, und als dieser sich im Jahre 1662 einige Tage in Pillau aufhielt, traf er hier die Anordnungen zur Brechung des Trotzes der Königsberger Bürgerschaft.

Trotz dieser Gegenströmungen blieb aber das Interesse des Kurfürsten an Pillau, seiner ureigensten Schöpfung, dauernd rege. So wurde bis zum Jahre 1670 die „Pillausche Schanz“ in der Hauptsache endlich fertiggestellt, nachdem noch zu ihrer Verstärkung ein Hornwerk und fünf Außenwerke nebst Pallisaden errichtet worden waren. An der gleichen Stelle wie noch heute führte über eine hölzerne Brücke der Haupteingang durch das mit einem Wachturm versehene steinerne Haupttor. Das Tor selbst war durch Standbilder geschmückt, von denen das mittelste, das den König Gustav Adolf vorgestellt haben soll, von den Bildwerken Georg Wilhelms und Friedrich Wilhelms flankiert wurde; letzteres ist aber erst nach dessen Tode im

Jahre 1688 zur Aufstellung gekommen. 1673 holte ein Teil der Garnison von der alten Ordensburg Balga Quadern zur Instandhaltung der Festung.

Die Verpflegung der Garnison lag in der Hauptsache dem Amt in Lochstädt ob, das auch das Bier in großer Menge lieferte. Bemerkenswert ist ein Vorschlag des damaligen Statthalters in Preußen, des Fürsten Radziwill, in der Ortelsburger Heide eine große Jagd abzuhalten, um durch die dort häufigen Wildschweine Proviant für die Pillauer Garnison zu erhalten.

In diesem Jahre wurde auch am Tief gearbeitet, wofür Holz zur Täfelung verlangt wurde, denn 1669 hatte die See bei einer schweren Sturmflut die Schutzwehr an drei Stellen durchbrochen und nahe der Festung eine befahrbare Wassergraben gebildet. Das Jahr 1672 brachte die Strandung eines schwedischen Schiffes mit einer großen Kupferladung, wovon damals vierzigtausend Pfund geborgen werden konnten; noch im Jahre 1910 wurden bei Baggerungen Funde davon gemacht.

Nach Ueberwindung der innern Widerstände in Preußen finden wir den Kurfürsten jetzt meist auf Kriegszügen im Westen seiner Länder mit oder auch gegen Frankreich. Erst der Einfall der sich den Franzosen verbündenden Schweden in Brandenburg führte ihn wieder zu kriegerischen Taten nach dem Norden, unter denen besonders die Schlacht bei Fehrbellin und die 1677 mit Hilfe seiner jungen Flotte ermöglichte Eroberung Stettins und Rügens bemerkenswert sind. Schweden hatte sich auf diesem Kriegesgebiet dem Kurfürsten nicht gewachsen gezeigt, und deshalb versuchte es nun, ihn durch einen Einfall in Preußen von Livland her zu schädigen.

Die in aller Eile aufgebotene preußische Landmiliz, darunter auch das Samländische Kommando unter dem Obersten von Hohendorf, war aber in einer derartig traurigen Verfassung, daß die Schweden fast ungehindert bis zum Pregel hatten vordringen können. Jetzt eilte der Kurfürst, mitten im härtesten Winter, zur Befreiung Preußens herbei. Auf dreitausend Schlitten folgte er über das Frische und Kurische Haff den fliehenden Schweden, deren Nachhut aber, noch bevor sie der Kurfürst erreichte, bei dem Dorfe Splitter bei Tilsit entscheidend geschlagen wurde.

Von dieser berühmt gewordenen Winterfahrt zurückgekehrt, weilte der Kurfürst einige Tage zu seiner Erholung in Pillau. Hier erreichte ihn die Kunde von dem am 5. Februar in Nymwegen zwischen dem Deutschen Kaiser und Frankreich geschlossenen Frieden, durch den in der Folge das urdeutsche Elsaß-Lothringen in schmählicher Weise Frankreich in die Hand gespielt wurde. Ueber diesen traurigen Verrat an der deutschen Sache, der in der Gegenwart eine ebenso traurige Wieder-



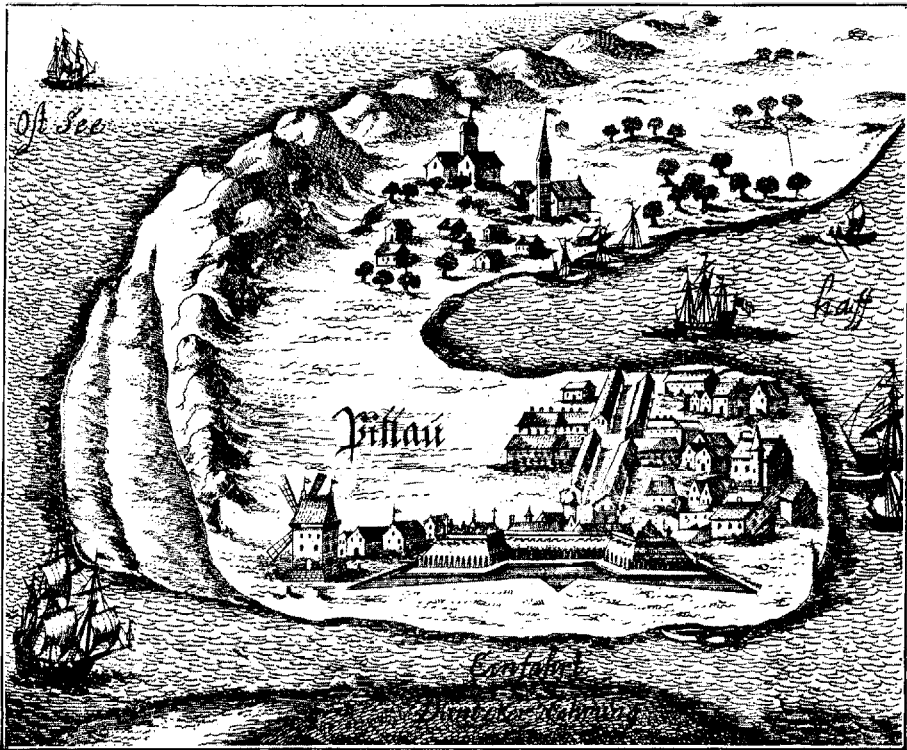
Der Große Kurfürst fährt über das Frische Haff.

Nach dem Stich von Bernhard Rode.

holung gefunden hat, soll damals den Kurfürsten unendliche Bitterkeit gegen den Habsburger erfaßt haben.

In der Begleitung des Kurfürsten weilte in Pillau damals neben der Kurfürstin auch der Kurprinz, den hier aber allerlei Mißgeschick verfolgte. So wurde er am 17. Februar ernstlich krank, „obgleich er nicht besonders viel getrunken hatte“, und bei der Rückfahrt über das Haff warf sogar sein Schlitten um.

Der Verkehr im Tief war um diese Zeit sehr zurückgegangen. Trotzdem wurden jetzt im Zusammenhange mit den weitausschauenden Plänen des Kurfürsten umfangreiche Arbeiten zur Verbesserung des Pillauer Hafens vorgenommen. Als erste derartige Anlage ist die Aushebung des heutigen Grabens anzusehen, der gleichzeitig



Pillau im Jahre 1684.

Die langen Schuppen sind die Marinebaracken an der Stelle der heutigen Breiten Straße.
Nach einer sehr unrichtigen Darstellung von Hartknoch.

die Gräben der Festung mit Wasser füllte. Da damals das Tief des öfteren versandete, erbot sich um diese Zeit ein Königsberger Kaufmann, Scarlet, es durch eine von ihm erfundene Maschine dauernd auf fünfzehn Fuß Wassertiefe zu halten; der Bau der Maschine sollte fünfhundert, und die jährlichen Unterhaltungskosten sollten hundert Taler betragen. Man hört aber nichts weiter von diesem Projekt, wohl aber von einer Reinigung des Tiefes durch die englische Kompanie in Pillau. Ferner wurden von dem als tüchtig geschilderten Baumeister Neumann Seedämme angelegt, die als die Vorläufer der heutigen Molen anzusehen sind. 1682 wurde in der Königsberger Fahrrinne unterhalb des Schwalbenberges gebaggert.

Weit größere Veränderungen erfuhr aber der Haken durch die Errichtung der kurfürstlichen Schiffswerft und durch die damit im Zusammenhang stehende Stationierung der brandenburgisch-preußischen Flotte in Pillau.

Pillau und die erste brandenburgisch-preußische Flotte.

Bereits Kurfürst Georg Wilhelm war mit der Absicht einer Flottengründung umgegangen, und 1656 hatte auch Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie geschildert, eine kleine Flotte zusammengebracht, die nach dem Olivaer Frieden von 1660 aber wegen Geldmangel wieder Handelszwecken zugeführt wurde. Erst der schwedisch-brandenburgische Krieg sollte im Jahre 1675 wieder die Aufstellung einer Seemacht bringen, um die sich der Holländer Benjamin Raule besonders verdient machte. Raule war Angestellter einer holländischen Handelskompanie und Rat in der Stadt Middelburg und muß über große Gewandtheit und sicheres Auftreten verfügt haben. Durch Vermittlung des brandenburgischen Gesandten riet er dem Kurfürsten, gemietete Schiffe

auf Kaperei auslaufen zu lassen, um dadurch den in Pommern stehenden Schweden die Zufuhr aus ihrer Heimat abzuschneiden.

Der Kurfürst ging sofort auf den Vorschlag ein, und es gelang Raule, neunzehn unter schwedischer Flagge segelnde Schiffe in der Nordsee aufzubringen. Da sich aber darunter auch einige holländische, die nur die schwedische Flagge führten, befanden, mußten alle Schiffe wieder herausgegeben werden; Raule wurde sogar der Seeräuberei angeklagt und begab sich unter den Schutz des Kurfürsten. Noch im gleichen Jahre beauftragte der Kurfürst ihn mit der leihweisen Beschaffung einer kleinen Flotte von vier Schiffen zum Preise von 135000 Gulden für vier Monate, die der Kurfürst noch durch einige weitere gemietete Schiffe verstärkte und unter den Ober-



Soldat
der kurfürstlichen Marine.



Unteroffizier
der kurfürstlichen Marine.

befehl des Obersten Bolsey stellte. Aus diesen Schiffen wurden zwei Flotten, je eine an der Maas- und Emsmündung, gebildet; Raule erhielt den Befehl über das Maasgeschwader; die Unternehmungen führten aber zu keinem Erfolg. Die Schiffe überwinterten dann in Kolberg, das auch für die nächsten Jahre der Stützpunkt der jungen Flotte bleiben sollte.

Das Jahr 1676 brachte die Erhöhung der Zahl der Schiffe auf elf, unter denen sich auch die als Kaper armierte Lustjacht des Kurfürsten befand. Raule wurde zum Direktor der Marine und sein Bruder Jacob Raule zum Commodore der Flotte ernannt; letzterer stand noch im Jahre 1698 als Führer bei der Einnahme Elbings in brandenburgischen Diensten. Zusammen mit der dänischen lieferte diese Flotte den Schweden eine Seeschlacht, wobei zwei Schiffe erobert wurden, die als die ersten dem Kurfürst eigentümlich gehörenden Schiffe der Flotte eingereiht wurden. In diesem Jahre wurden auch zwei Schiffe zur Sicherheit des Frischen Haffes ausgerüstet.

Im nächsten Jahre stieg die Zahl der eigenen kurfürstlichen Schiffe auf sieben,

zu denen noch sechs von dem nunmehr zum Generaldirektor der Marine ernannten Raule gemietete Schiffe hinzukamen. Mit zusammen 119 Kanonen und bemannt durch 474 Matrosen und 189 Soldaten, bedeuteten sie bereits eine recht bemerkenswerte Macht, die dem Kurfürsten im Jahre 1677 und auch 1678 bei der Eroberung Rügens wertvolle Dienste leistete.

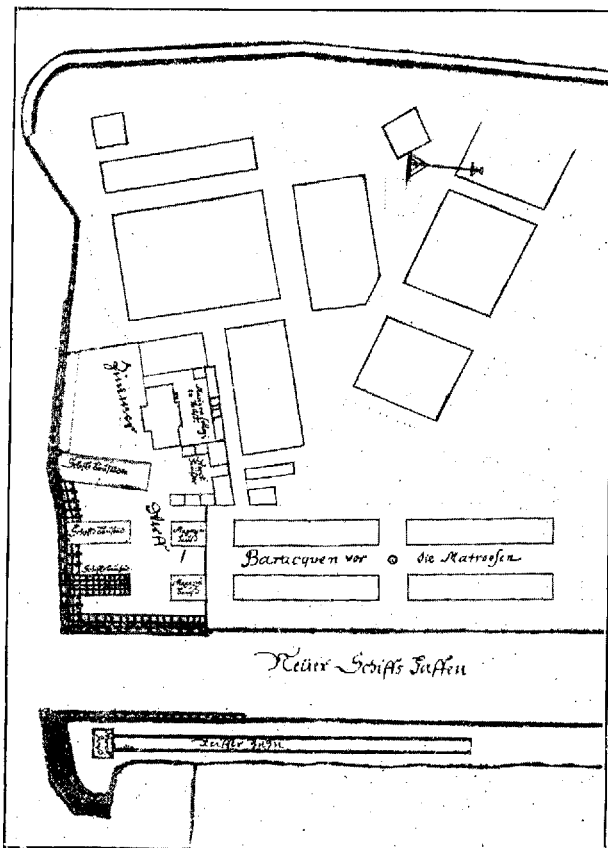
Der Kurfürst schloß nun 1679 mit Raule einen sechsjährigen Vertrag, nach dem sich dieser gegen eine monatliche Zahlung von 6500 Talern verpflichtete, dem Kurfürsten dauernd sechs Fregatten und zehn leichte Fahrzeuge zur Verfügung zu stellen. Der unheilvolle Frieden von St. Germain vom 19./21. Juni 1679 beraubte jedoch den Kurfürsten der pommerschen Häfen, so daß er sich nun genötigt sah, seine Flottenbasis nach Pillau zu verlegen, das neben Memel der einzige Seehafen seines Landes war. Durch den Verlust Stettins war auch die dort vom Kurfürsten gegründete Seehandlungsgesellschaft heimatlos geworden; Raule erhielt daher am 22. Januar 1680 den Auftrag, sich nach Königsberg zu begeben und dort der Schiffahrt und dem Handel dienende Einrichtungen zu treffen. Raule mietete auf dem Kneiphof ein Haus für die Räume der Handelsgesellschaft; die Gründung einer Schiffbaukompanie scheiterte aber an der Zurückhaltung der Königsberger Kaufleute.

Raule erhielt nunmehr vom Kurfürsten zur Einrichtung von Baracken und Schiffsmagazinen in Pillau aus den Bernsteintragnissen die Summe von sechstausend Talern überwiesen, gleichzeitig aber auch ein Wohngebäude in Pillau. Damals ent-

stand hier die kurfürstliche Werft, für die es Raule gelang, von Königsberger Kaufleuten Aufträge zum Bau von vier Schiffen von je 45, 60, 70 und 80 Lasten Tragfähigkeit zu erhalten. Das Holz für den Bedarf der Werft wurde aus den samländischen Forsten zur Verfügung gestellt.

Pillau als der Hafen Königsbergs, der größten Stadt Brandenburg-Preußens, wurde nun zum Ausgangspunkt aller Seeunternehmungen des Kurfürsten bestimmt, und es wurden umfassende Pläne, Seehandel, Walfisch- und Heringsfang betreffend, gemacht. Auch der alte Plan des Kurfürsten, Niederlassungen an der afrikanischen Küste zu gründen, wurde wieder aufgenommen.

In Pillau entwickelte sich jetzt ein sehr reges Leben, sollte es doch nach dem Wunsch des Kurfürsten ein „zweites Saardam“ werden. Die Werft wurde vergrößert, und holländische Schiffsbauer, Segelmacher und Anker-



Die kurfürstliche Werft in Pillau.
Kartenarchiv des Großen Generalstabes.

schmiede besiedelten den Haken. Die Leitung der ganzen Angelegenheit erfolgte zunächst von Königsberg aus. Erst am 16. Mai 1682 wurde in Pillau ein Commerzien- und Admiraltätskollegium eingerichtet, das im Jahre 1685 in das eigens dafür in der heutigen Gouvernementstraße errichtete Gebäude übersiedelte. Raule erhielt ein festes Gehalt von monatlich vierhundert Talern.

Da es dem Kurfürsten 1677 gelungen war, durch seine Schiffe eine ihm von den Hamburgern geschuldete Summe einzutreiben, beschloß der Kurfürst 1680 auch von Spanien zwei Millionen fälliger Subsidiengelder durch seine Schiffe aufbringen zu lassen. Für diesen Zweck wurde in Pillau eine Flotte von sechs Schiffen mit 163 Geschützen und 750 Mann unter dem Befehl des Holländers Cornelius van Beevern zusammengestellt; die Schiffe führten als kurfürstliche Flagge den roten Adler im weißen Felde. Diese Flotte kreuzte bis zum Jahre 1681 gegen Spanien, wobei sie bis in den Golf von Mexiko gelangte. Es gelang ihr auch, Prisen im Werte von 132000 Talern zu machen, die die Kosten ihrer Ausrüstung deckten. Eine besonders wertvolle Beute war das am 18. September im Kanal gekaperte Schiff „Carolus secundus“, dessen Fortnahme damals viel Aufsehen erregte und fast zu kriegerischen Maßnahmen Spaniens gegen den Kurfürsten geführt hätte. Große Freude herrschte in Pillau beim Eintreffen dieses Schiffes, dessen wertvolle, meist aus Leinwand und Brabanter Spitzen bestehende Ladung in Königsberg versteigert wurde und der kurfürstlichen Kasse an 100000 Taler einbrachte. Das Schiff selbst wurde der Flotte eingereiht.

Mittlerweile war auch der erste Schritt zur Gründung einer afrikanischen Kolonie getan. Am 17. September 1680 liefen die Schiffe „Das Wappen von Brandenburg“ und „Der Moriaen“ unter dem Befehl des Kapitäns Blonk von Pillau nach Afrika aus. Dort schloß Blonk mit drei Negerhäuptlingen einen Vertrag, worin diese den Kurfürsten als ihren Schutzherrn anerkannten. Die dort bereits Handel treibende holländische Kompanie legte jedoch der Gründung einer Kolonie allerlei Schwierigkeiten in den Weg und veranlaßte sogar die Kaperung des „Wappen von Brandenburg“, so daß der „Moriaen“ allein nach Pillau zurückkehrte. Dadurch erbittert ließ der Kurfürst, um sich durch Kaperung holländischer Schiffe zu entschädigen, die Fregatte „Fuchs“ am 23. November 1682 aus Pillau in See gehen, die jedoch unter Verlust von siebenzehn Mann der Besatzung im Kattegat strandete.

Im Jahre 1681 war wieder eine Erweiterung der kurfürstlichen Flotte beabsichtigt, denn Raule berechnete die Gestellung von acht Fregatten und zwei Brandern mit 100000 Talern; auch zwei



Die kurfürstlichen Schiffe „Das Wappen von Brandenburg“ und „Moriaen“

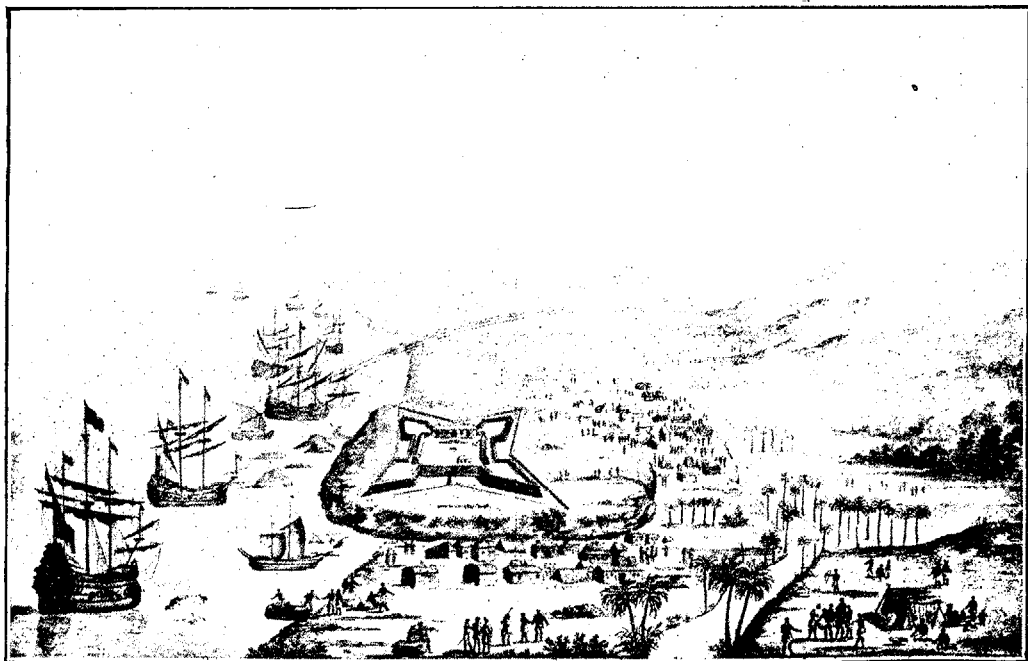
Nach einem Gemälde von Schnars-Alquist.
Mit Erlaubnis des Verlegers L. Möller-Lübeck.

Gallioten sollten für den Verkehr zwischen Pillau und Königsberg neu erbaut werden. Es blieb aber zunächst noch bei der Miete von neun Schiffen mit 194 Kanonen; es war das letzte Mal, daß sich der Kurfürst Schiffe auf diesem Wege beschaffte.

Nunmehr standen dem Kurfürsten insgesamt dreißig Schiffe zur Verfügung, von denen in Königsberg und Pillau die folgenden stationiert waren: die Fregatten „Friedrich Wilhelm zu Pferde“, „Der vorigte Friedrich Wilhelm“, „Dorothea“, „Stadt Berlin“, „Prinzeß Maria“, „Wasserhund“ und „Prinz Ludwig“, die Gallioten „Spandau“ und „Maria“, der Brander „Salamander“, die Jachten des Kurfürsten und Raules, zwei kleine Fahrzeuge für den Verkehr zwischen Pillau und Königsberg und zwei neue im Bau befindliche Fregatten. Die schönen neuen Schiffe, die ausschließlich unter holländischen Kapitänen standen, sollten aber auch auf Geschäftsfahrten nach Afrika gehen und, wie der Kurfürst sagte, „nicht im Süßwasser verfaulen“. Die Möglichkeit hierzu verschaffte ihm die Gründung der afrikanischen Kompanie.

Mit einem Kapital von 50000 Talern, von denen Raule 24000 und der Kurfürst 8000 zeichnete, wurde das Unternehmen als die „Brandenburgisch-Afrikanische Gesellschaft“ am 17. März 1682 gegründet. Im Sommer des Jahres 1682 segelten zunächst wieder zwei Schiffe, „Der neue Churfürst“ und der „Churprinz“ mit hundert Mann Besatzung unter den Kapitänen van Voß und Blonk nach Afrika. Der Kammerjunker Otto von der Groeben war ihnen als kurfürstlicher Bevollmächtigter beigegeben.

Da man die bei der ersten Fahrt angelaufene Gegend nicht wiederfand, landete man in ihrer Nähe und hißte am Neujahrstage des Jahres 1683 auf dem Berge Mamfro, den man den großen Friedrichsberg nannte, die brandenburgisch-preußische Flagge. Das bald darauf hier errichtete Fort wurde Groß-Friedrichsburg genannt. Auch gegen dieses Unternehmen richtete sich wieder die Mißgunst der Holländer. Mit viertausend aufgewiegelten Negern versuchten sie die Veste zu zerstören. Da diese sich aber, durch sechsunddreißig Kanonen armiert, tapfer verteidigte, mißlang der Angriff, und man konnte, da in der Nähe noch zwei weitere, jedoch kleinere Schanzen



Die Veste Groß-Friedrichsburg um 1685. Nach einer gleichaltrigen Zeichnung.

errichtet wurden, die Ansiedlung halten. Von der Groeben trat darauf die Rückreise mit einer Negerabordnung an, die auch von dem Kurfürsten empfangen wurde. Der Kurfürst ließ sogar, obgleich Raule die Fahrt eine „verdorbene“ nannte, einige Medaillen über das Unternehmen schlagen.

Der Aufschwung der Flotte und der afrikanischen Kompanie veranlaßten Raule, dem Kurfürsten die Verlegung beider nach der Nordsee vorzuschlagen, „umsomehr, als Pillau der lokalen Verhältnisse wegen ein sehr ungünstiger Hafen sei.“ Da der Kurfürst mittlerweile aus politischen Gründen die Stadt Emden besetzt hatte, wurde im November 1682 zunächst die afrikanische Kompanie dahin verlegt, nachdem ihr die Stadt mit 24000 Talern beigetreten war.

Bisher hatten die Schiffe sowohl militärischen als Handelszwecken gedient. Jetzt schritt der Kurfürst, nachdem er am 1. Oktober 1684 von Raule noch neun weitere Schiffe mit 176 Kanonen für den Preis von 109340 Talern erworben hatte, zu einer Teilung seiner Flotte. Während die meisten Schiffe auf die Kompanie übergingen, bestimmte der Kurfürst zehn Schiffe für die eigentliche Kriegsflotte. Von diesen kamen sieben nach Emden, und nur drei, „Die Dorothea“, „Der lithauer Bauer“ und „Rummelpot“, verblieben bei der Admiralitätskammer in Pillau. Der Gesamtetat für die kurfürstliche Marine wurde mit 4768 Talern für den Monat festgelegt.

Infolge der Verlegung der Schiffe und der afrikanischen Kompanie zogen nun auch die meisten Werfthandwerker, vierundsechzig Familien, nach Emden; sogar die aus Holz erbaute reformierte Kirche wurde mitgenommen. Die Baracken in Pillau wurden vermietet, und eine bedeutsame Epoche in der Geschichte Pillaus war vorüber. Mit einigen Handwerkern verblieb hier aber auch der erste, fest angestellte Prediger der reformierten Gemeinde Pillaus, Abraham Rütz, ein geborener Amsterdamer. 1677 als holländischer Prediger nach Pillau gekommen, wurde er 1681 Prediger der kurfürstlichen Marine und 1685 Garnisonprediger; in dieser Eigenschaft unterstand er dem Berliner Feldkonsistorium.

Nachdem der Kurfürst 1686 das ganze Kapital der afrikanischen Kompanie übernommen hatte, war die Handelsgesellschaft nun völlig in seiner Hand vereinigt, die weiteren Jahre waren dem Unternehmen aber nicht günstig. Im Oktober 1687 hatten die Holländer die Kolonie angegriffen und auch eingenommen, und nur der Tod des Kurfürsten beendete die deshalb eingetretenen Verwickelungen.

Bei dem Sohn und Nachfolger des Großen Kurfürsten, der für maritime und koloniale Bestrebungen kein Interesse hegte, fiel Raule im Jahre 1698 völlig in Ungnade und kam, damals bereits sechsundsechzigjährig, auf dreieinhalb Jahre nach Spandau in Haft. Die ihm vorgeworfene Untreue wurde ihm nicht bewiesen; sicher dagegen ist, daß die maritimen Unternehmungen nur blühten, wenn Raule sie führte. Raule zog dann nach Hamburg, wo er bis zu seinem 1707 erfolgten Tode noch für die afrikanische Kompanie tätig war.

Im Jahre 1711 wurde die afrikanische Kolonie eigener Besitz des Königs Friedrich I. Sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., verkaufte sie am 18. Dezember 1717 an die Holländer, und im Jahre 1721 übernahmen diese für 7000 Dukaten und zwölf Neger auch die letzten Schiffe.



Medaille, geprägt zum Andenken an die afrikanische Expedition von 1682.

Noch heute kann man die Erdwälle Groß-Friedrichsburgs deutlich erkennen, wovon sich Schreiber dieses im Jahre 1907 selbst überzeugte. Von den dort gefundenen alten Geschützen sind drei in Pillau bei dem Denkmal des Großen Kurfürsten, des Gründers der ersten preußischen Kolonie, aufgestellt.

Wohl hatten die durch den Großen Kurfürsten so aussichtsreich begonnenen Schöpfungen einer preußisch-brandenburgischen Flotte und eines eigenen Kolonialbesitzes einen kläglichen Ausgang gefunden. Um wieviel grausamer war aber das Ende der stolzen deutschen Flotte, der auch viele der besten Söhne des Samlandes angehörten, im Verlauf des großen Krieges; das Urteil der Weltgeschichte wird einmal für die Urheber dieser Schmach ein vernichtendes sein.

Am 9. Mai 1688 war Friedrich Wilhelm gestorben. Er war für Preußen ein ziemlich unbequemer Herrscher gewesen, für Pillau aber war sein Wirken von entscheidendem Einfluß: er wurde der Begründer der historischen Bedeutung dieses Ortes.

Pillau vom Tode des Großen Kurfürsten 1688 bis zum Jahre 1725.

Nach dem Tode dieses Fürsten ging die herzogliche Würde auf seinen am 11. Juni 1657 in Königsberg geborenen dritten Sohn Friedrich über, da zwei ältere Söhne gestorben waren. Dieser Kurfürst war anlässlich der im Frühjahr 1689 erfolgten Huldigung zum ersten Male in Pillau, das er am 29. Mai auf der Rückreise nach Berlin besuchte; im nächsten Jahre war Friedrich wieder in Pillau, er trat aber diesmal die Rückreise mit der kurfürstlichen Jacht an.

Die Festung hatte im Jahre 1690 in dem Obersten Martin von Ditmannsdorf einen neuen Kommandanten erhalten. Er war der Sohn eines Pillauer Musketiers und man berichtet von ihm, daß er in der Jugend bei seinem Fortgang aus Pillau gesagt habe, er wolle als Kommandant nach hier zurückkommen. Ditmannsdorf hatte sich in den Kriegen des Kurfürsten durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet, wurde schnell befördert und sogar geadelt. Als die Pillauer Kommandantenstelle im Jahre 1690 frei wurde, erbat er sich diesen Posten vom Kurfürsten und erhielt ihn auch.

Das nächste Jahr brachte durch die Anwerbung eines entlaufenen englischen Seemanns für die in Pillau liegende Kompanie des Majors von Pannewitz wieder einen kleinen Zwischenfall mit England.

Mehrere Male weilte in den nächsten Jahrzehnten der russische Zar Peter der Große in Pillau. So kam 1697 eine große moskowitische Gesandtschaft von vierhundert Personen nach Preußen; unter ihnen befand sich auch der Zar, der unerkannt bleiben wollte, wegen seiner auffallenden Größe aber bald herausgefunden wurde. Da der Kurfürst um diese Zeit seine Schwester in Kurland besuchte, erwartete ihn der Zar in Pillau, sich dort in ungezwungener Weise vergnügend; so soll er auch auf einer Schifferhochzeit in Pillau getanzt haben.

Nach dem Eintreffen des Kurfürsten brannte ihm der Zar zu Ehren ein selbstgefertigtes Feuerwerk ab. Bei dem darauf folgenden Mahle soll ihn aber eine eigenartige Begebenheit sehr verstimmt haben. Als der Zar dem damaligen Kanzler von Kreytzen mit einem großen Pokale auf das Wohl des Kurfürsten zutrank, konnte dieser nicht genügend „Bescheid“ geben, worüber der Zar so verstimmt wurde, daß er Pillau „im Zorn“ verließ.

Am 19. November 1711 war der Zar, diesmal mit seiner Gemahlin, wieder in Pillau, da er von hier die Heimreise zu Schiff anzutreten gedachte. Infolge des ungünstigen Windes verzögerte sich aber die Abreise; deshalb wohnte das Herrscherpaar einige Tage bei dem Zollinspektor, um dann schließlich doch zu Lande und

über das Kurische Haff heimzureisen. Noch einmal finden wir Peter den Großen im Jahre 1716 mit einer großen Flotte in Pillau.

Als Station der im Jahre 1697 errichteten regelmäßigen Postroute über die Nehrung nach Königsberg hatte Pillau überhaupt des öfteren Fürstenbesuch. So hielt sich der in diesem Jahre zum polnischen König gewählte Prinz Conty mit einigen französischen Kriegsschiffen auf der Reede auf, und 1705 besuchte König August der Starke von Polen Pillau.

Der 18. Januar des Jahres 1701 brachte für Preußen das große Ereignis seiner Erhebung zum Königreiche. Für den Kurfürsten Friedrich als Träger der Königskrone war bei der Wahl dieses kleinen und entfernt liegenden Landes maßgebend gewesen, daß man es als nicht zum eigentlichen deutschen Reiche gehörend betrachtete, und deshalb gegen seine Erhöhung zum Königreiche am wenigsten Einsprüche der deutschen Fürsten zu befürchten waren. Obgleich schon im Jahre 1692 gewisse Nachfragen im Samlande auf die diesbezüglichen Absichten des Kurfürsten hingedeutet hatten, sollte doch noch eine Reihe von Jahren bis zur Erfüllung seines Wunsches vergehen. In größter Verschwiegenheit waren aber doch die Vorbereitungen hierzu getroffen worden.

Die Rückreise von der Krönung trat der nunmehrige König Friedrich I. am 8. März mit großem Prunke an. Da nach einer einlaufenden Nachricht aber das Hochwasser die Weichsel unpassierbar gemacht hatte, kehrte das Königspaar nach Königsberg zurück, um am nächsten Tage in aller Stille über Pillau und die Frische Nehrung abzureisen.

Unter Friedrich I. wurde der Ausbau der Festung wieder eifrig betrieben. Der Major Montargues entwarf im Jahre 1702 einen Plan zur völligen Fertigstellung der Festung. Es wurden drei neue Lunetten und ein Halbmond erbaut, ein Teil des gedeckten Weges und das Glacis reguliert und der den Festungsgräben das Wasser zuführende Graben — der jetzige „Graben“ — mit einer Brustwehr versehen. Auch der Bau eines detachierten Forts am Eingang des Grabens wurde begonnen, jedoch erst unter dem Nachfolger des Königs fertiggestellt. Diesen Festungsbauten mußten denn auch die alten Ordensschlösser Balga und Lochstädt, sowie das bischöfliche Schloß Fischhausen, die die Ziegel dafür lieferten, zum Opfer fallen. Im Jahre 1708 wird berichtet, daß alle Steine Balgas, bis auf viertausend, in Pillau vermauert waren.

Schwere Zeiten hatte Pillau in diesen Jahren durchzumachen. Zunächst brachte der 31. Oktober 1702 einen derartig schweren Sturm, daß die See drohte, das den Haken mit den Höhen bei Alt-Pillau verbindende Land an mehreren Stellen zu durchbrechen, und die Gefahr bestand, daß der ganze Haken fortgerissen werden könnte. Die Jahre 1709 und 1710 brachten wie für ganz Preußen, so auch für Pillau die Pest. Dazu trat noch eine sehr große Kälte, die einen beträchtlichen Teil der See so mit Eis bedeckte, daß man noch bis in den Mai hinein darauf gehen konnte. Da überdies eine Hungersnot wütete, wurde die Strandung von siebenzehn mit Getreide und anderen Gütern beladenen Schiffen bei Pillau als eine „besondere Wohltat“ empfunden, denn durch das geborgene Gut wurde dem größten Mangel abgeholfen.

Am 25. Februar 1713 starb König Friedrich I. In seiner langen Regierungszeit hatte sich der unter seinem Vorgänger sehr darniederliegende Handel Pillaus wieder erholt, und die Summe der durch das Tief gehenden Schiffe war bis auf sechshundert im Jahre gestiegen. Wohl hatte bereits unter Georg Wilhelm die Zahl der Schiffe die ansehnliche Höhe von neunhundert im Jahre erreicht, die fortdauernden Kriegswirren unter dem Großen Kurfürsten waren aber der Entwicklung nicht günstig ge-

wesen. Getreide, Flachs, Garn und Holz bildeten die Hauptausfuhrartikel, eingeführt wurden besonders Eisen- und Kolonialwaren.

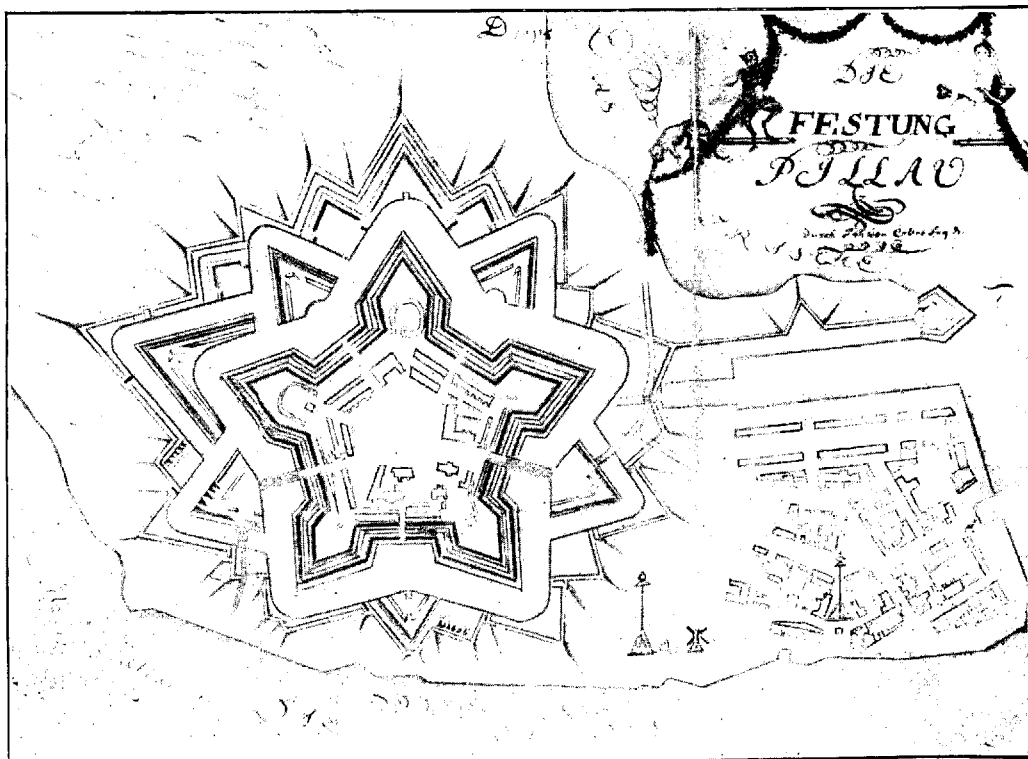
Den neuen Herrscher, König Friedrich Wilhelm I., sah Pillau 1714 zum ersten Male, als er von der Huldigung in Königsberg kommend seine Reise über Pillau nach Berlin fortsetzte und über das Frische Haff nach Balga fuhr. Auch im Jahre 1718 war der König in Pillau; seine Anwesenheit im Lande hatten aber die Königsberger Kaufleute benutzt, um von ihm ein Verbot des selbständigen Pillauer Seehandels zu erreichen. Diese Maßregel traf das aufblühende Pillau sehr schwer, und noch heute hat die Stadt unter ihrer Nachwirkung zu leiden.

In diesem Jahre trat auch eine Erhöhung der Seezölle in Kraft, von deren Ertrag der König aber den Städten am Haffe nur den neunten Teil beließ. 1720 wurde die Pillauische Zollverwaltung nach Königsberg verlegt, in Pillau verblieb nur eine Lizentkammer, die gleichzeitig die Befugnisse der See- und Hafenpolizei ausübte.

Sehr geklagt wurde in diesen Jahren über die mangelhaften Verhältnisse des Pillauer Hafens, die sogar so schlecht gewesen sein sollen, daß es schwer hielt, Bootsleute für die Fahrt nach hier zu erhalten.

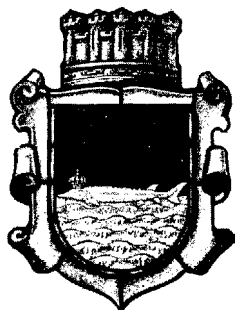
In den Jahren 1717—1720 wurde die Kirche in der Festung neu erbaut und am zweiten Advent 1720 eingeweiht. 1722 legte der Artillerie-Kapitän Bildung das Bollwerk um den Ort herum an, der dadurch einen kräftigen Schutz gegen die fortwährend Land abspülende See erhielt.

Bereits im Jahre 1718 hatte der König wegen der Wichtigkeit des Ortes erwogen, Pillau zu einer Stadt zu erheben, aber erst das Jahr 1725 brachte dem Orte auf dem Haken endlich die ersehnte Stadtgerechtigkeit und endgültig den Namen „Pillau“.



Die Festung Pillau im Jahre 1718. Nach einer Zeichnung von de Collas.

Kennst du die Stadt, umbraust von Strom und Welle,
Umlagert von der Masten dichtem Wald,
Dem Schiffer heiß ersehnte Zufluchtsstelle,
Dem müden Wanderer froher Aufenthalt?
„Minerva“ 1846.



Stadtwappen im Flurfenster des Rathauses. 1916.

Pillau vom Jahre 1725 bis zur Gegenwart.

Von Bürgermeister Dr. Haberland in Pillau.

Die Entwicklung von Pillau 1725–1815.

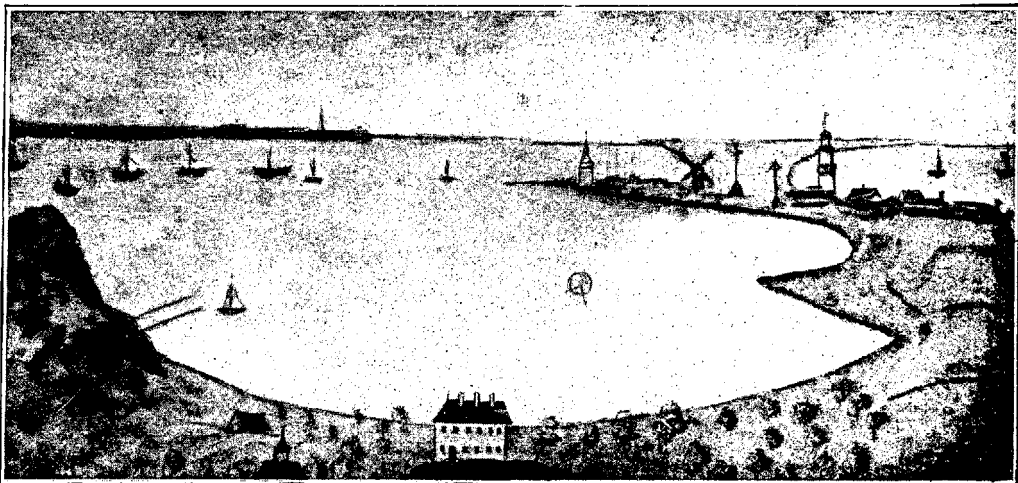
Die Verleihung der Stadtrechte und die ersten Jahre bis 1740.

Die Blüte, der Pillau unter dem Großen Kurfürsten entgegengegangen war, ist nicht von Bestand gewesen. Trotzdem war eine günstige Entwicklung der Ansiedelung auf dem Haken neben der Festung unverkennbar. 1701 wurde Pillau zum Marktflecken erhoben und ihm das Recht zur Abhaltung von zwei Jahrmärkten im Frühjahr und Herbst verliehen. 1702 erhielten englische Kaufleute das Privileg für eine Brauerei auf dem Gelände der ehemaligen Kurfürstlichen Werft, die heutige „Ilskefalle“. Immer mehr Gewerbetreibende ließen sich nieder, die ihren Hauptverdienst aus dem Handel mit den Schiffen zogen. So wurden um 1720 gezählt zwölf Bierschänken, zwei Gewürzläden, vier Bäcker, drei Fleischer, drei Schuhmacher, sieben Schneider usw. Der Handelsverkehr nahm so zu, daß die Königsberger es 1718 für zweckmäßig hielten, ihn schleunigst zu unterbinden (vgl. Seite 196).

Als im gleichen Jahre König Friedrich Wilhelm I. Pillau zum ersten Male besuchte, war er über den lebhaften Verkehr sehr erfreut und nannte den Ort, wie die Kirchenchronik berichtet, sein „Klein-Amsterdam“. Da er als wahrer Vater Ostpreußens, dessen Hebung ihm ganz besonders am Herzen lag, im Laufe der Jahre zehn Dörfer zu Städten erhob und sie durch allerlei Rechte und finanzielle Zuwendungen zu fördern bestrebt war, so tauchte dieser Wunsch auch bald in Pillau auf und wurde 1722 von den „vermögendsten Einwohnern und Handwerkern“ der Regierung vorgestellt. Auf einen Bericht des Generaldirektoriums in Berlin vom 15. Juni 1723 genehmigte der König den Antrag durch folgende Randverfügung: „Gut. Die Jurisdiktion muß dem Gouvernement verbleiben, so wie in allen meinen Festungen . . . F. W.“ Unter dem 18. Januar 1725 wurde das „Privilegium vor die Stadt Pillau auf Stadtgerechtigkeit“ schließlich vom König ausgefertigt. Graf Dohna, der Gouverneur von Pillau, der vorher nicht befragt worden war, war „voller Jalousie“ und bat um Zurücknahme des Privilegs. Der Ort habe dreiundachtzig Häuser, mehr

zu bauen sei unmöglich, der Ort sei mit Mietsleuten so beladen, daß er nicht mehr peupliert werden dürfe, wenn man sich nicht der Gefahr des Fleckfiebers und anderer Krankheiten aussetzen wolle. Die Einwohner seien arme, mit Schulden beladene Leute, so daß ihnen das Privileg nichts nütze. Auch der Kommandant meldete sich und verlangte eine Abfindung für die „Douceurs“, welche er von allen zur Stadt kommenden Waren zu fordern berechtigt gewesen sei. Es half aber alles nichts, es blieb bei dem Privileg.

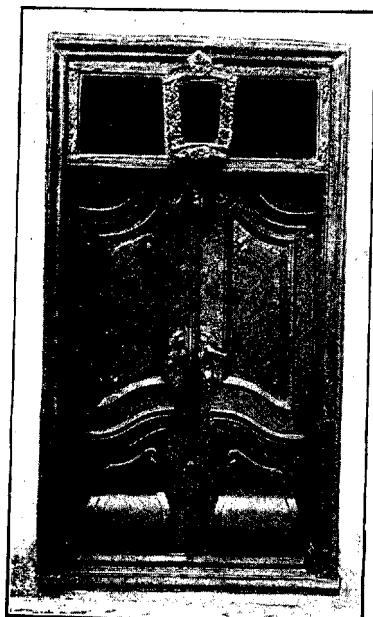
Erster, noch ehrenamtlicher, Bürgermeister wurde der Kommerzien- und Lizentrat Karl Anderson, dem ein Stadtschreiber als Richter, ein Stadtkämmerer und fünf, später drei Ratsverwandte als Magistrat beigeordnet waren. Das gleichzeitig eingeführte Stadtsiegel zeigt den im Meer schwimmenden Stör mit der Krone und der Umschrift „Siegel der Königlichen Stadt Pillau 1725“, seit etwa 1807 verändert in „Magistrat der Königl. Seestadt Pillau“. Die ausdrückliche Verleihung des Wappens läßt sich nicht nachweisen. Seit 1916 führt die Stadt gemäß den Regeln der Heraldik auf



Pillau im Jahre 1733. Nach C. H. Rappolt.

dem Hintergrunde von rot (Himmel) und blau (Wasser) den silbernen Stör mit der goldenen Krone. Schon 1732 plante man auch den Bau eines Rathauses, zu dem es aber erst 1745 kam. Es ist das heute noch benutzte Gebäude am Markt.

Der Antrag der Pillauer auf Verleihung des Stadtrechts hatte neben dem Wunsche, aus der militärischen Verwaltung auszuscheiden und eine der Entwicklung des Ortes entsprechende Verfassung zu erhalten, noch sehr reale Gründe. Nach einem Patent vom Jahre 1722 sollten nämlich diejenigen, die in den neu angelegten Städten Häuser bauen würden, 30 v. H. der Kosten als königlichen Zuschuß erhalten, wie in unseren Tagen für den Bau von Kleinsiedelungen Ueberteuerungszuschüsse von Reich und Staat gewährt werden. Schon 1725 meldeten sich neun Baulustige, später noch drei, denen auf ihre Bitten auch noch ein zweites Drittel der Baukosten geschenkt wurde. Die Bauanschläge mit Zeichnungen sind noch im Geheimen Staatsarchiv in Berlin erhalten. Zu diesen Bauten gehören u. a. die Häuser Hohes Bollwerk 4 und Raulestraße 2. Die Häuser sollten nach holländischer Art gebaut werden, wie es der König bei seiner Anwesenheit in Pillau befohlen hatte. Als Muster kann das noch heute vorbildliche Haus Markt 7 gelten, obgleich es erst später gebaut zu sein scheint. Interessant



Haustür Markt 7
mit schmiedeeiserner Laterrne.

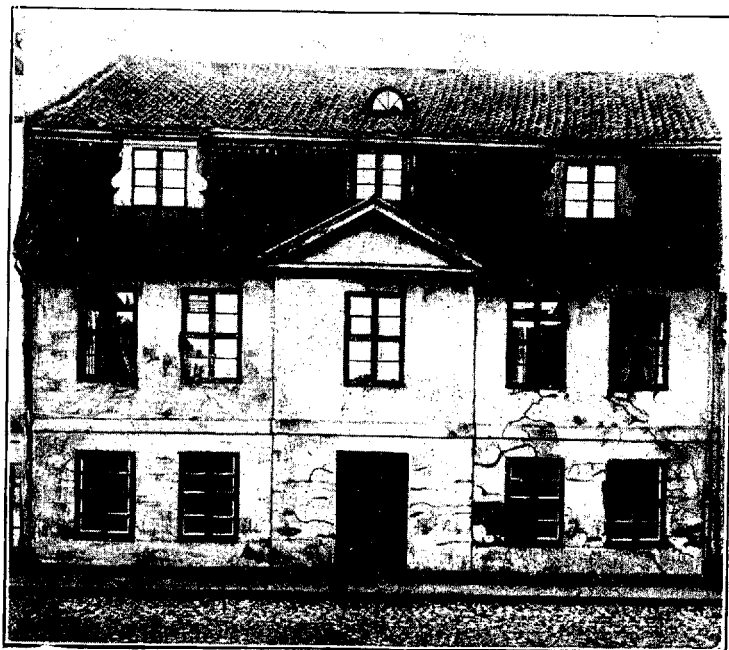
sind dabei einige Bemerkungen, die noch heute zutreffen: „Das Bauen sei in Pillau weit schwerer und kostbarer, als in anderen neu angelegten Städten, da man z. B. das Holz von Königsberg, die Mauerziegel von Tapiaw beziehen müsse; überhaupt sei Pillau notorisch der teuerste Ort des Landes“.

Auch sonst wurde in Pillau vielfach gebaut. So ließ der König für die Festung eine neue holländische Windmühle bauen, die aber nach vier Jahren schon abbrannte und später erneuert wurde. Ferner erhielt das Haupttor der Festung im Jahre 1730 einen neuen Turm, dessen unterer massiver Teil erst 1888 abgebrochen wurde. Vor ihm standen ein Reiterstandbild des Großen Kurfürsten und an dessen Seiten zwei Trophäen, die jetzt in einem Vorgarten der Zitadelle stehen. Ebenso wurde ein Getreidemagazin erbaut (1888 abgebrochen), ferner die Hauptwache und ein „Stockhaus“ für die Festungsgefangenen, und schließlich 1739 das noch heute diesem Zwecke dienende Gouverneurshaus (Kommandantur).

Professor Rappolt (vgl. Seite 145) schildert um diese Zeit (Königsberger Wöchentliche Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 1738) Pillau und Umgebung in so hübscher Weise, daß seine Beschreibung im folgenden mit einigen Kürzungen wiedergegeben sei:

„Auf der Nehrung vor Pillau stehet man zwischen Furcht und Hoffnung. Der Anblick der Tiefe erregt die Furcht; Pillau aber mit seiner Gegend erfreuen uns schon von ferne. Alles lachet uns an, und verspricht uns eine treffliche Augenweide. Die Festung zeigt sich mit ihren majestätischen und regelmäßigen Bollwerken hauptansichtlich: Die grünen Wälle, die bunten und durchbrochenen Thürme, die rothen Dächer, und der dabey liegende schwarze Schiff-Wald mit den farbigen Flaggen, reißen das Auge an sich, und machen die Begierde hinüber zu kommen recht lebhaft. Und da man zur líncken die blaue See, zur rechten das silberweisse HafF siehet, so erhöht dieses den Anblick von Pillau weit über Helvoetsluys (Holland).

Umsonst sieht man sich hier nach einem bequemern Wege in das Preussische Paradies um: Die Ueberfahrt über die Tiefe ist unumgänglich nothwendig. Zum wenigsten muß man sich hier eine Viertel-



Haus Markt 7, bis 1896 im Besitz der Reederfamilie Marty.

Stunde auf dem hohlen Wasser der Tiefe wiegen lassen: Bei Sturm aber hat man Gelassenheit vonnöthen, weil es zuweilen einen Kampf vom halben Tage setzet, ehe man hinüber kommt; ja es geschieht wohl, daß man eine gute Ecke in die See getrieben wird, ohne zu wissen, ob man das Paradies jemals betreten werde. Jedoch diese Gefahr schrecket die Pillauer nicht ab, daß sie nicht mit Frauenzimmern und Kindern, bloß zur Lust, hinüber fahren sollten: und Gott sey Dank, daß man sich bey dieser Ueberfahrt kaum eines Unglücks zu besinnen weiß.

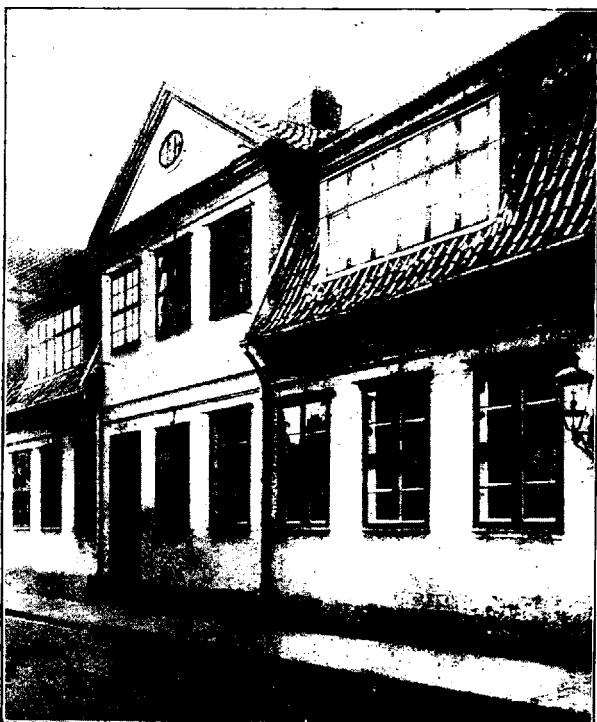
Ist man endlich an die Pillauische Pallisaden gekommen; mit was für Freude betritt man alsdenn nicht das gewünschte Land? insonderheit wenn man nach ausgestandner Gefahr sich auf dem Rande des Paradieses siehet. Hier siehet alles lieblicher, reizender, frischer und fröhlicher aus: Hier vergisset man die Angst, und ist als von neuem gebohren. Die Stadt Pillau führet uns alsobald allerhand Nationen auf, die sich hier theils niedergelassen haben, theils mit den Schiffen angekommen sind: daher die in Pillau gebohrnen Schiffer-Kinder allerhand Sprachen, wenigstens zum Theil reden und verstehen.

Es nöthigen uns aber der Loots-Thurm und die zwey hohe Baaken, nach welchen sich die Schiffe im Einlaufen richten, weiter in die Stadt zu sehen. Die Strassen der Stadt sind breit und gleich, die Häuser neu, und helle übertünchet; vor den meisten stehen grüne Bäume, und es findet sich überall eine solche Reinlichkeit, daß man sich einbilden könnte in Holland zu seyn. Man kan in Pillau landüblich, oder auch auf mancherley ausländische Art bewirthet werden: und ohngeachtet hier weder geerndtet, noch gebrauen, noch gekeltert wird; so ist doch alhier von allem das beste und leckerste zu haben.

Mit Erlaubniß gehet man denn über verschiedene schöne Zug-Brücken durch das starke Festungsthor, auf welchem sich Friedrich Wilhelm der Grosse in Stein zu Pferde weiset, und den Regimentsstab über sein von den Schweden gereinigtes Preussen ausstrecket. Ueber diesem Thor erhebet sich der schöne Wach-Thurm, auf welchem Tag und Nacht ein Soldat in voller Rüstung die Tiefe beobachtet. In der Festung selbst lässet man sich die nette Kirche zeigen, wo beyde Evangelische Heerden als Lämmer in einen Schaaf-Stall hineingehen, und ihre besondere Hirten haben. Es wird auch verstattet, die mannigfaltige Krieges-Instrumenten in dem angefüllten Zeug-Hause zu besehen, auch wohl nach den Aussenwercken vor das Seiten-Thor zu gehen, über welchem nicht Gustav Adolph, wie etliche meynen, sondern der Krieges-Gott Mars, in einer Martialischen Stellung, nach Schweden hinaus siehet. Auf dem Wall siehet man die Festung reichlich mit grobem Geschütz beflanzt, und von draussen mit

einem feinen Garten umgeben. Alle Gebäude, so nur zu einer Festung gehören, sind hier starck, ordentlich und schön; der Platz weit, und mit schönen Linden besetzt: und bey dem Eintritt in die Häuser ist mehrentheils ein nettes Gärtchen. Was aber das angenehmste ist, so begegnet einem hier alles höflich und dienstfertig, so daß man diese fürtreffliche Festung nicht ohne Vergnügen besuchen kan.“

Auffallend starke Stürme scheinen die Stadt in dieser Zeit heimgesucht zu haben. So wurde am 26. September 1733 ein großer Teil der Stadt überschwemmt, und 1734 herrschte ein derartiges Unwetter, daß ein zwischen Festung und Altpillau liegender Berg abgetragen und ein vor einigen Jahren gesunkenes Schiff aus der See herausgehoben und an das Land geworfen wurde. Auch 1737 ergoß sich das Wasser wiederum in die Stadt und zerstörte das ganze Bollwerk.



Haus Lizentstraße 5, erbaut 1786.

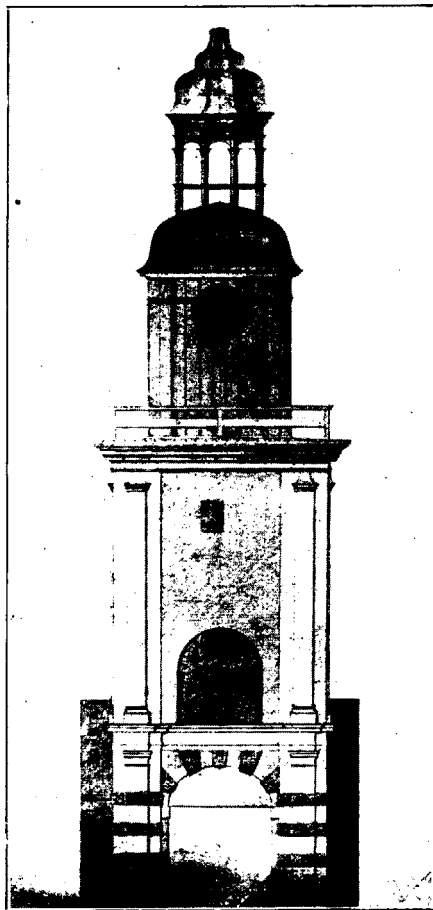
Durch den zweijährigen polnischen Erbfolgekrieg 1733—35 kam auch nach Pillau reges Leben. Im Jahre 1733 war König August der Starke von Polen gestorben und der polnische Adel hatte den von den Franzosen vorgeschlagenen Stanislaus Lesczynski zum König gewählt. Diese Wahl fand jedoch nicht die Billigung Rußlands und es kam zum Kriege, in dem Pillau ein Stützpunkt der verschiedenen russischen Unternehmungen wurde.

So kamen im April 1734 zwei russische Schiffe mit Kanonen für die Belagerung Danzigs in Pillau an, die dann durch Bordinge über das Haff in das russische Lager bei Danzig geführt wurden. Im Mai sandte aber auch Frankreich elf Schiffe zur Unterstützung seines Günstlings in die Ostsee; sie kreuzten auch vor Pillau, ohne daß es jedoch zu Tätlichkeiten kam.

Dem ersten Besuche des Königs in Pillau im Jahre 1718 waren weitere gefolgt, so 1724, wo er im Lizenhause logierte und im Zeughause Tafel hielt, 1727, 1729, 1731 und 1738. In diesem Jahre war er begleitet von dem Kronprinzen und dem Fürsten von Anhalt-Dessau, dem „alten Dessauer“. Die wiederholten Besuche des Königs hingen mit seiner Sorge um die durch die Pest fast entvölkerten Gebiete Litauens zusammen. Die von ihm bewirkte Besiedelung des Landes mit den wegen ihres Glaubens vertriebenen Salzburgern führte auch diese 1732 über Pillau. Am 27. Mai landete von Stettin kommend das erste Schiff mit 150 Salzburgern, feierlich von den Bewohnern Pillaus empfangen. Unter Gesängen wurden sie zur Kirche geführt, aus gesammelten Geldern gespeist und dann wieder zu Schiff gebracht. Fünfundsechzig Fahrzeuge folgten noch im Laufe des Sommers, aber noch bis 1734 dauerte der Zuzug. Wenn die meisten Salzburger auch ihr Unterkommen in Litauen fanden, so siedelte sich doch eine Anzahl im Samland an, in Pillau blieben neun, in Fischhausen neun, im Amt Fischhausen dreiunddreißig, in Kaporn vier, in Grünhoff vier, in Kragau und Lochstädt je eine Familie. Es wäre eine lohnende Aufgabe, den Spuren dieser eingewanderten Salzburger im Samland nachzugehen, denn noch manche ihrer Nachkommen leben hier.

Das Jahr 1740 brachte eine fürchterliche Kälte. Die See war auf fünf Meilen weit zugefroren und über das Tief wurden die schwersten Lasten gefahren. Vielen Menschen sollen die Glieder erfroren sein, selbst die Schiffe froren aus den Fugen. Noch bis zum 27. April war das Haff mit Eis bedeckt.

Am 31. Mai 1740 starb der König, der für Stadt und Festung so manches getan hatte. Ein Oelgemälde aus damaliger Zeit im Stadtverordneten-Sitzungssaal hält die Erinnerung an den Begründer der Stadgemeinde Pillau wach.



Festungsturm von 1730.
Archiv der Reichsvermögensstelle,
Befestigung, in Pillau.

Pillau unter Friedrich dem Großen.

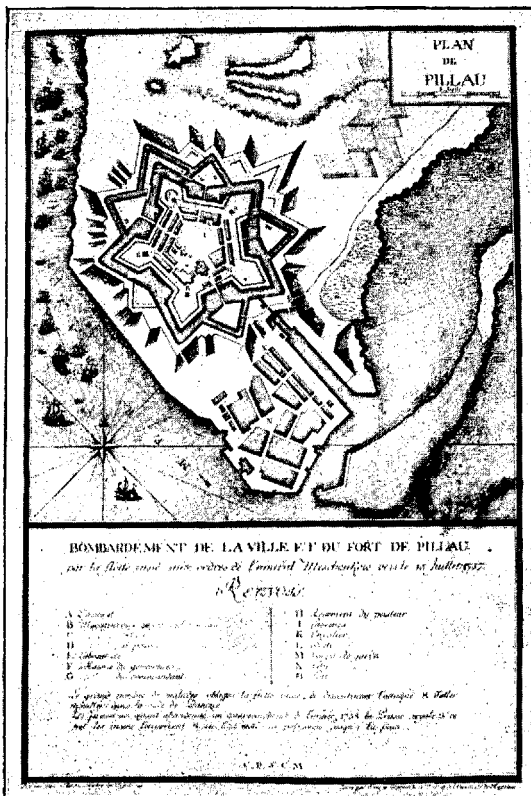
Eine der ersten Handlungen dieses Königs war, daß er die seit vierzig Jahren auf der Festung in einem eisernen Kasten aufbewahrte moskovitische Krone nebst anderen Kronjuwelen, die von Polen König Friedrich I. verpfändet waren, nach Königsberg schaffen ließ.

Bald begann der erste schlesische Krieg, in den auch am 1. Oktober 1740 die Pillauer Garnison abrückte. Diese bestand damals aus Teilen des nach dem Gouverneur benannten von Röder'schen Regiments, von dem auch zu dem zweiten schlesischen Kriege 1744 zwei Kompagnien ausrückten. Ueber einen traurigen Vorfall bei einer der Siegesfeiern berichtet das Sterbebuch der reformierten Gemeinde: „Wegen Viktoria bei Chotusitz wurde Dankpredigt abgehalten und dreimal um die Festung kanonieret, auch vom Bataillon in Parade dreimalige Salve abgefeuert. Wagner, Kapitän beim hiesigen Schulenburgschen Bataillon, wurde vom Leutnant v. Rauchin in Schoewius' Garten, wo die Offiziere sich erlustigen wollten, erstochen und erhielt sechs Wunden.“

Zur Verteidigung seiner Erfolge gegen Oesterreich mußte der König 1757 noch-

mals zu den Waffen greifen. Für das auf sich gestellte Ostpreußen bildete das angrenzende Rußland eine große Gefahr, der es denn auch bald unterliegen sollte. Am 22. Januar 1757 war die Kaiserin Elisabeth dem Bunde gegen Preußen beigetreten und Pillau wurde der erste Ort Preußens, der den Krieg zu spüren bekam.

Am 9. Mai hatte die russische Flotte den Hafen von Reval verlassen und vom 13. Juni ab wurden auch schon die Handelsverbindungen an der preußischen Küste unterbrochen. Pillau war nunmehr völlig gesperrt und erlitt durch die Unterbindung jeglichen Verkehrs große materielle Nachteile. Auch die Bevölkerung der samländischen Küste lebte in fortwährender Furcht vor einer Landung, da die russischen Schiffe den ganzen Sommer hier kreuzten. Gegen Pillau, das unter seinem Kommandanten Hünert von Wuthenow als gut gedeckt galt, unterblieben Landungsversuche; dagegen erlitt die Festung am 15. Juli ein kurzes Bombardement



Beschießung von Pillau
durch die russische Flotte 1757.
Städtisches Museum.

durch die Flotte, was viele Pillauer nach Königsberg trieb. Sonst beschränkten sich die Feinde meist auf Kaperung englischer, niederländischer und dänischer Schiffe.

Im Jahre 1758 setzten sich die Russen unter Fermor gegen das von Truppen fast völlig entblößte Preußen in Bewegung. Pillau und Königsberg behielten nur zwei Garnisonbataillone nebst einigen Husaren für die Aufklärung, aber auch diese erhielten die Anweisung, sich bei Annäherung der Russen zurückzuziehen.

Schon am 14. Januar wurde Königsberg von den Russen besetzt, worauf am 23. Januar eine Abteilung auch in Pillau einzog; ihr Führer, Oberst von Weygandt, wurde nun dessen Kommandant.

Mittlerweile hatte die Kaiserin am 11. Januar Besitz von Ostpreußen ergriffen. Alle Einwohner und Behörden mußten den Huldigungseid ablegen; es wurden Münzen mit dem russischen Adler geschlagen und an den öffentlichen Gebäuden die preußischen



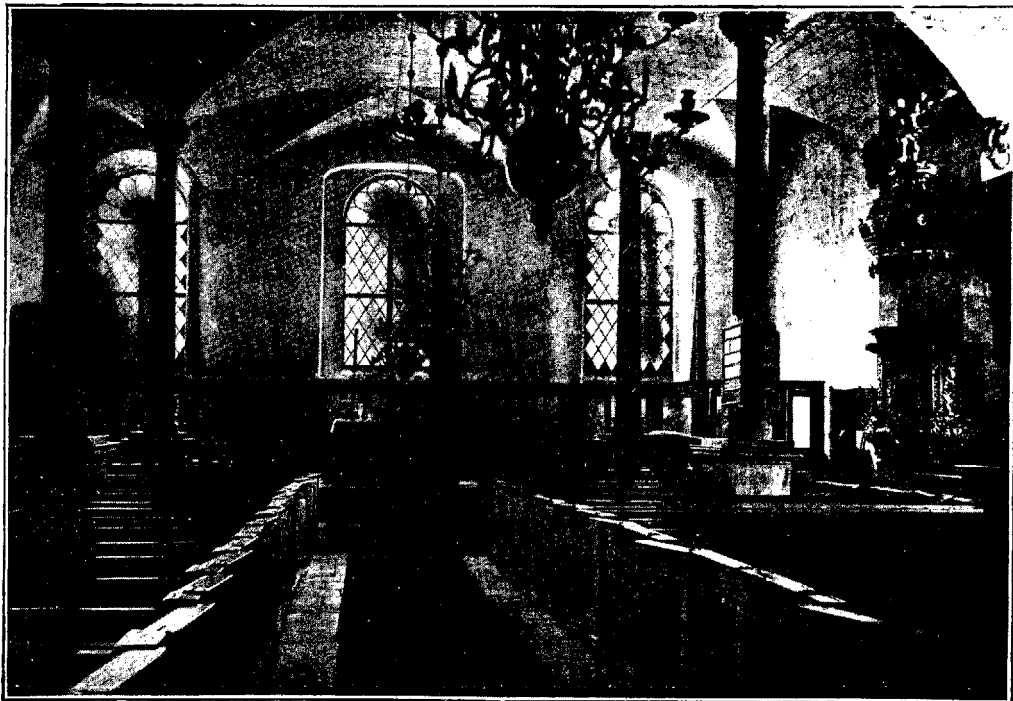
Stadt- und Garnisonkirche in der Festung (1768), Kommandantur (1739).

Hoheitszeichen durch russische ersetzt. An Stelle Fermors wurde Generalleutnant von Korff zum Gouverneur in Preußen ernannt. Ihm verdankt Pillau die Anlage des „Russischen Dammes“. Die Anlage eines solchen Wehrdammes war zwar schon seit Jahrzehnten zum Schutze des Hafens in Aussicht genommen, aber erst die Absicht, die russische Schärenflotte nach Pillau zu verlegen, brachte den Plan zur Ausführung; 1760 war er vollendet. Ueberhaupt richteten sich die Russen in Pillau recht häuslich ein, z. B. ließen sie ein in der Festung rechts der Einfahrt gelegenes Haus als griechisch-katholische Kirche ausgestalten und mit vier Glocken versehen. Durch die Unvorsichtigkeit eines russischen Offiziers brannte am 8. Oktober 1761 die Festungskirche, deren Dachgeschoß als Getreidemagazin diente, nieder. Sie wurde 1768 wieder aufgebaut.

In dieser Zeit spielt ein interessanter Vorfall, der in Pillau unvergessen bleiben sollte. Die Russen hatten die ganze Provinz besetzt. Trotzdem war der König

über die Vorgänge darin auf das genaueste unterrichtet. Zu seinen Getreuen gehörte der Kammerdirektor von Domhardt, dem es trotz der Wachsamkeit der Russen gelang, Nachrichten und Geld über Pillau an den König zu leiten. Er bediente sich zu diesem gefährlichen Unternehmen des Postmeisters Johann Ludwig Wagner in Pillau. Bald darauf finden wir letzteren in eine andere Angelegenheit, die sogenannte „Pillauer Verschwörung“ verwickelt, die für ihn weittragende Folgen zeitigen sollte.

Im Anfang des Jahres 1759 entstand hier nämlich bei einigen Personen der verwegene Plan, die Festung den Russen durch Ueberrumpelung zu entreißen. Als sein Urheber wird der Bau- und Lizentinspektor Lange, der auch einstweilig Garnison-Bauinspektor war, genannt. Er entwarf den Plan zur Einnahme, fertigte Zeichnungen der Festung und des Hafens und verständigte hiervon den damals auf der Festung gefangen gehaltenen Kapitän Ludwig Franz von Chambeau. Dieser übermittelte dann



Inneres der Stadt- und Garnisonkirche. Zustand bis etwa 1895.

das Projekt durch Wagner an den Oberst von Hordt, der in Pommern ein Freiwilligen-Regiment führte.

Allmählich erweiterte sich die Zahl derjenigen, die von dem Plan Kenntnis hatten, auf mehr als fünfzig Personen, die zum Teil in Königsberg wohnten, und hierdurch kam er auch zur Kenntnis der russischen Verwaltung.

Am 25. Februar 1759, abends zehn Uhr, saß Wagner in seiner Wohnung am Flügel und begleitete den Gesang seiner Schwester. Da öffnete sich plötzlich die Türe, und vor den Ueberraschten stand der russische Major von Wittke, mit dem Wagner bisher „genauen Umgang gepflogen hatte“, und der Platzmajor Kapitän von Replin. Als Grund für ihr spätes Erscheinen gaben sie an, der Kommandant verlange einen Extrapostwagen mit vier Pferden und wolle den Postmeister selbst darüber sprechen. Wagner weigerte sich dem nachzukommen, bis der Major leise zu ihm sagte: „Bruder, du bist Arrestant, du mußt mit, mache keine Umstände.“ Da

der Postmeister im Laufe des Abends gehört hatte, daß der Bauinspektor wegen eines angeblichen Kassendefekts zum Kommandanten befohlen worden war, so wurde ihm sogleich klar, daß ihr Geheimnis verraten sein mußte. Vor dem Hause wurde er von einem Kommando von hundert Mann in Empfang genommen und geraden Wegs nach der Festung gebracht. Dort wurde er in die Hauptwache geführt, wo ihm „ein alter Freund“, der aus Livland gebürtige Hauptmann von Wilke, den Degen abnahm. Wilke bezeugte ihm herzliche Teilnahme und sagte auf deutsch zu ihm: „Du bist verraten, liebster Bruder, die Kanaille, der Inspektor Lange, hat auf das ihm gegebene Versprechen einer Ingenieurkompagnie dem Kommandanten alles entdeckt. Der Hauptmann von Chambeau ist auch schon arretiert und sitzt „am faulen Winkel“ in der Wache. Biete doch alle Kräfte zu deiner Verteidigung auf, wir werden dir alle bezeugen, daß wir bei unserem Umgange mit dir nie etwas Verdächtiges bemerkt, sondern dich beständig gut russisch gesinnt gefunden haben.“

Er wurde nun mit Lange und Chambeau nach Königsberg überführt und zuerst im Fort Friedrichsburg, dann im Schloß gefangen gehalten. Am 28. Juni wurde ihm sein Urteil, welches wegen Hochverrats auf Todesstrafe durch Vierteilen lautete, aber später in Verbannung nach Sibirien gemildert wurde, bekannt gemacht. Im Juli ging die Reise über Pillau, wo er von seinen Freunden noch durch Geschenke ausgestattet wurde, über See nach Dünamünde und von dort mittels Kibitken ins Innere nach Mangasea, jetzt Turuchansk, einem Ort am nördlichen Polarkreis in Sibirien. Die Reise dauerte fast ein Jahr. Mit ihm fuhren Chambeau und Lange, über deren Verbleib aber Nachrichten fehlen. Nach dem Hubertusbürger Frieden kehrte Wagner zurück und wurde zum König nach Potsdam berufen. Er traf den König bei der Wachtparade: „Der Monarch schien garnicht aufgeräumt zu sein. Er ritt auf seinem Kosakenschimmel oft auf die Glieder zu und schlug unter die Bursche.“

Nach der Parade überreichte ihm Wagner eine Denkschrift nebst einer Rechnung über 6000 Taler. Der König hieß ihn gnädig „willkommen aus Sibirien“, aber der schließliche Bescheid lautete, er sei infolge des siebenjährigen Krieges gegenwärtig außerstande, mit Geld zu helfen. So übernahm Wagner wieder die Postmeisterstelle in Pillau. Durch Fürsprache des Generalfeldmarschalls von Lehwaldt erhielt er 1768 einen Teil des Grundstücks der ehemaligen kurfürstlichen Werft gegen einen Zins von vierzig Talern in Erbpacht und erbaute die heute noch stehenden Häuser Gouvernementsgrund 1—7, jetzt Gouvernementsstraße 3—7 und Schulstraße 1—3. 1769 wurde er noch „Salzfaktor“, erhielt aber bald darauf die Postmeisterstelle in Graudenz und wurde 1797 Direktor des Hofpostamts in Königsberg; 1820 ist er hochbetagt in Graudenz gestorben.



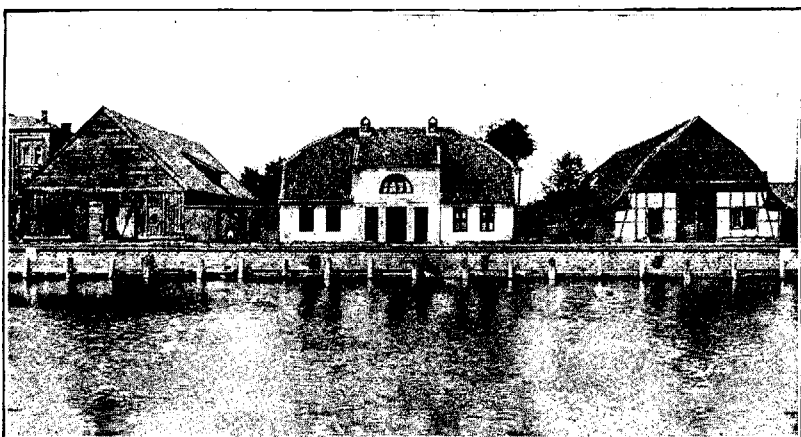
Postmeister Joh. Ludwig Wagner
(1735—1820).

Seine Erlebnisse und Betrachtungen hat er selbst in einem 1789 erschienenen Buche, das auch ins französische übersetzt ist, wiedergegeben.

Nach der Räumung Ostpreußens durch die Russen ließ der König Pillau als Festung eingehen. So bestimmte er in einer Randverfügung von 1768 ausdrücklich: „an die Werke in der Festung Sol nichts Repariret werden.“ Die Folge war, daß die Werke in kurzer Zeit derart versandeten, daß man von dem Hauptwall an der Kirche bis an den Seestrand auf lauter Sand gehen konnte. Die Gräben waren vollständig verschüttet und an den Festungsgebäuden verschloß nach der Wallseite der Sand die unteren Fenster. Die Festung wurde als Domäne der Ostpreußischen Kriegs- und Domänenkammer übergeben, die Gebäude an Bürger verkauft, so 1783 das Gouverneurshaus an den Bürger Karl Meltzer gegen einen Erbpachtzins von fünfzehn Talern. Um 1790 wohnten in den Festungsgebäuden über fünfhundert bürgerliche Einwohner. Als Besatzung blieben zur Bewachung der Gefangenen usw. nur hundert Mann unter einem Hauptmann in Garnison.

Die sonstige Entwicklung Pillaus war unter Friedrichs Regierung sehr schwach, erst die letzten Jahre seines Lebens sollten der Stadt einen großen Aufschwung bringen. Der Grund hierfür war die Unterbindung des Danziger Handels. Diese selbständige Stadt wollte sich ihr Recht von Friedrich nicht schmälern lassen. Er ordnete daher die Ableitung des polnischen und westpreußischen Handels über Elbing an. In ungeahnter Weise hob sich nun der Verkehr Pillaus von 692 im Jahre 1770 und 760 im Jahre 1780 eingelaufenen Schiffen auf 1967 im Jahre 1784, um von da allerdings wieder wesentlich zu fallen.

Mit dem aufblühenden Handel entwickelte sich auch die eigene Reederei Pillaus, verbunden mit erheblichem Schiffsbau. Die erste Werft lag auf der Holzweise, an der oberen engen Stelle des Grabens, in der Nähe der Häuser des heutigen Wohnungsbauvereins. 1817 wurde die Werft an den Kai nicht weit vom Graben, wie sie ein Bild im Städtischen Museum darstellt, und 1866 von dort nach dem Hinterhafen verlegt. Während im Jahre 1780 erst ein Schiff zu 20 Lasten erbaut wurde, waren es 1782 bereits drei mit 110 Lasten Tragfähigkeit. Eine Schiffslast entsprach etwa 2000 Kilo; nach ihrer Anzahl wurden auch die Baukosten berechnet. Eine Last kostete 70 bis 85 Taler. Die Einwohnerzahl Pillaus betrug 1768 1123, stieg aber bis 1784 auf 1300 Personen, die in 120 Häusern wohnten.



Ehemalige Salzfactorie mit den Salzmagazinen auf der Holzweise.
Um 1780.

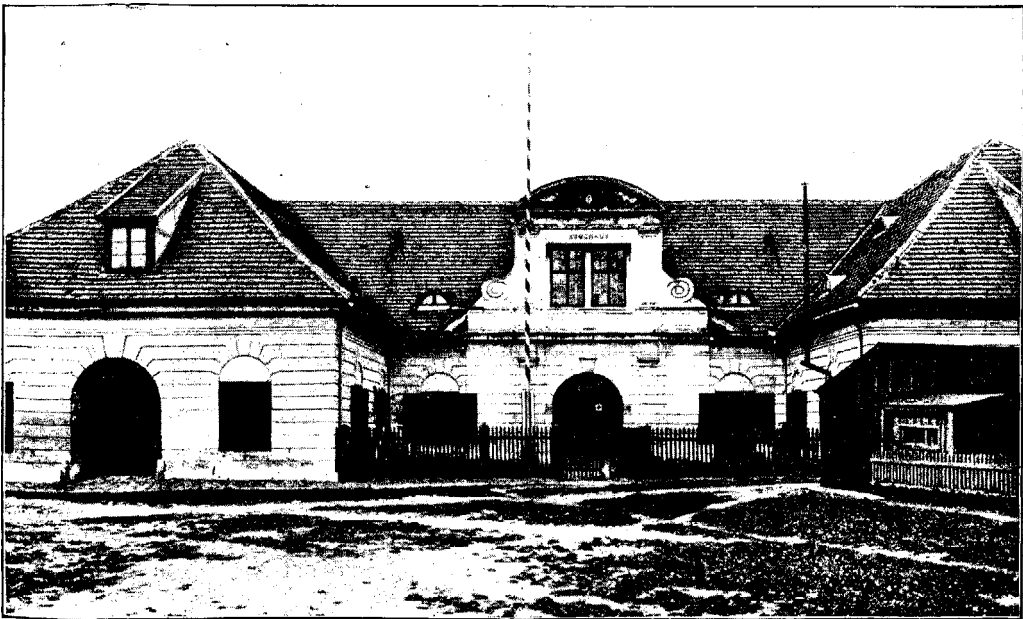
Seitdem es eine Geschichte gibt, haben die Menschen einander gequält und gemordet, und allem nach werden sie es so treiben, solange es eine Geschichte geben wird.

Goethe.

Pillau 1786 bis 1815.

Mit dem Tode Friedrichs des Großen, der mit starker Hand den Staat geleitet hatte, begann für die Monarchie eine Zeit des Verfalls. Pillau allerdings erhielt in dieser Zeit eine Reihe von Anlagen, die noch heute von Bedeutung sind.

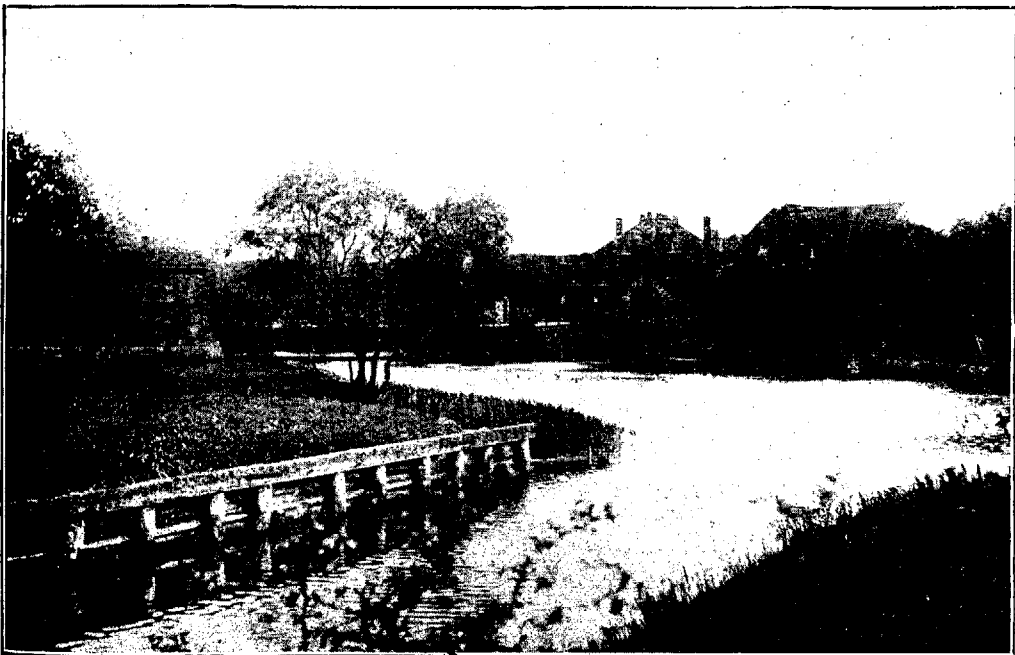
Die politischen Ereignisse ließen 1789 und in den folgenden Jahren einen Angriff von der See aus auf Pillau als möglich erscheinen. Durch königliche Kabinetordre vom 4. Februar 1789 wurde deshalb eine Besichtigung und die Aufstellung eines Kostenanschlages für die Wiederherstellung der Festung angeordnet. Die Berichte geben ein trostloses Bild. Die Festungswerke seien so verwüstet, heißt es, daß ihre Wiederherstellung fast einem Neubau gleiche. Die Gräben seien mit Sand gefüllt, ebenso die Außenwerke versandet und von den Einwohnern der Stadt dergestalt abgebrochen, daß man kaum eine Spur ihres Daseins mehr bemerken könne. Der Major von Gontzenbach in Graudenz, ein Schweizer (sein Oelbild hängt in der Pillauer Befestigungsstelle), erhielt darauf 1790 den Befehl, die Festung wieder in gehörigen Verteidigungszustand zu versetzen, zuvörderst den Teil nach der See zu. Darauf begann 1791 eine umfangreiche Bautätigkeit. Zuerst wurde mit einem Aufwand von 4500 Talern das Zeughaus, dessen Dach ganz verfallen war, wieder instandgesetzt. Dann wurden in harter Arbeit und mit unsäglichen Schwierigkeiten die Werke ausgegraben, der Sand beseitigt und die Wälle und deren Umgebung mit Rasenstücken und Lehm festgelegt. Die Kriegs- und Domänenkammern zu Bromberg, Marienwerder und Königsberg hatten Holz zu liefern und Leute zu stellen, Lehm wurde vom Schwalbenberg, Rasen von der Palve angefahren. Mit Kosten wurde nicht gespart:



Zeughaus von 1707.

für eine Fuhre wurden 2 Taler bezahlt, und die Handarbeiter erhielten 22 Groschen 9 Pfennige für den Tag. Im März 1791 arbeiteten nicht weniger als 1000 Mann und 130 Wagen, deren Zahl auf 1500 Mann und 200 Wagen erhöht werden sollte. Große Schwierigkeiten bereitete die Unterbringung der Leute. Sie waren in der Pfundbude, der Störbude, in der Stadt, in Alt-Pillau, Wogram und Camstigall einquartiert. Wenn dadurch wohl auch viel Geld nach Pillau kam, so war Teuerung und Mangel an vielem Notwendigen die Folge. „So wird 1791 berichtet, wegen der Fülle der Menschen sei der Holz-mangel so groß und drückend, daß die Einwohner von Alt-Pillau, Wogram und Camstigall bereits anfangen mußten, Zäune und Obstbäume zu verbrennen, ja sogar die Särge aus der Erde zu graben, um Holz zur Feuerung zu haben.“

Sollte aber alle Arbeit nicht vergebens sein, so war es durchaus nötig, die Quelle der Versandung zu beseitigen. Damals reichte die Bucht des Haffes (Kolk = Wasserloch) noch bis in die heutige Plantage hinein. Der schmale Landstreifen zwischen Haff und See von der Festung bis zur Pfundbude und erst recht die Palve nördlich der heutigen sogenannten Baum-Maske waren seit der Abholzung des Waldes durch Pierre de la Cave eine öde Sandwüste, in der es weder Baum noch Strauch, kaum feste Wege gab. Von hier wie von der See trug der Wind den Sand in die Festungswerke, verschüttete allmählich den früher recht tiefen Kolk und richtete selbst im heutigen Alt-Pillau noch großen Schaden an. Diese Sandfläche war so niedrig, daß bei großen Stürmen die See vom Strande bis in den Kolk schlug, so daß man bisweilen fürchtete, Pillau würde ganz vom Festlande abgeschnitten werden. Zur Abwehr des Sandes wurde zunächst längst der See eine 220 Ruten lange Steinwand erbaut, ferner wurden die Werke durch Holzzäune geschützt, wodurch Sandanwehungen entstanden, die allmählich eine durch Bepflanzungen festgelegte Düne bildeten. 1793 wurde ferner die Sandfläche bis an die Pfundbude mit Lehm eingedeckt und mit Weiden bepflanzt, der Anfang der heutigen herrlichen Plantage.



Die Festung, Haupttor. Links Ravelin Ludwig.

Nach diesen Anfängen wurde die Festung gründlich instandgesetzt. Die Kasematten wurden eingerichtet, auch die Pfundbude abgebrochen und der Pfundbudenberg abgetragen, weil er einen Einblick in die Festungswerke gewährte. Der ganze Umbau war auf 645000 Taler veranschlagt und 1806 gerade beendet, als der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach. Nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt wurde das preußische Heer nach dem Osten gedrängt, und man begann daher am 21. November 1806 auch Pillau in Verteidigungszustand zu versetzen. Die junge Plantage wurde gekappt und das Holz zu Verhauen benutzt.

Als die Franzosen näher rückten, wurden die königlichen Gelder und Effekten durch eine Flotte von sechs Schiffen von Pillau nach Kopenhagen geschickt. Den Oberbefehl über diese sogenannte „Silberflotte“ erhielt der als sehr entschlossen und unternehmend bekannte Lotsenkommandeur Steenke in Pillau, dem nach seiner Rückkehr im April 1807 der Charakter als „Kommerzienrat“ verliehen wurde. Wir werden von ihm noch später hören.

Zum Entsatz des belagerten Danzigs segelten im März 1807 von Pillau zwei Bataillone russischer Truppen dorthin ab. 2000 Mann unter dem Obersten von Bülow, dem späteren Generalfeldmarschall Grafen Bülow von Dennewitz, rückten über die Nehrung gegen Danzig vor, wurden aber am 17. Mai zurückgeschlagen. Vom 25. ab weilte der König selbst mit mehreren Mitgliedern der königlichen Familie drei Tage in Pillau, wo er bei der Lotsenkommandeur-Witwe Haubusch im Hause Raulestraße 2 wohnte. Er besichtigte die Garnison und die Festungswerke, fuhr im Rettungsboot, geführt von dem Lotsenkommandeur Steenke, nach einem hier liegenden schwedischen Linienschiff und nach der Nehrung, die er bis zur sogenannten „Schwedischen Schanze“ beging. Am nächsten Tage besah der König das große Gewühl bei der Ausschiffung der von der Nehrung angekommenen Truppen und Pferde, „geruhte sein großes Wohlgefallen an Pillau zu erkennen zu geben“ und reiste schließlich ab, nachdem er den Offizieren der Garnison erklärt hatte, er verlasse sich auf sie als ehrliebende Männer.

Auf der Nehrung war beim früheren Balgaer Tief bei Groß-Bruch mit großen



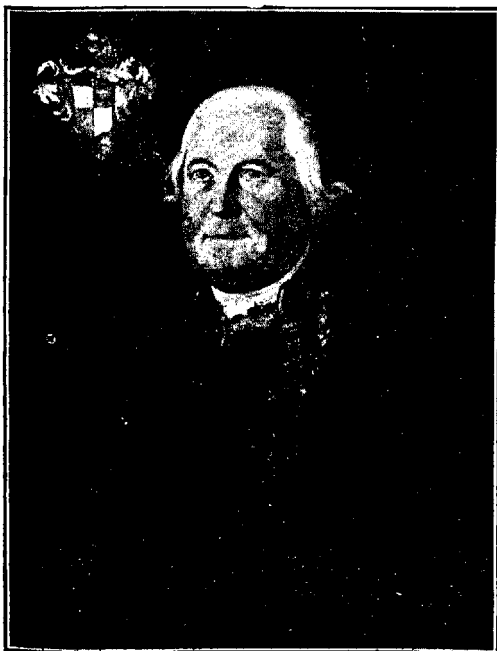
Die Festung. Blick vom Plantagentor nach Bastion „König“.

Kosten ein Retranchement errichtet und Anfang Juni mit den aus Neufahrwasser zurückgezogenen Truppen besetzt. 800 Schritte rückwärts waren zwei russische Regimenter von Kolosz und Tobolsk postiert, daher wohl der noch heute für diesen Ort (Jagen 228/29) übliche Name „Russisches Lager“. Eine Woche später wurde die ganze Besatzung herausgezogen und nur vierhundert Mann mit zwei Geschützen in einer Schanze auf der Nehrungsspitze belassen.

Schon am 17. Juni 1807 zeigten sich feindliche Truppen, worauf sich die kleine Besatzung am folgenden Tage nach Pillau zurückzog. Der Feind besetzte die Nehrungsspitze und richtete einige Batterien gegen die Festung. Inzwischen war auch Königsberg vom Feinde besetzt, und sechstausend Mann Infanterie mit Artillerie wurden unter dem General St. Hilaire gegen Pillau entsandt. Sie trafen hier ebenfalls am 18. Juni mittags auf den Höhen von Altpillau ein und stellten ihre Batterien auf dem Pfundbudenberg und am Kirchhof auf. — Die Besatzung



Lotsenkommandeur Kommerzienrat Steenke
1770—1818.
Original in Königsberg.



Oberst von Herrmann,
1730–1818. Kommandant von Pillau.
Original in Magdeburg.

von Pillau bestand aus vier Bataillonen Infanterie, zehn Kompagnien Invaliden, dreihundertvierzig Artilleristen und einigen Jägern und Husaren. Sie war aber durch Seuchen so geschwächt, daß nur etwa eintausendsechshundert Mann dienstfähig waren. Dazu waren hundertzwanzig Geschütze vorhanden. Kommandant war der Oberst Joh. Friedr. von Herrmann.

Um 2 Uhr eröffnete die Festung die Kanonade, welche der Feind bald fleißig erwiderte, dabei von den Geschützen auf der Nehrung unterstützt. In der Festung wurden einige Gebäude beschädigt, auch flogen einige Kugeln in die Stadt. Größere Erfolge hatte die Besatzung. Wie noch heute in der mündlichen Tradition lebendig, traf eine Kugel aus der Festung gerade in die Mündung einer feindlichen Kanone auf dem Pfundbudenberg und zersprengte diese. Eine andere Kugel sitzt noch heute im Hause Große Stiehlestraße 18 in Alt-Pillau. Der Feind verlor hundertzwanzig Mann.

Bereits am Abend bot er dem Kommandanten für den Fall der Uebergabe sehr günstige Bedingungen an, die am folgenden Tage von dem Korps auf der Nehrung wiederholt wurden. Sie wurden rundweg abgelehnt, dagegen wurde ein Waffenstillstand geschlossen, bis eine Entscheidung des Königs vorläge.

Am 28. Juni wiederholte der Feind die Aufforderung zur Uebergabe, und die Lage wurde jetzt sehr ernst. Auf der Landseite stand eine große Uebermacht. Auf der Nehrung hatte General Carault, um nach Pillau übersetzen zu können, eine Menge Fahrzeuge und Kanonenboote herangezogen und drohte, die Stadt in Brand zu schießen und zu stürmen, wenn sie ihm nicht am nächsten Tage eingeräumt würde. Da versammelte der greise Kommandant im Hofe der Zitadelle die Besatzung um sich, und vor sich den Sarg, den er seit Jahren besaß und in dem er nach der Familientradition seine Nachmittagsruhe abzuhalten pflegte, ließ er sie schwören, die Festung nicht lebendig zu übergeben: „Preußen oder der Tod!“ Es wurde ein Bataillon mit Geschützen am Tief aufgestellt. Dazu wurden Sensen und Piken aus dem Zeughause „unter der überaus tätigen Bürgerschaft in großen Mengen verteilt“, und jedermann war entschlossen, „ganz unerschütterlichen Widerstand zu leisten.“ So lautete denn die Antwort: „Wenn der Feind die Stadt mit stürmender Hand erreichen könne, so stehe ihm dies frei, aber aus der noch unberührten Festung würde alles Geschütz



„Preußen oder der Tod!“
Nach dem Holzschnitt in einem alten, unbekanntem
Kalender.

auf die zwar unglückliche, aber ganz hierauf gefaßte Stadt gerichtet sein.“ Doch das Schicksal wollte es anders. Im letzten Augenblick, am 29. früh, kam die Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen allgemeinen Waffenstillstand. Doch dauerte die Blockade noch fort, und erst am 24. Juli marschierten die französischen Truppen der Landseite ab. Die von der Nehrung segelten sogar erst am 14. September fort.

Der Oberst von Herrmann, der sich so als ein zweiter Courbière bewährt hatte, war damals schon 76 Jahre alt und bereits seit 1792 in Pillau in Garnison. Im Dezember 1807 schied er aus dem Heeresverband aus und ist 1818 zu Heinrichshöfen, Kreis Rastenburg, verstorben. Sein Andenken halten eine Vergrößerung des Bildes der Eidesszene in der Kommandantur (seit 1907) und die nach ihm benannte „Herrmannstraße“ wach. Eine Stutzuhr, die ihm die dankbare Bürgerschaft überreichte, befindet sich in Berlin. Ein Urenkel lebt noch in Magdeburg.

Jahre eines drückenden Friedens folgten, für die wir erst durch die Ereignisse der Gegenwart wieder das richtige Verständnis erlangen.

Schon 1806 hatte Kaiser Napoleon, um den englischen Handel zu vernichten, die Sperre gegen jeden Verkehr mit England über den Kontinent verhängt, eine Maßregel, der auch Preußen im Frieden von Tilsit beitreten mußte. Infolge dieser Blockade stockte, mit vorübergehenden Ausnahmen, Handel und Schiffsverkehr. Die See war unsicher, französische und englische Kaper kreuzten vielfach vor Pillau und 1808 gelang es z. B. dem französischen Kaper „Le Tilsit“ 6 Schiffe von der hiesigen Reede wegzunehmen. Die Schiffe fuhren deshalb oft in größerer Zahl zusammen unter Bedeckung, auch wurde der Lotsenkutter mit 3 Kanonen bewaffnet und erhielt als ständige Besatzung einen Bombardier und 3 Kanoniere zugeteilt. Unter der energischen Führung des Lotsenkommandeurs Steenke gelang es ihm, wiederholt, Schiffe in Sicherheit zu bringen, so im März 1810 die amerikanischen Segler „Stabrock“ und „Adelina“. Pillau erhielt schießlich auch einen französischen Aufpasser in der Person des Vizekonsuls du Dresney, der in Camstigall auf dem Landgut des Lotsenkommandeurs Wohnung nehmen mußte, weil in Pillau keine zu beschaffen war.

Die große Teuerung im Lande machte sich, wie immer, in Pillau besonders bemerkbar. Der Scheffel Roggen war auf 4 Taler, das Pfund Butter auf 2-3 Taler gestiegen, und ein Leutnant v. Schön schildert am 1. Oktober 1810 die Lage, wie folgt: „Der Aufenthalt hier ist eben nicht der wohlfeilste, das Mittagessen kostet einen Gulden und so alles verhältnismäßig. Ich wollte lieber, daß ich in Lochstädt stehen geblieben wäre, da konnte man doch alle Tage Fische essen und durfte nicht viel ausgeben. Vorgestern sind hier 80 Schiffe eingekommen und einen stärkeren Convoy erwartet man noch. Du kannst Dir denken, wie lebhaft es hier ist.“ Im übrigen sind nähere Nachrichten über das Leben der Bürgerschaft in diesen bewegten Zeiten (1806 — 1813) leider nicht bekannt. Ein Streiflicht auf die Verhältnisse wirft u. a. die Tatsache, daß gleichzeitig 4 Freudehäuser, 2 in der Lotsen-, je 1 in der Prediger- und Schulstraße, bestanden. Vor ihnen spielten sich namentlich 1812, während der Besetzung durch die Franzosen, vielfach wüste Szenen ab, die Anlaß zu Klagen, auch zu Erörterungen in der Stadtverordneten-Versammlung gaben. Ein Aktenstück im Staatsarchiv gibt darüber näheren Aufschluß.

Das Jahr 1812 brachte der durch den Krieg und den folgenden traurigen Frieden mitgenommenen Stadt neue, weit größere Leiden. Napoleon, auf der Höhe seiner Macht stehend, begann den Feldzug gegen Rußland, in welchem Preußen sein Bundesgenosse sein mußte, und erzwang eine zu Dresden am 29. März abgeschlossene Konvention, nach der Pillau neben der preußischen auch eine französische Besatzung aufzunehmen hatte. Der bisherige Kommandant, Oberstleutnant v. Treskow, wurde seines Postens enthoben, blieb aber Befehlshaber der in Pillau verbleibenden preußischen Truppen, die sich allmählich auf 300 Mann verminderten. An seiner Stelle traten als französische Gouverneure die Generäle Le Brun, Corsin und zuletzt de Castella, preußischer Kommandant wurde der Oberstleutnant Spieckert. Am 30. April 1812 rückten 1800 Mann französischer Truppen ein, deren Zahl zeitweise bis auf 2577 Mann stieg. Die Bürgerschaft hatte infolgedessen durch Einquartierungen und Lieferungen aller Art viel zu leiden. 16 000 Taler betrug die Summe der Kriegsleistungen an die Franzosen von 1807 bis 1813 und 35 000 Taler die der liquidierten Vergütungen.

Noch Schlimmeres hatte die Stadt zu fürchten, als die Große Armee in Rußland zusammengebrochen war und ihre Reste nach Ostpreußen zurückfluteten, denn es war nicht anzunehmen, daß die Franzosen Pillau, ihren letzten festen Stützpunkt

östlich der Weichsel gutwillig räumen würden. Dann kam aber eine Belagerung durch die Russen in Frage, die zweite nach der von 1807. Dem gegenüber schien es dem Oberstleutnant v. Treskow Pflicht, sie zum Abzuge zu zwingen. Und v. Treskow war der Mann dazu. Sehr entschlossen und energisch hatte er schon vorher mit den französischen Gouverneuren manchen Auftritt gehabt, weil er diesen gegenüber die Rechte seiner preußischen Truppen vertrat.

Durch Ueberraschung gelang es, trotz Protestes der Franzosen, die preußische Besatzung auf 580 Mann zu bringen, während die Franzosen neben 780 Mann polnischer Infanterie noch 680 französische Marinesoldaten und 160 Artilleristen, zusammen 1600 Mann zur Verfügung hatten. Somit war die preußische der französischen noch immer weit unterlegen. Aber wie 1807, so stand auch hier wieder die Bürgerschaft ihren Mann. Dank den Bemühungen des Bürgermeisters Flach und einiger Bürger, stellten sich insgeheim 500 Matrosen und 200 Bürger dem Oberstleutnant v. Treskow zu jedem Unternehmen zur Verfügung. Nun forderte er de Castella auf, die Festung zu räumen, da der Grund zu deren Besetzung weggefallen sei. Dieser wollte darauf den Oberstleutnant v. Treskow festnehmen, sprach sogar von „erschließen lassen“, mäßigte sich aber, als er von dem bewaffneten Hilfstrupp hörte, und erklärte sich bereit, seinen Vorgesetzten zu berichten und deren Befehle einzuholen. Angesichts dieser Vorgänge und da die Bürger nächtliche Zusammenkünfte veranstalteten, angeblich um die Feuerspritzen zu probieren, wurden die Franzosen ängstlich. De Castella gab sein Quartier in der Stadt auf und siedelte in die Festung über, unter seinen Truppen begannen Desertionen.

Für den General v. York, den Führer im beginnenden Freiheitskampfe, war es von der größten Wichtigkeit, in den Besitz von Pillau zu gelangen, da er nur gegen Verpfändung des Pillauer Seezolls von der Königsberger Kaufmannschaft ein Darlehen von 150000 Taler erhalten konnte, dessen er benötigte. Er ließ deshalb den General de Castella nun auch offiziell zur Uebergabe gegen freien Abzug auffordern, die dieser aber ablehnte, denn die Festungswerke waren in guter Verfassung, Geschütze, Munition und Proviant reichlich vorhanden, die Besatzung ausreichend. Pillau wurde darauf vom 7. Januar 1813 ab von 300 Mann russischer Truppen von der Landseite her blockiert. Auf sie wurde wiederholt von der Festung her gefeuert, auch kam es zu kleinen Gefechten, bis endlich am 7. Februar auf den Höhen von Alt-Pillau ein russisches Belagerungskorps von 5000 Mann unter dem General v. Siewert erschien. Als auf eine Anfrage v. Treskow bestimmt erklärte, daß er die Franzosen beim Versuch einer Verteidigung als Feinde behandeln werde, gab de Castella, so von innen und außen in Gefahr, schließlich nach. Er wünsche jedoch, so konnte er sich nicht enthalten, dem Oberstleutnant v. Treskow zu versichern, daß dessen Verfahren gegen französische Truppen, welches auf keine Instruktion des Königs von Preußen gegründet sei, ihm nicht dereinst teuer zu stehen kommen möge, denn das Glück sei wandelbar.

Am 8. Februar 1813, morgens um 8 Uhr, zog die französische Besatzung aus der Stadt und Festung Pillau ab und marschierte über das Eis nach Balga, wozu der neu erbaute, aber noch nicht ganz fertige Leuchtturm zum ersten Mal sein Feuer leuchten ließ. An demselben Tage hielten die Russen ihren Einzug und wurden am Eingang der Stadt vom Magistrat feierlich begrüßt. Alle Schiffe waren beflaggt und vom Leuchtturm wurden die Einziehenden mit Pauken- und Trompetenschall empfangen. Die Bürgerschaft kam ihnen mit unendlichem Jubel entgegen und es konnte, wie die Stadtchronik berichtet, keine regelrechte Einquartierung stattfinden, weil jeder

Bürger „sich danach riß, so viele in Quartier zu nehmen, als er nur beherbergen konnte“. Am Abend des 9. waren Leuchtturm und Stadt festlich beleuchtet und die Bürgerschaft veranstaltete einen Ball, zu dem die russischen Generale und sämtliche preußischen und russischen Offiziere eingeladen waren. Am nächsten Tage marschierten die Russen wieder ab. „Alle Not war überstanden, sagt die Stadchronik, und die Morgenröte einer besseren Zukunft brach an.“

Zu gedenken ist hier noch des Schiffskapitäns Jacob Lietke, der einer alten, einst unter dem Großen Kurfürsten aus Holland eingewanderten Pillauer Familie angehörend, eine Belagerung von Pillau durchaus vermieden wissen wollte und unter vielen Gefahren zu dem unblutigen Nachgeben der Franzosen beigetragen hat. Er nahm die Verbindung mit den russischen Blockierungstruppen auf, konnte ihnen mitteilen, daß ein großer Pulvertransport über die Nehrung nach Danzig gehen sollte und diente bei dessen Aufbringung als Wegweiser. Auch sonst leistete er den russischen Truppen durch Rat und Tat wertvolle Dienste, wofür er von ihnen ehrenvolle Anerkennungs schreiben erhielt. Sein Andenken ehrte die Stadt 1913 durch Aufstellung eines Grabsteins auf dem Friedhof in Pillau I.

Bei der Erhebung, die, von Ostpreußen ausgehend, dann unser Vaterland ergriff, hat Pillau sich tatkräftig beteiligt. Die Stadt stellte 36 Landwehrmänner (die Seeleute waren von der Militärpflicht entbunden), die vollständig ausgerüstet wurden, und außerdem für sich und ihre Familien noch eine Unterstützung erhielten. Die gesamten Kosten hierfür beliefen sich auf 2900 Taler. 9 Männer traten ferner als Freiwillige in das Heer ein. Mehrere erhielten das Eiserne Kreuz und russische Orden. Ferner wurden freiwillig gespendet: 2942 Taler in barem Gelde, 5 Pfund 26 1/2 Lot verarbeitetes Silber, 8 1/4 Lot Gold, 3 goldene Uhren, Kleidungsstücke usw.



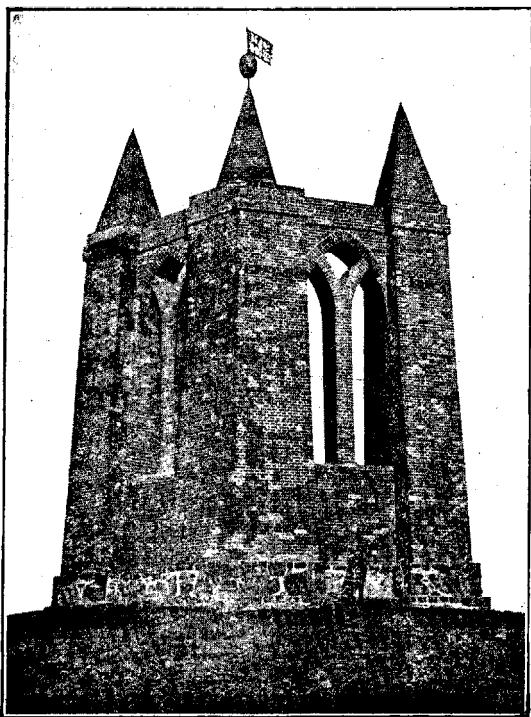
Schiffskapitän Lietke 1770—1842.
Original in Turin, Kopie im Städt. Museum.

Die beiden letzten Jahrzehnte hatten für Pillau einen großen wirtschaftlichen Niedergang bedeutet.

Die Schifffahrt war durch den Anschluß von Danzig an Preußen sehr geschädigt. Eine weitere Schuld daran dürfte auch die mangelhaften Hafenanlagen der damaligen Zeit treffen. Die Einfahrt ins Tief war in der Regel nur möglich, nachdem die Schiffe auf der offenen Reede einen Teil der Ladung in Leichter gelöscht hatten. Im Hafen waren die Bollwerke „in unbeschreiblich schlechtem Zustande“, das Hohe Bollwerk dem Einsturz nahe, die Schifffahrtszeichen vernachlässigt, sodaß der Hafen von Pillau förmlich berüchtigt war.

Der erste Schritt zur Besserung dieser Zustände war der Bau eines Leuchtturms an der Stelle des alten 1690 errichteten nur 43 Fuß hohen Lotsenturms. 1804 war die alte Pfundbude, wie S. 210 erwähnt, abgebrochen worden. Auf einem Türmchen derselben hatte seit 1741 ein Feuer mit Messingspiegeln gebrannt, das dann vorläufig nach dem sogenannten Lehmberg, jetzt „Schwedenschanze“ genannt, verlegt worden war. Der neue Leuchtturm, nach dem Muster des von Eddystone im Kanal gebaut,

war 1816 völlig vollendet. Wie die Pfundbude des Nachts ein Leuchtfeuer trug, so hatte sie auch am Tage den ankommenden Schiffen als Ansehlungszeichen gedient. Zum Ersatz wurde 1806 auf dem „Schweinsberg“ (jetzt Fort Stiehle) eine Windmühle und vor allem auf dem Schwalbenberg die „Landmarke“ erbaut. Schinkel soll sie entworfen haben. 1906 war sie erneuert worden, ist sie dann Anfang August 1914 leider in übereilter Weise gesprengt worden. Sie war das Wahrzeichen von Alt-Pillau, 6—7 Meilen weit über Haff und See sichtbar, wobei sie von See wie ein dreimastiges Schiff erschien. Ein Schriftsteller nennt sie „eins der eigenartigsten Bauwerke Deutschlands. Die Wiederherstellung wäre zu wünschen.



Die „Landmarke“ auf dem Schwalbenberg bei Alt-Pillau 1806 — 1914.

Auch der Hafen hatte zwar in den letzten Jahrzehnten kleine Verbesserungen erfahren, im Ganzen aber war trotz hoher Hafenabgaben nichts Durchgreifendes für ihn geschehen. Auf Wunsch der Königsberger Kaufmannschaft und zum Dank für ihre opferwillige Haltung nach dem unglücklichen Kriege wurde ihr 1810 die Verwaltung der Hafen- und Schiffahrtsanstalten übertragen, ein Zustand, der bis 1864 bestanden hat. Seitdem schritt man zur Verbesserung der Hafeneinrichtungen, soweit es die Einnahmen irgend gestatteten. Die wesentlicheren Arbeiten fallen erst in die Zeit nach 1815, vorher wurden aber u. a. die Wohnhäuser für den Lotsenkommandeur am Hohen Bollwerk und für die Lotsen in der Lotsenstraße neu er-

richtet (1813). Letztere sind jetzt nach dem Neubau von Beamtenwohnhäusern am Seetief (Nr. 1 und 6) nicht mehr in Gebrauch.

Die Reformen in der inneren Verwaltung, die an den Namen des Freiherrn vom Stein anknüpfen, führten auch in Pillau zur Einführung der neuen Städteordnung. Im Februar 1808 wurden 27 Stadtverordnete und von diesen der Magistrat neu gewählt. Erster Stadtverordnetenvorsteher wurde der Spediteur Schnell. Langsam hatte sich auch die Einwohnerzahl vermehrt, so zählte die Stadt 1801 137 Feuerstellen und 1970 Einwohner.

Am 16. September 1810 feierte man, wie zum Schluß dieses Abschnitts noch berichtet sei, das 300 jährige Jubiläum der Entstehung des Pillauer Seetiefs (vgl. S. 158). Stadt und Schiffe waren beflaggt, Gottesdienst, Festmahl in einem der Salzmagazine und Ball füllten den Tag aus, der mit einer Beleuchtung der Stadt, der Festung und des Seetiefs abschloß. Ein Gedicht von Professor Bock, abgedruckt in seiner Ausgabe von Vergils „Georgica“ (Wiesbaden 1819), verherrlichte das Ereignis. 1910 hat man den Tag ohne eine besondere Erinnerungsfeier vorübergehen lassen.

Es liegt eine Stadt
Am Baltischen Meer,
Die führt im Wappen
Den silbernen Stör.

Ein Schwedenkönig
Hat sie gepflanzt,
Ein Preußenkönig
Hat sie verschanzt.

Bei Sturm aus Nordwest
Treibt der Bernstein herbei
Und auf ihren Dünen
Blüht Seemannstreu.

Ihre Dächer sind rot,
Ihre Linden sind grün,
Und weiß sind die Möwen,
Die über ihr ziehn.

Hoch auf dem Rathaus
Dreht sich der Stör,
Und leuchtet hinaus
Auf das Baltische Meer.

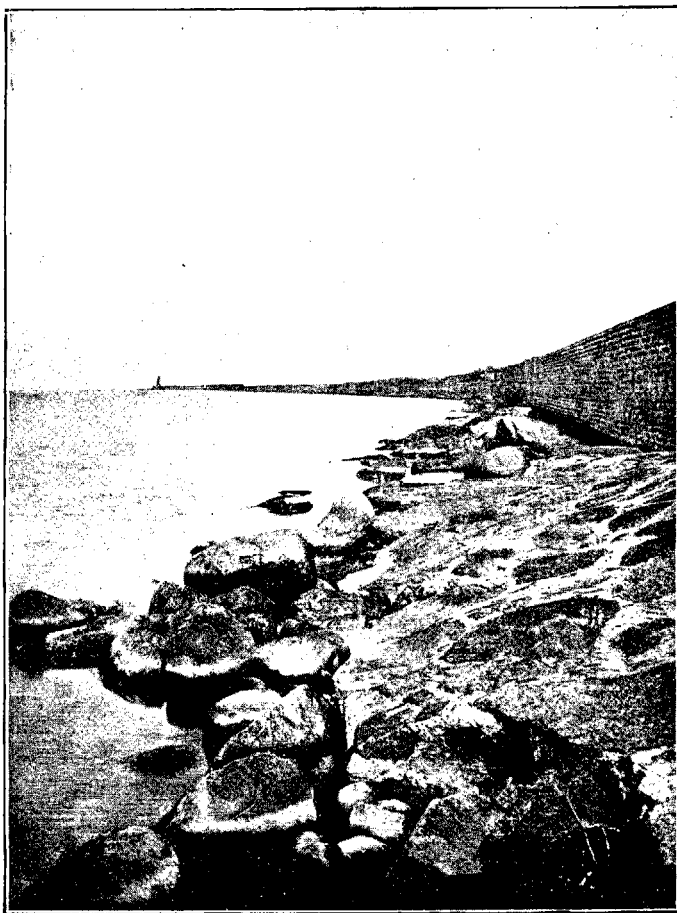
Hans Parlow.

Die Entwicklung von Pillau von 1815 bis zur Gegenwart.

Pillau 1815 — 1865.

Die Zeit kriegerischer Erlebnisse und der dadurch bedingten Leiden war vorbei, Jahre friedlicher, wenn auch vielfach wechselnder Entwicklung folgten, in ihnen spielen Hafen und Schifffahrt, die Lebenselemente von Pillau, die Hauptrolle, ihrer sei daher zunächst wieder gedacht.

Die von der Kaufmannschaft nach 1810 begonnenen Arbeiten wurden fortgesetzt. So wurde der Steinkastebau auf der Nehrungsspitze ausgeführt und in den nächsten Jahrzehnten zu einer Südermole verlängert. 1836 war das Werk bis zum Beginn des heutigen kleinen in die Südmole eingebauten Nothafens vorwärts geschritten, aber erst 1887 wurde es in der jetzigen Länge fertiggestellt. 1840 begann der Bau der Nordermole, der 1883 beendet wurde. Der Zweck dieser kostspieligen Anlagen besteht darin, den ausgehenden Strom zusammenzuhalten und dadurch eine Durchspülung und damit Vertiefung des Seetiefs und Seegatts zu erreichen. Vorher betrug



Nordermole. Innenseite.

der Wasserstand im Seetief oft nur 9 Fuß (etwa 3 Meter), sodaß größere Schiffe nicht ohne weiteres einlaufen konnten, sondern auf der Reede leichtern mußten (S. 208). Hatte der Hafen von Pillau früher für einen der gefährlichsten Europas gegolten, so wurde er durch die erwähnten und weitere Maßnahmen einer der bequemsten.

Immer wieder haben bei den Chronisten von Pillau neben Angabe der früher so wichtigen wechselnden Tiefe des Seetiefs zwei Arten von Vorgängen besondere Beachtung gefunden: Die Stürme und die Schiffbrüche. Von beiden auch nur die bedeutendsten aufzuführen, würde ermüden, einiger muß aber Erwähnung geschehen.

Am 3. November 1801 wütete ein so gewaltiger Sturm, daß auf ihn zu Königsberg eine Denkmünze geprägt wurde (S. 308). Alle Unwetter aber, deren sich die ältesten Einwohner erinnerten, übertraf der Weststurm, der am 17. Januar 1818 wütete. Am Morgen machte sich zunächst bedeutender Eisgang seewärts bemerkbar. Nachmittags gegen 3 Uhr aber setzte ein furchtbarer Orkan ein, der das Eis zurückschob und durch die Gewalt der Wellen über die Bollwerke in die Straßen, ja in die Häuser schleuderte. Die Eisschollen trieben bis auf den Markt, in der Königsberger- und in der Predigerstraße stand das Wasser 2 1/2 Fuß hoch. „Der Zustand war so schrecklich, sagt der vom Lotsenkommandeur Steenke herausgegebene gedruckte Bericht, daß sich jedem unwillkürlich der Gedanke aufdrängte, daß dieser Ort, der einer ähnlichen Naturrevolution vor 300 Jahren sein Entstehen verdankte, auf dieselbe Art nun seinen Untergang finden solle.“ Man muß bei dieser Schilderung sich gegenwärtig halten, daß damals der Schutz, den jetzt die Südermole und die Hafendämme bieten, noch nicht bestand. Der Schaden war groß. Viele Dächer waren abgedeckt, die Fensterscheiben zertrümmert und auf dem eben neu erbauten Rathaustürmchen die eiserne Spitze mit dem Stör so krumm gebogen, daß sie wagrecht stand. Nur der Leuchtturm verlor keine Fensterscheibe, wurde aber durch die Gewalt des Orkans so in Bewegung gesetzt, daß eine Person, welche sich gerade oben in der Kuppel befand, „die gewöhnliche Seekrankheit erhielt“. Doch ein zweiter Sturm in demselben Jahre brachte noch größeres Unglück. Beim Versuch, eine Schiffsbesatzung zu retten, ertranken 14 Seeleute, darunter der Lotsenkommandeur Steenke.

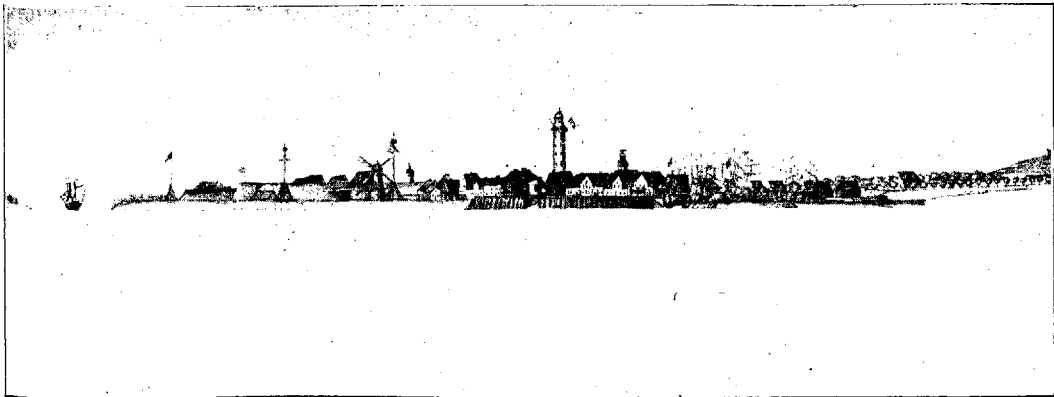
Seit 1801 war Steenke in dieser Stellung. Den Stolz seines Lebens bildete die Rettung Schiffbrüchiger, die sich fast alle Jahre wiederholte und zeigt, wie gefährlich doch damals die Seefahrt war. So rettete er 1808 31 Personen des Schiffes „Zephyr“ vom sicheren Tode, was die Geretteten durch eine Bekanntmachung in der Hartungschen Zeitung dankbar bekundeten, und 1815 8 Personen des Schiffes „The British Volunteer“. „Solange Schifffahrt hier existiert, sagt Steenke selbst und ähnlich die Stadtchronik, wird eine solch schwierige und gefahrvolle Rettung nie ausgeführt sein, wovon ganz Pillau Augenzeuge gewesen.“

Am 11. August 1818 zeigte sich vor dem Hafen bei heftigem Sturm das englische Briggschiff „Industry“ und geriet in der Gegend der Süderplatte auf Grund. Sogleich eilten, da Gefahr im Verzuge war, der Lotsenkommandeur und mit ihm 18 Mann, Pillauer Lotsen und Seeleute, auf dem Rettungsboot hinaus in die See, um die Besatzung des Schiffes zu bergen. Nach unglaublichen Anstrengungen gelang es, das Schiff zu erreichen. Doch die Schiffsmannschaft suchte noch schnell ihre Habseligkeiten zusammen und während dieses Aufenthalts riß das Ankertau des

Schiffes, schlug auf das Boot und brachte es zum Kentern. 14 Mann ertranken, nämlich Steenke, 11 Pillauer und 2 englische Seeleute. Die Trauer in der Stadt war groß. Eine vom Bürgermeister Flach, dem reformierten Prediger Stuckert und dem Spediteur Marty zugunsten der Hinterbliebenen eingeleitete Sammlung hatte das ansehnliche Ergebnis von 2 678 Talern. Steenkes Grabstein befindet sich noch auf dem Kirchhof in Alt-Pillau.

Seine Persönlichkeit ist auch sonst bemerkenswert für Pillau. So begründete er 1817, hauptsächlich zum Druck der noch heute erscheinenden „Pillauer Schiffsliste“, eine Druckerei. Sie war ursprünglich im Leuchtturm untergebracht und ging 1843 an den Buchdrucker Sahnwaldt über. Von seinem Schwiegersohn und Nachfolger, dem Lotsenkommandeur Kuhn, herausgegeben, erschien 1819 eine Arbeit Steenkes: „Der Lotse im Sturm vor Pillau“, eine zweite Auflage, deutsch und englisch, 1850. Des Lotsenkommandeurs Sohn war der Baurat Steenke (1801-1884), der Erbauer des durch die geneigten Ebenen weltberühmten Oberländischen Kanals. Sein Denkmal krönt die Höhe des Kanals bei Buchwalde. Dessen Sohn, Premierleutnant im Kgl. Ingenieur-Korps, ertrank 1869 bei der Ueberfahrt von der Nehrung, wo er beim Bau des Westforts tätig war, fast an derselben Stelle im Tief, wie sein Großvater.

Pillau besaß in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts eine nicht unbedeutende eigene Flotte von kleinen seetüchtigen Seglern, hauptsächlich Eigentum des Reeders Kittlitz. 1839 war sie bis auf 5 Schiffe zurückgegangen, von denen drei dem Reeder I. P. Lietke gehörten. Interessant ist, daß in diesem Jahre auf einem seiner Schiffe, dem kleinen Segler „Thetis“ von nur 78 Lasten, Richard Wagner mit Frau und einem großen Hunde von Pillau nach London gereist ist. Da er keinen Paß besaß, mußten die Reisenden vor Tagesgrauen heimlich an Bord gehen und sich versteckt halten, damit die Hafenvache und die Zollvisitatoren sie nicht bemerkten. Die Reise dauerte drei Wochen und war wegen furchtbaren Sturms sehr gefahrvoll, weshalb ein Fjord in Norwegen als Nothafen angelaufen wurde. Der frohe Schiffsruf der Pillauer Mannschaft beim Werfen der Anker und Setzen der Segel, der sich an den hohen Granitwänden des Fjords brach, gestaltete sich in Wagner zum Thema des Matrosenliedes im „Fliegenden Holländer“. So erzählt er selbst in seinen erst vor wenigen Jahren veröffentlichten Aufzeichnungen „Mein Leben“. Dieses Lied ist also wert, in Pillau bei festlichen Gesangsvorträgen besonders bevorzugt zu werden.



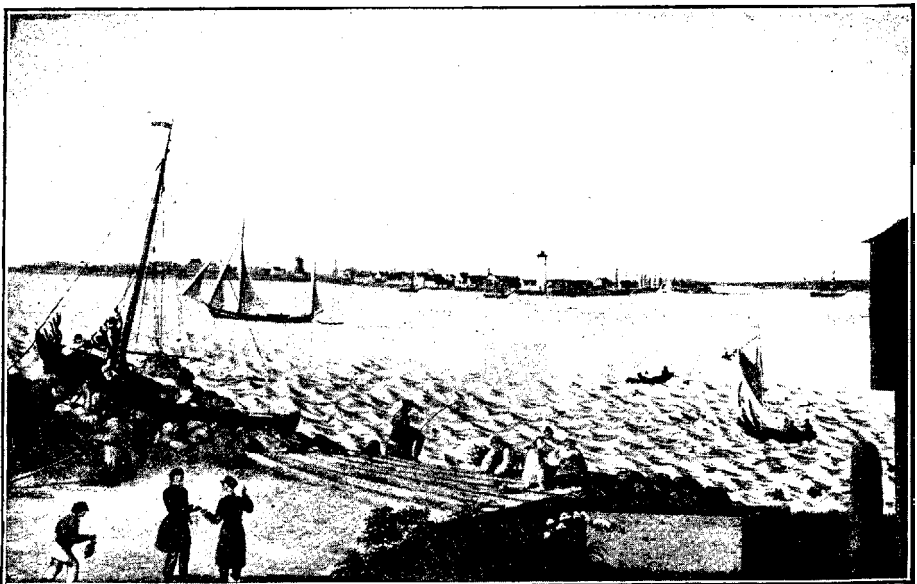
Pillau 1833.

Zur besseren Ausbildung der angehenden Seeleute wurde 1822 eine Kgl. Navigationsschule geschaffen und 1830 für sie das Haus Königsberger Straße 3 erworben; ein Turm mit Plattform auf ihrem Dach bot Gelegenheit zu den notwendigen astronomischen Beobachtungen. 1843 wurde ihr eine Navigationsvorschule angegliedert. Zeitweise recht schwach besucht und zuletzt nur noch Vorschule, ist sie 1918 infolge Neuregelung des Seefahrtsschulwesens leider eingegangen.

1828 sah Pillau das erste Dampfschiff „Copernicus“ (S. 321). Später verkehrten mehrere kleine Dampfer mit Königsberg und Elbing. Sonst vermittelte den Verkehr nach Pillau die „reitende Post“, die von Berlin über Danzig-Pillau nach Königsberg führte und die schnellste Verbindung nach Petersburg bildete (vgl. S. 292). 1834 ging sie ein, mit ihr die schon 1642 erwähnte spätere „Kgl. Ueberfahrt“, eine Fähre von Pillau nach der Nehrung. Ferner verkehrte mit Königsberg wöchentlich zweimal die „fahrende Post“, die durch den Sand bis Fischhausen und den Sumpf der Haffwälder in einem Tage die Fahrt zurücklegte. Schließlich fuhren zweimal wöchentlich die „Bierboote“, die aber mitunter 2—3 Tage brauchten, ehe sie, oft unter Gefahren, ihren Bestimmungsort erreichten.

Die Einwohnerzahl der Stadt war 1820 auf 199 Feuerstellen mit 2521 Einwohnern gestiegen, woneben die Festung noch 37 Feuerstellen mit 146 Einwohnern zählte. Am 18. Januar 1825 wurde die Hundertjahrfeier der Stadt festlich begangen.

Verschiedene Fortschritte aus diesen Zeiten sind zu erwähnen. So wurde von 1813 ab das Schulwesen gründlich umgestaltet. 1816 entstand ferner der mit einer Uhr versehene Turm auf dem Rathause. 1849 wurde die Städtische Sparkasse und 1850 ein Krankenhaus mit 12 Betten auf der Holzweise östlich des heutigen Garnisonlazarets eingerichtet, das 1881 in den Neubau Mühlenstraße 2 verlegt wurde. 1842 wurde das Straßenpflaster in fast allen Straßen auf „Lütticher Art“ erneuert, d. h., in der Mitte der Straße ein schmaler Streifen als Fußgängerweg sorgfältiger hergerichtet. Eine notdürftige Straßenbeleuchtung durch 12 Petroleumlaternen wurde erst



Pillau von der Nehrung 1833. Nach einer Tuschzeichnung von Bartsch im Städt. Museum.

1860 eingerichtet. Traurig jedoch war es noch mit dem Wege nach Alt-Pillau bestellt. Zwar war schon 1818 dorthin durch das sumpfige Gelände am Ufer der Kolk entlang ein einfacher Weg angelegt worden, aber erst 1846 – 1849 wurde er als Chaussee ausgebaut und mit hohen Pyramidenpappeln eingefäßt. 1859 wurde diese Chaussee am Kirchhof von Alt-Pillau vorüber nach Fischhausen verlängert, wozu die Stadt einen Zuschuß von 4800 Talern leisten mußte.

Schwer heimgesucht wurde Pillau wiederholt durch die Cholera, zuerst 1831. Durch militärische Absperrung längst der Gardine (Lochstädter) versuchte man vergebens ihr Eindringen zu verhindern. Von 166 in Stadt und Festung erkrankten Personen starben 88. 1837 kehrte sie wieder, ebenso 1848, 1852, 1855, 1859 und 1866, wo 110 Personen starben. — 1834 beging ein Unteroffizier Selbstmord, indem er sich auf dem Festungswall vor die Mündung einer Kanone stellte und diese abfeuerte. — 1849 wurden Vierlinge geboren.

Ein wichtiges Ereignis brachte das Jahr 1837 (S. 442). Wegen des Bernsteinregals war seit der Ordenszeit das Betreten des Strandes ganz verboten oder wenigstens großen Beschränkungen unterworfen. Alte Bilder (vgl. S. 165 ff.) zeigen an der Küste von Pillau einen Galgen als Warnung für die Bernstein diebe und noch 1801 berichtet ein Besucher von Pillau, daß er gern einige Bernsteinstückchen aufgelesen hätte, „aber das auf einem Pfahle aufgesteckte Bild eines an eine Kette angeschlossenen Karrenschiebers warnte vor dem Sammeln“. 1837 fielen die Beschränkungen im Betreten des Strandes fort und „es konnte von nun an ein jeder, den Beruf oder Vergnügen an den Seestrand führten, denselben ohne Besorgnis, von seiten der Bernsteinaufseher Unannehmlichkeiten ausgesetzt, auch wohl zur Strafe gezogen zu werden, frei betreten“. (Stadtchronik.) Da seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach englischem Vorbild das Baden in der See in Aufnahme gekommen war, auch schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Badegäste, besonders in Alt-Pillau, wohnten, war der Bau einer Seebadeanstalt jetzt möglich und entsprach einem Bedürfnis. 1842 wurde sie durch den Kaufmann Puppel in 2 getrennten Abteilungen, die 500 m voneinander lagen, für Herren und Damen, mit je 30 transportablen Buden eingerichtet.

Ein Bild von Pillau um die Mitte des Jahrhunderts, das andere Quellen ergänzen, gibt uns Wichert („Richter und Dichter“). Sein Vater, als Kommerz- und Admiraltätsrat nach Pillau versetzt, hatte seine Dienstwohnung im Gebäude des Kommerz- und Admiraltätskollegiums an der Stelle der heutigen Post. Er schildert das Bollwerk, über das bei schwerem Wetter der Gischt bis vor die Haustür spritzt, den Leuchtturm und die Baken, und erzählt, wie in einem Winter das Tief bis weit in die See hinaus zufror. Drei Tage war das Eis so haltbar, daß man nach der Nehrung hinübergewand und auf der spiegelblanken Fläche Schlittschuh laufen konnte. Ganz Pillau war auf dem Eise. Weiter beschreibt Wichert die Festung mit ihren Gräben, engen Toren, Zugbrücken, Kanonen, Kugelhaufen und den Baueingängen in zweierlei Tuch, zum Teil die Kette zwischen den Füßen. „In den stattlicheren Häusern mit Wappen über den Türen wohnten die Vizekonsuln aller Nationen; auf den Straßen und Bollwerken sah man fremde Kapitäne, sowie englische, norwegische, holländische, schwedische, auch wohl portugiesische Matrosen, Schiffsköche aus Mohrenland, Lotsen, Reeder, alle mit ganz verwetterten Gesichtern.“

Lief ein Schiff ein und kam der Kapitän an Land, dann begann die Tätigkeit der „Schößkenreißer“, ein Ausdruck, der auch heute noch mitunter auf die jungen Kaufleute angewendet wird. Der Schriftsteller Dr. Hans Parlow, ein Pillauer Kind,

erzählt darüber: So nannte man spöttisch die jungen Herren, die gewöhnlich in Stärke von zwei Dutzend die Kapitäne der kleinen Segler, die an keinen bestimmten Makler gewiesen waren, erwarteten: Während sie ihnen mit der einen Hand die Karte mit dem Namen ihres Kontors entgegenstrecken, mit der anderen sie an den Rockschößen reißen, brüllen sie dazu ihr ebenso historisches, wie kannibalisches „Kaptein, Kaptein, an mein Kontor“ in die Ohren. Die Kapitäne wehren sich in ihrer Art, indem sie um sich schlagen, wie Besessene: „Es gibt Keile, aber darum keine Feindschaft nicht“.

„Ein wahrer Mastenwald ragt aus dem Hafen hervor von still ankernden, kommenden und abfahrenden Schiffen“, so schildert weiter ein anderer Besucher im Jahre 1846 Pillau. Lustig flattern im lichten Sonnenschein die bunten Flaggen der verschiedenen Nationen. Hier bläht ein frischer Wind die Segel eines Dreimasters; dort reffen die Matrosen unter fröhlichem Gesange die Segel eines anderen Schiffes ein oder klettern wie die Marder in dem Takelwerk und in den Mastbäumen herum. Auch auf dem Bollwerk herrscht der lebendigste Verkehr. Schiffe werden beladen und entladen, Pakete und Ballen fortgerollt; Reifschläger, Anker- und Kettenschmiede treiben ihre vulkanische Arbeit.“ Während dessen ging es auch, so erzählt der Beobachter weiter, im „Englischen Hause“ recht seemännisch zu. Eine Gruppe Schiffskapitäne hatte das Billard belegt und parierte aus langer Weile, die Partie eine Flasche Porter und einen holländischen Dukaten rechnend. Einige vierzig ausge-trunkene Flaschen standen schon auf dem Tisch. — —

Beim Regierungsantritt des neuen Königs, 1840, erwartete man freiheitliche Reformen. Als sie ausblieben, kam es zur Revolution. Auch Pillau, als Handels- und Arbeiterstadt, neigte den neuen Ideen zu. Dies zeigte u. a. ein hier veranstalteter „Volkstag“. Am 8. Juni 1845 brachten zwei Dampfer und drei Bordinge die Königsberger Bürgergesellschaft hierher, der die Gäste aus Elbing, Braunsberg, Fischhausen und Heiligenbeil folgten. In langem Zuge marschierte man nach der Plantage. In Gegenwart vieler Einwohner von Pillau wechselten dort Ansprachen mit Gesängen und man schied, nachdem man sich „in dem Bemühen um den Fortschritt in den Grenzen der Gesetzlichkeit“ verbrüdet hatte.

In dieser Stimmung fand die Bewegung von 1848 hier vielen Anhang, was sich in der Gründung eines „Demokratisch-konstitutionellen Klubs“ zeigte, während die konservativen Kreise sich im „Preußenverein“ zusammenfanden; beide waren übrigens die einzigen politischen Vereine des Kreises. Außer diesen entstand noch ein Bürgerverein zur Förderung städtischer Interessen und im Anschluß an den demokratischen Klub ein Schützenverein, der sich 1853 in die noch heute bestehende Schützengilde umwandelte. Auch die heute noch blühende „Liedertafel“ verdankt dieser Zeit ihr Entstehen (1847).

Die Bewegung ergriff alle Schichten, selbst das Heer. So wurden 4 Offiziere und ein Einjährig-Freiwilliger, Sohn des Kgl. Salz factors und Ehrenbürgers der Stadt, v. Roggenbucke, die eine Zustimmungsadresse an die Nationalversammlung mitunterzeichnet hatten, zu schweren Festungsstrafen und Ausstoßung aus dem Heere verurteilt. Eine große Menge gab ihnen bis zum Bollwerk das Geleit und feurige Ansprachen wurden von beiden Seiten gehalten, als sie zur Verbüßung der Strafe mittels Schiffs nach Danzig gebracht wurden.

Noch mehr sympathisierten mit der Bewegung die Lehrer, so Rektor Henke, Prorektor Zander und der Lehrer A. J. Ernst. Letzterer gab vom 1. Oktober 1848 ab im Verlage von Sahnwaldt auch ein Wochenblättchen, die „Pillauer Leuchte“,

die erste Pillauer Zeitung, heraus. Das anscheinend einzige vollständig erhaltene Exemplar aus dem Besitz eines heimlichen Mitarbeiters, des Rektors Zander, stammend, besitzt das Städt. Museum. Die Leuchte erschien nur neun Monate lang, trug aber viel zur Verschärfung der Gegensätze bei. Welcher Ton von ihr beliebt wurde, zeigt folgender Vorfall. Als der Lehrer Witt sich eines Tages im November 1848 auffällig in der Festung aufhielt, wies ihn der Kommandant Oberstleutnant v. Zollikofer ziemlich schroff hinaus. Die Nummer der „Leuchte“, die hierüber berichtete, brachte zugleich eine „Warnung“: „In der Festung soll ein toller Hund umherlaufen, welcher schon mehrere Menschen angefallen und auch gebissen haben soll. Wir warnen deshalb unsere Mitbürger wohlmeinend, nicht ohne Knüttel in die Festung zu gehen“! Verdient machte sich Ernst, indem er 1850 eine kurze „Geschichte Pillaus“ herausgab, von der sich aber nur wenige Exemplare erhalten haben.

Als die Reaktion einsetzte, machte sie sich auch den Lehrern fühlbar. Eine hochnotpeinliche Untersuchung über die „Beteiligung der Lehrer in Pillau an den demokratischen Wühlereien“ (Akten im Staatsarchiv) wurde eingeleitet. Die weitere Folge war, daß der Höheren Bürgerschule das Entlassungsrecht entzogen und sie in eine Mittelschule umgewandelt wurde. „Wegen mangelhafter Lehrkräfte und weil eine Höhere Bürgerschule für ein Bedürfnis des Ortes nicht erachtet werden könne“, so hieß es in dem Ministerialerlaß. Erst 1864 erhielt sie ihre frühere Stellung wieder.

Neben diesen politischen Wirren machten sich wirtschaftliche Schwierigkeiten sehr fühlbar. Infolge des Krieges mit Dänemark wegen Schleswig-Holstein verhängte dieses im April 1848 die Blockade über die Ostseehäfen und störte damit auch den Handel von Pillau empfindlich. Die Garnison von Pillau wurde durch Einziehung der Reserven und eine Kompagnie Artillerie bedeutend verstärkt. Ebenso wurde die Stadtbefestigung erweitert; sie zog sich mit einem Wassergraben davor nördlich der Holzweise vom Ravelin „Schinkenschanz“ zum Hafen. Schon vorher, 1845, war die Lünette auf dem Russischen Damm und 1846 die Lünette um das Pulvermagazin III in der Plantage angelegt worden. Durch diese Bauten, wie durch die Anlegung der Chaussee nach Alt-Pillau, wurde der großen Arbeitslosigkeit wenigstens etwas abgeholfen.

Einen reichlichen Ersatz für den Verdienstausschlag boten dann aber wieder die Jahre 1854/55. Der Krimkrieg zwischen Rußland einerseits und der Türkei mit ihren Verbündeten, England und Frankreich, andererseits, hatte in dieser Zeit die Blockade der russischen Häfen durch eine englische-französische Flotte zur Folge. Daraus entwickelte sich ein bedeutendes Ein- und Ausfuhrgeschäft für russische Rechnung über Pillau-Königsberg (S. 85), wovon, wie die Stadtchronik sagt, alle Bewohner des Orts, mit Ausnahme der Beamten, großen Vorteil gezogen haben. Der Schiffsverkehr stieg wie folgt: 1853 waren eingekommen 1010 Schiffe von 50 000 Lasten, ausgegangen 1014 von 52 000 Lasten, 1855 eingegangen 1321 mit 105 000 Lasten, ausgegangen 1336 mit 110 500 Lasten, Zahlen, die sich in den folgenden Jahren allerdings noch erhöhten, so 1860 auf 2059 eingehende und 2052 ausgehende Schiffe. Die Folge des Krieges und dieses regen Verkehrs, sowie einer Mißernte in Ostpreußen, war aber eine große Teuerung. Die Preise stiegen 1855 für Roggen auf 4 Taler 3 Silbergroschen, Kartoffeln 1 Taler 15 Sgr. je Scheffel, Butter 10 Sgr., Rindfleisch 4 Sgr. 6 Pfg. je Pfund, eine Tonne Camstigaller Bier 5 Taler 20 Sgr.

Am 8. Juli 1855 weilte der Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, auf der Reise von Königsberg nach Brüsterort in Pillau. Am 9. Juni 1863 wiederholte

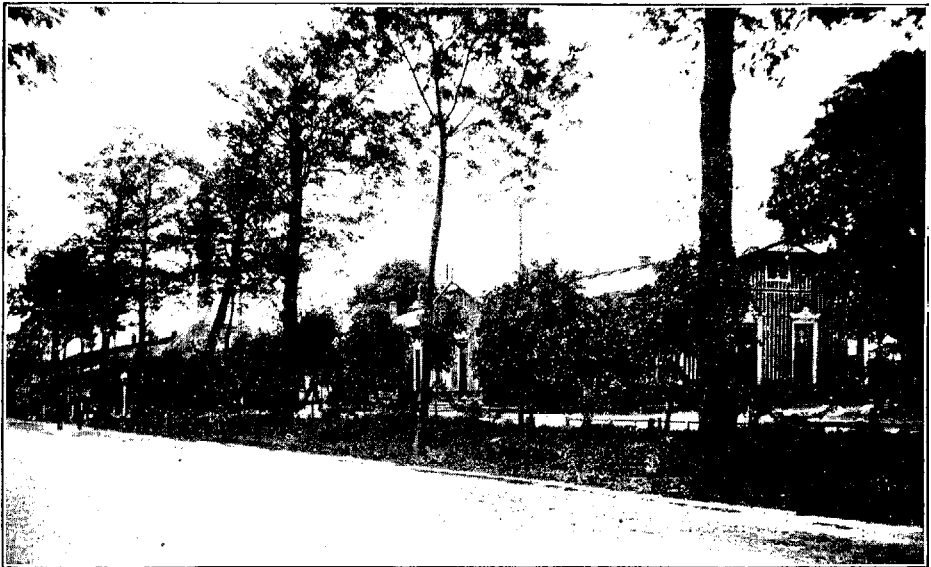
er als Kronprinz den Besuch zusammen mit der Kronprinzessin. Sie nahmen in dem auf Seite 199 abgebildeten Hause des Spediteurs Marty, Markt 7, ein vom Kreise veranstaltetes Essen ein und reisten nach vierstündigem Aufenthalt in der reichgeschmückten Stadt nach Königsberg zurück.

Im selben Jahre feierte man den hundertjährigen Gedenktag des Hubertusburger Friedens und den fünfzigjährigen der Erhebung von 1813. Die Veteranen, es waren noch 14, waren zu einem Festmahl gebeten und erhielten Geldschenke. Der Holzmesser Wilhelm du Laurence, einer aus ihrer Mitte, war zum 10. März, dem Gedenktage des „Aufrufs an Mein Volk“, zur königlichen Tafel nach Berlin geladen.

1862 wurde die Baugefangenen-Anstalt in der Zitadelle aufgelöst, eine Einrichtung, die seit dem 17. Jahrhundert bestand. Oft werden in älteren Berichten diese Baugefangenen erwähnt, die als Strafgefangene zum Teil in Ketten, schwere Arbeiten verrichten mußten. Auch Festungsgefangene waren in der Zitadelle untergebracht worden, darauf bezieht sich die Wendung bei Fritz Reuter („Ut mine Festungstid“, Kap. 13): „Wenn ick schrew, dat ick en Por Strümp vergeten hadd, denn güng't mit mi nach Pillau.“

Das Jahr 1864 brachte eine Blockade durch dänische Schiffe, auf die auch die Strandbatterien einmal ohne Wirkung feuerten, sie war aber zu kurz, um Handel und Schifffahrt wesentlich zu schädigen.

1855 hatte die Stadt Anschluß an das Telegraphennetz erhalten, wozu der rege Verkehr dieser Jahre den Anstoß gab. Das Jahr 1865 leitete mit der Eröffnung der Eisenbahn eine neue Zeit für Pillau ein.



Pillau. Bahnhof.

Die Kunde der Vergangenheit ist unvollkommen ohne Kenntnis der gegenwärtigen Zustände, die Erkenntnis der Gegenwart unmöglich ohne Kunde der früheren Zeit.

Leopold v. Ranke.

Pillau 1865 — 1902.

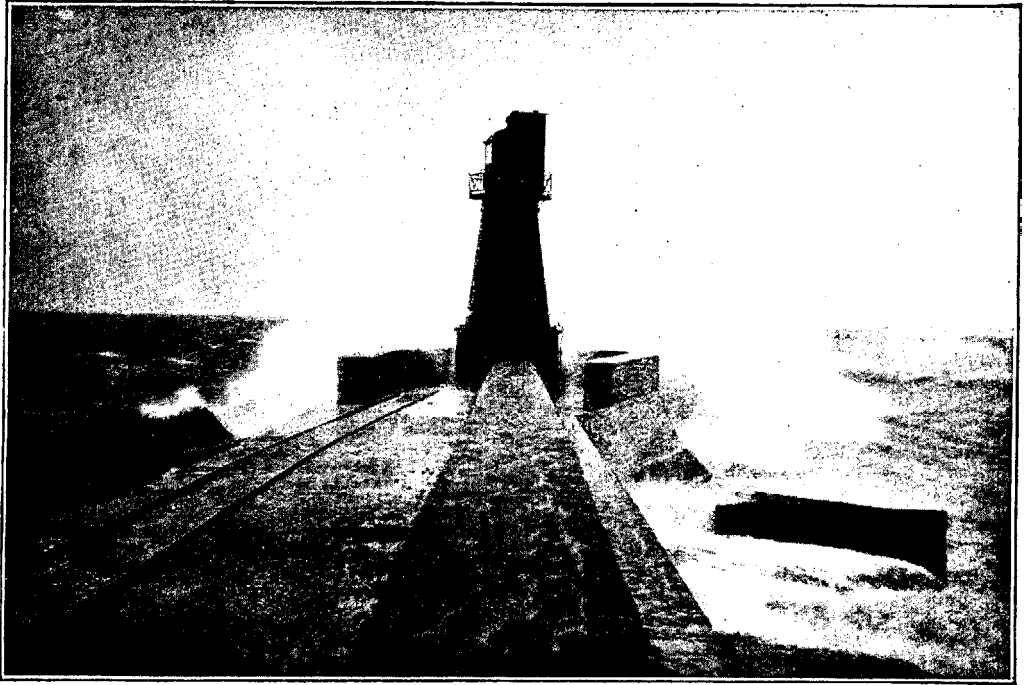
Am 11. September 1865 wurde der Eisenbahnverkehr von Königsberg nach Pillau in vollem Umfange eröffnet. „Er gab dem Pillauer Hafen eine Bedeutung, die er bisher nie gehabt hatte.“ Damit kam für Pillau eine Zeit, die in gewisser Beziehung an die des Großen Kurfürsten erinnert. Wie schon damals, schien Pillau jetzt durch den steigenden Verkehr und den deshalb notwendig werdenden großartigen Ausbau des Hafens eine aussichtsvolle Zukunft gesichert, und wie damals durch den Wegzug von Werft und Flotte der Hafen wieder verödete, so jetzt durch die Schaffung des Königsberger Seekanals.

Früher hatte im Winter ein Teil der Schifffahrt geruht, die Schiffe wurden instand gesetzt, und die Mannschaft lag, wenn möglich, zu Hause im Winterlager. Sobald das Haff zufror, stockte die Schifffahrt nach Königsberg auf 4 — 5 Monate. In Karavanen von Schlitten wurden trotzdem über das zugefrorene Haff oder auf der Chaussee Waren, besonders Getreide, von und nach Königsberg geschafft (S. 364). Selbst direkt aus Polen kam Ladung hierher; so zeigen Fremdenbücher der Polizeiverwaltung aus der Zeit um 1835, die sich erhalten haben, seitenweise die Namen polnischer Juden.

Die Klagen des Königsberger Handels, die dieser jahraus, jahrein, über diese Schwierigkeiten führte, sind somit verständlich, ebenso, daß er, als 1860 die Ostbahn bis zur russischen Grenze fertiggestellt war, als erstes neues Unternehmen die Bahn nach Pillau erstrebte. Ein Komitee, aus dem sich Namen, wie Laubmeyer, Stellter u. a. durch nach ihnen benannte Straßen in Neuhäuser in der Erinnerung erhalten haben, wirkte für das Projekt. Durch Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 2. November 1863 wurde das Statut der Ostpr. Südbahngesellschaft genehmigt und die Eisenbahn selbst als Privatbahn unter der Leitung des bekannten Strousberg erbaut.

Der Hafen von Pillau hat gegenüber den russischen Häfen, mit denen er in Wettbewerb tritt, seinen besonderen Vorzug darin, daß er auch im Winter kaum zufriert, jedenfalls fast ebensolange offen bleibt, als der Sund. Diese Vorzüge kamen nun durch die Einrichtung der Eisenbahn und ihren Anschluß an das russische Eisenbahnnetz erst richtig zur Geltung und es trat ein so starker Verkehr ein, allerdings überwiegend im Winter, daß die Hafeneinrichtungen sich als ganz unzulänglich herausstellten. Die beiden nächsten Jahrzehnte brachten daher eine großartige Bautätigkeit, die Pillau zu einem der besten und bequemsten Ostseehäfen ausgestaltete. Da die Mittel der Kaufmannschaft solchen Anforderungen nicht gewachsen waren, so hatte der Preußische Staat schon 1864 die Unterhaltung des Hafens wieder übernommen.

Zunächst wurden die Molen, die zum Teil versunken und in den Kronen zerissen und durchbrochen waren, instand gesetzt und verlängert. Am 30. Juni 1883 konnte auf dem Kopf der Nordermole die feierliche Schlußsteinlegung in Gegenwart des Oberpräsidenten v. Schlieckmann und der Spitzen der Zivil- und Militärbehörden



Der Kopf der Nordermole bei Sturm.

stattfinden. Auf dem Kopfe der Südermole erfolgte die gleiche Feier am 3. September 1887, zugleich mit der Grundsteinlegung für ein Denkmal des Oberlandesbaudirektors Hagen, des tatkräftigen Förderers der Hafenanlagen und Ehrenbürgers der Stadt, auf dem Russischen Damm.

Weiter wurde dann für die dringend notwendigen Anlegestellen für die Schiffe zum Aus- und Einladen der Waren gesorgt. Bis dahin standen dafür nur die Strecken am Packhof und längs der heutigen Raulestraße, sowie Teile des „Grabens“ zur Verfügung.



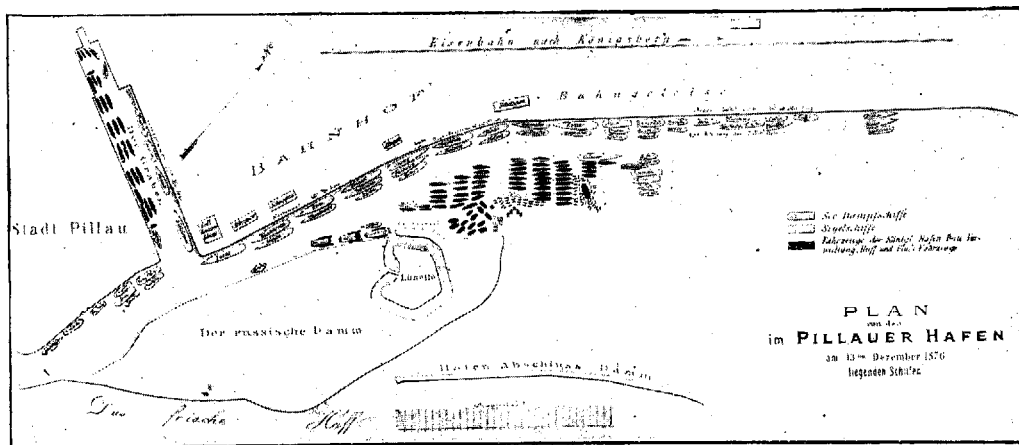
Hagen-Denkmal.

Nach der Eröffnung der Eisenbahn geriet man daher im Winter in die größte Verlegenheit. Es blieb nichts übrig, als das ankommende Getreide und die anderen Güter von der Eisenbahn zum Hafen mittels Fuhrwerks zu schaffen, ein Zustand, der nicht nur die Transportkosten sehr erhöhte, sondern auch, wie der Magistrat klagt, die Straßen ruinierte. Oft waren die Schiffe, welche laden sollten, noch nicht eingelaufen, Speicher waren nicht vorhanden, und so mußte das Getreide unter freiem Himmel aufgeschüttet werden, während die von den Schiffen gelöschten Güter in hohen Haufen auf dem Platz vor dem Packhof und selbst in den angrenzenden Straßen lagerten.

1867 wurde dann aber die Kaimauer

bis zu der Stelle fertig, wo 1871 der heute noch vorhandene Krahn errichtet wurde, und ermöglichte so den unmittelbaren Verkehr zwischen Eisenbahn und Schiffen. Von hier aus wurde der Kai dann in der Folge nach Alt-Pillau zu verlängert. Dadurch war aber dem Bedürfnis noch nicht genügt. Mit vieler Mühe gelang es 1873 von der Militärbehörde die Aufgabe der auf der Holzweise am Ausgang des Grabens liegenden Hafenschanze (S. 223) gegen Entschädigung zu erwirken. So konnte der Hafenkai bis zum Graben verlängert, die Kaimauer am Nordufer des Grabens erbaut und mit Eisenbahnanschluß versehen werden. Das Ergebnis war, daß mit Bahnanschluß versehene Anlegestellen in der Länge von rund 1500 m zur Verfügung standen.

Von 1853 – 1873 hatte sich die Zahl der einkommenden Schiffe etwa verdoppelt, das Gewicht der beförderten Güter verfünffacht. Dieser Verkehr drängte sich zum Teil auf die Wintermonate zusammen. So ergab sich der Zustand, wie ihn der

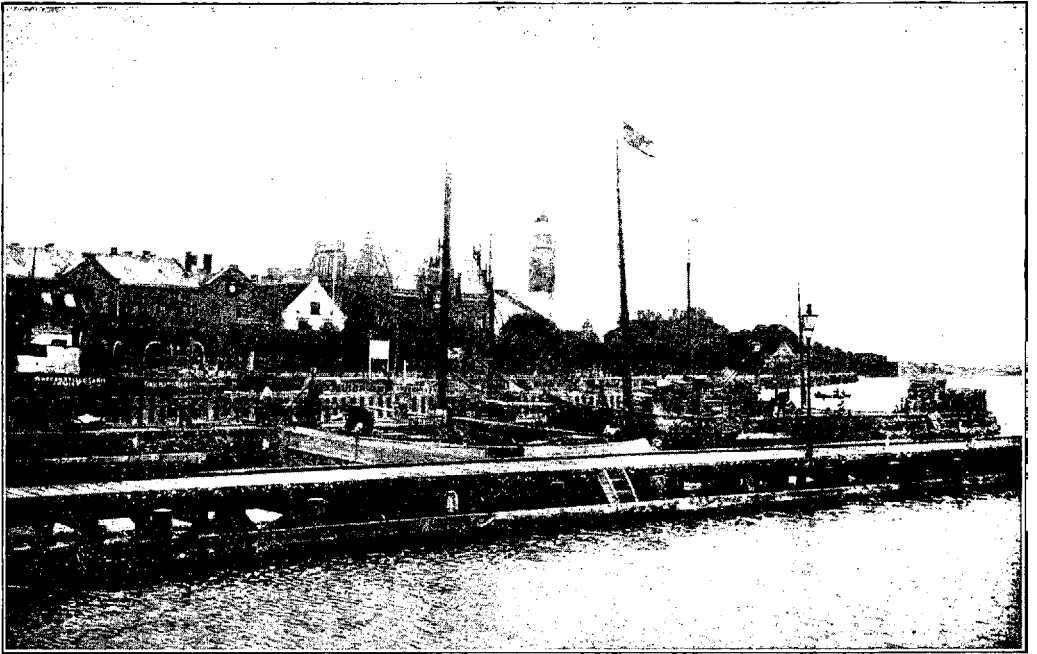


Uebersicht über die am 13. Dezember 1876 im Pillauer Hafen liegenden Schiffe.

„Plan von den am 13. Dezember 1876 im Pillauer Hafen liegenden Schiffen“ wiedergibt. Er zeigt deutlicher als weitläufige Schilderungen, welches Leben hier im Winter herrschte. Die ältere Generation erzählt noch gern davon, während man heute nur mit Neid auf diese Zeiten zurückblicken kann! Doppelt und dreifach liegen Dampfer und Segelschiffe an den Kais entlang, ihnen gegenüber (schwarz angelegt) die zahlreichen Fahrzeuge der Hafenbauinspektion, die Haff- und Flußfahrzeuge.

Eine weitere Vergrößerung des Hafens war deshalb unumgänglich. So wurde denn der 26 ha große ansehnliche Vorhafen in das Haff hinein vorgeschoben, der den Schiffen einen sicheren Liegeplatz und die Möglichkeit geben sollte, ihre Ladung in Leichterfahrzeuge überzuladen. An seiner Außenseite wurde ein besonderer Petroleumhafen eingerichtet, um die mit dieser Ware verbundene Feuersgefahr von dem übrigen Verkehr fernzuhalten. Er erhielt Verbindung mit der Eisenbahn über den Hinterhafendamm, der zugleich den Hafenbauarbeitern die Möglichkeit gab, auf kürzestem Wege zu ihren Wohnungen nach Alt-Pillau zu gelangen. In der Westecke des Vorhafens fanden der Lotsen- und der Fischerhafen ihren Platz, das alte „Lotsenloch“ an der Stelle des heutigen Kurfürstendenkmals verschwand damit. Für die Hafenbauinspektion wurde ein geräumiger Bauhof mit Hellingen nebst Hafen auf dem Russischen Damm angelegt, sodaß deren zahlreiche Fahrzeuge den Hafenhafen räumen konnten. Alle diese Arbeiten waren 1887 im wesentlichen vollendet.

Mit der Entwicklung des Hafens erlebte auch die Pillauer Reederei eine neue Blütezeit. Sie knüpft an den Reeder Fritz Dultz an, der im Hause Haffstraße 10 wohnte († 1899). 1860 im Besitz von nur drei Segelschiffen, gehörten ihm 1875 ein Dampfer („Ajax“ von 654 Br.-Register-Tons) und 16 Segelschiffe, nämlich die Barkschiffe „Bremen“, „Carl August“ (von 948 Lasten, das größte dieser Schiffe), „Fortuna“, „Hebe“, „Helios“, „Jupiter“, „Juno“, „Pillau“, „Pudel“, „Competitor“, „Alpina“, die Briggschiffe „Königin Elisabeth“ und „Maack“, das Pinkschiff „Neptun“ und der Schoner „Kronprinz von Preußen“. Neben diesen waren in Pillau



Lotsen- und Fischerhafen in Pillau.

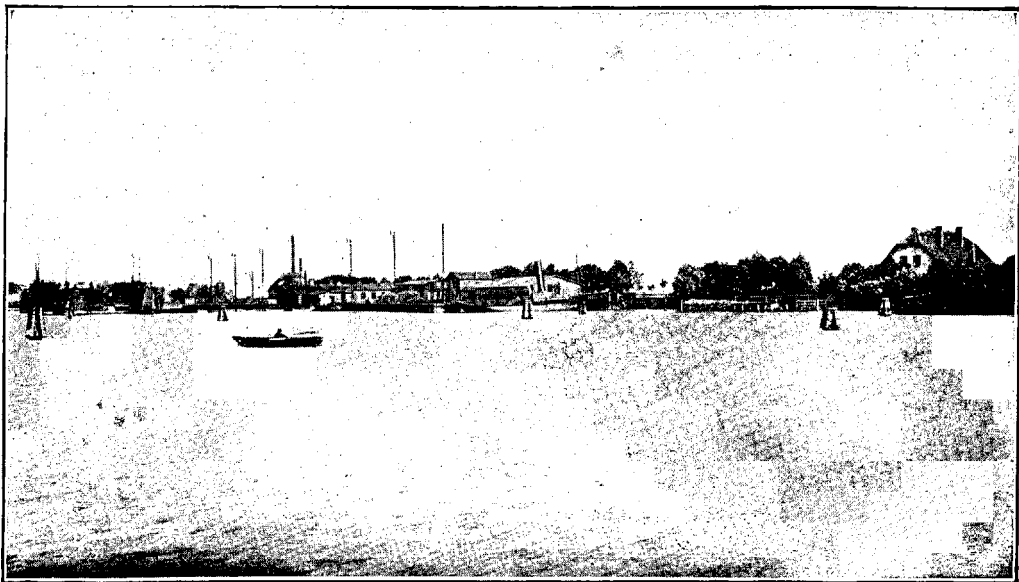
noch beheimatet die Jachten „Marie“ (Joh. Reimer) und „Clara“ (Joh. Heinr. Beutner). Bis um 1890 sind diese Fahrzeuge teils verloren gegangen, teils verkauft worden. Von einzelnen haben sich Bilder im Städt. Museum erhalten. Sie haben alle Meere durchsegelt und ihre, oft tragischen, Schicksale hat der schon genannte Hans Parlow, der selbst an Bord des „Pudel“ als Schiffsjunge gefahren ist, launig geschildert („Tägl. Rundschau“ 1913 Nr. 258 ff.). Heute sind nur noch vier kleine Fahrzeuge in Pillau beheimatet.

1889 legte die Firma F. Schichau, nachdem sie den Gedanken, in Pillau eine Werft zu errichten, teilweise wohl infolge der Gegenarbeit der Union-Gießerei in Königsberg zugunsten von Danzig aufgegeben hatte, am Hinterhafen ein Schwimmdock mit Reparaturwerkstätte, Magazin und Kohlenlager usw. an und baute die Anlage langsam weiter aus. Sie war für größere Ostseedampfer und besonders für die Probefahrten der Torpedoboote bestimmt, deren Bau die Firma seit 1884 in Elbing für die deutsche und fremde Marinen aufgenommen hatte. Bis 1918 wurden rund 500 Torpedoboote abgeliefert. Die oft lange Monate dauernde Anwesenheit der deutschen, wie der fremden Abnahmekommissionen (darunter italienischer, türkischer, griechischer, dänischer, argentinischer usw.) brachte in manchen Jahren viel Leben nach Pillau. — Die alte Segelschiffswerft, die in den letzten Jahrzehnten nur noch Reparaturen

ausgeführt hatte, ging 1898, nach dem Tode des Schiffsbaumeisters Hoffstädt, ein. 1903 wurde am Hinterhafen der Kai bis zum Fischerhafen verlängert, die „Kolk“ zugeschüttet und der Fischerhafen selbst verbessert. Dadurch wurde Gelände an Bahn und Hafen für Industriezwecke geschaffen und teilweise von der Stadt erworben; es bot als erster Anlage der Städt. Gasanstalt Platz.

1904 war mit dem Bau des Seekanals begonnen worden (S. 324), der mit banger Sorge von Pillau beobachtet, zunächst manche Verdienstmöglichkeit bot.

Bei der Bedeutung von Pillau wurde auch für seine militärische Sicherung dauernd gesorgt. 1869 wurden das „Ostfort“, sowie auf der Nehrung das „Westfort“



Dock der Firma F. Schichau.

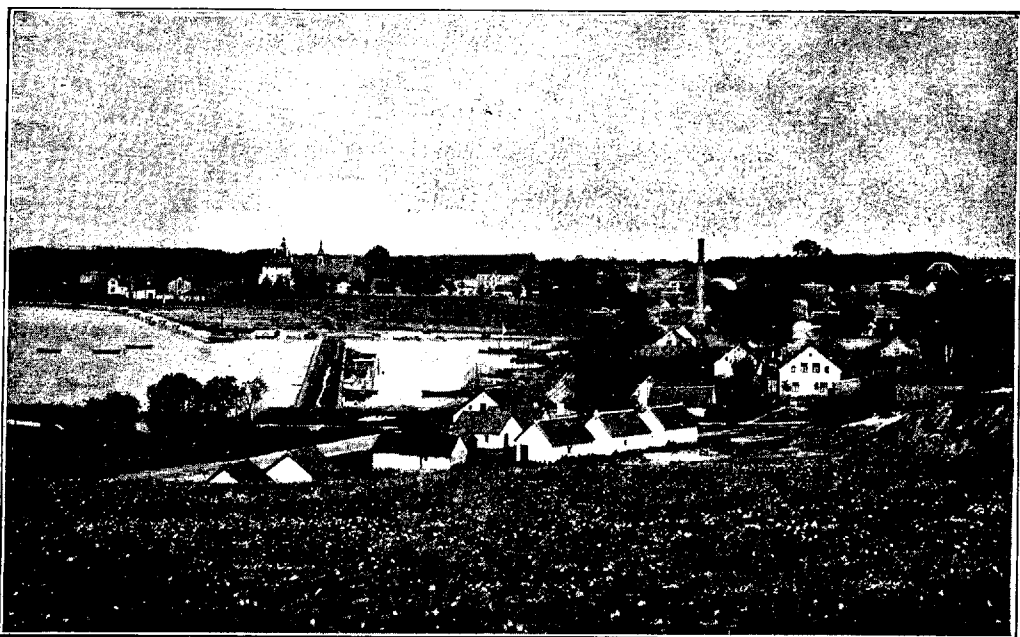
vollendet. Nach 1870 wurde die Zitadelle mit ihren Außenwerken instandgesetzt und 1873 die 1849 erbaute Stadtbefestigung aufgehoben und zwischen dem Pulvermagazin III in der Plantage und der Lünette auf dem Russischen Damm (S. 223), also nördlich der heutigen Infanteriekaserne, neu angelegt. Nicht lange darauf erfolgte eine grundlegende Umgestaltung der Festungswerke. An Stelle der Stadtbefestigung wurde nach der Landseite das „Fort Stiehle“ errichtet. Zu dem Fort und zu der westlich von ihm erbauten „Neuhäuser Schanze“ wurden als Zufuhrwege die Große Stiehlestraße, sowie der schöne Hauptweg durch die Plantage neu geschaffen. Nach der See zu wurden die Strandbatterien durch 21-cm-Ringkanonen und eine Mörserbatterie wesentlich verstärkt. Diese Arbeiten waren um 1890 vollendet.

Was die Entwicklung der Stadt in dieser Zeit anlangt, so war sie mit der gewaltigen Ausdehnung der Hafenanlagen nicht mitgegangen. Ihre Landgrenze bildete die Mühlenstraße und eingeengt auf der kleinen Halbinsel konnte sie sich nicht erweitern. Die Kriege von 1866 und 1870—71 wurden ohne besondere Folgen überstanden. 1870 war Pillau kurze Zeit von französischen Kriegsschiffen blockiert, einzelne Familien verließen darauf die Stadt. Die Garnison stieg vorübergehend auf 4000 Mann. Später waren französische Gefangene in dem 1869 neu erbauten Garnisonlazarett untergebracht. Der französische Geistliche Rambaud hat sie hier

besucht und seine Beobachtungen über Land und Leute in einem Buch niedergelegt.

1875 feierte man das hundertfünfzigjährige Stadtjubiläum durch eine feierliche Sitzung der Stadtverordneten und eine Bespeisung der Armen. Die Volkszählung am 1. Dezember desselben Jahres ergab 2892 ortsanwesende Personen in 652 Haushaltungen. 1885, am 4. Juni, weilten der Kronprinz und Prinz Wilhelm, die beiden späteren Kaiser, in Pillau; ebenso am 16. Mai 1890 Kaiser Wilhelm II., der Pillau dann noch mehrfach besucht hat.

Eine zielbewußte kommunale Politik, wie sie Pillau in seiner schwierigen Lage dringend brauchte, aber bis dahin noch nicht gekannt hatte, setzte mit der Amtszeit des Bürgermeisters Ender ein (1897—1910). Er war ein Mann, der, wenn es sich um das Wohl der Stadt handelte, keine Rücksicht kannte, und der den Kopf voll von Projekten hatte, wie Pillau zu helfen sei, dessen eigenartige Persönlichkeit aber auch viel Anfechtung zu erdulden hatte.



Gasanstalt. Präparanden- Kath. Kirche. Fabrik der Seefischereigesellschaft.
Anstalt.

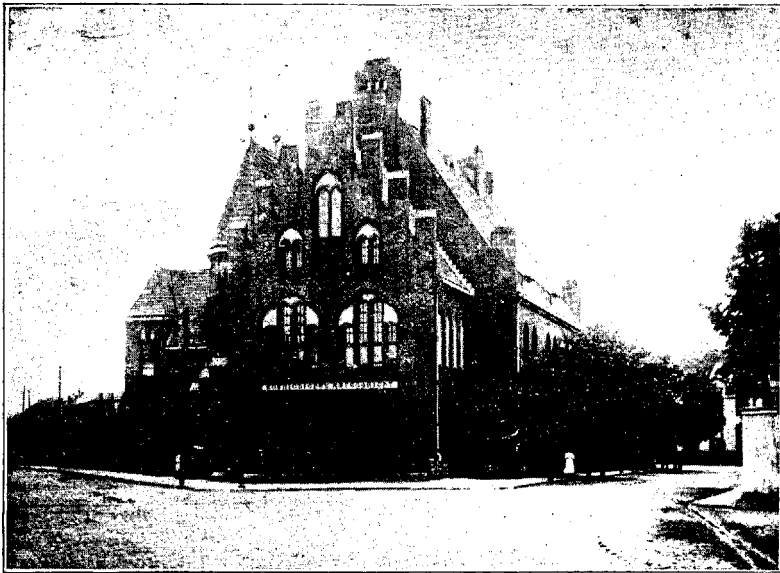
Im Vordergrund die ehemaligen Tranpreßbuden.

Am Fischerhafen in Pillau II.

1901 gelang es ihm in zähem Kampfe mit dem Militärfiskus, die seit 1869 schwebenden Verhandlungen wegen Erwerbs des Festungsglaciis zu beenden. Es wurde in die sogenannten Vier Bauviertel zwischen der Mühlen- und der Friedrich-Wilhelm-Str. eingeteilt. In der Folge entstanden hier die Gebäude für das Amtsgericht (1903), die Volks- und Höhere Mädchenschule (1905), die Realschule (1906) und einige andere fiskalische Gebäude.

Zur Hebung der Stadt schien ihm der Bau von Wasserleitung und Kanalisation, eines Schlachthauses und einer Gasanstalt notwendig, zur Schaffung von Arbeitsgelegenheit für die durch den Seekanal ihres Verdienstes beraubten Hafencarbeiter die Heranziehung von Industrie das einzige Mittel. Das Dock von Schichau, die Tranfabrik der Seefischerei Germania, die von dem Kaufmann Czymmek in Königsberg

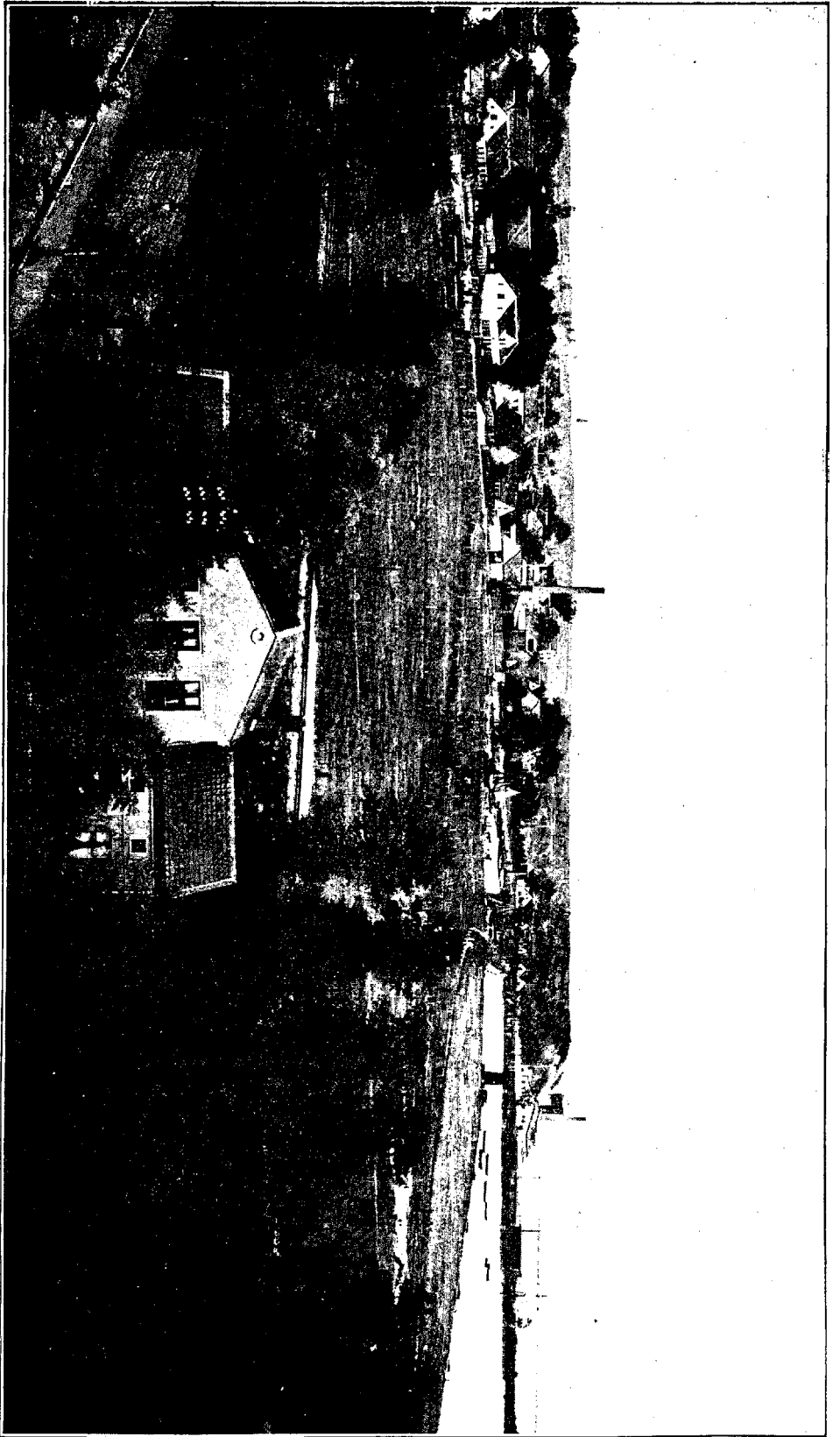
schon projektierte Kalksandsteinfabrik (1903) usw. lagen außerhalb des Stadtgebiets in Alt-Pillau, auch Land für sonstige städtische und industrielle Anlagen war nur dort zu beschaffen. So entstand der Plan, die Landgemeinde Alt-Pillau und den Gutsbezirk Festung Pillau mit der Stadt Pillau zu einem Gemeinwesen zu vereinigen. Er wurde von der Regierung eifrig unterstützt, da die Verhältnisse auch in Alt-Pillau sich schwierig gestalteten und man hoffte, daß eine gemeinsame Verwaltung der auf der engen Halbinsel so dicht beieinander liegenden Ortschaften allen nur Vorteile bringen könne. Die in beiden Gemeinden auftretenden Widerstände wurden überwunden und Alt-Pillau am 1. April 1902, die Festung am 1. April 1903 mit der Stadtgemeinde Pillau vereinigt. Das gleiche geschah 1903 mit dem



Amtsgericht.

Gelände der Kalksandsteinfabrik und 1911 mit den Land- und Wasserflächen, die von den Molen des Vor- und Hinterhafens begrenzt werden.

Seit der Eingemeindung führen beide Stadtteile, die seitdem nach den Postämtern nicht gerade schön mit Pillau I und Pillau II bezeichnet zu werden pflegen, ein gemeinsames Leben und die selbständige Geschichte von Alt-Pillau hat aufgehört. Ihrer sei daher noch kurz gedacht.



Fabrik der „Germania“.
Fischerhafen.
Alt-Pillau im Jahre 1915 vom Turm der Kathol. Kirche.

Kalksandsteinfabrik.

„Unser Volk zerfällt, zerrissen von Parteihaß und Eigennutz! Helft es einen durch Stärkung des Gemeinsamen. Das allen Gemeinsame ist die Liebe zur Heimat!“

Aus einem Werbeschreiben
des Verbandes deutscher Schulgeographen 1921.

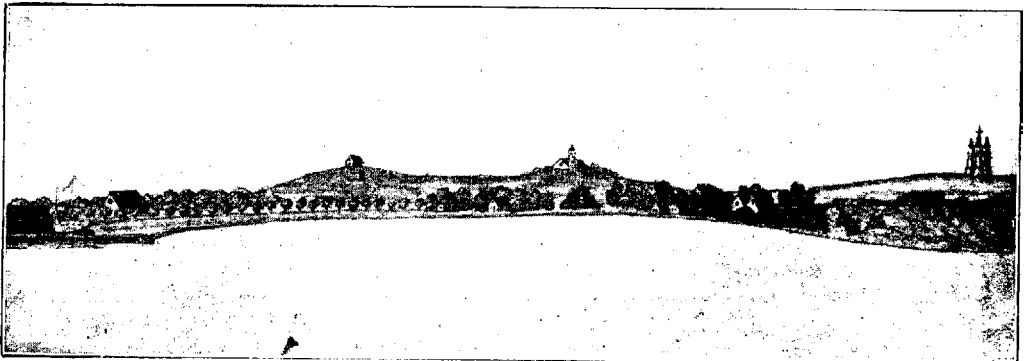
Alt-Pillau, Wogram und Camstigall.

Das östlich von Alt-Pillau gelegene Dorf Wogram wurde 1894 in Alt-Pillau eingemeindet, sein Namen lebt noch als Straßename, aber auch als Familienname weiter fort. Wie S. 155 ausgeführt, lag Wogram ursprünglich an der See, nämlich auf der heutigen Palve in der Nähe des sogenannten Königsees, und erhielt 1413 seine Handfeste. Unter dem Orden war Wogram ein zu Lochstädt gehörender Hof, so heißt es von ihm 1429 „im hohe czu Wugram“, aus diesem Hof wurde dann ein Lehnsgut. In der Handfeste von 1452 heißt es, daß die Bewohner des Dorfes Scharwerksdienst zu leisten haben, darunter auch Erntedrusch. Sie erhielten dafür vom Hause Lochstädt die zehnte Garbe, vom Dreschen selbst den vierzehnten Scheffel. Um 1600 wohnten dort 19 „Nachbarn“ d. h. Wirte. Bekannt wurde es, als König Gustav Adolf an seiner Küste am 6. Juli 1626 landete. Wegen der Versandung mußte es Ende des 17. Jahrhunderts nach seiner heutigen Stelle verlegt werden. Hier war die Kgl. Störbude das Hauptgebäude des Ortes, die im 18. Jahrhundert bei zunehmender Versandung der Kolk von ihrer ursprünglichen Stelle südlich der Pfundbude dorthin verlegt wurde, wo sich jetzt die Fabrik der Seefischereigesellschaft „Germania“ befindet. Hier hat auch Kant sie mehrfach besichtigt, als er mit seinem Freunde Green „die angenehmen Gegenden um Pillau“ besuchte.

Erst später als Wogram scheint Alt-Pillau einige Bedeutung erlangt, sich dann aber schneller als dieses entwickelt zu haben. Zwar wird schon 1430 „Pilen“, 1436 „Pille“ und 1445 „Die Pillaw“ urkundlich erwähnt (S. 157), aber erst 1583 erhält Pillau ein Privilegium, in dem ihm zugleich mit Wogram das köllmische Recht verliehen wird. Gleich Wogram hat auch Alt-Pillau unter der Versandung schwer zu leiden gehabt. Wie der Plan auf S. 169 und die Amtsrechnungen des Amtes Lochstädt dartun, bildete um 1600 die Pfundbude den Mittelpunkt des Ortes, indem Klein-Pillau westlich und Groß-Pillau östlich von ihr lagen. Beide zusammen hatten 45 „Nachbarn“ und eine gemeinsame Verwaltung in der Person des Dorfschulzen Stefan Siebensinn, der in Klein-Pillau wohnte. Von Klein-Pillau ist heute keine Spur mehr vorhanden, der Sand hat die Einwohner von hier ebenso vertrieben, wie aus dem alten Wogram. Als 1598 die Kirche erbaut wurde, lag sie unmittelbar östlich der Pfundbude und sehr passend mitten zwischen beiden Ortsteilen, während es heute auffällt, daß sie sich ganz außerhalb der eigentlichen Ortslage befindet. 1657 abgebrannt, wurde sie 1675 auf derselben Stelle wieder aufgebaut. Zur Zeit der Erbauung lag sie wohl auch an einer erhöhten freien Stelle, während sie heute von zwei Seiten von hohen Sanddünen umschlossen ist. Der Kirchhof hatte gleichfalls unter dem Sandfluge zu leiden, der auf einer Stelle die Gräber verschüttete, auf der anderen die Gebeine der Toten bloßlegte. Noch Ende

des 18. Jahrhunderts bat der Oberst v. Herrmann das Grab seiner Ehefrau durch eine hölzerne Wand vor dem Sandflug schützen zu dürfen, was ihm gegen eine Gebühr gestattet wurde. Der Kirchhof wird oft als verwahrlost geschildert, selbst Hunde und Schweine wühlten auf ihm herum. Bis 1831 diente er auch den Einwohnern des Hakens und der Festung.

Die Einwohner der beiden Dörfer waren in alter Zeit wohl alle „Fischerwirte“, die ihren Lebensunterhalt durch Fischerei und Landwirtschaft verdienten. Letztere mag in alter Zeit lohnend gewesen sein, aber als später der ursprüngliche leichte Lehm Boden zum Teil einen Meter und noch höher vom Sande überweht wurde, war der Ackerbau kaum noch möglich oder gab nur dürrtigen Ertrag. Es bildete sich von der See bis fast an das Haff die große Palve, die als eine Wüste von fliegendem Sand geschildert wird, in der höchstens einiges Vieh oder Schafe dürrtliche Nahrung fanden. Letztere wurden bis ins 19. Jahrhundert zahlreich gehalten, ihrer Zucht diente das „Bockerei-Etablissement“, jetzt Kleine Fischerstr. 1. Nach den Dorfprivilegien und ihren Verschreibungen hatten die Wirte der Landesherrschaft, die ihnen ihre Ländereien verliehen hatte, gewisse Arbeiten und Abgaben zu leisten. So waren sie dem Amte



Alt-Pillau um 1830.

Lochstädt zum Handscharwerk in der Erntezeit verpflichtet, d. h., sie hatten „in der Aust“ 10 Tage mit Sensen, Sicheln und Harken zur Arbeit zu kommen, zu binden und zu staken. Dafür winkte ihnen auch ein Erntefest: Jeder sollte ein paar Brote und alle zusammen ein Faß Bier erhalten. Neben dem Scharwerk hatte jeder der Nachbarn einen Zins von 1 Mark und $\frac{1}{2}$ Schock „treuger Zerten“ (getrocknete Zärthen), außerdem von jedem Morgen 15 Schilling zu entrichten. (1 Mark der Ordenszeit = 4 Vierdung = 20 Groschen = 60 Schilling. Wert einer Mark nach dem Geldstand von 1914 = 66 Mark.)

Die Fischerei wurde in See und Haff betrieben. Abgesehen von dem Störfang, der in älterer Zeit eine bedeutende Einnahmequelle bildete (S. 163), waren auch damals Lachse und Flundern der Hauptgegenstand der Seefischerei. Für die Fischerei waren besondere Abgaben zu entrichten. So zahlt z. B. 1600 einer der Wirte, Caspar Rund in Wogram, an das Amt allein für die Winterfischerei 20 Mark und 2 gute Lachse. Sonstige Lieferungen erhielt er bezahlt, z. B. für einen Stör 1—6 Mark, dagegen für 15 Schock Flundern nur 45 Schilling.

Mit der Fischerei war ursprünglich als privater Nebenerwerb das Lotsenwesen verbunden, dessen die Schifffahrt bei dem früher so schwierigen Fahrwasser vor Pillau unbedingt bedurfte. Die Lotsenwache befand sich in der Nähe

der Kirche in Alt-Pillau. Eine obrigkeitliche Regelung erfolgte erst 1608 durch die „Bestallung und Verordnung der Piloten in der Pillaw“. „Die Piloten, heißt es darin, sollen eine Woche um die andere aufwarten, damit sie gleichwohl auch ihrer Fischerey warten können“. Viel später, erst 1671, wurde die Lotsenstation nach dem neuen Pillau verlegt, wo in der Lotsenstraße nahe dem Lotsenturm zu diesem Zwecke Wohnbaracken errichtet wurden.

Einen dritten Erwerbszweig bildeten die Arbeit am Hafen, sowie die Versorgung der Schiffe und alles, was damit zusammenhing. Regelmäßig lag eine Anzahl von Schiffen nebst Besatzung in Alt-Pillau im Winterlager, so im Winter 1792/93 58 Schiffe, von denen 9 repariert werden mußten. Viel Geld verdienten die Einwohner, wenn sie bei Anbruch des Winters die Schiffe nach der Kolk zu durch-eisen und in Sicherheit zu bringen hatten.

Wie die Lotsenwache, so beherbergte Alt-Pillau auch die örtliche Zoll-, Hafen- und Fischereiaufsichtsbehörde in der Person des „Pfundschreibers“, der nebst einem „Gegenschreiber“ in der Pfundbude wohnte (S. 159). Neben dem Pfundzoll waren während der Schwedenzeit in dem neuen Pillau „Lizenten“, d. h. Abgaben für die Erlaubnis, trotz des Kriegszustandes dem friedlichen Handel nachzugehen, erhoben worden. Nach dem Abzuge der Schweden wurden die Lizenten beibehalten und Pfundzoll und Lizenten in dem Lizenthause auf dem Haken erhoben. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts bekleidete das Amt des Pfundschreibers Ambrosius Bergmann, der älteste bekannte Vorfahr des berühmten Chirurgen Ernst v. Bergmann, der Kaiser Friedrich in seiner letzten Krankheit behandelt hat.

Neben seinem Amt betrieb der Pfundschreiber, wie damals auch andere Beamte in Pillau, Bierschank und „Hakenwerk“ (Hökerei). Ambrosius Bergmann erhielt 1613 darüber eine Verschreibung, in der die schon 1539 dem Simon Crüger verliehene Kruggerechtigkeit bestätigt wurde. Der Krug besteht heute noch in der Gastwirtschaft Gr. Stiehlestr. 24. Ein zweiter Krug, 1612 verliehen, trägt jetzt die Bezeichnung Langgasse 18 und befindet sich seit 1742 ununterbrochen in den Händen der Familie Krüger. Ein dritter Krug ging später ein.

Erhebliche Verdienste mögen die Einwohner schließlich oft durch Hilfeleistung bei den früher so häufigen Schiffstrandungen gehabt haben, rechtmäßige, aber noch mehr unrechtmäßige: noch heute heißt stehlen im Volksmunde „bergen“. Dem entspricht es, wenn 1828 die drei Dörfer Alt-Pillau, Wogram und Camstigall wegen der Schiffsdiebstähle nach den Seeräuberstaaten Algier, Tunis und Tripolis benannt werden und wenn 1873 berichtet wird, daß Alt-Pillau sich „infolge absonderlicher Vorkommnisse“ den Spitznamen „Bergen“ erworben habe. Auch die so streng bestrafte Bernsteindefraude war trotz der Tätigkeit der „Strandreuter“ nicht auszurotten.

Viel zu leiden hatten gerade Alt-Pillau und Wogram in der Schwedenzeit. Die Bauern wurden von der Garnison zu Spanndiensten herangezogen, die Pest wütete und jeder Bauer sollte 3—4 Kranke ins Haus nehmen und bei Leibesstrafe von der Festung selbst abholen.

Auch die folgende Zeit war der Entwicklung der Ortschaften nicht günstig. Die ersten Bewohner der Ansiedlung auf dem Haken waren Fischer, die aus Alt-Pillau dorthin übersiedelten, ebendahin wurde die Verwaltung des Zolls und des Lotsenwesens verlegt. Dazu kam seit 1657 die Versandung der Feldmark. Um 1700 hatte sich daher die Zahl der Wirte in Alt-Pillau auf 22 und in Wogram auf 11 vermindert. Ebenso gab es nur noch zwei Krüge, „weil der eine nunmehr gänzlich versandet“. Wogram hatte damals Land in Größe von 6 Huben 25 Morgen, hierzu als versandet

5 Huben 16 Morgen; Alt-Pillau 4 Huben 5 Morgen und versandet 2 Huben 35 Morgen. Die Wirte von Wogram hatten also wesentlich größere Anteile an der Feldmark als die von Alt-Pillau. 1840 wurden sie für Wogram auf je 45 Scheffel, für Alt-Pillau auf je 15 Scheffel Aussaat festgestellt.

Der bereits erwähnte Königsberger Professor Rappoldt schildert uns Alt-Pillau um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wohl etwas rosiger, wie folgt:

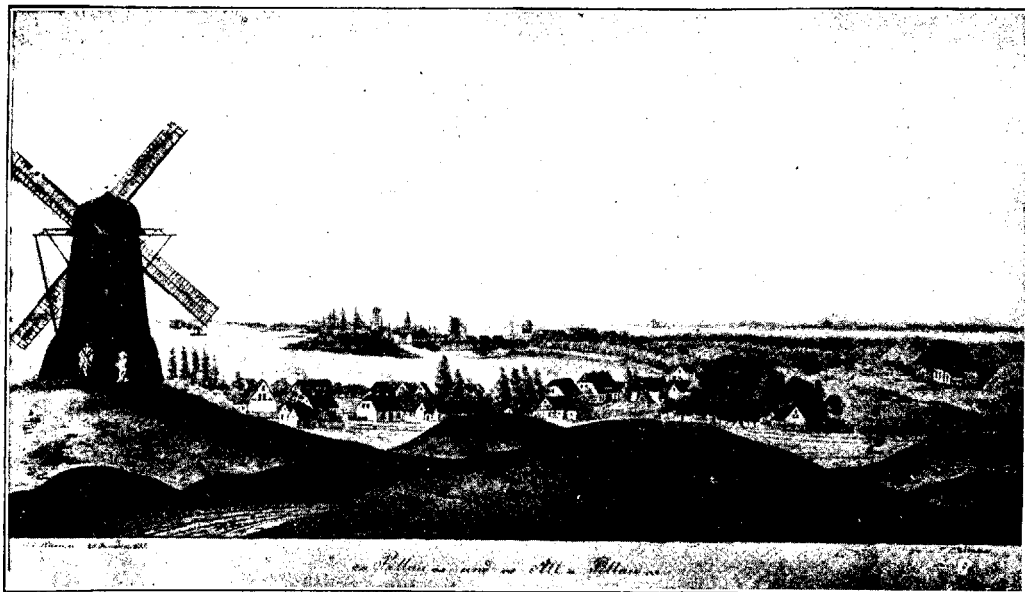
„Sobald man seinen Weg aus Pillau weiter fortsetzt, kommt man in eine Ebene, wo das Haff einen schönen halbrunden Busen macht, um welchen man nach Alt-Pillau und Wogram fährt. Dieses Wasser weiset eine Menge Schwänen, Mewen, wilde Enten, Schnepfen und andere Wasser-Vögel in ganzen Schaaren auf. In Alt-Pillau ist eine kleine Kirche mit einem offenen grünen Kirchhofe, wo alle Pillauische Leichen hingeführt und begraben werden. Nahe an der Kirche raget ein steiler Berg hervor, worauf die Pfund-Bude, das ehemalige Zoll-Haus, stehet, als nemlich die Tiefe alhier vorbey gegangen ist. Dieses starcke und hohe Gebäude dienet den Schiffern auf der See, welche zu dessen Erhaltung das ihre beytragen, annoch zum Zeichen, wornach sie urtheilen, daß sie dem Pillauischen Hafen nahe sind. Von diesem Hause kan man rings umher ein grosses Stück von Samland, Natangen, Ermland, und über Pillau weg, etliche Meilen hin, die Nehrung zwischen dem Haff und See, und die Schiffe ein- und auslaufen sehen: Welche Aussicht über alle Schildereyen in der Welt den Vorzug behauptet. Nach dem Haff hin, in Wogram, lieget die Stoer-Bude, wo man zusiehet, wie der ungeheure Stoer aufgebracht, zerleget, gewaschen, gekocht, gepackt und der Caviar oder Stoer-Rögen zubereitet wird, wovon das meiste nach England gehet. Um diese Gegend fischen die Fischer bis dreyßig Arten wohl-schmeckender See- und Haff-Fische: um die Drossel-Zeit aber fallen die Drossel, Krams-Vögel und Amseln in erstaunender Menge; weil eben hier die Wiederkehr ihres Striches ist. Den See-Hunden ist auch leichtlich anzukommen. Uebrigens sind diese Dörfer voller Küchen- und Obst-Gärten; daß also die Pillauer hier überflüssig finden, was ihnen zu Hause mangelt“. — Noch heute erfreut sich das Pillauer Obst eines guten Rufes.

Das 19. Jahrhundert brachte den beiden Ortschaften einen großen Aufschwung, der sich besonders in den letzten Jahrzehnten bemerkbar machte. 1800 zählte Alt-Pillau 20 Wirte, 18 Eigenkätner, 22 Instleute (Mieter); Wogram 11 Wirte, 1 Eigenkätner, 7 Instleute und 1 Schmied, beide Ortschaften zusammen also etwa 6 – 800 Einwohner, 1844 1100, 1900 4394!

Die fortschreitende Versandung, die sich schon bis in die heutige Langgasse fühlbar machte, zwang endlich zu Abwehrmaßnahmen. 1828 überließen die Interessenten die Palve zwischen der See und der heutigen Chaussee dem Kgl. Fiskus zur Schaffung von Deckungsanlagen, d. h. zur Bepflanzung mit Bäumen und Sandgräsern, und verpflichteten sich, das Gelände erst nach Festlegung wieder zu benutzen. Von 1836 ab wurde darauf die heutige Seepflanzung angepflanzt, die längs der Düne die Festungs-pflanzung mit Neuhäuser verbindet. Die übrige Fläche durfte etwa 30 Jahre lang nicht beweidet werden, mit dem Erfolge, daß sich eine dünne Grasnarbe bildete. Noch heute darf neues Land nur mit größter Vorsicht beackert werden, denn der Landmann fürchtet nichts mehr, als daß „der Sand weht“ und die Saaten verschüttet.

Eine ebenso wichtige wirtschaftliche Maßnahme war die seit 1835 von dem Lotsenkommandeur Kuhn, Besitzer des Gutes Camstigall, beantragte Separation der Feldmark von Alt-Pillau, Wogram und Camstigall, die bis dahin größtenteils noch in Gemengewirtschaft genutzt worden war. Die Aecker und Wiesen wurden schon 1848

verteilt. Schwieriger gestaltete sich die Separation des Hütungslandes, der 2470 Morgen großen Palve zwischen See und Haff. Auf dieses erhob nämlich die Festungskommandantur Anspruch, indem sie behauptete, dies Land gehöre als früherer Wald usw. dem Fiskus und sei den drei Ortschaften von der Landesherrschaft nie verliehen worden. Sie hätten es bisher nur unrechtmäßig nutzen können, weil sich um dieses Oedland niemand gekümmert habe. Tatsächlich läßt sich eine solche Verleihung nicht nachweisen. Im Wege des Vergleichs erhielt der Fiskus 582 Morgen, hauptsächlich die Fläche der Seepflanzung, als Abfindung. 1861 konnte darauf die Verteilung des Weidelandes durchgeführt werden. Einzelne Einrichtungen blieben gemeinsames Eigentum der „Separationsinteressenten“, so die Viehtränke (Königsee), die Hirten-



Windmühle auf dem Schweinsberg.
Erbaut 1806.

„Pillau und Alt-Pillau“ 1855.

Kirche.

Nach einer Tuschezeichnung von D. E. Wittrien im Städt. Museum.

häuser usw. Näheres ergibt der Separationsrezeß von 1864. Die Separation, die dem einzelnen ein bestimmtes Stück der früher gemeinsamen Flächen zu Eigentum gab, erwies sich als nützlich. Denn sie veranlaßte den Eigentümer, in harter Arbeit sein Weideland zu verbessern und passende Stücke neu als Ackerland herzurichten, indem der Sand als Ballast oder als Bausand abgefahren oder der Boden „rajolt“ d. h. der gute Boden nach oben und der Sand nach unten umgegraben wurde. Noch heute kann man beobachten, wie sich das Oedland langsam vermindert.

Die nächsten Jahrzehnte brachten weitere Veränderungen und Fortschritte sowie eine wesentliche Umgestaltung des ganzen Ortsbildes. Es sei nur gedacht an den Bau der Chaussee und der Eisenbahn, die Ausgestaltung des Hafens, die Anlegung des „Fort Stiehle“ usw.

Der Weg von Pillau I nach Fischhausen führte früher zwischen dem Kirchhofs- und Pfundbudenberg, sowie durch Alt-Pillau längs der späteren Großen- und Kleinen Stiehlestraße auf der Viehtrift bis zur Landstraße, der heutigen Chaussee, die erst 1859 am Kirchhof vorüber gerade durchgelegt wurde. Eine Fahrt auf dieser „Landstraße“ im Jahre 1839 schildert anschaulich Ernst Wichert wie folgt:

„Erst ging es über den verschneiten Landweg, dann hinter Fischhausen an der Burgruine Lochstädt vorbei durch den fliegenden Sand. Früh vor Abend wurde es dunkel. Zuletzt standen wir plötzlich auf freiem Felde still. Der Kutscher hatte den Weg verloren und lief, um bei in einiger Entfernung Vorübergehenden ihn zu erfahren! Endlich gings weiter durch den wegelosen Sand auf ein Licht zu, das in einem der Häuser des Dorfes Alt-Pillau brannte. Spät, aber wohlbehalten langten wir in der Stadt an“.

Der Ausbau des Hafens, das Aufblühen von Handel und Schifffahrt kamen Alt-Pillau mehr als Pillau I zu Gute. Wenn in älterer Zeit die Wirte selbst noch auf Arbeit, besonders zum Hafen, gegangen waren, so bildete sich später ein besonderer Hafendarbeiterstand, der sich, ebenso wie die Arbeiter des Hafenbauamtes, vorzugsweise in Alt-Pillau und Wogram niederließ. Auch die Industrie (Schichau, Germania) zog Leute heran.

Die Einwohnerzahl nahm daher in einer für Ostpreußen ungewöhnlichen Weise zu. Sie betrug 1871 in Alt-Pillau 1243, in Wogram 378, zusammen 1621 und stieg 1900 auf 4394 Personen. Damit war die Stadt Pillau überflügelt.



Pillau II. Am Fischerhafen.

Einige Einzelheiten mögen das Bild noch ergänzen. 1898 erhielt Alt-Pillau einen eigenen Geistlichen. 1888 wurde eine Postagentur, seit 1895 Postamt, 1889 Telegraphie und 1903 Fernsprecheinrichtung im Anschluß an das Postamt in Pillau I geschaffen. In den letzten Jahrzehnten wurde angefangen, die bis dahin sehr schlechten Straßen zu pflastern und 1894 erhielt Alt-Pillau Straßenbeleuchtung durch 14 Petroleumlaternen.

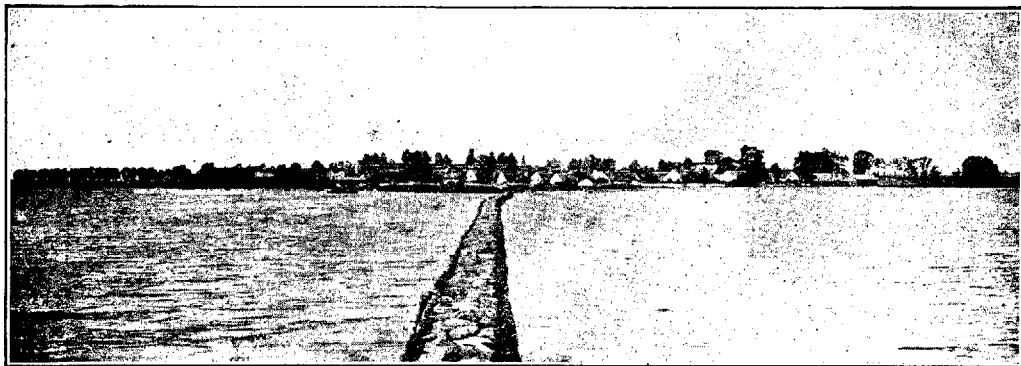
Seit 1902 teilt Alt-Pillau die Schicksale der neuen größeren Stadtgemeinde Pillau.

Camstigall.

Zum Kirchspiel Alt-Pillau gehört noch Dorf Camstigall, einsam und ziemlich kahl auf der Camstigaller Landspitze gelegen (S. 163). Seiner sei noch kurz gedacht.

Im Jahre 1700 umfaßte es 5 Huben und 15 Morgen, dazu versandet 4 Huben 15 Morgen, und zählte 11 Wirte. 1844 zählte es 203 Einwohner in 25 Wohnhäusern. Jetzt hat es 238 Einwohner, die sich von Ackerbau und Fischerei in Haff und See nähren. An Bauern sind 4 mit Besitzungen von 38—80 Morgen vorhanden, an Fischern 25, die außer Segelbooten 3 Motorkutter und 1 Motorboot besitzen. Das vorhandene Gasthaus ist der alte Krug, der samt dem eigenen Brauwerk dem Hans Krüger von Markgraf Georg Friedrich 1586 verschrieben worden ist.

Zur Gemeinde gehört auch das Gut Camstigall von etwa 700 Morgen, entstanden durch die Vereinigung eines köllmischen und eines Erbpachtsguts (seit 1795 „Kgl. Ziegelei“) sowie mehrerer Bauernhöfe. Es scheint oft im Besitz von Offizieren der Pillauer Garnison gewesen zu sein, denn 1640 gehörte es z. B. dem Kapitän Mors und 1810 erwarb es der Lotsenkommandeur Steenke von dem Obristwachtmeister v. Tiedemann. 1824 ging das Gut an den Lotsenkommandeur Kuhn über, in dessen Familie es sich bis heute erhalten hat. Mit ihm war bis 1914 eine Brauerei verbunden, die mit billigem hellen und Braunbier die ganze Umgegend versorgte, aber schließlich dem Wettbewerb der Königsberger Großbrauereien nicht mehr gewachsen war.



Camstigall.

Seit 1880 hat Camstigall eine eigene einklassige Schule, die 1921 von 20 Knaben und 36 Mädchen besucht wurde. Beim Bau des Seekanals erhielt es einen Hafen, der 1,8 ha groß und 2,5 m tief ist. Eine Fähre vermittelt im Winter von hier den Verkehr über den Seekanal auf das Eis des Haffs zwecks Ausübung der Winterfischerei.

Großes Leben kam in den sonst so stillen Ort, als bei ihm 1914 eine Barackenstadt als Lazarett für den Fall der Belagerung von Pillau errichtet wurde. Im Kriege wurde es zeitweise mit bis zu 700 Kranken belegt, oft kamen diese in ganzen Lazarettzügen an und wurden, nachdem sie vom Vaterländischen Frauenverein in Alt-Pillau gestärkt waren, mühsam nach Camstigall geschafft. Die Erinnerung an diese Zeit wird in Camstigall nicht so leicht verschwinden.

Ein alter Hochzeitsbrauch, der früher wohl auch in Alt-Pillau bestanden hat, hat sich bis 1895 in Camstigall erhalten. Bei Hochzeiten ritten mit bunten Bändern geschmückte Vorreiter, Platzmeister genannt, dem Hochzeitszuge voran, der sich zu Fuß nach Alt-Pillau in den alten Dorfskrug Große Stiehlestraße 24 begab. Dort wurden zwei Tänze getanzt und Warmbier getrunken. Dann ging es in die Kirche und nach der Rückkehr nach Camstigall dreimal um den dortigen Krug herum.

„Der aber fühlt sich froh und wohl zu Haus,
 Der, wie sich selbst auch kennt, was um ihn lebet,
 Was die Natur und die Geschichte beut,
 Und weiß wie's herrlich ineinander webet,
 Und wie sich's immer wechselnd wieder neut,
 Und immer doch sein liebes Heim geblieben,
 Nur wer die Heimat kennt, der kann sie lieben!“

Pillau 1902—1914.

Am 15. November 1901 wurde der Seekanal Pillau-Königsberg in Betrieb genommen, der es Schiffen bis zu 6 m Tiefgang ermöglicht, ohne in Pillau zu leichtern, Königsberg zu erreichen; er kann mit Hilfe starker Eisbrecher auch im Winter fast dauernd offen gehalten werden. So sehr diese Anlage im Interesse von Königsberg und Ostpreußen zu begrüßen war, so schwer traf sie Pillau. Das früher oft erforderliche Umladen in Leichter erübrigte sich hierdurch und der große Lösch- und Ladeverkehr Pillaus im Winter hörte auf. In den folgenden Jahren verödete der Hafen immer mehr, was folgende Uebersicht bestätigt:

Es liefen an Seeschiffen:	ein	aus
1900:	674	439
1910:	300	240
1919:	135	166

Beide Stadtteile hatten schwer zu leiden, in Pillau I mehr die Gewerbetreibenden, in Pillau II die Arbeiter; von diesen wanderte ein Teil ab, der andere hatte schlechte Zeiten durchzumachen, besonders schlimm war der Winter 1903/04. Die Grundstücke verloren an Wert, Hypotheken waren für Pillau schwer zu haben und die Bürgerschaft selbst schaute mit geringem Vertrauen in die Zukunft. Die Staatsregierung hatte versprochen, sich der niedergehenden Stadt tatkräftig anzunehmen, und kam in einigen Punkten dem Versprechen nach. So wurde die Kolk am Hinterhafen zugeschüttet und der Stadtgemeinde Land für die Gasanstalt und für die erhoffte Industrie käuflich überlassen. Ferner wurde eine Präparandenanstalt, der sich später ein Lehrerseminar angliedern sollte, eingerichtet und 1906 mit dem ersten Kursus begonnen. Auch größere Bauten fielen in diese Zeit und milderten die Not, so die des Amtsgerichts, der Volks- und Mädchenschule, der Realschule, der Präparandenanstalt (1910), ferner der katholischen Kirche (1910) und der Häuser des Wohnungsbauvereins in der Plantagenstraße (1910). Dazu kamen militärische Bauten, wie die der Infanterie-Kaserne (1904), der Batterien in der Plantage und am Seetief, sowie der Artillerie-Kaserne (1914). Hierher zu rechnen ist auch die Anlegung der Heerstraße auf der Nehrung sowie einer Landungsbrücke bei Neutief, zu denen der Generalfeldmarschall und Pascha v. d. Goltz die Anregung gegeben hat.

Durch den Niedergang des Erwerbslebens geriet die Stadtverwaltung in eine schwierige Lage. Mehrere Jahre schloß ihre Rechnung mit einem Fehlbetrage ab, die Steuerlast wuchs daher und 1910 mußte Pillau Zuschläge zur Staatseinkommensteuer von 400% erheben, die höchsten in ganz Ost- und Westpreußen. Trotzdem wurde von der Stadtgemeinde in diesen Jahren mancherlei geschaffen, wie die Schulgebäude, Gasanstalt, Strandhalle, Bürgersteige in mehreren Straßen usw. Die Schwierigkeiten prägten sich in mancherlei Streitigkeiten aus, die die Bürgerschaft beschäftigten. Nicht fördernd wirkte auch eine Angelegenheit, die Pillau damals „berühmt“

machte. Es handelte sich um die „Platzfrage“ bei dem Festessen anlässlich der Kaisersgeburtstagsfeier. Seit 1871, dem Bestehen einer gemeinsamen Feier, nahm der Festungskommandant den Ehrenplatz ein, zu seiner Rechten saß der Bürgermeister, zu seiner Linken der rangälteste Staatsbeamte. Den Platz des Bürgermeisters beanspruchten plötzlich einige höhere Staatsbeamte, was zu jahrelangen, erbitterten Streitigkeiten führte, die auch dann nicht endigten, als der Oberpräsident im Auftrage des Ministers des Innern diese Frage zugunsten des Bürgermeisters entschied. Die Witzblätter bemächtigten sich damals des heute eigentümlich berührenden Stoffes und selbst eine Zeitung in China berichtete über den Fall.

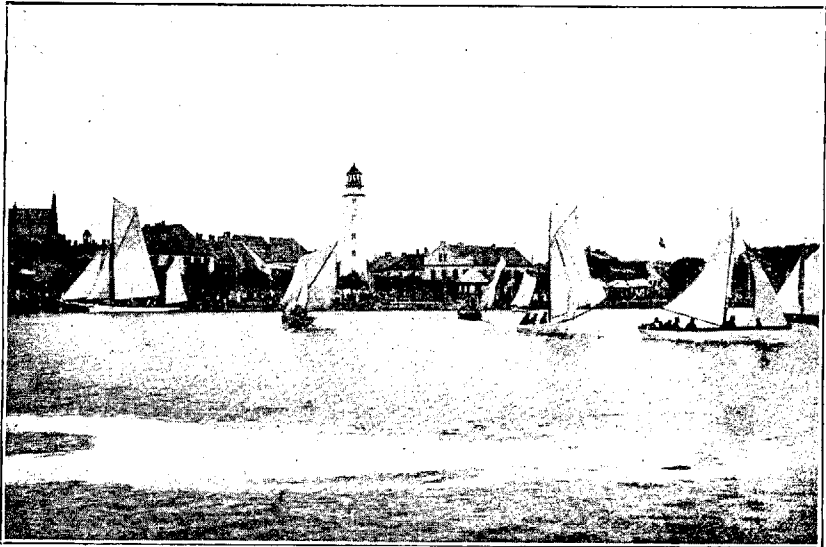
Der damals amtierende Bürgermeister Ender trat 1910 zurück; im Kriege hat er noch als Landwehroffizier eine Kompagnie in Polen geführt und ist 1920 verstorben. Sein Nachfolger wurde Bürgermeister Dr. Haberland (1911—1920).

Aufgabe der folgenden Zeit war, Ordnung in die städtischen Finanzen zu bringen, die Steuern zu ermäßigen und durch sparsame und vorsichtige Verwaltung, die sich an die realen Möglichkeiten hielt, wieder Vertrauen in eine bessere Entwicklung der Stadt zu erwecken. Auf diesen Grundlagen sollten weitergehende Pläne, namentlich der Bau von Wasserleitung und Kanalisation, verwirklicht werden. Im übrigen ergaben alle Erwägungen und Versuche, daß nur drei Möglichkeiten bestanden und noch bestehen, den weiteren Niedergang der Stadt aufzuhalten: Hebung des Fremdenverkehrs und Ausbau von Pillau zum Seebadeort, Heranziehung von Industrie, Vergrößerung der Garnison und Verlegung von Marineteilen nach Pillau. Die Bemühungen zweier Jahrzehnte um industrielle Unternehmungen erwiesen sich als vergeblich und werden es wohl noch lange sein; denn außer der günstigen Verkehrslage sind besondere natürliche Vorbedingungen nicht vorhanden. Eine Vermehrung der Garnison erfolgte 1913, Marinestützpunkt wurde Pillau 1920, freilich unter ganz anderen Verhältnissen.

Am meisten hätte man sich von dem Ausbau von Pillau zum Seebadeort, in kleinem Maßstabe nach dem großen Muster von Swinemünde versprechen können. Denn Pillau bietet neben der See mit schönem steinfreiem Strande durch das interessante Leben im Hafen, durch das Haff mit der Möglichkeit des Wassersports und die bequemen Verbindungen nach Königsberg, Elbing, Danzig usw. Reize, wie kein anderer Badeort in der Nähe. Tatsächlich wird es auch seit über 100 Jahren von Badegästen besucht (S. 221) und darf sich rühmen, daß der erste bekannte Badegast der Dichter Heinrich von Kleist gewesen ist. Wegen seiner erkrankten Nerven weilte er im Herbst 1806 „fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen; doch auch dort war ich bettlägerig und bin kaum fünf- oder sechsmal ins Wasser gestiegen“, schreibt er in einem Briefe an seine Schwester. Beim Bau der Eisenbahn erwartete man, daß Pillau sich zu einem besuchten Seebade entwickeln würde. In den letzten Jahren vor dem Kriege fanden sich auch jährlich einige hundert Gäste, meist einfacheren Standes ein, die, wie seither, hauptsächlich in Alt-Pillau bei den Besitzern und Fischern wohnten. Zur Schaffung genügender Unterkunft für zahlungskräftigere Gäste fehlte jedoch die Hauptsache: Land in schöner Lage in der Nähe der See. Dieses war wegen der Befestigungsanlagen trotz fortgesetzter Bemühungen einfach nicht zu haben, nicht einmal auf der Nehrung, die 1910—1920 durch eine Motorfähre dem allgemeinen Verkehr erschlossen war. So war es zunächst nur möglich, den Ausflugsverkehr nach Pillau zu fördern.

Zu diesem Zweck wurde 1910 vom Bürgermeister der „Verkehrsverein Pillau“ gegründet, der für die nötige Propaganda sorgte. Vor allem fand die 1911 zum

ersten Male veranstaltete „Pillauer Woche“, die bis 1914 mit steigendem Erfolge wiederholt wurde und 1921 wieder aufgenommen worden ist, großen Anklang. Sie knüpft an die Segelregatten an, die vom Segelklub „Rhe“ in Königsberg, dem ältesten Deutschlands (gegründet 1855), seit 1869 vereinzelt und von 1880 ab regelmäßiger vor Pillau veranstaltet werden. Es nehmen daran neben den Vereinen aus Königsberg auch die Klubs von Memel, Tilsit, Elbing, Danzig usw., seit 1921 auch der „Kaiserliche Yachtclub“ in Kiel, teil. Schon der Klub-Bericht des „Rhe“ von 1880 sagt: „Es geht nichts über eine Regatta in Pillau“. Und in der Tat gehört das Segelrevier von Pillau, mit der Möglichkeit, Haff oder See zu befahren, zu den schönsten Deutschlands. Seit 1911 wurden an diese Regatten weitere Veranstaltungen



Wettfahrt Pillauer Boote.

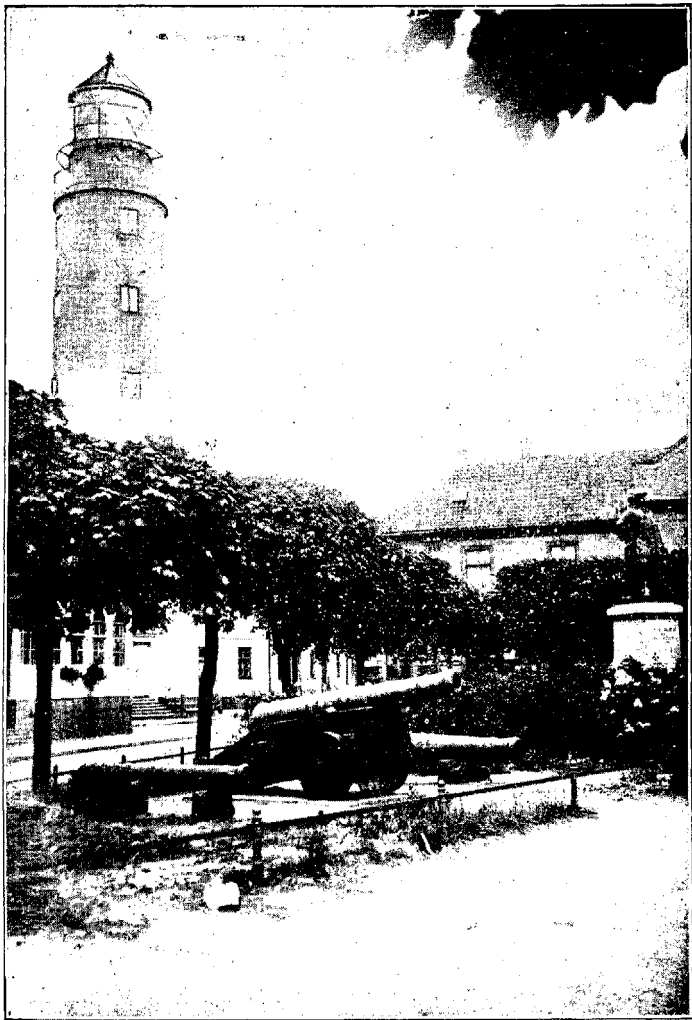
angegliedert, wie Wettfahrten Pillauer Boote, Wettrudern, Fischerregatta, Rasensportfest, Strandfest, seit 1921 auch Kinderfest und Theateraufführung auf einer Freilichtbühne in der Plantage, sodaß die Veranstaltungen schließlich eine volle Woche dauerten. Besonders der Vorabend der großen Segelregatta war vor dem Kriege als Begrüßungsabend, („Hafenfest“) ausgestaltet und ergab Bilder, wie sie in unserer Gegend noch nicht gesehen waren. Den prächtigen Hintergrund dazu bildete der Vorhafen. Das Bollwerk war längs der Bäume vom Lotsenhafen bis zur Ilsefalle mit roten Lampions geschmückt, in allen Lokalen ertönte Musik, und Feuerwerk auf den Hafemolen beleuchtete eine unübersehbare Menge von Booten mit frohen Menschen. In dieser Umgebung ein märchenhaftes Bild: eine Korsofahrt geschmückter und beleuchteter Boote, gezogen von einem Dampfer. Mit Feuereifer halfen alle Stellen, Vereine, Garnison, Fischer usw. mit, vor allen aber erzielte die Marine durch ihre phantastischen Schöpfungen (Wikingerschiff, Seeungeheuer usw.) großen Beifall. Die Veranstaltungen der „Pillauer Woche“ fanden großen Anklang und zogen stets eine Menge Besucher aus Königsberg und den Nachbarorten heran.

Der Förderung des Verkehrs diente auch die 1913 mit 68 Zellen neu erbaute Seebadeanstalt, die Damen-, Herren- und, dem Zuge der Zeit folgend, ein Familienbad an einer Stelle vereinte. Ihre Wiedererrichtung an bequemerer Stelle begegnet bei den heutigen Verhältnissen den allergrößten Schwierigkeiten.

Diese Bemühungen waren nicht ohne Ergebnis, namentlich an den Sonntagen im Sommer herrschte hier meist reges Leben. Eisenbahn und Ausflugsdampfer (bis zu vierzehn an einem Sonntage) brachten Gäste aus Königsberg, Braunsberg, Elbing usw. nach Pillau. Den Reigen der Besucher eröffnet seit Jahren am Himmelfahrtstage die „Heilsarmee“! Leider wird auch dieser Ausflugsverkehr jetzt zum größten Teil wieder aufhören, da 1914 eine Sonntagsrückfahrkarte III. Klasse Königsberg-Pillau 1,25 M. kostete, während heute der Fahrpreis hin und zurück 42 M. beträgt!

Im gewissen Maße der Heranziehung von Fremden diente auch die Verschönerungen und Ausgestaltung der Stadt durch gärtnerische Anlagen, Anbringung von Gedenktafeln usw. Von diesem praktischen Gedanken nicht unbeeinflusst war auch die Errichtung des Kurfürstendenkmals, das seinen Platz an einer der schönsten Stellen Pillaus gefunden hat. Auf ein Gesuch des Bürgermeisters an den Kaiser schenkte dieser der Stadt einen Bronzeabguß des Standbildes des Großen Kurfürsten in der Siegesallee zu Berlin, eines Meisterwerks des Professors Fritz Schaper.

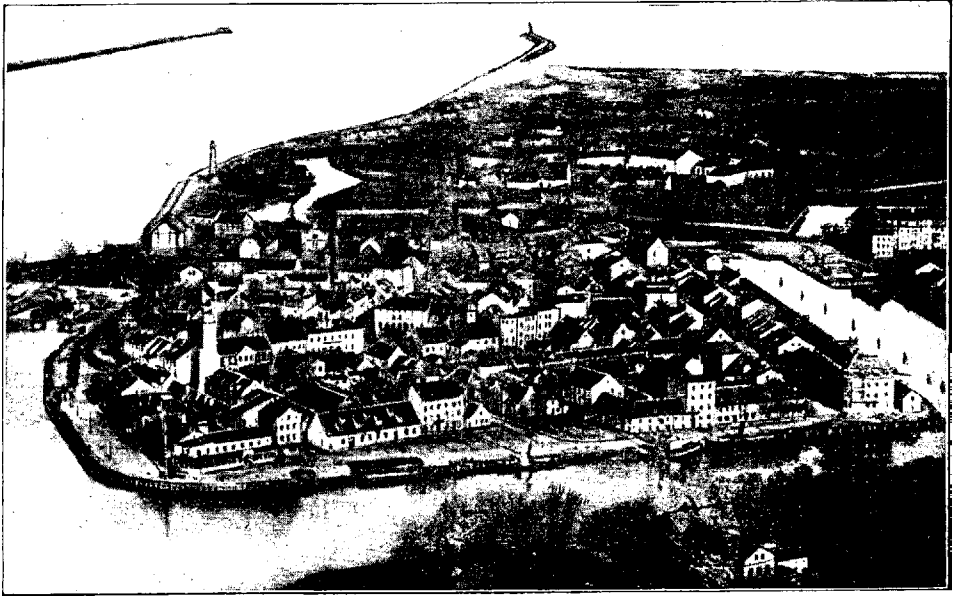
Vizekonsul Janzen stiftete die Mittel für den Sockel. Neben dem Denkmal fanden als Geschenk des Reichsmarineamts drei Kanonenrohre aus Gr. Friedrichsburg ihren Platz, die gerade im Frühjahr 1913 von dort abgeholt worden waren (S. 192). Am 19. Juli 1913 fand in der reichgeschmückten Stadt im Rahmen der Pillauer Woche die Einweihungsfeier statt. An ihr nahmen als Vertreter des Kaisers der Kommandierende General des I. Armeekorps, der spätere Generaloberst v. Kluck, als Abordnung der Kaiserlichen Marine S. M. S. „Stuttgart“, ferner zahlreiche Vertreter der Zivil- und Militärbehörden teil. Das Infanterie-Regiment Nr. 43 stellte eine Ehrenkompagnie mit Fahne, 2 Regimentskapellen und 1 Marinekapelle sorgten für Musik, der Kreuzer feuerte aus seinen Geschützen den Salut. Diese Feier, wie das großartige Hafenfest am Abend, über welches die Königsberger Zeitungen spaltenlange Berichte brachten, werden noch allen Teilnehmern in Erinnerung sein.



Leuchtturm mit Kurfürstendenkmal und Geschützen aus Groß-Friedrichsburg.

Bemerkenswert aus dieser Zeit ist ferner die Hundertjahrfeier der Freiheitskriege am 10. März 1913, die in einem Fackelzug durch die festlich beleuchtete Stadt und in einem Bierabend im Plantagenrestaurant bestand, an dem über 500 Mann teilnahmen. Lebende Bilder, darunter der Schwur von 1807 (Abbild. S. 212), die Hilfeleistung der Bürgerschaft bei der Vertreibung der Franzosen 1813, und anderes verschönten das harmonisch verlaufende Fest. Die Veteranen von 1864, 1866 und 1870/71 saßen an einem Ehrentisch. Zu ihren Gunsten errichteten die Ratsherren Nitsch und Janzen Stiftungen, deren Kapital sie 1918 erhöhten.

Am 12. Oktober 1912 überflog das erste Lufschiff (Parseval) die Stadt, am 14. August 1913 war sie im Rahmen des „Ostpr. Rundfluges“ Ziel eines Aufklärungsfluges, an dem 7 Flugzeuge teilnahmen. Das schnellste durchflog die



Pillau I aus der Luft gesehen.

70 km lange Strecke Königsberg-Pillau und zurück in 47,5 Minuten. Die Stadt hatte einen Ehrenpreis gestiftet, und ihre Einwohner bestaunten gebührend diese neue Schöpfung menschlichen Geistes. Im Winter darauf übte oft ein „Zeppelin“ über Pillau.

Erwähnenswert sind noch der Sturm am 27. Dezember 1913, der in Königsberg einen Wasserstand, wie seit 100 Jahren nicht, hervorrief, und die Sturmflut am 9. und 10. Januar 1914. Letztere riß bei einer Windstärke von 20,4 m in der Sekunde ein großes Loch in die Steinwand am Seetief, sodaß die See in den Festungsgraben durchzubrechen drohte. Im gleichen Jahre nahm der bei F. Schichau in Elbing neu erbaute Bagger „Seetief“, der größte Deutschlands, seine Arbeit im Seetief auf und holte 3 mittelalterliche Schiffskanonen herauf, die sich jetzt im Zeughaus in Berlin befinden. 1920 hat der Bagger an England ausgeliefert werden müssen.

Die Häuser Breitestr. 40/41 waren zur Schaffung von größeren Wohnungen mit Unterstützung der Stadt im Bau, die 4. Pillauer Woche war gerade vorüber, Verhandlungen wegen des Anschlusses der Stadt an die Elektrische Ueberlandzentrale waren im Gange, da kam der Krieg und lähmte für lange Zeit hinaus alle Pläne.

Pillau 1914 — 1922.

„Uns treibt nicht Eroberungssucht; uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.“

Kaiser Wilhelm II. am 4. August 1914.

Der Krieg und die Folgezeit.

Das 1871 wieder erstandene Deutsche Reich erlebte in Industrie, Handel und Landwirtschaft eine glänzende Entwicklung, die allen Schichten des Volkes zugute kam und namentlich seit Beginn des neuen Jahrhunderts jedem augenfällig vor Augen trat. Seine soziale Gesetzgebung wurde Muster für die ganze Welt. Auch in Pillau sind die zahlreichen Neubauten im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege Zeugen der allgemeinen Blüte. Der uns aufgezwungene Krieg, der so unglücklich endete, hat diese Entwicklung auf viele Jahrzehnte, vielleicht auf immer unterbrochen.

Für das Reich, wie für jeden Einzelnen ist der Krieg von unabsehbarer Folgeschwere, seine Auswirkungen in Pillau mögen deshalb etwas ausführlicher geschildert werden, was manchem erwünscht sein wird, da in den Nöten der Jetztzeit die Erinnerung an jene Jahre schon langsam zu verblassen beginnt.

Am Sonnabend dem 1. August 1914 Abends läuft nach Tagen der Unruhe das Telegramm ein: Mobilmachung befohlen. Erster Mobilmachungstag 2. August“. Die Rathausglocke und dann die Kirchenglocken läuten, die Aufrufe des Generalkommandos werden angeschlagen und ruhig — ernst gelesen. Die nächsten Tage bringen emsiges Leben. Die Stadt kauft für alle Fälle Mehl und Hülsenfrüchte und entnimmt von dem gerade für Königsberg einlaufenden Dampfer „Aktiva“ noch Schmalz, Reis, Kaffee u. a. Reservisten und Landwehrmänner kommen in großer Zahl an, in der Zitadelle entwickelt sich ein buntes Bild. Die Garnison aus Infanterie, Artillerie, Pionieren und einer halben Schwadron Kavallerie bestehend, steigt auf 8000 Mann. Kommandant ist Oberst Karl v. Raumer (1913-1918), der sich durch seine unermüdliche Arbeit auch um die Stadt große Verdienste erworben hat. Zur Garnison kommen mehrere tausend Armierungsarbeiter hinzu.

Am Abend des 8. August fährt das II. Bataillon des „6. Ostpr. Infanterie-Regiments Nr. 43, Herzog Karl von Mecklenburg“, durch viele Bande der Verwandtschaft und Freundschaft mit Pillau verknüpft, ins Feld; eine große Menge gibt den Kriegern das Geleit zum Bahnhof. Unter allen preußischen Regimentern hat das Infanterie-Regiment Nr. 43 die größten Verluste zu beklagen, die Erstürmung des „Zwinin“ ist sein Ehrentag. — Das seit seiner Entstehung (1911) hier garnisonierende II. Bataillon des Fußartillerie-Regiments Nr. 17 schickt erst am 27. Dezember 1915 zwei Batterien, mit ihnen mehrere Pillauer Kriegsfreiwillige, am 30. August 1916 die beiden übrigen Batterien ins Feld.

Pillau war zur See recht gefährdet, was damals den Einwohnern allerdings nicht voll zum Bewußtsein gekommen ist. „Danzig und Pillau, sagt die 1921

herausgegebene amtliche Darstellung des Krieges in der Ostsee, glichen zwei weit vorgeschobenen Postenstellungen, die darauf gefaßt sein mußten, je nach der Unternehmungslust des Gegners, früher oder später den ersten Angriff des Feindes abzuhalten.“ Wie unsere Kreuzer „Augsburg“ und „Magdeburg“ schon am Abend des 1. Mobilmachungstages Libau beschossen haben, so war das gleiche von der weitüberlegenen russischen Flotte für Pillau zu befürchten. Seit Ende Juli war daher die Küstenartillerie Tag und Nacht in Bereitschaft, der Leuchtturm von Marinemannschaften besetzt und der Strand bis Tenkitten durch Posten bewacht; dazu wurde die Festung, deren Werke größtenteils veraltet waren, vollständig in Verteidigungszustand gesetzt (S. 292.) Als einigermaßen modern waren allein zu bezeichnen zwei 1911 fertig gewordene schwere Batterien in der Plantage, die Sperrbatterie sowie Torpedosperren am Tief. Hierzu kamen zwei Feldstellungen mit Batterieständen und Schützengräben nebst Drahhindernissen im Anschluß an das Fort Stiehle, sowie bei Neuhäuser nördlich vom Waldkrug. Die dazu notwendigen Ausholungen waren glücklicherweise gering, insbesondere die Plantage blieb unberührt. In Camstigall wurde für den Fall der Einschließung ein Lazarett für etwa 800 Kranke eingerichtet. Schließlich erhielt die Nehrung in der Höhe des Schwedenberges Befestigungsanlagen und zu der massiven Landungsbrücke wurde eilends eine hölzerne erbaut, Anzeichen, die auf die Möglichkeit eines Rückzuges der ostpreußischen Truppen über die Nehrung hindeuteten und nicht gerade beruhigend wirkten.

Schneller als vermutet, waren die Russen bis zur Deimelinie vorgerückt. Daß Königsberg nur mangelhaft befestigt sei und wenig Widerstand leisten könne, war bekannt. Genauere Nachrichten waren wegen des militärischen Geheimnisses, das über allen Vorgängen lag, nicht zu erhalten. Im abgelegenen Pillau war die Stimmung dabei noch ruhiger als in Königsberg. Trotzdem bereitete man sich in vielen Familien auf eine etwa notwendige Flucht vor. Den Ernst der Lage beleuchtete eine Bekanntmachung des Magistrats vom 24. August, in der es hieß:

„Auf Ersuchen der Kgl. Kommandantur geben wir folgendes bekannt:

1. Personen, die in Pillau nicht ansässig sind, haben den Ort sofort zu verlassen.
2. Nach den Bestimmungen müssen Frauen, Kinder, Greise und transportfähige Kranke vor etwaiger Einschließung Pillau verlassen.

Da sich jetzt nicht übersehen läßt, ob und wann eine Einschließung erfolgen könnte, ebensowenig ob später mit Sicherheit auf Transportmöglichkeiten gerechnet werden darf, wird dringend empfohlen, schon jetzt von nachstehenden Verbindungen Gebrauch zu machen“, nämlich der Möglichkeit, am 26. August Dampfer nach Stettin und Danzig zu benutzen.

Eine Anweisung der Kommandantur, wonach sich die zurückbleibende Bevölkerung auf drei Monate verproviantieren solle, folgte. Dem Rat zur Abreise folgten nur wenige, immerhin fuhren einige hundert Personen nach Danzig und Stettin. Für das Samland hatte auf dringende Vorstellungen der unruhig gewordenen Bewohner der Landrat heimlich Vorkehrungen getroffen, um mittels einiger Dampfer Beförderungsgelegenheit von den Häfen der Haffküste nach Kahlberg zu schaffen, von wo die Flüchtlinge zu Fuß nach Danzig wandern sollten. Für wie wenige hätten diese Dampfer aber gereicht, wenn, wie zu erwarten stand, der größte Teil der Bevölkerung sich hätte in Sicherheit bringen wollen. Die Flucht wäre schrecklich geworden, denn die Bewohner hätten ihre sämtliche Habe zu Hause und ihr Fuhrwerk am Ufer zurücklassen müssen. Am 27. August erschienen zwei

Eisenbahnzüge mit Flüchtlingen, hauptsächlich Eisenbahnbediensteten aus der Gegend von Lötzen, auf dem Pillauer Bahnhof; sie wurden mit allem Nötigen reichlich versorgt und wohnten wochenlang in ihren Wagen am Kai. Gleichzeitig mehrten sich die telefonischen Anfragen aus dem Samland, ob man von Pillau aus mittels Dampfers oder mittels Fuhrwerks über die Nehrung Gelegenheit zur Flucht habe, Fragen, die zu verneinen waren, da der Kommandant Flüchtlinge nicht beherbergen konnte, wo Truppentransporte zu erwarten waren. In diesen bangen Tagen kam am Sonnabend, den 29. August mittags die erlösende Nachricht von dem Siege von Tannenberg, der größten Einkreisungsschlacht der Weltgeschichte. Neue Hoffnung belebte die Gemüter, das Rathaus und viele andere Gebäude flaggten. Vergessen wir nie diesen Tag und jene Männer, die in kühnem Wagen Ostpreußen gegen die Uebermacht retteten!

Noch immer aber standen die Russen an der Deime. Am 9. September konnte man von dort den Kanonendonner auch in Pillau schwach vernehmen, am 11. meldeten Extrablätter den Rückzug der Russen, aber erst im Februar 1915 waren sie endgültig aus Masuren verjagt.

Das Leben in Pillau blieb ruhig. Die Garnison verminderte sich allmählich und bestand im November 1914 nur noch aus 3 585 Mann. Zur militärischen Vorbereitung der Jugend wurde am 27. September 1914 vom Bürgermeister die „Jugendkompagnie Pillau“ gegründet, die bis zum Ende des Krieges bestanden hat.

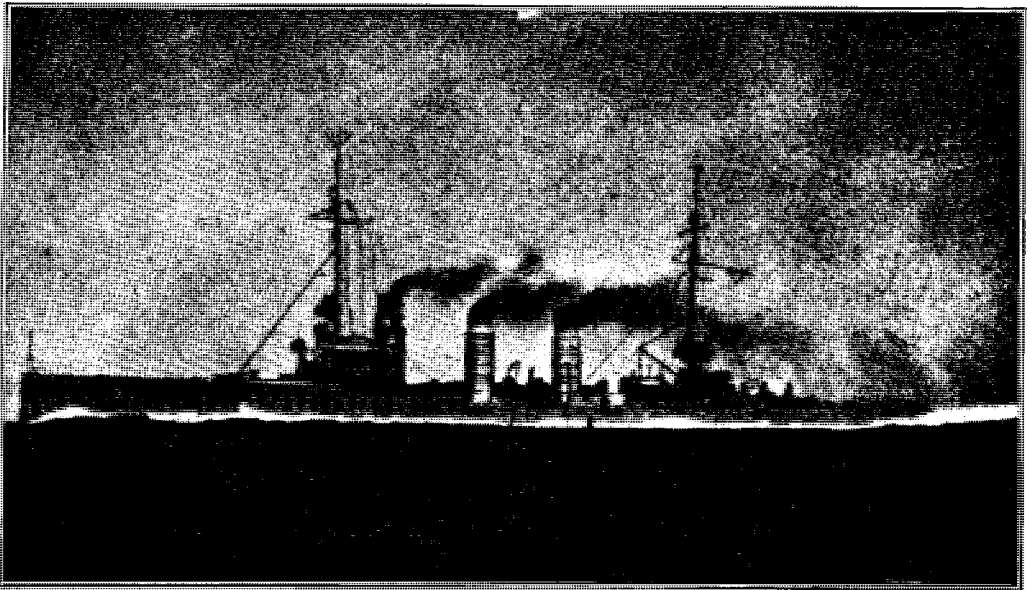
Gelegentlich erhielt der Hafen auch Besuch von Kriegsschiffen. So lagen am 15. August 1914 die kleinen Kreuzer „Augsburg“ und „Magdeburg“ mit dem Torpedoboot V 186 bei der Südermole vor Anker, und am 16. September 1914 lief die „Augsburg“ mit Konteradmiral Behring an Bord ein; ferner kamen des öfteren Minensuchboote und ähnliche Fahrzeuge. Am 9. November 1914 erschien das erste Wasserflugzeug, das Pillau gesehen hat, und am 27. August 1915 lag als erstes Unterseeboot das berühmte „U-9“ eine Nacht am Kai der Raulestraße.

Im Herbst 1914 wurde der Stadt eine Ehre erwiesen, die an die Denkmalsweihe des vergangenen Jahres anknüpfte und bis dahin nur Landes- oder Provinzialhauptstädten zuteil geworden war. Ein bei Schichau in Danzig ursprünglich für Rußland im Bau befindlicher kleiner Kreuzer („Murawjeff Amurski“) erhielt den Namen Pillau, kurz vor Weihnachten 1914 wurde er in den Dienst gestellt. „S. M. S. Pillau“, 136 m lang, armiert mit 15 cm Geschützen, mit 492 Mann Besatzung, hat als schnellster der kleinen Kreuzer namentlich viele Fahrten gegen England mitgemacht und sich dadurch in der Marine einen Namen erworben. 1920 mußte das schöne Schiff an England ausgeliefert werden.

Die anfängliche Hoffnung, daß die Krieger zu Weihnachten schon wieder zu Hause sein würden, ging leider nicht in Erfüllung. Nach Kräften wurde deshalb für Liebesgaben gesorgt, für die eine vom Vaterländischen Frauenverein Pillau I und vom Bürgermeister veranstaltete Sammlung die Mittel lieferte. Am 15. Oktober erhielten die 43 er Wollsachen zugesandt, gleichzeitig auch das von hier ins Feld rückende I. Bataillon des Landwehr-Regiments Nr. 1 die von ihm gewünschten Sachen zugeteilt. Ein Unteroffizier, der letztere abholte, erkundigte sich, ob Pillau die Sachen von auswärts bekommen habe; er hatte nicht glauben wollen, daß soviel von hier gestiftet sein könne, und äußerte dann: „Sind das hier aber freundliche Leute“. Zu Weihnachten gingen 25 große Säcke mit Liebesgaben an das Landsturbataillon Königsberg I, in dem viele Pillauer Familienväter standen, an die 43 er und an das Reserve-Fußartillerie-Regiment Nr. 17 ins Feld. Der Vaterländische Frauenverein

Pillau II, dem weniger Mittel zur Verfügung standen, beteiligte mit ebenso viel Liebe andere Empfänger. Eine Zusammenstellung am 1. August 1915 ergab, daß in bar in Pillau I die ansehnliche Summe von 11 500 Mark, in Pillau II von 1 500 Mark eingekommen war. Ins Feld gesandt sind in diesem ersten Jahr vom Vaterländischen Frauenverein Pillau I z. B. an Hemden 742, an Strümpfen 1 188 Paar, an Pulswärmern 685 Paar, dazu Handschuhe, Ohrenschützer, Kniewärmer, Wolljacken usw., ferner 19 000 Zigarren, Zigaretten, Tabak, Pfeifen, Schokolade, Bürsten, Seife usw., vom Vaterländischen Frauenverein Pillau II 352 Hemden, 245 Paar Strümpfe, 71 Paar Pulswärmer, Eßwaren usw. Dazu kommen die vielen privaten Spenden.

Am 17. März 1915 fuhren 2 Kompagnien des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 1 nach Memel ab. Am nächsten Morgen zeigte es sich, weshalb. Es erschienen nämlich 3 Dampfer mit Flüchtlingen von dort, manche in trauriger Verfassung, die



S. M. S. „Pillau“.

hier auf das Freundlichste aufgenommen wurden. 3—4000 Personen sollten noch folgen. Da aber Memel bald wieder befreit wurde, geschah dies nicht und die hierher Gekommenen verließen in den nächsten Wochen wieder unsere Stadt.

Im Frühjahr wurde die Besorgnis, daß die starke russische Flotte, sobald der finnische Meerbusen eisfrei sei, doch noch einen Vorstoß unternehmen könne, wieder lebhafter. Um bemerkenswerte Zielpunkte möglichst zu verschleiern, wurde nicht nur die 1913 neu erbaute Seebadeanstalt wieder abgebrochen, sondern es wurden auch die hohen Schornsteine zur Sprengung vorbereitet und die Türme der Präparandenanstalt, der Katholischen Kirche, der Wasserturm der Infanteriekaserne usw. mit Nadelbäumen verkleidet und möglichst unsichtbar gemacht. Zwar zeigten sich keine feindlichen Schiffe, wohl aber schwimmende Minen, von denen bis August 1915 etwa 65 an die ostpreußische Küste trieben und manchen Schaden, z. B. in Palmnicken anrichteten. Eine wurde schon im April 1915 vor unserem Seetief gesprengt.

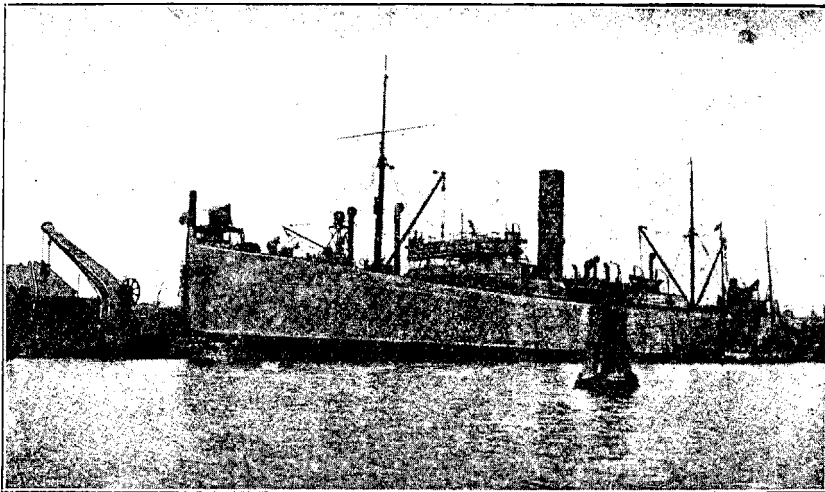
Das Mittel, durch das England das deutsche Volk mürbe gemacht und den Krieg gewonnen hat, die wirtschaftliche Blockade, machte sich zuerst durch die Einführung der Brotkarten vom 15. März 1915 ab bemerkbar; sie lauteten auf

250 g Brot täglich. Damit begann eine Zeit, die den Mitlebenden, besonders den sorgenbeschwerten Hausfrauen nicht so bald aus dem Gedächtnis entschwinden wird.

Sonst waren im ersten Kriegsjahr die wirtschaftlichen Verhältnisse günstig, es fehlte nicht an Arbeit und die Lebensmittel stiegen nur unwesentlich im Preise. (S.255).

Im Sommer 1915 begann dann wegen des Mangels an Metall für die Herstellung von Kriegsmaterial die Beschlagnahme der Gebrauchsgegenstände aus Kupfer, Messing und Nickel. Alle die schönen blanken Kessel, Mörser, Leuchter usw. verschwanden damit aus Küche und Wohnung. Etwa 7 700 kg wurden abgeliefert. Um wenigstens der Nachwelt Proben davon zu erhalten, wurde eine Auswahl der besten Stücke für das 1916 eröffnete Städt. Museum zurück behalten, sie werden einen dauernden Schmuck desselben bilden.

Das zweite Kriegsjahr (August 1915 — August 1916) brachte für Pillau keine besonderen Ereignisse, außer daß eine Scharlachepidemie 6 Opfer forderte.



Minensuchboot-Mutterschiff „Incula“.

Nach Kräften wurden weitere Liebesgaben an die Truppen gesandt. Am 7. November 1915 wurde „zum Besten der Krieger aus Pillau und ihrer Angehörigen“ ein „Opferdenkmal“ in Form eines aus Eichenholz geschnitzten Rettungsringes S. M. S. „Pillau“ feierlich eingeweiht und „genagelt“. Der Reinerlös belief sich auf etwa 4000 Mark. Der Sockel aus großen Granitfindlingen steht noch als „Hindenburgstein“ vor dem Eingang zur Zitadelle, der Ring mit den Namen aller Gefallenen hat im Rathaussaal seinen Platz gefunden.

Zur Bekämpfung der Seeminen liefen am 13. Mai 1916 die Dampfer „Incula“ (8000 t) und „Indianola“ ein, die als Mutterschiffe für eine Anzahl Minensuchboote dienten. In ihrer gewaltigen Größe fielen sie lange Monate auf ihrem Platz am Kai auf, bis Boote und Besatzung mit der Eisenbahn nach dem Schwarzen Meer überführt wurden und die Mutterschiffe bald darauf nach Kiel zurückkehrten.

Von den kriegserischen Ereignissen fand in der Seestadt Pillau natürlich besondere Anteilnahme die Seeschlacht am Skagerak am 31. Mai 1916, in der beim Untergang S. M. S. „Pommern“ auch 4 Pillauer den Heldentod starben. Der Kreuzer „Pillau“ nahm ehrenvoll teil und hatte infolge des Treffers einer englischen 30,5 cm

Granate 8 Tote und 25 Verwundete zu beklagen; sein Schwesterschiff „Elbing“ sank nach der Schlacht.

Im dritten Kriegsjahr (August 1916 — August 1917) brachte der Herbst 1916 eine gewisse Beunruhigung dadurch, daß auf dem Schwalbenberg und der Nehrung Flugzeugabwehrkanonen eingebaut wurden. Die Garnison verminderte sich bis zum November 1916 auf 2823 Mann.

Am 27. Dezember 1916 wurde im Rathaus eine Goldankaufsstelle errichtet, die nach dem Spruch, „Gold zur Wehr, Eisen zur Ehr!“ Goldsachen ankaupte, um dadurch den Goldschatz der Reichsbank zu stärken. Auch hier verdient die Opferwilligkeit der Bevölkerung rühmlich erwähnt zu werden. Daneben ging die Ablieferung der Metallgegenstände weiter und schließlich mußten auch die Kirchenglocken das Vaterland verteidigen helfen. 7 Glocken (je 3 der reformierten und der katholischen Kirche und 1 der lutherischen in Pillau II) im Gesamtgewicht von 2237 kg wurden nach feierlichem letzten Läuten dem Vaterland geopfert, ebenso die zinnernen Orgelpfeifen der beiden evangelisch-lutherischen Kirchen (74 kg). Selbst Dachkupfer und Blitzableiter blieben nicht verschont (694 kg).

Die Knappheit an allen Lebensbedürfnissen nahm unter dem Druck der rücksichtslos durchgeführten Blockade ständig zu. Zwar die Art der Ausgabe war zur Vermeidung des „Kettestehens“ ständig verbessert worden, aber es gab immer weniger zu verteilen. Den Höhepunkt erreichte die Not in dem berüchtigten „Wrukenwinter“ 1916/17. Die Ernte, namentlich an Kartoffeln, war sehr schlecht geraten, und so mußten die Wruken aushelfen. Wer denkt nicht noch der Marmelade aus Wruken, Fruchtmark und Sacharin, des aus Wruken gebrannten Kaffee-Ersatzes, der Wruken, die es sonst in jeder Form zu essen gab, die selbst in das Brot genommen wurden! Die Ration betrug damals für die Woche etwa: Brot 3950 g, Fleisch 125 g, Butter 60 g, Milch nur für Kinder und Kranke, Kartoffeln für die Unversorgten 3 Pfund, solange der Vorrat reichte. Auch das Heizmaterial, wie die Beleuchtungsstoffe waren sehr knapp.



50 Pfennig,
Kriegsnotgeld der
Stadt Pillau 1917.

In den Großstädten war die Lage besonders drückend. So entstanden schon am 17. Mai 1917 Lebensmittelkrawalle in Königsberg. Am 28. Mai folgten Zusammenrottungen in Fischhausen und schließlich am 30. Juni auch in Pillau. An beiden Orten nötigten Ansammlungen aufgeregter Frauen die Bäcker, Brot ohne Brotkarten abzugeben. Die Fischhausener Frauen erhielten dafür Gefängnisstrafen bis zu 6 Monaten, die Pillauer wurden dank milden Vorgehens später freigesprochen. Erst als die neue Ernte reichlicher Kartoffeln lieferte, konnte sich die Bevölkerung wieder etwas von den Entbehrungen erholen.

Im Februar 1917 begann im Pillauer Hafen ein reges Leben, da die militärische Schiffsgruppe Ost hier eine Zweigstelle errichtete und eine erhebliche Anzahl Schiffe löschen und laden ließ, Arbeiten, die bis zum Ende des Krieges der Bevölkerung gute Verdienstmöglichkeiten boten. Die Schiffe brachten Hafer, Zement, Stacheldraht und sonstige Materialien für die Ostfront und wurden hier mit Schnittholz beladen, das zum Teil aus Rußland kam und über Emden zur Westfront ging. Lange Zeit kamen täglich 1 bis 2 ganze Güterzüge mit Holz an. Gearbeitet wurde von Morgens 6 bis Nachts 1 Uhr in zwei Schichten. Da die einheimischen Arbeiter nicht ausreichten, kamen am 5. März 1917 etwa 200 belgische Zivilarbeiter her, schwächliche Arbeitslose der Großstädte, die wenig leisteten und deshalb im Juni wieder abtransportiert wurden. Statt ihrer arbeiteten dann 100 Russen, deren Zahl

später bis auf 360 stieg, und Soldaten, die den guten Nebenverdienst gern wahrnahmen. Einer der Dampfer, „Gerfrid“ von 14 500 Brutto-Register-Tonnen, war das größte Schiff, das Pillau bisher eingelaufen hat; öfter verkehrte die ansehnliche „Bellailsa“.

Mehrere Werke der Wohltätigkeit sind aus dieser Zeit zu erwähnen. Kaufmann Reinhold aus Königsberg gewann in der hiesigen Kollekte das große Los der preussischen Klassenlotterie und stiftete darauf einen Beitrag zu einer neuen Rathausuhr, die am 28. September 1917 in Betrieb gesetzt werden konnte; ferner Fleisch und sonstige Lebensmittel für etwa 800 Arme und Kriegerfrauen. Im Juni 1917 stiftete die Bayerische Ostpreußenhilfe der Stadt Pillau den Betrag von 40 000 Mark zu den Vorarbeiten für die Einrichtung von Wasserleitung und Kanalisation. Im gleichen Sommer genossen 13 Ferienkinder aus Berlin freie Aufnahme bei den Besitzern in Pillau II.

Das vierte Kriegsjahr (August 1917 — August 1918) brachte als schlimmes Vorzeichen schon im Sommer 1917 eine Meuterei in der Marine, an der leider auch der Kreuzer Pillau beteiligt war. Bei der Revolution hat sich dagegen die Besatzung, wie hier gleich bemerkt sei, durchaus zurückhaltend benommen. Die Siege in Italien ließen dieses trübe Bild bald wieder vergessen.

Gegen Ende des Jahres 1917, nach dem Zusammenbruch Rußlands, ließ der Leuchtturm wieder seine Blitze über die See leuchten, ein langvermißter Anblick. Am 2. Januar 1918 suchte ein großer Schneesturm die Stadt heim, der u. a. in der Realschule die Fenster der Aula eindrückte und den Verkehr auf den Straßen am Wasser lebensgefährlich machte.

Die Lebensmittelversorgung war wesentlich besser, als im Vorjahre. Zur Linderung der Not trug auch die von der Stadt unter Leitung der Frau Bürgermeister im Hause Tränkstraße 1 eingerichtete Volkssküche bei. Für die kleinen Kinder wurde durch regelmäßige Zuteilungen in jeder Woche, für bedürftige Volksschulkinder durch eine warme Frühstückssuppe gesorgt. Da der durch die Entbehrungen geschwächte Körper leicht eine Beute von Seuchen ward, forderte die damals grassierende Grippe einige Todesopfer.

Unter schweren Sorgen war das Jahr verlaufen, alle die glänzenden Siege konnten doch nicht mehr darüber hinwegtäuschen, daß gegenüber der Uebermacht fast der ganzen Welt unsere Stellung immer ungünstiger wurde. Dazu trat die unruhige Lage im Inneren, wo die Agitation des Spartakusbundes und der unabhängigen Sozialdemokraten der bewunderungswürdig geschickt geleiteten Propaganda der Engländer und Franzosen die Hand reichte.

So begann das fünfte Kriegsjahr, das den Zusammenbruch bringen sollte. Aus Pillau ist nur zu bemerken, daß im September 1918 das Lazarett in Camstigall von den Kranken geräumt wurde, um es zu einem Gefangenenlager für englische Offiziere umzugestalten. Bei einem letzten Besuch nahmen Kranke, Oberschwester und Lazarettinspektor Anlaß, der Bürgerschaft von Pillau ihren Dank auszusprechen und zu betonen, es sei hier für das Lazarett gesorgt worden, wie sie es anderwärts in diesem Maße nicht kennen gelernt hätten. Am 12. Oktober kam der erste Transport englischer Offiziere an, sie blieben bis zum November hier.

Diesen Ueberblick mögen einige Zahlen ergänzen.

Im Laufe der Kriegsjahre sind im ganzen aus Pillau 903 Männer zum Heer und zur Marine eingezogen und an deren Familien 583 000 Mark an Unterstützung gezahlt worden. Gefallen sind 89, davon 26 Familienväter. Letztere waren von der Stadt bei der Ostpreussischen Kriegsversicherung eingekauft. Das Andenken der

Gefallenen wurde jedesmal am Totensonntag im November durch eine Feier im Rathaussaal geehrt. Die Ehrung der Gefallenen durch eine Gedenktafel in der Festungskirche ist erfolgt, in den übrigen Kirchen ist sie in Vorbereitung. Der Witwen und Waisen nimmt sich neben den privaten Vereinen die neu eingerichtete städtische Wohlfahrtsstelle und das Kreiswohlfahrtsamt an. Die aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Soldaten und die als Seefahrer in Australien, Amerika usw. internierten Zivilpersonen wurden bei ihrer Rückkehr unterstützt.

Sonst sei noch erwähnt, daß die neun Kriegsanleihen allein bei der Städt. Sparkasse die Summe von rund 2 350 000 Mark erbracht haben, was man vorher nicht für möglich gehalten hätte. Trotzdem stiegen nebenbei die Einlagen bei der Sparkasse von 812 000 Mark am Ende des Jahres 1915 auf 1 450 000 Mark Ende 1918 und 3 050 000 Mark Ende 1920. Die Sammlung von Goldgeld zum Nennwert



Fußgängerweg nach Pillau II, angelegt 1915.

erbrachte bei derselben Kasse über 75 000 Mark. Goldschmuck lieferten 287 Personen für 5 148 Mark ab, Beträge, die man, um ihren Wert nach den heutigen Geldverhältnissen zu bezeichnen, um ein vielfaches multiplizieren muß.

Während die Krieger im Felde standen, ließ die Stadtverwaltung die Arbeit nicht ruhen, um ihnen bei ihrer Rückkehr Fortschritte aufweisen zu können. 1915 wurde der Fußgängerweg vom Bahnhof nach Pillau II mit einem Kostenaufwand von 24 000 Mark angelegt. Er fand großen Beifall, da erst mit ihm eine jederzeit passierbare Verbindung zwischen beiden Stadtteilen geschaffen war. Im folgenden Jahre wurde der Weg vom Bahnhof bis zur Brücke über den „Graben“ in einer Gesamtlänge von 1,5 km fortgesetzt. Ferner wurde das Rathaus 1916 im Innern durchgreifend umgebaut, um Raum für neue Geschäftszimmer zu gewinnen.

Zur Schaffung von Siedlungen für die heimkehrenden Krieger wurde Land in Pillau II rechts und links der Chaussee, sowie zwischen der Wogram- und Camstigaller

Straße angekauft. Der Erwerb von Land in der Festungsplantage (rund 60 000 qm) zur Schaffung freundlicher Wohngelegenheit für Einheimische und Badegäste und Anlegung von Gärten wurde angebahnt. Zur Ausführung nach Kriegsende wurden verschiedene Projekte ausgearbeitet. Unter diesen befanden sich Entwürfe für eine Schiffswerft, die mit Unterstützung von Königsberger Interessenten durch Professoren der Technischen Hochschule in Danzig bearbeitet wurden, ferner für ein Schlachthaus, sowie für Wasserleitung und Kanalisation. Für letztere wies ein Wüschelrutenforscher die Wasseradern bei der Gasanstalt nach; ein Versuchsbrunnen, der angelegt wurde, ergab in einer Tiefe von etwa 70 m genügendes und brauchbares Wasser. Der unglückliche Ausgang des Krieges und die Verteuerung aller Bauten auf mindestens den 20—30-fachen Betrag der Vorkriegspreise hat die Verwirklichung dieser Pläne vorläufig unmöglich gemacht.

Staatsumwälzung und Gegenwart.

Im September 1918 Zusammenbruch Bulgariens und Oesterreichs, im Westen Rückzug auf breiter Front, ein Friedensangebot an Amerika folgt. Im Inneren wird die demokratische Parlamentsherrschaft als Regierungssystem eingeführt und damit der Weg für jede gewünschte freiheitliche Reform geöffnet, trotzdem kommen Anfang November Nachrichten von einem Aufruhr in der Marine. Am 8. November läuft das Unterseeboot C. III 90 in Pillau ein, das sich an der Bewegung in Kiel nicht beteiligen wollte, am gleichen Tage hört jede Verbindung mit Berlin auf. Am nächsten Tag wird bekannt gemacht: „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen“. In der Nacht vom 9. bis zum 10. November bilden sich in Königsberg „Arbeiter- und Soldatenräte“ und übernehmen die Gewalt.

Am Sonntag den 10. November erfolgte der Umsturz auch in Pillau. Der Landwehrmann Konstantin David, ein jüdischer in Konstantinopel geborener Schriftsteller aus Berlin, der seit mehreren Jahren in Pillau in Garnison stand, war der Führer. Er fand zunächst bei dem Kommandanten, Oberst v. Raumer, entschiedenen Widerstand, der sich aber nicht aufrecht erhalten ließ, als die auf den Kasernenhof zusammengerufene Garnison sich David anschließen zu wollen erklärte.

Bald wehte über der Infanterie-Kaserne die Rote Fahne. Darauf verließen das obengenannte U-Boot und vier andere, die gerade eingelaufen waren, den Hafen und fuhren nach Schweden. Am Nachmittag veranstalteten Soldaten unter Vorantragung von roten Fahnen einen Umzug, einzelne sah man Arm in Arm mit russischen Kriegsgefangenen durch die Straßen ziehen. Bei einer Besprechung mit Vertretern der Behörden teilte David mit, daß der Plan schon seit einem Jahre geschwebt habe, versprach aber, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Am nächsten Morgen wurde auf dem Kasernenhof ein „Arbeiterrat“ gewählt, der aber nie eine Bedeutung erlangte, sondern nur ein Werkzeug des Soldatenrats blieb.

Unruhige Monate, sorgenvoll besonders für die Stadtverwaltung, folgten. Das Bewußtsein, daß es weder Recht noch Ordnung mehr gebe, war niederdrückend. Die Macht lag in den Händen des Soldatenrats, dessen Vorsitzender im Dezember aus Mißtrauen gegen David der Bergarbeiter Pietruschinski aus Essen wurde. Es muß anerkannt werden, daß der Soldatenrat bemüht war, keine Zügellosigkeit aufkommen zu lassen, weshalb er vor allen Dingen dafür sorgte, daß die beschäftigungslosen

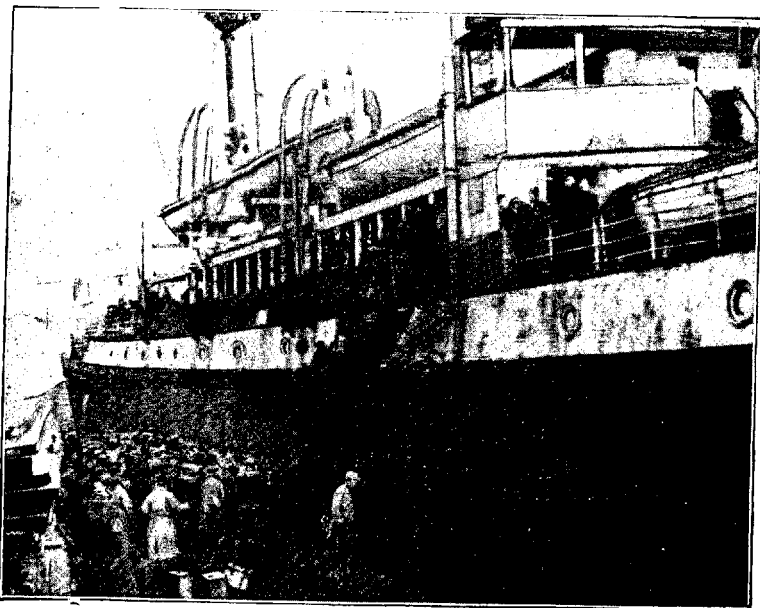
Soldaten nach Hause entlassen wurden. Am meisten zur Erhaltung der Ruhe hat aber wohl beigetragen, daß die Arbeiter in dem zwischen der Eisenbahn und dem Hafen und nördlich der Gasanstalt entstehenden großen „Demobilisierungslager für Pioniergerät aus Stellungsbau“ sofort gute Beschäftigung fanden.

Mitte November setzte die Rückkehr der Krieger aus dem Felde ein, die einzeln ankamen. Wochenlang war deshalb die Stadt geschmückt und beflaggt; im Januar 1919 wurde für sie von der Stadtverwaltung an drei Tagen eine Empfangsfeier im Schützenhause veranstaltet.

Ende November verließen uns die russischen Kriegsgefangenen, mit denen die Bevölkerung meist in guten Beziehungen gestanden hatte. Ebenso wurden um Neujahr 1919 etwa 700 und Mitte Januar 3300 französische Kriegsgefangene von hier abgeholt. Zu dem zweiten Transport waren zwei große Dampfer mit dem Torpedoboot „Obusier“ eingelaufen und lagen mehrere Tage im Hafen. Die Stadt glich einer französischen Garnison, Zwischenfälle ereigneten sich nicht.

Am 19. Januar 1919 erfolgten die Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung, bei der noch einige hundert Soldaten und zum ersten Mal auch die Frauen mitwählten. Die Abstimmung ergab folgende Zahlen, denen die von 1912 und 1921 gegenüber gestellt seien:

	1912	1919	1921
Sozialdemokratische Partei Deutschlands	322	941	518
Unabhängige Sozialdemokratische Partei	—	718	173
Kommunistische Partei	—	—	394
Demokratische Volkspartei (Freisinnige)	580	678	265
Deutsche Volkspartei (Nationalliberale)	—	331	937
Deutschnationale Volkspartei (Konservative)	176	135	195
Christl.-Demokrat. Partei (Zentrum)	—	78	29



Abtransport französischer Kriegsgefangener.

Die Zeiten blieben weiter unruhig, wozu die Haltung des Soldatenrats viel beitrug. So ließ er durch bewaffnete Soldaten Haussuchungen nach Lebensmitteln vornehmen, gründete aus Arbeitern, die im Besitz zahlreicher Waffen waren (Gewehre, Maschinengewehre, Handgranaten), eine „Heimatwehr“, deren Zweck zweifelhaft blieb, fuhr im Militärkraftwagen in den Kreis und hielt dort aufreizende Versammlungen ab. Zwei

Offizieren, die sich wegen ihrer Haltung gegenüber Diebstählen mißliebig gemacht

hatten, legte er nahe, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen, da sie sonst „vogelfrei“ seien, er zog einzelne Bürger vor sein Tribunal, bei den Umzügen ereigneten sich jedesmal aufregende Zwischenfälle, den „Königsberger Anzeiger“ ließ er wiederholt auf dem Bahnhof „wegen frecher Artikel“ beschlagnahmen; die allgemeine Ansicht war, daß dies nur das Vorspiel zu Weiterem sei.

Inzwischen hatte sich aber die Regierungsgewalt soweit gekräftigt, daß in Königsberg Anfang März 1919 die „Armee- und Marinevolkwehr“ mit Waffengewalt beseitigt werden konnte, wobei u. a. das Schloß mit Geschützfeuer belegt wurde. In Königsberg befürchtete man dabei ernsthaft, daß die Volkwehr aus dem „Spartakistennest“ Pillau Hilfe erhalten könne, Gerüchte wußten schon zu melden, daß vier Torpedoboote mit Bewaffneten von Pillau in den Pregel eingelaufen seien! Auch in Fischhausen herrschte in der Nacht vom 3. zum 4. März große Besorgnis vor einem Ueberfall von Pillau aus. Den Anlaß dazu müssen wohl geheime Beratungen zwischen Soldatenrat und Arbeiterschaft, ob Pillau nötigenfalls verteidigt werden sollte, gegeben haben.

Ueberraschend rückte dann aber am 9. März das Freiwilligen-Bataillon v. Saucken mit Geschützen und Maschinengewehren in Pillau ein und beseitigte die Herrschaft des Soldatenrats. Dessen Mitglieder verließen die Stadt, nicht ohne zu versichern, daß sie später mit dem Bolschewistenheer wiederkommen würden.

Im Sommer 1919 war in Pillau reges Leben, da mittels Bahn und Schiff Materialien jeder Art (Lokomotiven, Schienen, Textilwaren, Handwerkszeug, elektr. Apparate usw. usw.) im Werte von vielen Millionen in das Demobilmachungslager gebracht, dort sortiert und später verkauft wurden. Ferner langten hier Hunderte von Geschützen, darunter 2 der berühmten 42er Mörser, an, um der Vernichtung zugeführt zu werden; sie füllten alle Plätze. Bedauerlich waren die unaufhörlichen Diebstähle an Staatsgut, die zu unterdrücken keine Macht vorhanden war. Ihnen gegenüber standen große Zechgelage mit Wein und Sekt, wie überhaupt die allgemeine Vergnügungssucht nach dem Kriege sich auch hier stark bemerkbar machte. Als schließlich Militär zur Bewachung herangezogen wurde, kam es zu nächtlichen Schießereien, auch suchten die Arbeiter dessen Entfernung durch Streik zu erzwingen. Die Königsberger Zeitungen brachten darauf im Juli 1919 lange Berichte über die „Zustände“ in Pillau. Als ein Fischer Nachts durch einen Posten angeschossen wurde — die näheren Umstände blieben dunkel — suchte der sozialdemokratische Oberpräsident Winnig am 11. November 1919 in einer großen Versammlung im Rathaussaale ausgleichend zu wirken, wobei er erklärte: „Das Demobilmachungslager sei einerseits ein großes Glück für Pillau gewesen, andererseits in moralischer Beziehung ein großes Unglück, die Achtung vor dem Eigentum müsse wiederkehren.“

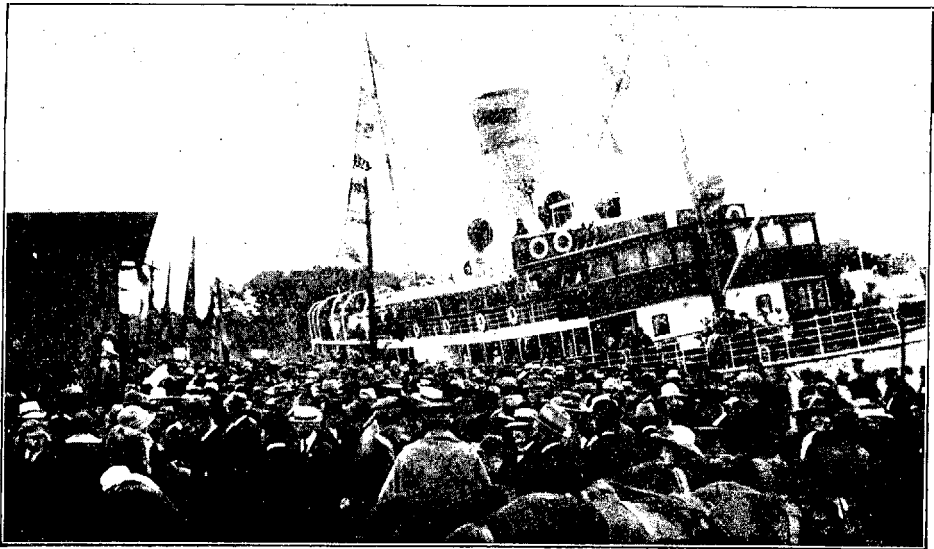
Da im Herbst die Arbeit etwas nachließ, wurden von der Stadt Notstandsarbeiten ausgeführt, indem die Turmberg- und die Camstigaller Straße reguliert und zwischen der Wogram- und Camstigaller Straße eine neue Straße („Siedlungsstraße“) angelegt wurde. An ihr wurde 1919 mit dem Bau von zwei Doppelhäusern begonnen.

Was die Lebensmittelversorgung anlangt, so wurde trotz des Waffenstillstandes von den „Vorkämpfern für Recht und Menschlichkeit“ die Hungerblockade erst acht Monate später, im Juli 1919, aufgehoben; dies möge die Nachwelt nie vergessen! Besser als lange Schilderungen charakterisiert die traurige Lage ein Bild: Im April 1919 gab es als Osterüberraschung zum ersten Mal nach 15 Monaten wieder die früher so verachteten Heringe, einen halben je Kopf für 50 Pfennig das Stück.

Im Laufe des Jahres 1920 ist es dann mit der Versorgung langsam besser geworden, während gleichzeitig die Preise stiegen. Die Zwangswirtschaft hat, außer für Brot und Kohlen, aufgehört. Die Preissteigerung läßt folgende Tabelle erkennen:

	1913	Herbst 1914	Herbst 1918	Juni 1922
Brot 2 kg	— .60	— .60	1.10	15.—
Kartoffeln 50 kg	3.—	3.—	6.75	ca. 200.—
Butter 500 g	2.20	1.50	3.40	70.—
Milch 1 l	— .15	— .15	— .72	6.50
Rindfleisch 500 g	— .90	— .90	2.40	40.— bis 44.—
Schweinefleisch 500 g	— .70	— .90	2.70	42.— bis 54.—
Eier 1 Stück	— .07	— .15	— .15	4.50
Kohlen 50 kg	1.20	1.70	3.—	98.—

Durch den Frieden von Versailles sind Danzig und Memel vom Deutschen Reich getrennt und große Teile Posens und Westpreußens Polen zugeteilt worden. So ist



Ankunft von Abstimmungsberechtigten.

jetzt Pillau der einzige Seehafen des Deutschen Reiches östlich der Weichsel; Ostpreußen liegt wie eine Kolonie in fremdem Lande. Die einzige Möglichkeit, ohne polnische Kontrolle nach dem Mutterlande zu gelangen, bietet der Seeweg. In großzügiger Weise wurde deshalb im Januar 1920 unter der Bürgschaft des Reiches eine tägliche Passagierdampferverbindung Pillau-Swinemünde und zurück eingerichtet, die aus naheliegenden Gründen, namentlich bei günstigem Wetter, rege benutzt wird. Auch Reichspräsident Ebert fuhr im Oktober 1920 diesen Weg, ebenso im Juni 1922 der Feldmarschall v. Hindenburg, freudig begrüßt und verabschiedet von den Einwohnern der Städte Fischhausen und Pillau. Der Feldmarschall hatte einige Zeit in dem im Kreise Fischhausen gelegenen Schlosse Preyl Aufenthalt genommen.

So hat Pillau eine erhöhte Bedeutung erlangt. Dieser Wichtigkeit entsprechend ist es mit dem 1. April 1921 Marinestation geworden, auch gehört es zu den wenigen deutschen Festungen, deren Beibehaltung der Friedensvertrag gestattet.

Nach dem traurigen Ende des Krieges brachte die Volksabstimmung in Teilen Masurens, Ermlands und Westpreußens am 11. Juli 1920, die mit einem

erhebenden Siege des Deutschtums endete (in Ostpreußen 98:2), nach Pillau ein nie gesehenes Leben und eine ewig denkwürdige Zeit nationaler Hochstimmung. Gemäß dem Friedensvertrag waren abstimmungsberechtigt nicht nur die Ansässigen, sondern auch alle dort Geborenen, woraus die Polen geglaubt hatten, Vorteil ziehen zu können. Wegen der polnischen Schikanen bei der Durchreise durch den zwangsweise polnisch gewordenen sogenannten Korridor sollte ein Teil dieser Abstimmungsberechtigten über See nach Pillau und von dort weiter transportiert werden. Gerechnet war mit 45 000, es kamen aber 91 000 Personen. Zu ihrer Verpflegung bei Ankunft und Rückreise waren vier Stellen vorgesehen und mit Hilfskräften aus Königsberg und Pillau besetzt worden. Die Stadt war festlich geschmückt, besonders durch 4 Ehrenpforten.

So rauschte denn zwei Wochen lang, Tag und Nacht, ein Strom der Heimatliebe über Pillau dahin. An einem Tage erschienen als höchste Zahl auf 17 Dampfern, darunter den großen Fährschiffen der Linie Sassnitz-Trelleborg und 4 Torpedobooten, über 12 000 Personen. Immer dasselbe packende Bild: Bunt beflaggt und Abends hell erleuchtet, laufen die Dampfer langsam ein. Meist hallen sie wieder von den seit Kriegsende nicht mehr gehörten vaterländischen Liedern, manche Träne begrüßt die lange nicht mehr gesehene Heimat. Nach Begrüßung durch Musik und Ansprache entsteigen die Reisenden, darunter Greise, Frauen mit kleinen Kindern, Mönche Nonnen, Arbeiter, auch Gruppen von Polen, den Schiffen, sie werden nach den Reisezielen eingeteilt, zu den Verpflegungsstellen gebracht und in Sonderzügen abtransportiert. Mehrfach haben später Abstimmter den Empfang in Pillau als den Höhepunkt der Reise bezeichnet. In gleicher Weise erfolgte die Rückfahrt von etwa 50 000 Personen, die mit großen Paketen von Lebensmitteln, lebenden Gänsen und Hühnern usw. schwer beladen das gastfreundliche Ostpreußen verließen.

In ähnlicher Art erfolgte im April 1921 die Durchreise von 1000 Personen zur Abstimmung in Oberschlesien.

Auch die im Herbst 1920 von den Polen geschlagenen und nach Ostpreußen gedrängten 40 000 Mann bolschewistischer Truppen wurden zum größten Teil über Pillau ins Reich abtransportiert.

Ende 1920 verließ Bürgermeister Dr. Haberland Pillau, er wurde später zum Ehrenbürger ernannt.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Pillau, die während und nach dem Kriege recht günstig lagen, haben sich wieder weniger gut gestaltet, und es hat den Anschein, als ob die traurigen Zeiten, wie vor dem Kriege, wiederkehren sollten. Darauf deutet die notwendig gewordene Erwerbslosenunterstützung hin, die für 1921 rund 350 000 Mark, für den Monat Januar 1922 allein 94 000 Mark betragen hat. Die Zahl der Erwerbslosen betrug am 31. Dezember 1921: 186 und 158 Zuschlagsempfänger.

Diese stark wechselnden Konjunktoren, von denen Pillau abhängiger wie die meisten Städte der Provinz ist, werden dauernd eine Quelle schwerer Sorgen für sein Erwerbsleben bilden. Von ihnen möglichst unabhängig zu werden, wird das Problem der Zukunft bleiben.

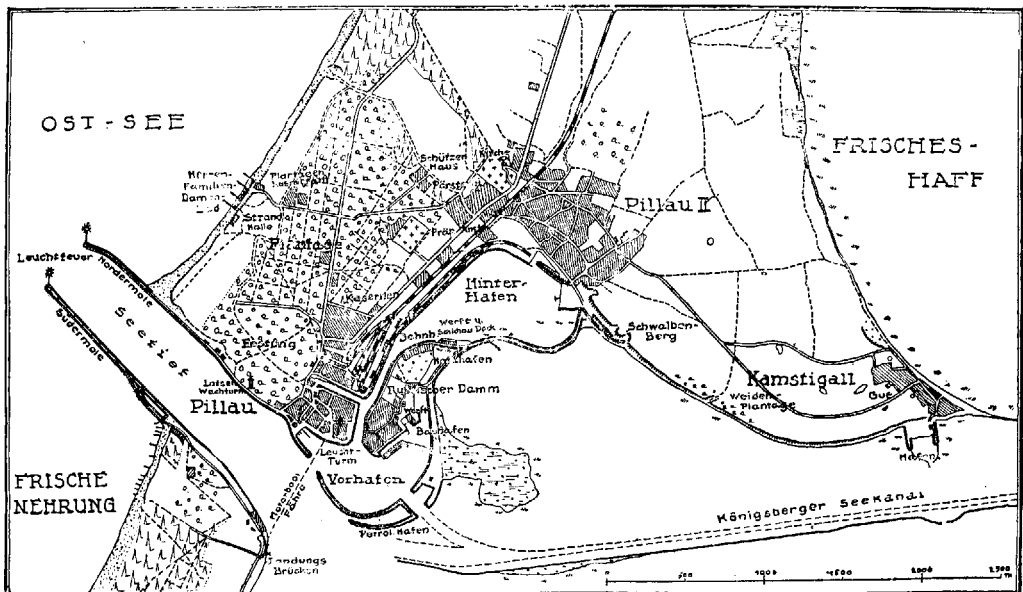
„Der guten Stadt, die uns geheget,
 Wo manche Freude uns gelacht,
 Die unser Dankgefühl erreget,
 Ihr sei ein volles Glas gebracht!
 Es blühe Pillau wieder auf,
 Und stehe fest im Zeitenlauf.“
 Aus einem Liede zum Stadtjubiläum 1825
 von Gruenberg, Stadtwundarzt und
 Ratsassessor († 1840).

Verwaltung, gewerbliches und kulturelles Leben in Pillau.

1. Die Städtische Verwaltung und ihre Einrichtungen.

Das Gebiet der Stadtgemeinde Pillau umfaßt gegenwärtig eine Fläche von 1 025,79 ha, davon 91,38 ha Wasser; die alte Stadt hatte nur einen Umfang von 23,8 ha. Die Einwohnerzahl betrug 1871: in der Stadt 2 923, Festung 823, Alt-Pillau 1 243, Wogram 378, zusammen 5 367 Personen, 1900: in der Stadt 2 993, Festung 784, Alt-Pillau 4 394, zusammen 8 171 Personen. Bis 1910 war die Einwohnerzahl auf 7 079 gesunken, davon 1 109 Militärpersonen, die mit rund 1 500 Haushaltungen in etwa 600 Wohnhäusern wohnten, sie ist bis 1919 noch weiter auf 6 724 Personen, darunter 863 Militärpersonen, zurückgegangen, gegen 1900 also um volle 18⁰/₀.

Die Stadtobrigkeit ist der Magistrat, der aus dem besoldeten Bürgermeister und fünf ehrenamtlichen Mitgliedern besteht. Die Bürgerschaft wird vertreten durch 24 Stadtverordnete, die den Magistrat wählen und deren Zustimmung besonders zu allen Geldausgaben erforderlich ist.



Pillau 1914.

Der Sitz der Verwaltung ist das alte Rathaus am Markt. Es ist am 1. Oktober 1746 bezogen, die Baukosten beliefen sich auf 2059 Taler 26 Groschen und 9 Pfennige. 1816 wurde das Uhrtürmchen aufgesetzt, dessen Wetterfahne ein 1,32 m langer, in Kupfer getriebener Stör bildet. Die gleichzeitig beschaffte Uhr wurde 1917 erneuert. Die Glocke für die Uhr, die gleichzeitig als Feuerglocke dient, stammt von dem alten 1804 abgebrochenen Lotsenturm und zeigt die Inschrift: „Soli Deo Gloria. Gos mich Gottfried Dornmann in Königsberck Anno 1690.“ Der Stadtverordneten-Sitzungssaal ist 1856 eingerichtet worden; gleichzeitig verschwand die bis dahin im Erdgeschoß bestehende städtische Wage. 1916 wurde das ganze Gebäude, nachdem der Bürgermeister seine Wohnung aufgegeben hatte, im Inneren völlig umgestaltet. Zur Erinnerung an diesen Umbau in der Zeit des Weltkrieges wurde zwischen den beiden Flurfenstern eine Kapsel mit Urkunden eingemauert. Die Räume des Rathauses sind, bis auf die gemalten Fenster im Flur von 1916 und den Sitzungssaal, der mit einem guten Oelgemälde Friedrich Wilhelm I. und den Ehrenbürgerbriefen in Glas und Rahmen geschmückt ist, schmucklos.

Das Städt. Museum im Rathaus, von dem Verfasser begründet und am 14. Mai 1916 eröffnet, ist sehr beschränkt untergebracht. Außer als Sammelstätte heimatlicher Altertümer wäre es künftig zweckmäßig in der Richtung auszubauen, daß es ein Bild des heimischen Seewesens und der Fischerei durch Modelle usw. gibt. Seine Anziehungskraft auf die Pillauer Jugend, wie auf den

Fremdenverkehr würde sich dadurch steigern. Diese Entwicklung ist ohne große Kosten möglich, da ja auch bisher die meisten Gegenstände Geschenke sind. Gegenwärtig birgt die Sammlung: 5 silberne Schilde der Pillauer Schützenzunft von 1724 ff., eine Schützenscheibe von 1753, die Truhen und Zinnkrüge der Innungen, Leuchter, Lichtputzscheren, Türklopfer usw. aus Messing, englisches Porzellan, alte Tuschzeichnungen, Ansichten und Pläne von Pillau, Schiffsmodelle, alte Pillauer Drucke, ein Steinbeil aus Neuhäuser und anderes.

Das 1917 eingerichtete Städt. Archiv, bietet einige Jahresrechnungen usw. aus dem 18. Jahrhundert, ferner Akten und Protokollbücher der Stadt, desgleichen von Alt-Pillau, Wogram und dem Gutsbezirk Festung Pillau etwa von 1850 ab. Die Privilegien von 1645 und 1725 sind im Staatsarchiv in Königsberg deponiert. Die



Das Rathaus im Jahre 1886.

älteren Akten sind leider vor wenigen Jahrzehnten, als das Rathaus neu gedeckt wurde, aus Unverstand mit dem Schutt abgefahren worden.

Die Stadtgemeinde Pillau ist nicht wohlhabend und hat erst neuerdings in der Gasanstalt und durch den Ankauf von verschiedenen Häusern und von Gelände für Bau-, Industrie- und Kleingartenzwecke sich einige Vermögensobjekte geschaffen. Der Etat belief sich 1747 auf nur 943 Taler. Für 1911—1920 liegen die Haushaltvoranschläge gedruckt vor, so schloß 1911 der Etat in Einnahme und Ausgabe mit 156 000 Mark, 1920, infolge der geänderten Geldverhältnisse mit 2 916 000 Mark ab. Die Schulden betragen, neben einer schwebenden Schuld von 590 000 Mark, 753 000 Mark, darunter 290 000 Mark für den Bau der Präparandenanstalt und 160 000 Mark für den der Gasanstalt. Auch in Pillau hat sich, wie bei allen Gemeinden, die Finanzlage jetzt wieder recht schwierig gestaltet.

Mit der Stadtkasse verbunden ist die am 1. Januar 1849 ins Leben getretene



Städt. Museum.

Städt. Sparkasse, die seit 1917 bankmäßig ausgestattet ist. Der Bestand an Spareinlagen betrug 1910: 422 000 Mark, 1920: 2,6 Millionen Mark, einschließlich der Girokonten 3 050 000 Mark. Neben ihr bestehen noch ein Spar- und Darlehnskassenverein und eine 1922 begründete Zweigstelle der Ostbank für Handel und Gewerbe in Königsberg.

Von sonstigen städtischen Anstalten sind zu nennen die

Gasanstalt und das Krankenhaus. Die Gasanstalt, seit September 1904 in Betrieb, verkaufte 1905 180 000 cbm, 1921 360 000 cbm Gas, dessen Preis bis 1915 je cbm 15 Pfg. für Koch- und 20 Pfg. für Leuchtgas betrug und jetzt auf 5. — Mark gestiegen ist. Von 1922 ab soll auch Pillau endlich von der durch die Wasserkraft der Alle gespeisten elektrischen Ueberlandzentrale mit Kraft und Licht versorgt werden. Das Städt. Krankenhaus (Mühlenstraße 3) enthält 12 Betten, ist aber seit 1921 außer Betrieb.

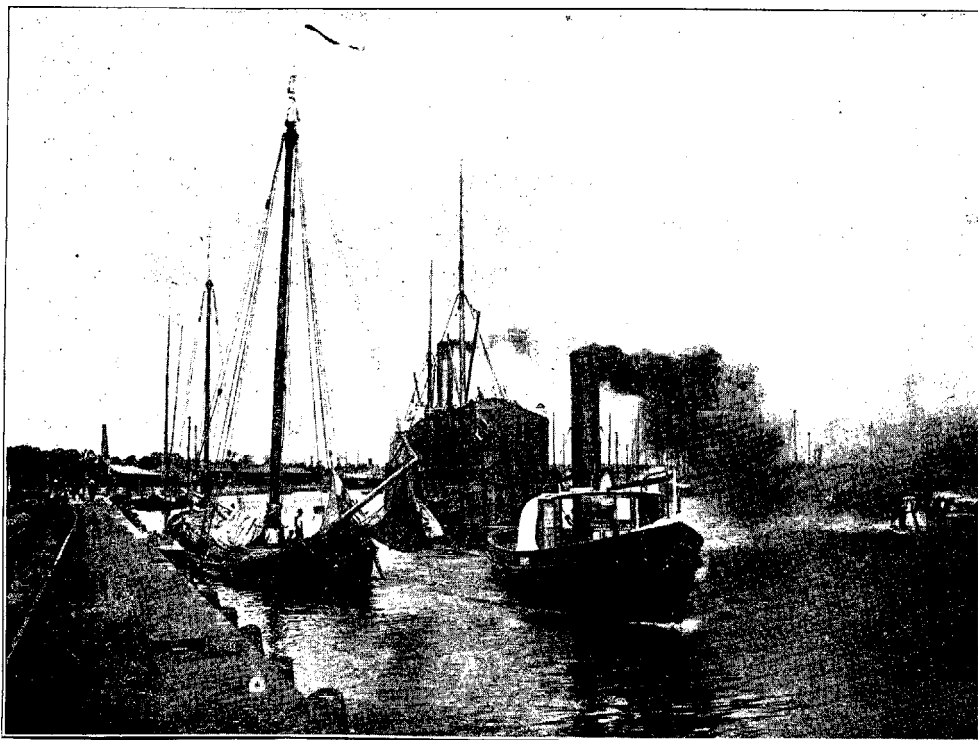
Von Stiftungen verwaltet der Magistrat sechs, darunter die „Allgemeine Seearmenkasse“ mit einem Kapital von über 60 000 Mark. Sie ist 1725 als Holländische Seearmenkasse unter der Verwaltung der reformierten Gemeinde begründet und steht seit 1813 unter städtischer Verwaltung. Sie vergibt Unterstützungen an hilfsbedürftige Seeleute, deren Witwen und Waisen usw.

2. Der Hafen. Handel, Gewerbe und Lanwirtschaft. Behörden und Garnison.

Den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens bildet in Pillau der Hafen, mit dem die meisten sonstigen Erwerbszweige zusammenhängen.

Die von See ankommenden Schiffe laufen, in der Regel durch Lotsen geführt, in das Tief ein. Die Entfernung zwischen den Molenköpfen beträgt 350 m, die Einfahrt ist also sehr bequem. Wenn die Schiffe nicht unmittelbar durch den „Kessel“ in den Seekanal oder durch die Pillauer Rinne an der Untiefe des „Lausangels“ vorüber nach Königsberg oder Elbing gehen, fahren sie in den Vorhafen, wo sie ihre Abfertigung erwarten können. Die für Pillau bestimmten Schiffe aber fahren durch den Binnenhafen zum Hinterhafen, der an seiner Westseite die Kaianlagen zum Löschen und Laden der Schiffe darbietet. Vom Binnenhafen zweigt der älteste Teil des Hafens, der „Graben“ ab, nach dem die Hafendarbeiter noch heute vielfach die „Grabendarbeiter“ genannt werden.

Der notwendigen Sicherung der Schifffahrt dienen die zahlreichen Seezeichen. Abgesehen von den Tonnen im Wasser, deuten die Einfahrt in das Tief die drei Baken am Nordufer des Tiefs an. Bei Nacht gibt der Leuchtturm, das Wahr-



Ein Dampfer verläßt den Hinterhafen.



Der Russische Damm.

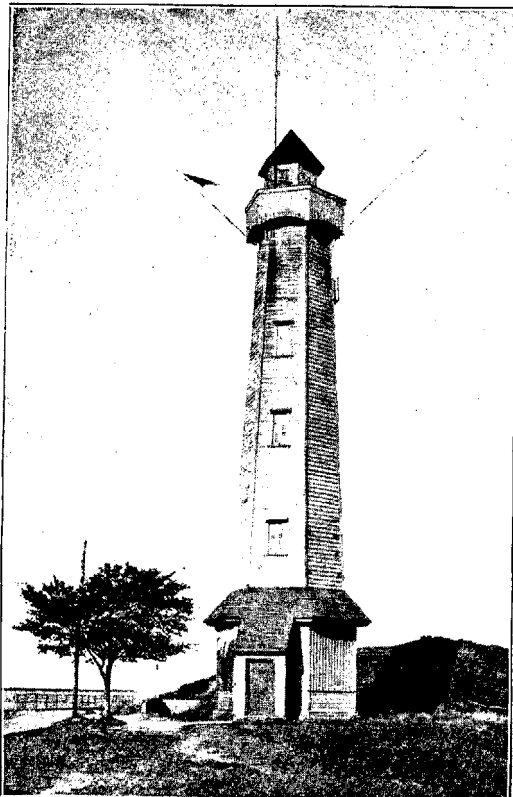
Gebäude des Hafenuamts, erbaut 1879.

zeichen von Pillau, den Schiffen Kunde, wo sie sich befinden. Sein Feuer, das mit Petroleum-Gasglühlicht betrieben wird, ist seit 1913 ein Blinkfeuer, das 29,15 m über Mittelwasser liegt und etwa 18 sm weit sichtbar ist. Die beiden roten Sektoren warnen vor Annäherung an die Küste und den Peyser Haken. Die Einfahrt in das Seetief ist durch ein rotes bzw. grünes Feuer auf dem Norder- und Südermolenkopfe

bezeichnet, die eine Sichtweite von 10 sm haben; die Hafeneinfahrt ist entsprechend beleuchtet. Bei unsichtigem Wetter warnt das Nebelhorn auf dem Kopf der Nordermole vor unvorsichtiger Annäherung, sein Geheul durchtönt oft schauerlich die Stadt.

Die Aufsicht über diese Anlagen führt das Staatl. Hafenuamt, dessen Sitz der Russische Damm ist. Dort befindet sich auch der umfangreiche Bauhof mit den nötigen Werkstätten und Magazinen, im Bauhafen liegen die zahlreichen Bagger, Prähme und sonstigen Fahrzeuge. Das Hafenuamt beschäftigt etwa 3—400 Beamte, Angestellte und Arbeiter.

Das Lotsenwesen untersteht dem Lotsenkommandeur, der zugleich die Hafenz Polizei verwaltet. An Personal sind vorhanden 4 Oberlotsen, 18 See- und 8 Binnenlotsen. Der Lotsenhafen befindet sich im Vorhafen und beherbergt die Lotsendampfer „Pilot“ und „Möwe“. Der Leuchtturm war früher zugleich Lotsenwachturm, seit 1910 dient diesem Zweck ein besonderer hölzerner



Lotsenwachturm am Seetief.

Bau am Tief, von dessen Höhe ein Lotse nach herankommenden Schiffen ausspäht.

Eine rote Flagge auf seiner Galerie zeigt, je nachdem sie nach der Süd- oder der Nordseite ausgesteckt ist, an, ob der Strom im Tief aus- oder eingeht, was für die Navigierung von großer Wichtigkeit ist. Dem Lotsenkommandeur untersteht auch das Rettungswesen, zu welchem Zwecke namentlich ein schönes Motorrettungsboot und ein Raketenapparat beim Lotsenhafen vorhanden sind.

Der Verkehr am Kai beschränkte sich seit der Eröffnung des Seekanals bis zum Kriege im wesentlichen auf das Entladen englischer oder westfälischer Kohlen und von Thomasphosphatmehl. Im Kriege und einige Zeit nachher bot der Hafen oft einen erfreulichen Anblick, leider ist der Verkehr inzwischen wieder stark zurückgegangen.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, war die Entwicklung eines eigenen Seehandels durch das Edikt wider den Kaufhandel in Pillau von 1718, das noch 1792 bestätigt wurde, unterbunden. Nur Spediteure und ähnliche Vermittler sollten geduldet werden. So ist es noch heute. Nur Kohlen (früher vorwiegend englische) werden von hier aus, besonders von der Firma Theodor Förster, über die ganze Provinz vertrieben. An Schiffsmaklern und Schiffsbefrachtern sind vorhanden die Firmen Theodor Förster und C. Wentzel, vertreten sind die Firmen Robert Kleyenstüber & Co., Marcus Cohn & Sohn, Poseidon (Stinnes) und vor allen die rührige Robert Meyhöfer G. m. b. H. Den Schleppdampferdienst betreibt die alte Pillauer Firma Wischke & Reimer. Die eigene Reederei Pillaus, die bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus einer Reihe hölzerner Barkschiffe bestand, ist leider längst völlig eingegangen.

Zahlreiche Vizekonsulate, von denen ein Schilderer früheren Pillauer Lebens bemerkte, daß man hier jeden zweiten Mann als Konsul anzusprechen habe, bestanden vor dem Kriege für Großbritannien, Dänemark, Niederlande, Schweden, Norwegen, Italien, Portugal und Rußland.

Im Zusammenhang mit der Schifffahrt sei gleich der Fischerei gedacht, eines Gewerbes, das für Pillau erhebliche Bedeutung hat. Es leben hier 22 Kleinfischer (Haffischer), die jeder mit einem Gehilfen arbeiten, und 46 Seefischer, diese fischen jetzt nur noch mit den seit 1905 eingeführten Motorkuttern und beschäftigen jeder zwei Gehilfen, deren Lohn in einem Anteil am Fang besteht. Ein Motorkutter kostet bei der heutigen Teuerung etwa 80 000 Mark. Dazu gehört das „Gezeuge“ mit mindestens 40 Lachsnetzen, 200 Lachsangeln, 5 Breitlingsnetzen, 2 Flunderzeihen und 2000 m Leinen, das etwa 60 000 Mark kostet. Hierzu kommen die Kosten des Brennstoffs und der Reparaturen. Der Betrieb ist also sehr teuer, und der nicht seltene Verlust von Netzen ein schwerer wirtschaftlicher Schlag. Für 1921 bezifferten die Pillauer Fischer diesen Schaden auf 345 000 Mark. Dafür sind auch die Fischpreise außerordentlich gestiegen. Die Fischer wohnen, bis auf 2 Motorfischer, in Pillau II, der Verkauf der Fänge im Großen erfolgt aber im Fischerhafen in Pillau I, wo sich an den Nachmittagen im Sommer ein interessantes Leben entwickelt. Die Fischer leben, bis auf einzelne Kleinfischer, meist in guten wirtschaftlichen Verhältnissen.

Das Räuchern von Fischen erfolgt in mehreren Kleinbetrieben in Pillau II, ferner ist während des Krieges in Pillau I, Mühlenstraße 3, eine moderne Fischräucherei größeren Umfangs eingerichtet worden, die aber nicht voll ausgenützt wird. Früher erfolgte auch die Herstellung von Tran aus den im Tief gefangenen Stichlingen in denkbar urwüchsigster Weise als Nebenbetrieb der Fischer in den Tranpreßbuden am Hinterhafen. Dieses Gewerbe hat aufgehört, seit im Jahre 1891 an der Stelle der ehemaligen Kgl. Störbude die Fabrik der Seefischereigesellschaft

„Germania“, die älteste Anlage dieser Art in Deutschland errichtet worden ist. Der Fang der Stichlinge, die im Herbst in dichten Zügen von der See ins Haff wandern, bildet einen lohnenden Nebenerwerb. Die Menge des Fanges, für den bis zum Kriege 60 Pfg. für 50 kg gezahlt wurden, schwankt. So wurden 1910 nur 10 000 Zentner, 1913 aber 35 000 Zentner erbeutet und zu 330 t Fischmehl und 220 t Tran verarbeitet. Die Fabrikation verbreitet allerdings bei ungünstigem Winde über ganz Pillau einen atemraubenden Gestank, den die Fabrik durch besondere Maßnahmen zu vermindern sucht.

Handel und Gewerbe in Pillau hängen auch sonst zum Teil vom Seeverkehr ab. Dies gilt besonders für die 23 Kolonialwaren-, Materialwaren- und Konfitüren-Geschäfte, von denen sich mehrere bis zum Kriege ausdrücklich als „Shipchandler“ bezeichneten, und für die Gastwirtschaften. In Pillau I allein gab es 1714: 13 Schankwirte, darunter den Lotsenkommandeur, Acciseeinnehmer, Apotheker und



Die Ilskefalle.

mehrere „Schipper“, 1821: 50, 1867: 44, jetzt in beiden Stadtteilen zusammen 34, davon 5 mit Hotelbetrieb.

Als Gastlokal ist weiterberühmt die 1867 eingerichtete „Ilskefalle“ (Raulestr. 7), eine Art Probierstube neben dem Laden eines „Shipchandlers“, deren Spezialitäten Portwein, Ale, Porter, Dän. Korn und dergl., namentlich von den fremden Gästen sehr geschätzt wurden. Sie steht auf der Stelle der ehemaligen kurfürstlichen Werft, von der noch der für Pillau sehr große Hof herrührt. Von 1702—1719 betrieb auf dem Grundstück eine englische Gesellschaft eine Bierbrauerei, die aber einging, weil trotz Entnahme des Wassers „aus dem Sprint in Alt-Pillau“ das Bier nicht schmeckte. Der frühere Pillauer Chronist Ernst berichtet auch, daß dort ein „See-Comptoir“ und ein Bierschank gebaut worden sei. 1742 brannten die Gebäude ab, worauf das jetzige Haus errichtet wurde. Auf dem Tische standen Getränke, von denen jeder nach Belieben nahm und dann soviel Geld auf den Tisch legte, als er schuldig zu sein glaubte; eine Art der Bezahlung, die sich bis 1911 erhalten hat; feuchtfrohlicher Humor, der in manchem Lied besungen ist, blühte in ihr.

Industrie und Handwerk haben sich in Pillau erst in neuerer Zeit kräftiger entwickelt, vielleicht bringt die bevorstehende Einführung der elektr. Kraft mehr Leben. In einem Bericht an den König von 1778 wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Stadt kein Gewerbe, weder Acker, Manufaktur, noch Brauerei habe; der Verdienst bestehe nur in der Konsumtion der schiffahrenden Fremden. Verschiedentlich wird aus derselben Zeit berichtet, daß hier Spitzen zum Verkauf gekloppt würden. Wer gesehen hat, wie z. B. in Brügge zahlreiche Frauen vor den Häusern Spitzen klöppeln, wird sich vorstellen können, wie in den noch heute niederländisch anmutenden Straßen von Pillau die Frauen dieser Handarbeit nachgingen. Diese Kunst ist eingeschlafen, ebenso ist die früher namentlich in Alt-Pillau allgemein betriebene Hausweberei, bis auf geringe Reste verschwunden. Ihre Wiederbelebung scheint jetzt möglich und wäre zu empfehlen. Verschwunden sind auch die Gewerbe der Segelmacher, der Reepschläger (Seiler) und der Ankerschmiede.

Der Versuch des Postmeisters v. Wernick, 1786 eine Maulbeerplantage zur Zucht von Seidenraupen anzulegen, sowie die vom Lotsenkommandeur Haubusch im gleichen Jahre angeregte Einrichtung einer Spinnerei, in der die im Weiber-Stockhause in der Festung untergebrachten Frauen arbeiten sollten, hatten keinen langen Bestand. „Bernsteindreher“ durften sich früher hier nicht niederlassen, in neuerer Zeit bestand ein solcher Betrieb bis etwa 1900 in Pillau II.

Als unter Friedrich Wilhelm I. die Handwerker an Stelle der Zünfte zu Innungen vereinigt wurden, bildete sich 1738 als erste die der Schneider; jetzt bestehen noch Innungen der Fleischer, Bäcker und Schuhmacher.

An Handwerkern zählt Pillau zurzeit folgende: 13 Bäcker, 7 Fleischer, 18 Schuhmacher, 7 Schneider und 18 Schneiderinnen, 8 Barbieri, 7 Schmiede und Schlosser, 4 Bauunternehmer, 3 Tischlermeister, 4 Maler, 1 Schornsteinfeger, 1 Korbmacher, 4 Gärtner, 2 Buchdruckereien, 1 Photograph, 1 Uhrmacher u. a. Ferner sind tätig: 2 Aerzte, 1 Aerztin, 1 Zahnarzt, 2 Zahntechniker; dazu die Apotheke.

Von industriellen Betrieben ist neben der Firma F. Schichau und der Tranfabrik noch die Kalksandsteinfabrik vorhanden, die den nötigen Sand dem Schwalbenberg, in den sie schon eine große Schlucht gebohrt hat, entnimmt; ihre jährliche Produktion läßt sich bis auf 5 Millionen Ziegel steigern. Die früher auf dem Schweinsberg in Pillau II vorhandene Windmühle ist abgebrochen, die alte Windmühle in Pillau I brannte 1897 ab und die als Ersatz für sie eingerichtete Dampf- mühle in der Mühlenstraße 3, ging 1914 ein.

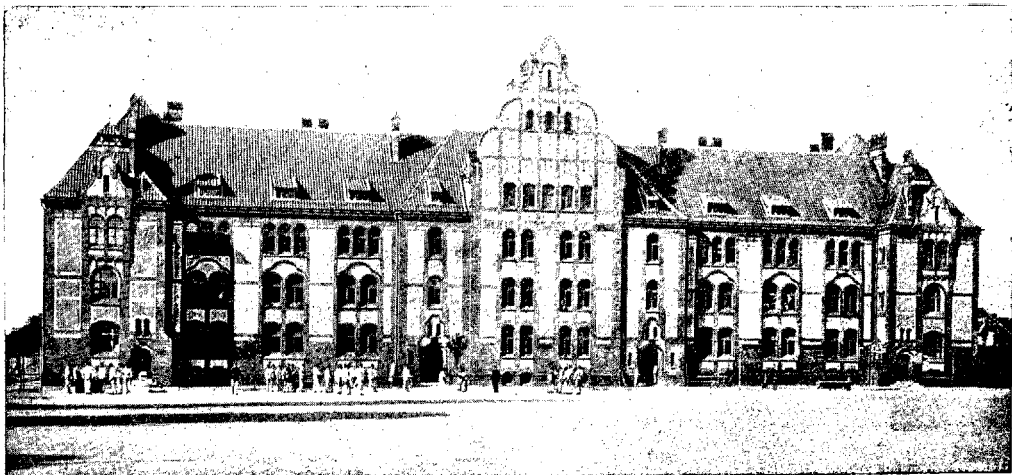
An landwirtschaftlichen Betrieben sind in Pillau II etwa 20 vorhanden, deren größter rund 200 Morgen umfaßt. Bei dem Mangel an genügenden Wiesen und Weiden und der weiten Entfernung der Felder ist der Betrieb nicht leicht. Kleinvieh und Geflügel wird auch sonst in 700 Haushaltungen gezogen. Vorhanden waren am 1. Dezember 1921 im ganzen 131 Pferde, 168 Stück Rindvieh, 42 Schafe, 608 Schweine, 66 Ziegen, 92 Kaninchen, 5000 Stück Federvieh und 35 Bienenstöcke.

Der wirtschaftlichen Bedeutung von Pillau entsprechen die hier vorhandenen Staatsbehörden und die Garnison. Ihre Aufzählung schließt sich passend der Darstellung des Erwerbslebens der Stadt an, weil die zahlreichen Beamten, die heute mehr als früher, Pillau I den Charakter der „Beamtenstadt“ geben und die Soldaten wiederum für die Gewerbetreibenden gute Kunden sind.

An Zivilbehörden sind neben den beiden staatlichen Schulen zu nennen: Das Hafenbauamt, Lotsenam, Zollamt, Oberfischmeisteramt, Amtsgericht und zwei Postämter. Für die öffentliche Ordnung sorgen die Ortspolizei, die Hafenpolizei und

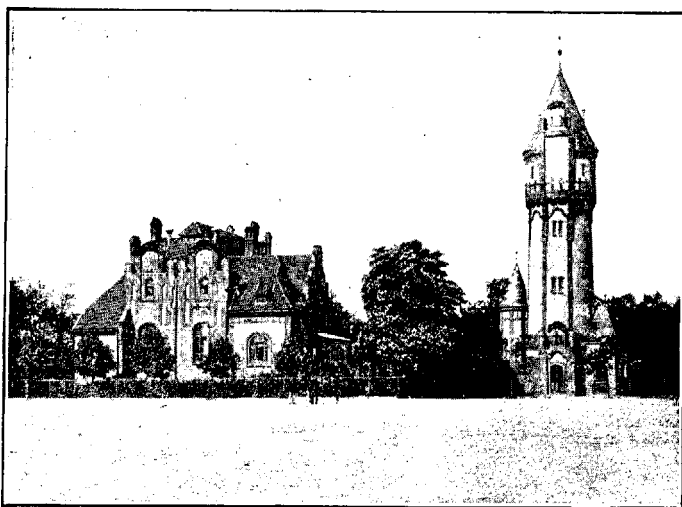
seit der Staatsumwälzung eine Hundertschaft der Schutzpolizei, ferner der Reichswasserschutz und die Landeskriminalpolizei.

Eine Garnison besitzt Pillau seit 1636. Heute bestehen an militärischen Behörden neben der Kommandantur die Fortifikation (Befestigung), das Artilleriedepot, die Garnisonverwaltung (Reichsvermögensstelle), die Marine-Versorgungsstelle usw. Bis 1825 bildeten besondere Garnisonkompagnien die Besatzung. Sie lagen bis zum



Nordflügel der Infanteriekaserne. Erbaut 1904.

Bau der Kasematten teilweise bei den Bürgern in Quartier, denen neben dieser



Früheres Offizierskasino und Wasserturm.

großen Last nach einer Bestimmung von 1645 noch die Pflicht oblag, die „Gracht“, d. h. die Festungsgräben zu eisen. Von 1825 ab bestand die Garnison aus einem Kommando der Infanterie-Regimenter Nr. 1 und 3, von 1838 ab aus einem Bataillon des Grenadier-Regiments Nr. 1, das 1867 durch das 2. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 41 ersetzt wurde. 1885 rückte schließlich das II. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 43 ein und hatte hier

bis zum Jahre 1919, dem der Auflösung des alten Heeres, seine Garnison.

Neben der Infanterie gehörte zur Besatzung Pillaus auch Küstenartillerie, früher das II. Bataillon des Fußartillerie-Regiments Nr. 2, seit 1911 Nr. 17.

Seit dem Herbst 1920 liegt in Pillau die Küstenwehrabteilung V, die auch über eine Musikkapelle verfügt. Nachdem am 1. April 1921 die Festung der Marine unterstellt wurde, ist ein Kapitän zur See ihr Kommandant.

Unser größtes Vaterland ist Himmel und Erde, unser großes Europa, unser kleines Deutschland. Wer sein kleines nicht liebt und verteidigt, ist des großen und größeren nicht wert und wird es nimmer besitzen.

Ernst Moritz Arndt.

3. Das Kirchenwesen.

Die geschichtliche Entwicklung brachte es mit sich, daß Pillau, außer der neuerdings entstandenen katholischen, drei evangelische Kirchengemeinden besitzt.

Beim Bau der Festung erhielt diese für die Bedürfnisse ihrer Garnison eine einfache Holzkirche nebst Schule (S. 173); als erster Pfarrer wurde an ihr 1637 der Magister Georg Neuschilling aus Königsberg angestellt, dem 1639 Christian Mayer folgte. Dieser hat 1640 die Kirchenbücher begonnen, die vollständig erhalten sind und zu den ältesten der Provinz gehören, bis etwa zum Jahre 1770 befinden sie sich jetzt nebst den älteren Kirchenakten im Königsberger Staatsarchiv. Als die Kirche baufällig geworden war, ließ der Große Kurfürst von dem Baumeister Hege-
wald eine neue steinerne mit einem Turm bauen. Die Kirchenchronik berichtet, daß in ihr „viele Epitaphia und Inscriptiones, sonderlich auf denen Fahnen derer Hrn. Gouverneurs und Commandanten sind zu sehen und zu lesen gewesen“, Erinnerungszeichen, von denen sich leider nichts erhalten hat. Bisher war die Kirche lediglich Garnisonkirche gewesen, erst durch den Kirchenrezeß vom 24. Januar 1667 wurden die Einwohner des Hakens und der Nehrung von der Kirche Alt-Pillau abgetrennt und zur Festungskirche eingepfarrt. Von 1680—1860 hatte sie einen 2. Geistlichen in dem Rektor der Festungsschule. 1685 erhielten auf Befehl des Kurfürsten die Reformierten das Mitbenutzungsrecht der Kirche, eine Quelle dauernder Streitigkeiten und gegenseitiger Reibereien, die erst durch den Bau einer eigenen Kirche im Jahre 1866 ein Ende nahmen.



Früherer
Turm der
Festungs-
kirche.

1717 mußte das Gotteshaus wieder erneuert werden, seine heutige Gestalt erhielt es nach dem Brande von 1761, und am 11. September 1768 fand in der neuen Kirche der erste Gottesdienst statt. 1831 pachtete die Gemeinde den heutigen Kirchhof am Rande der Plantage, der 1914 eine würdige Grabkapelle erhielt, zu der der Haflotse a. D. Braemer den Grundstock stiftete. Die Beerdigungen besorgt, wie schon vor 200 Jahren die „Sterbezunft“, jetzt ein aus Handwerkern bestehender „Begräbnisverein“.

Die der Hl. Dreifaltigkeit gewidmete Kirche, bisheriger Patron der König, ist eine Kreuzkirche mit hölzerner Decke, getragen von hölzernen korinthischen Säulen und macht im Innern einen ansprechenden Eindruck. Die Kanzel in hübschen Rokokoformen ist das Geschenk eines früheren Kommandanten, des Obersten v. Sydow, die inzwischen erneuerte Orgel stammt von 1794. Von den 5 Messing-Kronleuchtern erinnert der mittelste mit einem Doppeladler gezierte aus dem Jahre 1779 an die russische Besetzung; eine silberne Weinkanne zeigt die Jahreszahl 1657. Die einzige vorhandene Glocke hängt, da ein Turm nicht vorhanden ist, im Dachraum; eine früher am Altar vorhandene Gruft ist zugeschüttet.

Neben der lutherischen besteht noch die evangelisch-reformierte Kirchengemeinde. Sie geht bis auf die Zeit Georg Wilhelms zurück, und da ein Teil der

Garnison, namentlich die Offiziere, wie auch die einwandernden holländischen Seeleute dieser Konfession angehörten, war sie verhältnismäßig zahlreich. Entsprechend den verschiedenen Nationalitäten bestanden noch 1685 zwei reformierte Gemeinden, die deutsche mit ihrer Kirche an der Lizenzkammer (S. 180) und die holländische, die in einem Hause am Graben ihren Gottesdienst hielt. Im gleichen Jahre wurde der an anderer Stelle erwähnte Abraham Rüts, gebürtig aus Amsterdam, „seines bey der Preußischen Marine bis anhero verwalteten Prediger Amts“ entbunden und mit 300 Talern Gehalt zum Prediger der Reformierten Gemeinde, sowohl für die Einheimischen, wie für die Fremden, ernannt. Rüts predigte noch in holländischer Sprache. Die Kirchenbücher sind von etwa 1680 an geführt und vollständig erhalten. Rüts muß ein sehr betriebsamer Mann gewesen sein, denn er besaß nicht nur ein



Reformierte Kirche.

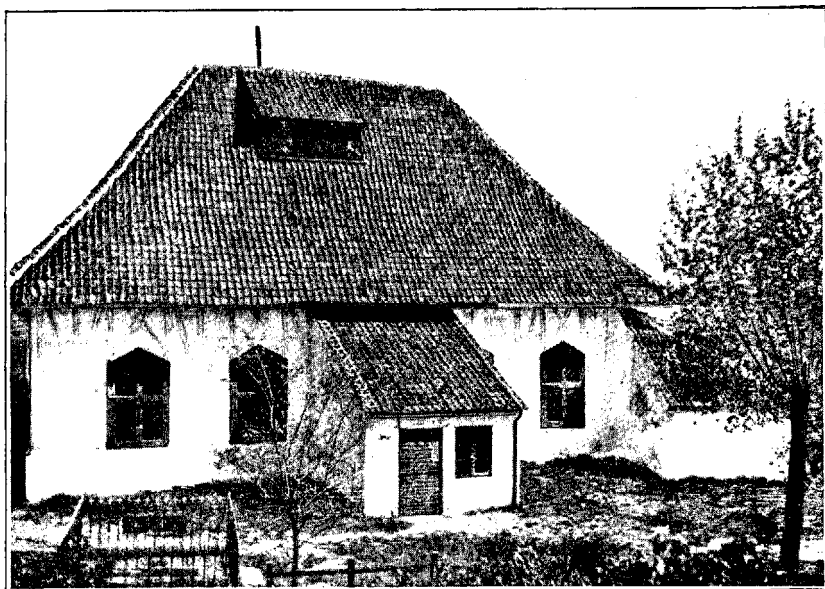
„köllmisches Freigütchen“ in Alt-Pillau, sondern ist auch der Begründer der Apotheke. 1685 erwirkte er nämlich vom Kurfürsten für seine Frau die Erlaubnis, Handel mit Apothekerwaren und Gewürzkram treiben zu dürfen, die er unter der Bedingung erhielt, daß Frau Rüts zu Lebzeiten ihres Mannes einen dazu halte, „damit es nicht hieße, daß ein Prediger eine Apotheke habe“. Sein Sohn wurde geadelt, Nachkommen leben noch in Westpreußen.

1866 erbaute sich die reformierte Gemeinde in dem Garten des Pfarrhauses (Mühlenstraße 1) ein eigenes kleines Gotteshaus. Zu den Kosten hatte die Gemeinde selbst 2775 Taler aufgebracht, ferner hatte Prediger Waas an fremden Gaben 5758 Taler gesammelt, darunter in Holland in Erinnerung an den Ursprung der Gemeinde 1401 Taler. Die erst 1890 beschafften drei Glocken mußten 1917 abgeliefert werden. Das Pfarrhaus in der Predigerstraße 8 wird vom Staat unterhalten. Zur Zeit zählt die Gemeinde nur noch etwa 150 Seelen, sie dürfte wohl bei nächster Gelegenheit mit der lutherischen vereinigt werden. Seit 1912 führt der Prediger den Titel Pfarrer.

Die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde Alt-Pillau umfaßt dieses und das

Dorf Camstigall. 1598 erhielt sie eine eigene Kirche, blieb aber pfarramtlich mit der Muttergemeinde Lochstädt-Tenkitten verbunden, deren Pfarrer nach dem Einsturz der St. Adalbertskirche alle zwei Wochen abwechselnd in Lochstädt und Alt-Pillau predigte. Bei dem Wachstum von Alt-Pillau wurde dieser Zustand unhaltbar. Schon 1855 wurde erwogen, die Kirchengemeinden Pillau und Alt-Pillau zu vereinigen und für beide zusammen eine neue Kirche zu bauen. Da dieser Plan sich nicht verwirklichte, erhielt Alt-Pillau 1885 einen eigenen Geistlichen in dem Prediger Droste, die formelle Trennung von Lochstädt erfolgte jedoch erst mit dem 1. April 1895. 1898, dem gleichem Jahre, in dem die Gemeinde ihr dreihundertjähriges Bestehen feierte, wurde auch das neue Pfarrhaus bezogen.

Die dem Erlöser geweihte Kirche, die älteste von Pillau, liegt, von Westen und Süden von hohen Sanddünen umgeben, inmitten des Kirchhofs, der von seinen



Evangelische Kirche in Pillau II.

Höhen eine malerische Fernsicht bietet. Nach dem Brande 1675 wieder erbaut, erhielt sie 1751 durch den Hof-Organbauer Casparini in Königsberg eine — inzwischen erneuerte — Orgel. Der ursprünglich vorhandene und öfter baufällige hölzerne Glockenturm besteht nicht mehr; noch 1760 wird berichtet, daß er, weil er auf einem Berge stehe, den Seefahrenden als Zeichen diene. Die Kirche war Ende des 18. Jahrhunderts ebenfalls schon sehr baufällig, ist aber immer wieder instandgesetzt worden. Sie ist ein schmuckloser Fachwerksbau mit korbformenförmiger Holzdecke und hohem steilen Ziegeldach. Am Orgelchor zeigt sie interessante Inschriften, deren eine S. 161 abgebildet ist. Der Altar von 1599 stammt noch aus der abgebrannten Kirche; in der Predella ist das Abendmahl dargestellt. Auf der achteckigen Kanzel, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, befindet sich eine alte Sanduhr mit gotischen Majuskeln. Vor dem Altar liegen alte Grabsteine, die Wände schmücken Epithaphien; Grabkränze usw. unter Glas aus neuerer Zeit geben ihr den intimen Charakter der Dorfkirche. Im Dachstuhl hängt nur noch eine kleine Glocke von 1832.

Die Gemeinde Pillau II zählt etwa 3300 Seelen. Von besonderen kirchlichen Gebräuchen hat sich nicht mehr viel erhalten. Bei Todesfällen ist noch, wie



Inneres der evangelischen Kirche in Pillau II.



Katholische Kirche „Maria Meeresstern“.

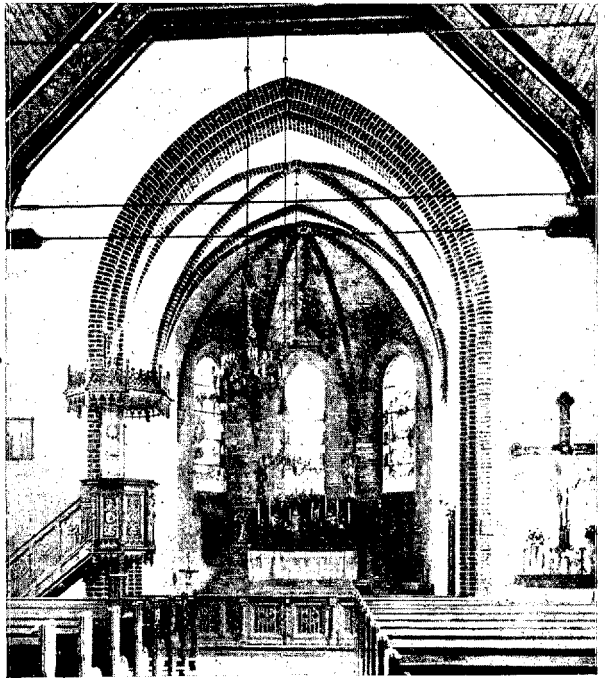
auch sonst im Samland, der aus heidnischer Vorzeit stammende „Wachabend“ üblich, in dem in der Nacht vor dem Begräbnis die Verwandten und Freunde des Verstorbenen sich im Sterbepause zusammenfinden, am Sarge singen und beten, wohl auch in einem Nebenraum sich dazu mit Essen und Trinken stärken. Am Begräbnistage werden die Bänke, auf denen der Sarg gestanden hat, umgedreht, damit sich nicht etwa der Geist der Toten auf ihnen niederlasse und einen der Hausbewohner nachhole.

Die Kirchenbücher von 1663 ab befinden sich in Tenkitten, von 1885 ab in Alt-Pillau; die Kirchenakten in Tenkitten beginnen erst im Jahre 1754.

Die Pillauer kathol. Kirchengemeinde ist

die einzige im Samland. Sie ist nur sehr klein, denn 1910 waren hier nur 274 Katholiken vorhanden, darunter mindestens 200 Soldaten, für die durch den katholischen Divisionspfarrer aus Königsberg besonderer Gottesdienst in der Festungskirche abgehalten wurde. Die schucke neue Kirche „Maria Stella Maris“, Maria Meeresstern, in Pillau II an der Ecke der Chaussee- und Seestraße gelegen, ist am 15. August 1910 geweiht und im Sommer oft das Ziel von Wallfahrten aus dem Ermland, die mittels Dampfers von Braunsberg kommen.

Neben den genannten Konfessionen blüht, wie meist überall in den Fischerdörfern an Haff und See, auch in Alt-Pillau das Sektenwesen, das seit dem Kriege in entschiedener Zunahme begriffen ist. Die älteste dieser Vereinigungen ist die Baptisten-gemeinde, die in der Chaussee-straße 14 eine eigene Kapelle nebst Prediger unterhält. Daneben wirken die Adventisten, die den Sabbat heiligen und kein Schweinefleisch essen, Darbysten (sie selbst nennen sich Christliche Versammlung), die alle Gemeindeämter verwerfen, und die Mormonen. Letztere, die früher in Utah der Viel-



Inneres der katholischen Kirche.

weiberei huldigten, werden gelegentlich von amerikanischen Sendboten besucht. Am bemerkenswertesten ist die „Freie evangelische Gemeinde“, vom Volke „Dro-stianer“ genannt, die u. a. die Kindertaufe als nicht in der Bibel begründet und andere Gebräuche, wie den Weihnachtsbaum, als Gott mißfällige Greuel verwerfen. Die mit ihrer Gründung verbundenen Vorgänge erregten seinerzeit großes Aufsehen. Der schon genannte erste Geistliche der neuen Alt-Pillauer Kirchengemeinde, Droste, ließ den Ort zu einem Mittelpunkt religiösen Lebens werden, zu dem Vornehme und Geringe von fern und nah pilgerten. Die Kirche, wie der sogenannte Vereinssaal in der Langgasse 2, faßten oft nicht die Zahl der Erschienenen. 1890 legte Droste sein Pfarramt nieder und trat mit einem großen Teil seiner Anhänger aus der Landeskirche aus. Die so neu begründete Gemeinde schmolz später langsam zusammen, ihr Betsaal befindet sich im Hause Camstigaller Straße 13. Droste hat auch noch in anderen Orten Anhänger, so in Fischhausen, Palmnicken und Lötzen.

Den Sekten entgegen wirkt die landeskirchliche Gemeinschaft „Immanuel“, der jetzt als Unterabteilung der an sich ältere Blaukreuzverein angegliedert ist. Ihr Versammlungsraum ist der „Saal des Blau'n Kreuzes“, Chausseestraße 22.

An jüdischen Familien sind zurzeit drei vorhanden.

Neben dem religiösen Leben blühen leider auch abergläubische Vorstellungen; noch 1696 wurde eine „Hexe“, Clara Klein, in Fischhausen verbrannt und vor hundert Jahren erfreute sich eine „Hexe“ in Groß-Kuhren wegen ihrer Heilkunst auch in Pillau großen Ansehens.

Jugend und Heimat! . . . Jugend schwindet bald,
Die Heimat wird nicht mit dem Menschen alt.
Du du ein Kind warst, war sie alt um dich,
Du bist gealtert — sie verjüngte sich.
Doch bleibt, von Altern und Entfremden rein,
Jugend und Heimat — als Erinnerung dein.

4. Das Schulwesen.

Für das Schulwesen ist in Pillau seit jeher verhältnismäßig gut gesorgt worden. Zu den örtlichen Schulen kommt ferner die Möglichkeit, die höheren Schulen in Königsberg zu besuchen, wenn auch die täglichen Fahrten recht anstrengend sind.

In Pillau I geht der Ursprung des Schulwesens auf die Schwedenzeit zurück, seit welcher in der Kirche an den Werktagen Schulunterricht erteilt wurde. Der erste bekannte Lehrer war der Organist Hornberg, der seit 1646 bei der Festungskirche und -Schule tätig war und „das Jahr über 30 Reichstaler pro salario erhielt“. 1660 wurde mit der Kirche zugleich auch ein eigenes Schulhaus erbaut, das 1705 erneuert wurde. Diese Festungsschule blieb bis 1813 die Hauptbildungsstätte der Jugend. 1680 zählte sie schon drei Lehrer, den Rektor, den Kantor, den Konrektor. Der Rektor war zugleich der zweite Geistliche und nahm seit 1729 seine Wohnung in der Stadt, um für die dort vorkommenden geistlichen Amtshandlungen besser zugänglich zu sein. Bis 1714 hatten der Kantor und der Konrektor die Verpflichtung, bei Tagesanbruch vor der Festungswache auf 2 übereinandergesetzten Trommeln den Morgensegen zu halten, wofür sie je 6 Scheffel Roggen erhielten. Am Neujahrstage machten beide mit den Schülern einen Umzug, um in den Häusern geistliche Lieder vorzutragen. Den Lehrern war für die Mühe ein gewisser Betrag ausgesetzt, „ohne was milde Hände ihnen à part in die Hände gaben“. Diese Einrichtung des „circuitus“ wird noch 1813 erwähnt. Die Zahl der Schüler wird 1726 mit 45, 1733 mit 90 angegeben. Unterrichtsfächer waren u. a. Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Daneben scheint eine Art Vorschule unter Leitung des Glöckners bestanden zu haben.

Neben dieser Festungsschule bestand auf dem Haken seit 1708 eine einklassige reformierte Schule unter einem Lehrer, die nur schwach besucht war, und seit 1726 auch eine einklassige Stadtschule, deren Unterricht in der Wohnung des Rektors erteilt wurde, der an Gehalt einschließlich der Miete für die Schulstube 134 Taler jährlich erhielt. Erster Rektor war Johann Schlicht, der nach siebenjähriger Dienstzeit eine Stelle als Brauer in Königsberg annahm. Ein 1744 an den König gerichtetes Gesuch des Magistrats um Geld für ein Schulhaus, welches „in Betracht einer Mägdchen-Schule und vor die Zarte Jugendt, welche die Vestungs-Garnison Schule wegen der gefährlichen Brücken über Wasser noch nicht frequentiren kann, bey der Stadt höchst nötig“ sei, wurde abgelehnt. 1809 ging die Schule ein. Da auch die Festungsschule wegen der schlechten Besoldung seit 1808 keinen Rektor mehr finden konnte, lag das Schulwesen ganz darnieder.

Die Stadt vereinigte deshalb 1813 die drei Schulen zu einer und kaufte für die neue „Bürgerschule“ ein geräumiges Schulhaus, Breitestraße 40/41, das 1914 abgebrochen wurde. Am 8. November 1813 wurde die Anstalt mit 46 Schülern in drei Klassen und einer Selektta eröffnet. 1835 erhielt sie die Rechte einer „Höheren Bürgerschule“, die ihr aber 1851 entzogen und erst 1864 wieder verliehen wurden (S. 223). Eine bemerkenswerte Persönlichkeit an der Schule war Zander. Seit 1860

Rektor, feierte er 1886 sein 50 jähriges Jubiläum als Lehrer an der Anstalt. An der Feier beteiligte sich die ganze Stadt, er wurde zum Ehrenbürger ernannt und ihm von früheren Schülern ein Kapital als „Zanderstiftung“ für bedürftige Schüler überreicht. Seit 1882 Realprogymnasium, seit 1899 Realschule mit lateinischem Nebenunterricht erhielt die Anstalt 1906 auf Kosten der Stadt ein neues schmuckes Gebäude und ging gleichzeitig in die Verwaltung des Staates über. Sie wird gegenwärtig von etwa 100 Schülern, darunter 30 auswärtigen, besucht, die in 6 Klassen (Sexta bis Untersekunda) unterrichtet werden. Das Weiterbestehen der Anstalt ist wegen der jetzigen Finanzlage des Staates gefährdet, doch wird eine höhere Schule wegen der zahlreichen Beamten, Offiziere usw. dauernd ein Bedürfnis des Ortes bleiben. Bemerkenswert ist, daß an dieser Schule als der ersten in Ostpreußen ein geregelter Turnunterricht eingeführt wurde.



Realschule, Turnhalle, Volks- und Höhere Mädchenschule.

Für den Unterricht der Mädchen wurde 1815 durch Einrichtung einer Mädchenschule gesorgt, die der Rektor der Bürgerschule im Nebenamte leitete.

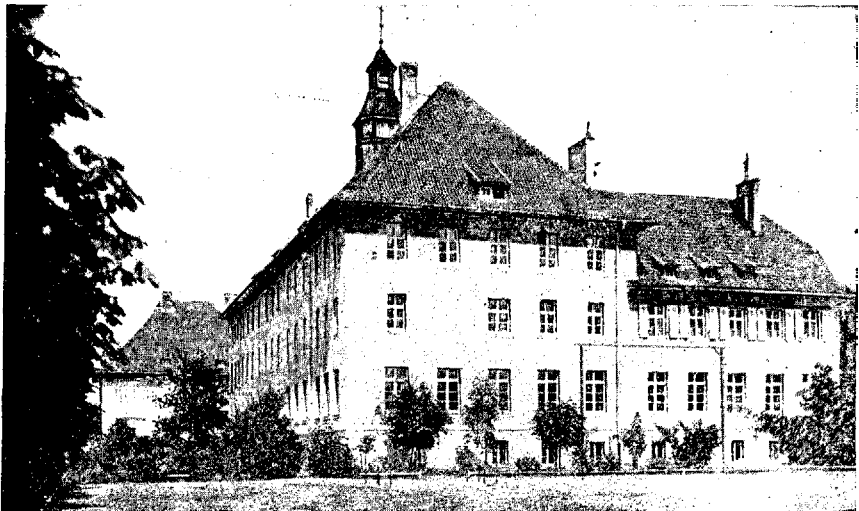
Bis 1839 hatten diese Schulen auch die Aufgaben einer Elementarschule zu erfüllen, was für Schüler und Lehrer große Unannehmlichkeiten mit sich brachte, da der Unterricht Vor- und Nachmittags, selbst am Sonnabend Nachmittag erteilt werden mußte. In dem genannten Jahre richtete die Stadt daher im Hause Tränkstraße 1 eine dreiklassige Elementarschule ein. Dorthin wurde auch die Töchterschule verlegt, deren Leitung 1837 der Prediger Merguet übernommen hatte.

Beiden Schulen konnte am 1. August 1905 das neue Heim in der Herrmannstraße 1 übergeben werden, das mit einem Kostenaufwande von 64884,21 Mark erbaut worden war. 1906 übernahm die Stadt die bis dahin private Vorschule, die Knaben und Mädchen in gemeinsamem Unterricht, diese für die Höhere Mädchenschule, jene für die Realschule vorbereitet; nach Einrichtung der „Grundschule“ wird sie seit 1921 abgebaut. Ostern 1920 hatten die Vorschule in 3, die Höhere Mädchenschule in 6 teilweise kombinierten Klassen 244 (1922: 158), die Volksschule in 6 Klassen 167 (1922: 209) Schulkinder.

Neben diesen Schulen besteht in Pillau I, im Hause Schmiedestraße 2, noch eine Privatschule, die von etwa 20 Kindern besucht wird.

In Pillau II dient Knaben und Mädchen die Volksschule, Ecke der Post- und Camstigaller Straße. Sie ist als Kirchscheule wohl bald nach Gründung der Kirche entstanden, jedenfalls wird schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Schulmeister in Alt-Pillau erwähnt. Das Schulhaus lag in der Nähe der Kirche und hatte unter der Versandung schwer zu leiden. Man entschloß sich daher, ein neues Gebäude an geschützterer Stelle in Wogram zu errichten, das im Frühjahr 1784 bezogen wurde; es wird nach manchen Umbauten noch heute von dem Rektor als Wohnung benutzt.

Da sich dieses alte Haus, selbst bei Halbtagsunterricht, infolge der dauernd steigenden Schülerzahl als zu klein erwies, so wurde es 1887 durch einen Neubau erweitert. Ostern 1900 zählte die Schule 373 Knaben und 371 Mädchen, zusammen

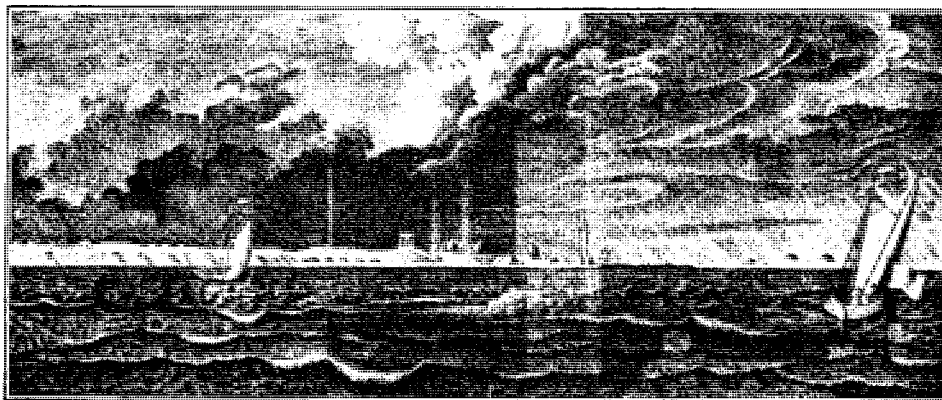


Präparandenanstalt.

744 Schulkinder, am 1. November 1920 deren nur noch 420 (209 Knaben und 211 Mädchen), die in 10 Klassen, darunter 3 Parallelklassen, von 10 Lehrkräften und seit 1916 einer Haushaltungs- und Turnlehrerin unterrichtet werden. Die Stelle des Hauptlehrers, seit 1913 mit der Amtsbezeichnung Rektor, ist gegenwärtig noch mit der des Kantors oder Organisten an der Kirche in Pillau II verbunden.

Eine Fortbildungsschule für die gewerblich tätige Jugend ist am 1. April 1922 eröffnet worden, nachdem die früher, seit 1880 bestehende eingegangen war, ebenso hat eine 1850 begründete Arbeiter-Sonntagsschule nur ein kurzes Dasein geführt.

Die Staatl. Präparandenanstalt bildet in dreijährigem Kurse die künftigen Volksschullehrer für das Lehrerseminar vor. Sie ist in einem neuerrichteten umfangreichen Gebäude untergebracht, das gleichzeitig den 90 Schülern Wohnung bietet. Dieses ist mit einem Kostenaufwande von rund 330 000 Mark von der Stadt erbaut und am 27. September 1910 der Regierung übergeben worden. Der Staat zahlt 30 Jahre lang eine Miete von 19 100 Mark, wonach das Gebäude unentgeltlich in sein Eigentum übergeht. Interessant ist, daß das neue stattliche Haus im Frühjahr 1911 durch die Schießübungen der gleichzeitig errichteten „Kreuzbatterie“ von oben bis unten Risse erhielt, zwecks deren Beseitigung der Militärfiskus sich nach schwierigen Verhandlungen zu einer Entschädigung verstehen mußte.



Das Pillauer Seetief, gez. v. Schinkel 1812.

Wer aus seiner Heimat scheidet, ist sich selten bewußt, was er alles aufgibt; er merkt es vielleicht erst dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude seines späteren Lebens wird.
Gustav Freytag.

5. Geistiges und geselliges Leben.

Wie beide Stadtteile örtlich getrennt sind, so zeigen sich auch in Sitten und Gebräuchen, im Charakter und der geistigen Beanlagung, ja sogar, wie Dialektforscher feststellten, in der Sprache merkliche Unterschiede zwischen Pillau I und II. Der Grund dafür ist klar: Pillau I war stets Verkehrsort, Pillau II eine abgelegene Siedlung von Bauern, Fischern und Arbeitern. Mit einer gewissen Herablassung blicken noch heute die Bewohner der „Stadt“ auf die „Alt-Pillauer“ herab, aber die Unterschiede fangen an sich zu verwischen. Pillau II gewinnt sogar im Leben der Stadt eine steigende Bedeutung, da seine Bevölkerung die Mehrheit der Einwohner bildet und die dort wohnenden Arbeiterkreise infolge der politischen Aenderungen der letzten Jahre den bis dahin ausschlaggebenden Einfluß der Bürger in Pillau I immer mehr zurückdrängen.

Aus dem kulturellen Leben von Alt-Pillau in älterer Zeit ist wenig bekannt. Es sei deshalb nur erwähnt, daß einzelne Familien hier seit Jahrhunderten ansässig sind und eine Art Dorfpatriziat bildeten, aus dem die Gemeindevorsteher und Träger sonstiger Ehrenämter hervorgingen: in Alt-Pillau die Rund, Krüger, Beutner u. a., in Wogram die Baudeck, Naudieth, Laukien, George. Sie sind, wie die zahlreichen Schöler, Schöttke, Koske usw., alle untereinander verwandt oder verschwägert.

Mehr ist von dem neuen Pillau zu sagen. Hier gaben seit dem 17. Jahrhundert der Gouverneur, die Offiziere und Beamten, nebenbei die Reeder und Speditoren, den Ton an. Außerlich herrschte, durch die aus allen Ländern zusammengewürfelte Soldateska und durch das auf den Segelschiffen so zahlreiche Schiffsvolk, ein reges Leben. Schon immer galt der Unterhalt in Pillau als teuer, aber „ungeachtet hier weder geerntet, noch gebrauet, noch gekeltert wird, so ist doch allhier von allem das Beste und Leckerste zu haben“. Wein und Brantwein brachten die Schiffe aus fremden Ländern, Bier aus Königsberg, Rostock, Lübeck und England. So mögen Zechgelage und Raufereien an der Tagesordnung gewesen sein, „da bekanntlich das Schiffsvolk sich an Land unbändig zu bezeugen pflegt“. Aber für Ordnung war gesorgt. Auf dem Haken lag eine Militärwache von 17 Mann und auf ein

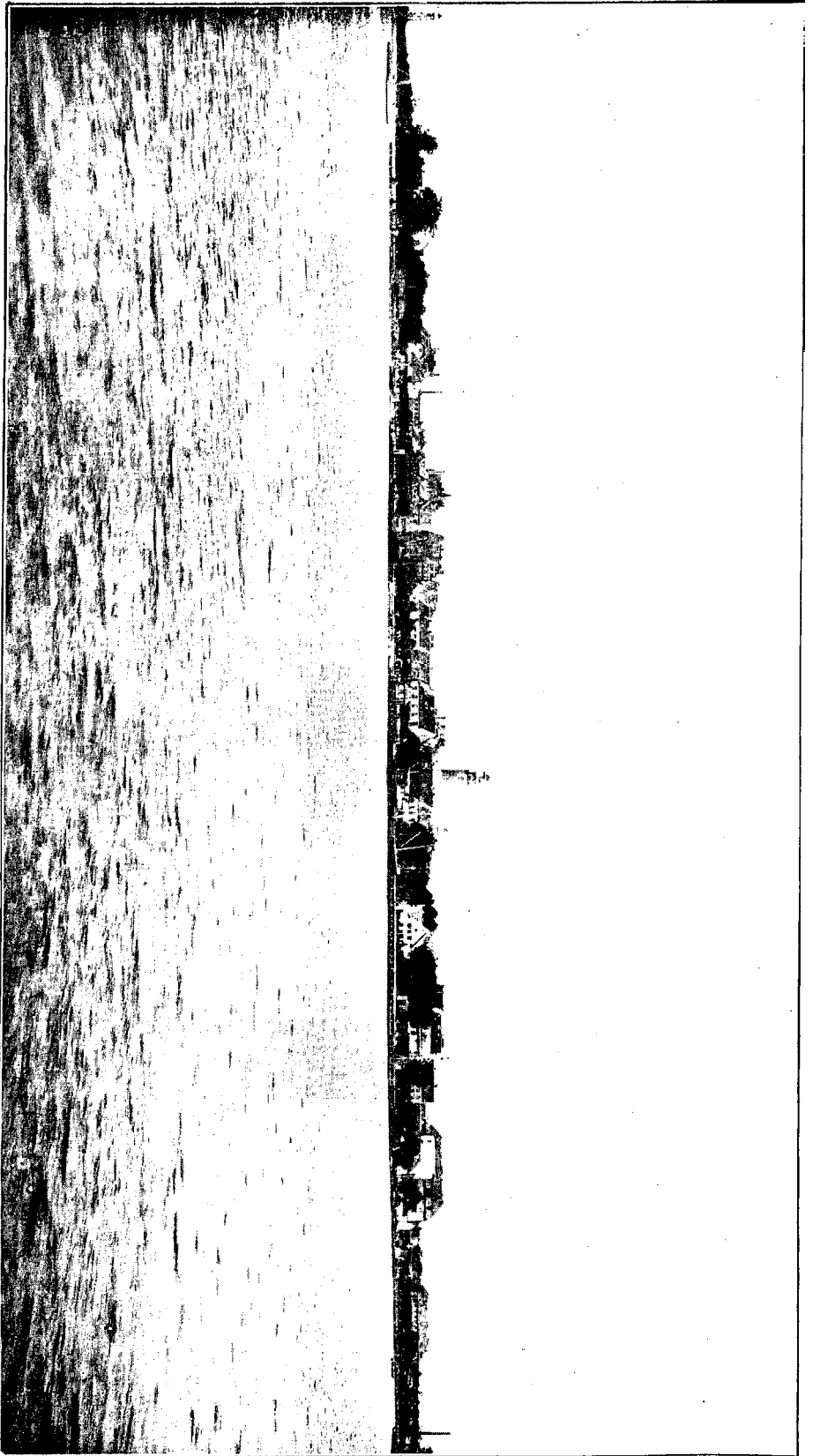
das in Vorbereitung befindliche Preußische Wörterbuch wird viel für Pillau eigentümliches Material bringen.

Das geistige Leben zeigt naturgemäß keine besondere Blüte, die nahe Großstadt zieht solche Interessen an sich. Seit alter Zeit haben sich aber viele Pillauer akademischen Studien gewidmet, so weisen die Matrikel der Albertina in Königsberg Namen, wie Bergmann, de la Cave, Gruenberg, Marty und zahlreiche andere auf. Ein Zeugnis dieses Studiums sind die 1899 beim Abbruch eines Hauses gefundenen Nachschriften von zwei geographischen Vorlesungen Kants, die bis dahin unbekannt waren. — Künstler aus Königsberg geben gelegentlich Theatervorstellungen und Konzerte; seit 1913 besteht auch im Hause Lotsenstraße 2 ein Lichtspieltheater.

Von Zeitungen erscheint jetzt nur eine, zugleich die einzige des Kreises, die im Verlage von Troege seit 1908 herausgegebene „Pillauer Allgemeine und Samländische Zeitung“. Eingegangen ist 1921 der Pillauer „Merkur“, der mit der Betonung der ersten Silbe für den älteren Pillauer überhaupt die Zeitung bedeutete. Er erschien seit 1870 im Verlage von Sahnwaldt, zunächst wöchentlich einmal, zuletzt dreimal, nachdem frühere Unternehmungen, wie die „Pillauer Leuchte“ (S. 222) und der „Pillauer Anzeiger“ (1868) keinen Bestand gehabt hatten.

Von bekannten Persönlichkeiten, die aus Pillau stammen, sind einige zu nennen. Michael Willmann, ein Meister des Barock in Schlesien, ist nach einer Angabe 1630 in Pillau, nach anderer freilich in Königsberg geboren. Als Sohn eines Elementarlehrers ist 1847 hier geboren Heinrich Barth, Professor an der Hochschule für Musik und Senator der Akademie der Künste in Berlin, früher Hofpianist Kaiser Friedrichs. Ebenso ist 1864 hier geboren der Schriftsteller Dr. phil. Hans Parlow, der lange Jahre in Santa Fé in Spanien lebte und eine große Reihe von Romanen, hauptsächlich aus dem Seeleben, geschrieben hat. Genannt seien schließlich noch Otto Dempwolff, geboren 1874, Professor für afrikanische und Südseesprachen an der Universität in Hamburg, und die Altmeisterin der ostpreußischen Frauenbewegung, Frau Pauline Bohn in Königsberg, geboren 1834 in Pillau als Tochter des Ingenieur-Offiziers vom Platz Schwink.

Vergnügen und Erholung sucht der Kleinstädter in seinen Vereinen. Sie sind auch in Pillau zahlreich vorhanden. Die „Erste Ressource“ und die „Bürgerressource“, die früher bestanden, sind schon lange eingegangen. Jetzt sind die ältesten Vereine die „Liedertafel“ (1847), die in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum im Rahmen eines Sängerfestes des neugebildeten Samlandgausängerbundes feierte, ferner die 1853 begründete Schützengilde, deren Schützenhaus im vorigen Jahre niedergebrannt ist. Ein Vorläufer von ihr bestand schon 1724 in der Pillauer Schützenzunft, die 1729 von König Friedrich Wilhelm I. 2 Gewehre und 2 Trommeln geschenkt erhielt. Weitere Nachrichten über sie sind aber nicht erhalten. Turnen und Sport pflegt der 1863 entstandene Turnverein, neben dem sich in den letzten Jahren noch ein Arbeiterturnverein gebildet hat. Gemeinnützigen Zwecken dienen die beiden „Vaterländischen Frauenvereine“, der Verschönerungsverein von 1884, der Gartenbauverein von 1919 u. a.

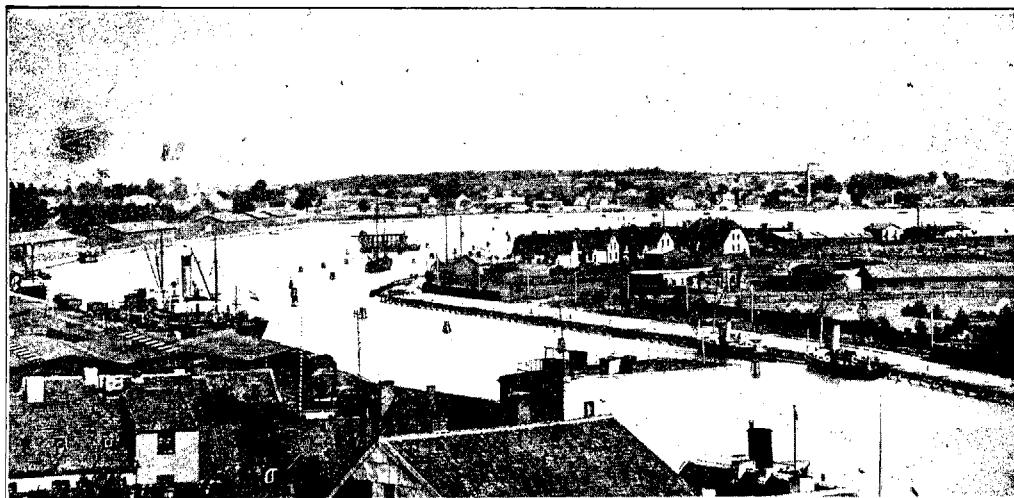


Lobsenwachturm.

Leuchtturm

Artilleriekaserne.

Pillau I, Gesamtsicht 1922.



Blick vom Leuchtturm auf Hinterhafen und Pillau II.

Aus fernem Nord blau rollt die See
 der Bernstein blitz im Sand
 Dort hinter den weißen Dünen
 dort liegt und lacht im Grünen
 mein Heimatland, mein Heimatland!

Arno Holz.

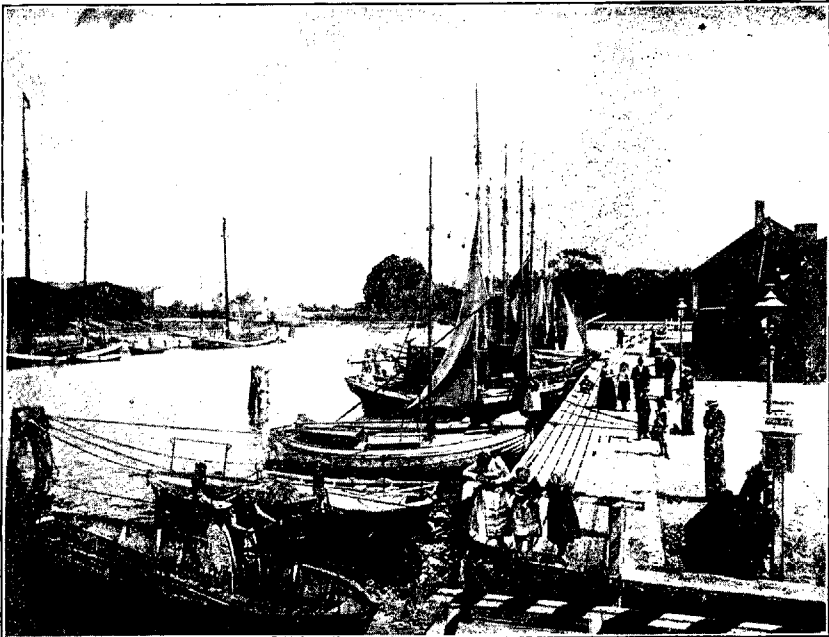
6. Rundgang durch Pillau. Schluß.

”Pillau, du freundliche Hüterin des schiffsgastlichen Seetiefs, wie erfüllte, fesselte mich deine unwiderstehliche Schönheit in glücklicher Friedenszeit! Nicht brauchst du noch einen liebenden Freund, der für deine reizvolle Komposition von idyllischer Anmut und erhabener Größe, von historischer Romantik und militärischer Stärke, von gemütlicher Krähwinkerei und internationaler Geschäftigkeit werben müßte. Die ungezählten fremden Scharen, die alljährlich mit dem erwachenden Lenz bis zum Todestanz der bunten Herbstblätter am Meeresstrand und Dünenrand dir ihre ehrliche Huldigung darbringen, sprechen deutlicher als Worte und Schrift für deine große, treue und immer noch wachsende Verehrergemeinde“. So preist im Jahre 1919 ein Freund von Pillau den Gegen-



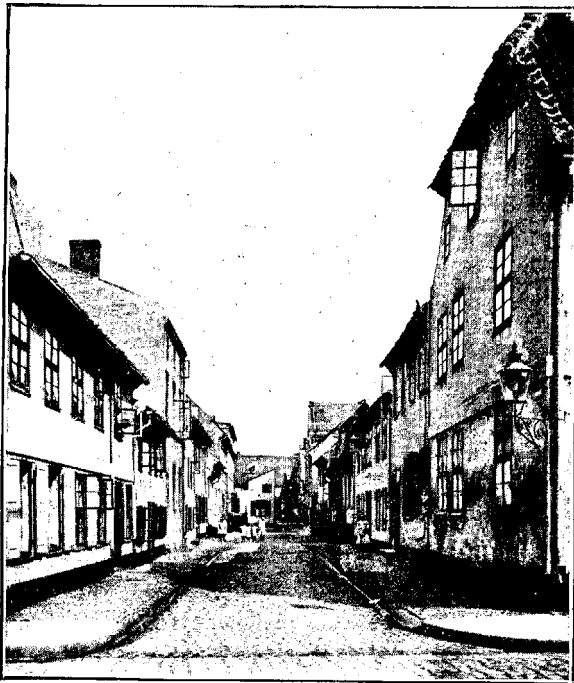
Fähre.

stand unserer Schilderung. Wer an einem schönen Sommernachmittag den Blick vom Bollwerk über das weite Haff auf die gegenüberliegende Festlandsküste genossen oder am Tief einen Sonnenuntergang bewundert hat, versteht diesen Enthusiasmus. Doch wir wollen sachlicher vorgehen.



Am Graben.

Den Besucher, der mit der Eisenbahn nach Pillau kommt, führt den Weg vom Bahnhof nach Pillau I an den historischen „Graben“. Hier beobachten wir gerade, wie der schicke Personendampfer nach Swinemünde abfährt. Die gemütliche Seilfähre bringt uns ans andere Ufer, wo Kähne von der Ostseite des Haffs Gemüse und Obst feilhalten. Ihre Insassen genießen die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Butzen“, was einen Poltergeist oder gar den Teufel selbst bezeichnet. Ein Spaziergang am Bollwerk entlang zeigt allerlei Interessantes. Links grüßt uns im Schmuck hoher grüner Bäume der „Russische Damm“, rechts liegen die „Ilskefalle“, Kontore der Schiffsmakler und schließlich die Konditorei Hohes Bollwerk 4, deren Außenseite das auf dem Titelblatt abgebildete Schiffsrelief von 1776 schmückt. Einige Schritte weiter fesselt unsere Aufmerksamkeit der



Schulstraße (rechts die ehemalige Volksschule).

schmucke in leuchtendem Weiß gehaltene Leuchtturm, von dessen Plattform wir eine herrliche Rundschau über die Stadt und weit über Haff und See genießen. Vor ihm steht das Denkmal des Großen Kurfürsten, der von seinem Postament stolz die einlaufenden Schiffe mustert. Durch eine schöne Allee, den beliebten Spaziergang der Pillauer, kommen wir an dem Fischer- und Lotsenhafen vorüber zum Seetief, dessen Wogen, gebändigt durch die Einfassung von gewaltigen Granitblöcken, ruhig dahinfließen.

Mancher wirft vielleicht noch einen Blick in das Innere der Stadt, die mit ihren sauberen, wenn auch wegen der Festung meist niedrigen Häusern, einen anheimelnden Eindruck macht. Auffällig ist der dreieckige Marktplatz, von einem Besucher 1865 mit dem Forum triangulare in Pompeji verglichen! Er, sowie die Wassergasse verdanken diese Form den Baken, die in den Anfängen der Stadt dort standen.



Am Packhof.

Die ältesten Straßen sind die Haff- und die Lizenstraße (S 171, 177). In letzterer befindet sich das Zollamt, 1701 als Lizen-, Accise- und Posthaus erbaut; gegenüber, unter den Fundamenten des Grundstücks Nr. 4, liegt ein vollständiges Schiff mit dem Kiel nach oben im Sande begraben. Auf der Hinterseite des Zollamtes nach dem Binnenhafen liegt der „Packhof“; neben ihm, an der Stelle des Hauses am Packhof Nr. 2, befand sich das Tonnenhaus, in dem vor Gründung der Stadt die Lotsen aus Alt-Pillau im Winter die Seetonnen aufbewahrten (S. 169). Ein Blick in die Wohnhäuser der Stadt zeigt, daß sie meist eng gebaut sind und nur kleine oder gar keine Höfe haben. Besonders schlecht sind die Wohnverhältnisse in der Breiten- und der Schulstraße, deren Häuser eine Tiefe von 7–8 m haben, aber nur von einer Seite Licht erhalten, sodaß hinten die Küchen und „Alkoven“ ganz dunkel sind. Oft sind, wie auch sonst in beiden Stadtteilen, die Herde auf dem Flur aufgestellt oder es sind noch alte Kamine vorhanden, in denen man früher auf einem eisernen Dreifuß kochte.

Wenn wir unseren Spaziergang am Seetief entlang fortsetzen, erblicken wir bald zur Rechten über altersgrauen Mauern die grünen Wälle der Festung und kommen an den Baken, den Torpedosperren und der Sperrbatterie vorüber. Der Weg



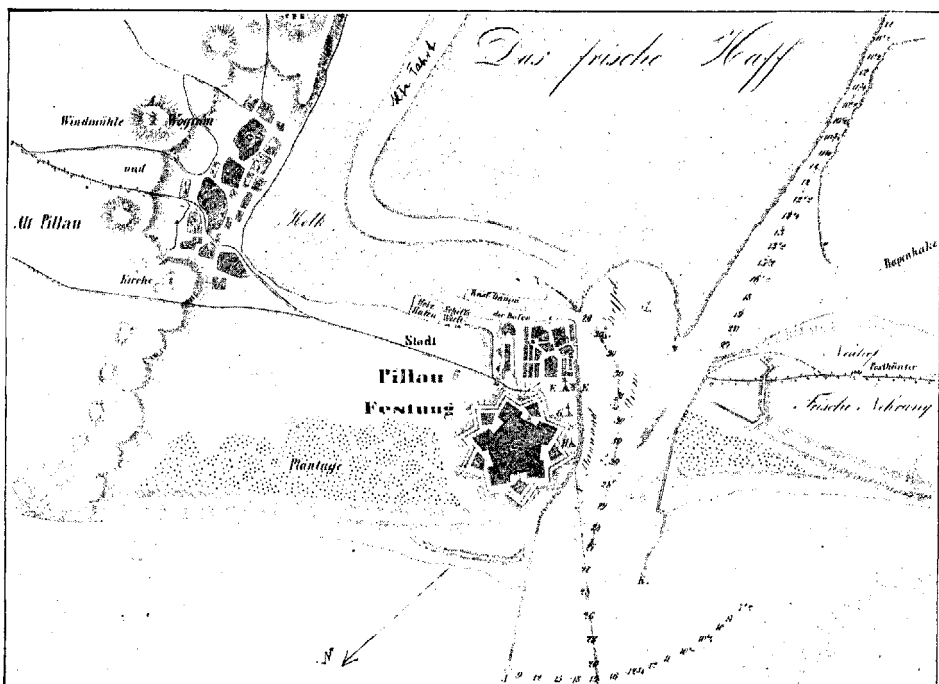
Breitestraße.



Allee in der Plantage.

geht weiter bis zum Kopfe der Nordermole und zum Strande, längs dem an schönen Sommertagen sich bei dem Fehlen einer Badeanstalt ein paradiesisches Badeleben entfaltet. Wir aber wenden uns rechts und kommen über das Ravelin „Faulwinkel“ durch das lange gewölbte Faulwinkeltor in die Festung, die eine Welt für sich bildet: Ringsum die Wälle mit den eingebauten Kasematten, in der Mitte ein großer Platz, umgeben von der Kirche, der Kommandantur, dem Zeughause und anderen altersgrauen Gebäuden, alle von freundlichem Grün umrahmt, das Ganze ein sehenswertes Idyll aus alter Zeit. Modern muten aber die Antennenmasten der Küstenfunkstation Pillaun an, die auf den Wällen

weithin sichtbar emporragen. Sie ist von Danzig hierher verlegt und seit dem 22. Dezember 1919 in Betrieb. Mit der Wellenlänge von 820 m gibt sie täglich die Wettermeldungen und einen Auszug aus der Königsberger Allgemeinen Zeitung an die Schiffe aus. Durch einen langen niedrigen Torweg kommen wir über das Ravelin „Kronwerk“ zwischen den Bastionen „König“ und „Königin“ hindurch nach der Plantage. Prachtige Alleen, das dichte Unterholz von Busch und Blumen, eine Folge des hohen Grundwasserstandes, zu Pfingsten die blühenden Fliederhecken, sie bilden einen duftigen Garten, in dem, oft übertönt durch das Brausen der See, Nachtigallen und andere Sänger ihr Lied erschallen lassen. So ist neben dem Hafen die Plantage das zweite Juwel von Pillau.



Pillau und Alt-Pillau im Jahre 1850, mit Situationsplan des damaligen Hafens.

Pillau II wird von Fremden nur selten aufgesucht. Es lohnt aber durchaus, auch diese eigenartige Siedlung kennen zu lernen. Sie liegt auf den Abhängen, die sich von den umgebenden Höhen zum Hafen hinziehen und macht mit ihren langen, in anmutigen Krümmungen verlaufenden Straßen, mit ihren niedrigen, meist in Grün gebetteten Häusern einen freundlichen, teilweise ländlichen Eindruck.

Pillau II wird durch die Chausseestraße in zwei Teile geteilt. Westlich von ihr liegt das „Lustige Flick“, mit seinen engen Gassen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder entstanden. Den Namen erhielt dieser Stadtteil von seinen unruhigen und zanksüchtigen Einwohnern, bei denen es oft gar „lustig“ herging. In seiner Nachbarschaft liegen der Kirchhof und der Pfundbudenberg, von denen sich nach der See zu die Baummaske hinzieht.

Nördlich von dieser breitet sich die große Palve aus, in der an der Chaussee in der „Neuen Welt“ das Gehöft „Himmelreich“ liegt, wohl ein Spotname auf die Siedlung inmitten der Sandwüste. Weiterhin führt nach der See zu, durch einen

die hohe Sanddüne durchschneidenden Hohlweg, die Viehtrift zum Königssee, der seinen Namen der Phantasie der Badegäste in Neuhäuser verdankt. Nördlich abgeschlossen wird die Palve durch die kleine Gardine (S. 156), nach deren früheren Besitzern „Draaschs Hüsker“ (Büschel) genannt.

Östlich der Chaussee durchziehen drei Hauptstraßen die Ortschaft. Die Große Fischerstraße führt am Hafen und der Tranfabrik vorbei zur Kalksandsteinfabrik. Die Langgasse, mit ihrer Verlängerung, der Wogramstraße, ist die eigentliche Verkehrsstraße. Die Große Stiehlestraße führt zum Fort, in ihrer Verlängerung, der Camstiggaller Straße, befindet sich auf dem Gehöft des Besitzers George das letzte noch bewohnte Storchnest, das einzige auf zwei Meilen in der Runde.

Von hier verläuft ein tiefer Hohlweg zum Schwalbenberg („Schwoalkeberg“), 28,87 m hoch, den bis 1914 die Landmarke krönte (S. 216). Nördlich von ihm breitet sich zwischen Chaussee und Haff die Pillauer Feldmark aus, die auch einzelne Erinnerungen an frühere Zeiten birgt. Der „Hasenhegerweg“ ist nach dem kurfürstlichen Forstbeamten benannt, der bis nach 1700 in Alt-Pillau seinen Sitz hatte; der Hasenheger-Acker war sein Dienstland. Der Flurname „Im Karpenteich“ erinnert an eine der Teichanlagen des Ordens, schon 1700 diente sie nicht mehr zur Fischzucht. Sonstige Flurnamen sind: Katzenteich, Fichtenacker, Im Rosengarten, Stierrie usw.

Von der Höhe des Schwalbenberges überblicken wir noch einmal die Stadt und genießen die umfassende Aussicht, eine der schönsten des Samlandes und nehmen Abschied von Pillau mit dem Wunsche, daß diese Schilderungen das Interesse der Einwohner von Pillau an ihrer Heimat beleben und die Aufmerksamkeit der Fremden immer mehr auf die jetzt einzige Stadt Ostpreußens am Meere lenken mögen.



Das Rathaus in der Gegenwart.

Willst du im Unendlichen schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.
Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinen erblicken.
Goethe.

Die Frische Nehrung

in ihrem ostpreußischen Anteil von Neutief bis zum Forsthaus Grenz.

Von Weichselmünde erstreckt sich in nordwestlicher Richtung bis zum Pillauer Tief, das Frische Haff von der Danziger Bucht abschneidend, der 96 km lange schmale Landstreifen der „Frischen Nehrung“. Den Anfang bildet fruchtbares Land; erst bei Kahlberg geht die Nehrung in die mit endlosen Kiefernwaldungen bestandenen Sanddünen über, die in dem Wanderer den Eindruck unendlicher Einsamkeit erwecken. Abgesehen von der Ortschaft Neutief fehlt in dem bei Narmeln beginnenden ostpreußischen Teil jede Ansiedlung, denn die wenigen Forsthäuser sind künstlichen Ursprunges und daher als eigentliche Siedlungen nicht zu betrachten. Der Anteil Ostpreußens an der Frischen Nehrung umfaßt 2027 ha, er gehört zum Kreise Fischhausen; mit seinen annähernd zweihundert Bewohnern bildet er einen eigenen Gutsbezirk.

Die Frische Nehrung verdankt ihr Entstehen den durch die Strömungen hier abgelagerten Sandmassen der See und den Sinkstoffen der Weichsel. Als erstes Ergebnis dieser sich entgegenstrebenden See- und Weichselströmungen bildeten sich auf dem festen Lehm- und Schluffboden des Meeres zunächst kleine, dem Festlande vorgelagerte Inseln. Durch die einsetzende Vegetation widerstandsfähig geworden, nahmen sie mit der Zeit an Umfang zu und schlossen sich schließlich zu dem Landstreifen der jetzigen Nehrung zusammen. Neueren Forschungen nach erfolgte die Nehrungsbildung gleichzeitig von Süden wie von Norden her. Den Beginn des südlichen Armes haben wir in der Gegend von Bodenwinkel und den des nördlichen bei Lochstädt zu suchen. Gleichzeitig fortschreitend trafen diese beiden Landzungen dann zusammen; der mit üppigem Wald bestandene Abschnitt zwischen Möwenhaken und Großbruch ist daher der jüngste Teil der Nehrung. Die Nehrung ist also, wie ihre Bodenbeschaffenheit beweist, nicht als ein fertig aus dem Wasser gehobener Damm anzusehen. Ein Beispiel für den gleichen Entwicklungsgang zeigen die Friesischen Inseln an der Nordsee.

Die Ablagerungen der Weichsel, die noch in der Ordenszeit fast ihr ganzes Wasser dem Haff zuführte, wurden geringer, als sie sich im Jahre 1371 und in neuerer Zeit im Jahre 1840 kürzere Auswege zur See suchte, zu denen dann im Jahre 1895 noch die künstliche Weichselmündung bei Schiewenhorst trat. Durch diese Mündungen wurden die früher sehr bedeutenden Verlandungen des südlichen Haffes wesentlich geringer, aber ebenso die Landverluste des nördlichen Haffes.

Der Landzuwachs der Nehrung auf der Haffseite ist im allgemeinen sehr gering. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in dem Wasserdruck der in das Haff mündenden und an der Nehrung vorbeiströmenden Flüsse, der die Ansetzung von Land verhindert. Diese Strömung ist im nördlichen Verlauf sogar so kräftig, daß die Nehrung Mühe hat, sich dagegen zu halten, und durch umfangreiche Buhnen geschützt werden muß. Auch auf der Seeseite ist bisher ein, wenn auch nur geringer Landverlust festgestellt worden.

Nach alten Chronisten ist die Nehrung im Jahre 1190 entstanden. „Da war

ein solch großes Unwetter, wie seit der Sintflut nicht mehr; zwölf Jahre stand der Wind von Norden, und da ist die Nehrung geworden.“ Vielleicht waren Veränderungen der Tiefe die Ursache dieser sagenhaften Nachricht.

Der Ursprung des Namens „Nehrung“ verliert sich in die ferne Vorzeit, denn lange, bevor Wulfstan sie in seinem Reisebericht vom Jahre 890 als Witland bezeichnete, war der Name Nehrung in seiner Urform sicher schon in Gebrauch. Die Wurzel dieses Namens ist das gotische „neria“ = das über Wasser ragende Land, oder auch das altpreußische „nerie“ = das aufgeworfene Land oder seichtes, verlandendes Gewässer. Unter dem Orden heißt sie 1258 Nergia, später Nerge, auch Nerghi terra, und ihre nördliche Spitze Nerienort. Im siebzehnten Jahrhundert finden wir den nördlichen Teil als „Churfürstlich Brandenburgische Neerung“ bezeichnet; hieraus wurde später Nehring, bis der Sprachgebrauch im vorigen Jahrhundert daraus endlich das Wort „Nehrung“ schuf. Die Bezeichnung „Frische“ Nehrung entstand durch Anlehnung an das „Frische“ Haff.

Die Tiefe der Frischen Nehrung.

Die verschiedenen Tiefe der Nehrung waren, wie aus der Geschichte hervorgeht, für die am Haff liegenden Orte und ihr Hinterland dauernd von großer Bedeutung. Die ältesten Nachrichten über ein Tief erhalten wir durch den Reisebericht Wulfstans, der durch ein solches in das Haff gelangte, sowie aus der Passio Adalperti aus dem Jahre 1004, in der mitgeteilt wird, daß die Preußen ihre Wächter „am Tief“ bedrohten, weil sie Adalbert hindurch gelassen hatten. Später bei der Eroberung des Landes durch den Orden wird auch die Verteidigung des Tiefes durch die Bewohner des Landes erwähnt, den alten Preußen war also der Wert dieser Wasserstraße als Schlüssel des Landes sehr gut bekannt.

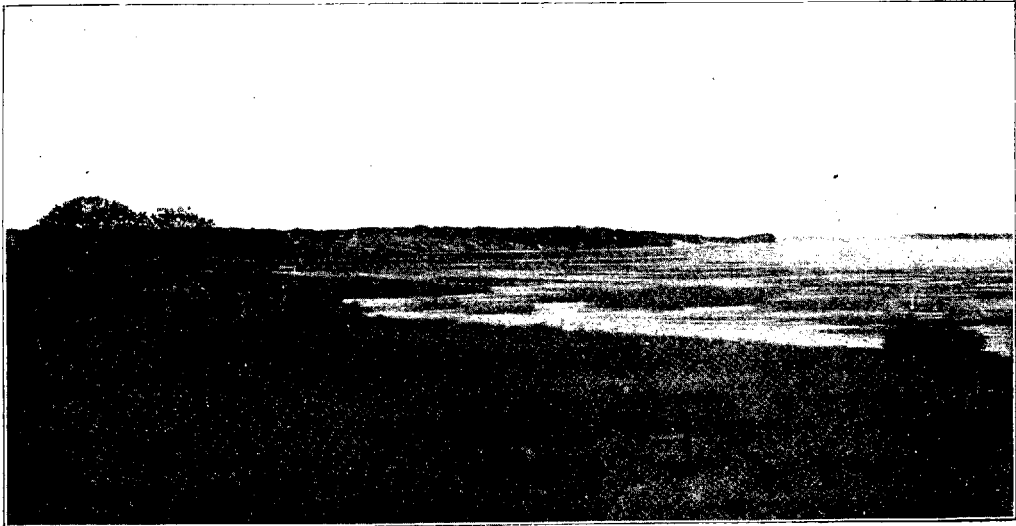
Abgesehen von diesem wohl bei Bodenwinkel gelegenen legendenhaften Tief und dem den Abfluß des Pregels bildenden Lochstädter Tief ist als das älteste historisch beglaubigte Tief das „Kalenberger Tief“, zwischen Kahlberg und Schmeergrube gelegen, anzusehen. Es war, da es Elbing fast gegenüber lag und daher auch das Elbinger Tief genannt wurde, für diese Stadt als Vorhafen von besonderer Bedeutung, so daß es verständlich ist, daß Elbing auch für seine Unterhaltung zu sorgen hatte. Erstmals wird dieses Tief anlässlich der Teilung des Samlandes zwischen Orden und Bischof im Jahre 1258 erwähnt, gelegentlich der auch die Nehrungsanteile bestimmt wurden.

Die für die Tiefbildungen seit jeher von besonderer Bedeutung gewesenen Ablagerungen der Weichsel, denen wirksam zu begegnen Menschenhänden damals noch versagt war, schlossen allmählich dieses Tief. Chronisten verlegen seine Versandung in die Jahre 1309 bis 1311, also etwa in die Zeit der Schließung des Lochstädter Tiefes, wie überhaupt das südbaltische Land um diese Jahre großen Veränderungen und Störungen ausgesetzt gewesen sein soll. Trotzdem muß dieses Tief aber doch noch lange Jahre bestanden haben, denn erst am Tage Lamberti des Jahres 1395 sollen es die Danziger aus Rivalität gegen die Stadt Elbing durch Versenkung einiger mit Steinen beladener Schiffe unbrauchbar gemacht haben; durch Sturm und Wellen darüber gehäufte Sand vollendete dann das Werk der Zerstörung. Nach anderer Ueberlieferung ist das Tief aber 1394 durch einen furchtbaren Sturm, der gleichzeitig das Lochstädter Tief verschüttete, unbrauchbar gemacht worden.

Die Versandung des Elbinger Tiefes wurde nun die Ursache des neuen, Rosenberg gegenüber liegenden Rosenberger Tiefes, das im Jahre 1376, nach anderer Ueberlieferung 1394 entstand.

Dieses Rosenberger Tief, meist nur „die Balge“ genannt, war nun für lange Jahre das hauptsächlichste der Schifffahrt dienende Tief. Auch dieses unterstand zunächst den Elbingern, die für seine Benutzung eine Gebühr, „das Pfahl- oder Pfundgeld“, erhoben, aus deren Erträgen sie das Tief instand hielten und verbesserten. Die Erhebung des Pfundgeldes erfolgte durch den an der Balge wohnenden Pfundmeister; Elbing mußte aber den Handelsorten am Haff Rechnung über die eingegangenen Gelder ablegen. Bald darauf finden wir an der Verwaltung des Tiefes auch die Städte Königsberg beteiligt, die sie schließlich im Jahre 1422 allein übernahmen.

Die Erhaltung der Balge, später auch „das alte Tief“ genannt, war nun eine Hauptsorge der Handel treibenden Städte am Haff, und fast dauernd wurde an ihr verbessert. So hören wir im Jahre 1430 von solchen Arbeiten; 1447 verständigten sich die an der Balge Beteiligten zur Aufbringung einer Steuer für deren Instandhaltung; nur



Am Holm, der Stätte des ehemaligen Rosenberger Tiefes.

die Braunsberger wollten sich ihr entziehen. Im Jahre 1453 schrieb der Marschall an den Hochmeister, daß ihn die Königsberger wegen rechtzeitiger Instandsetzung der Pillaw und des Tiefes an der Balge gemahnt hätten.

Im Jahre 1455 oder 1456, gelegentlich des Krieges mit Polen, wurde die damals vierzehn Ellen tiefe Balge von den Danzigern durch fünf versenkte Schiffe unfahrbar gemacht. Die Wassertiefe betrug nach dieser Sperre nur noch drei Ellen; es war also gelungen, die Balge fast unbenutzbar zu machen. Die Dauer ihres Bestehens wird auf einundsechzig Jahre angegeben.

Nach der Schließung dieses Rosenberger Tiefes rissen die Stürme etwas nördlicher, Balga gegenüber, ein Tief, das im Jahre 1466 unter großen Kosten befahrbar gemacht wurde. Es wird bis zum Jahre 1479, wo sich ein Tief in der Pillaw bildete, als beständig geschildert. Dieser Durchbruch in der Pillaw scheint dann sehr ungünstig auf die Balge eingewirkt zu haben. Um 1482 wurden scheinbar beide Tiefen benutzt, denn in einem Bericht dieses Jahres heißt es, „daß das Tief bei der Pylle in Stand gehalten werden soll, während durch die Balge noch Korn verschifft wird.“

Auf dem Landtage des Jahres 1508 wurden wieder die Bauten an den Tiefen besprochen und ihre Ausführung vom Orden verlangt. Die in Abwesenheit des

Hochmeisters die Regierung führenden Regenten bestimmten aber, daß derartige Bauten Sache der anliegenden Städte seien, und es blieb daher bei dieser alten Gewohnheit. Die Balge mußte aber mittlerweile sehr schlecht geworden sein, daher lief ihr das Tief bei Pillau, das wir 1510 als das „richtige Tief“ bezeichnet finden, nunmehr den Rang ab, denn 1517 klagte man, daß der Zoll bei der Balge sehr abgenommen hätte.

Zwei Jahre später wurde auch diese Balge von den Danzigern aus Rivalität gegen Königsberg „erfüllt“. Am 18. März 1519 erschienen einige Danziger Schiffe vor dem unter dem Schutze des Lochstädter Pflegers stehenden Tief. Als dieser sich durch zwei Fischer nach der Herkunft der Schiffe erkundigte, gaben sie sich für Dänen aus, wodurch sich der Pfleger auch täuschen ließ. Ueber die Unbrauchbarmachung berichtet Hennenberger, der sie aber in das Jahr 1520 verlegt, wie folgt:

Im Polnischen Kriege 1520, auff Gertrudis / kamen die Dantzker onnd verpfietheten das Balgische oder Alte Tieffe / ond versenckten es mit einem alten Holck / einer Barschen / ond mit zweyen alten Böten mit steinen beladen.

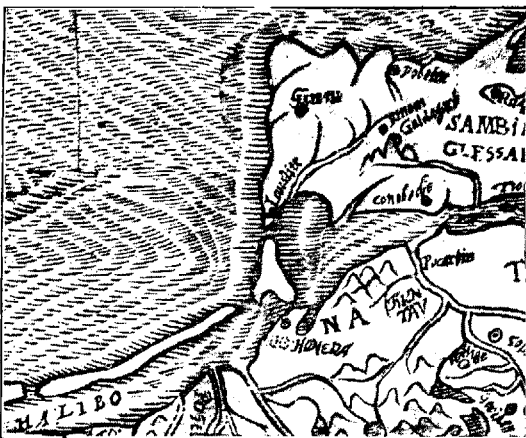
Darnach im selbigen Jahr am 9. Junij / ward es binnen Haffes versencket mit 5 Weisselkahn / darinnen waren Kasten geschürtzt von grossen Rahnen / ond mit Steinen gefüllet / solches haben die Dantzker gethan / in einem versiegelten beyfrieden / als der Hoemeister bei dem König zu Thorn ware.

Wohl wird im nächsten Jahre das Tief nochmals als aufgeräumt bezeichnet, jedoch befürchtete man, daß die beiden Tiefe, also die Balge und das Pillauer Tief, bei schwerer See zusammengerissen werden könnten. Die Dauer der Benutzung des Balgaer Tiefes für die Schifffahrt wird mit fünfundsechzig Jahren angegeben.

Um das Jahr 1553 wird die Balge als gänzlich versandet geschildert; nur noch eine kleine Rinne bildete ihren Rest, den wir aber auf der Hennenbergerschen Karte aus dem Jahre 1584 noch eingezeichnet finden. Nur hier, nicht südlich des Rosenberger Tiefes, ist „das Balgaer Tief“ zu suchen. Deutlich erkennbar zeichnen sich noch jetzt die Oertlichkeiten dieser alten Tiefe von ihren Umgebungen ab.

Man bringt zumeist den Namen der Burg Balga mit dem des Balgaer Tiefes in Verbindung. Die Bezeichnung eines Tiefes als Balge war aber bis in das fünfzehnte Jahrhundert die übliche für derartige Fahrrinnen, und wir finden sie noch heute in Friesland wieder. Diese Burg dürfte ihre Bezeichnung wohl auf die gegenüberliegende alte Balge bei Witlandsort zurückführen, lag doch bei Erbauung der Balgaer Burg, der ältesten Preußens, in den Jahren 1240—1250 das Lochstädter Tief am nächsten.

Meist wird nun das Balgaer Tief an die schmalste Stelle der Nehrung, südlich des Holms und nördlich der Försterei Groß-Bruch verlegt. Tief schneidet hier das Haff in das nur einen halben Meter über dem Spiegel der Ostsee liegende bruchige, mit Erlen bestandene und gegen die See nur durch eine Vordüne geschützte Land hinein. Der Grund für diese irrige Annahme ist darin zu suchen, daß hier im Jahre 1426 ein neues Tief entstand, daß nach Angabe des damaligen Ordensmarschalls vierunddreißig Ruten breit, im Strom sechs Ellen und an den Seiten ein und einhalb Ellen tief

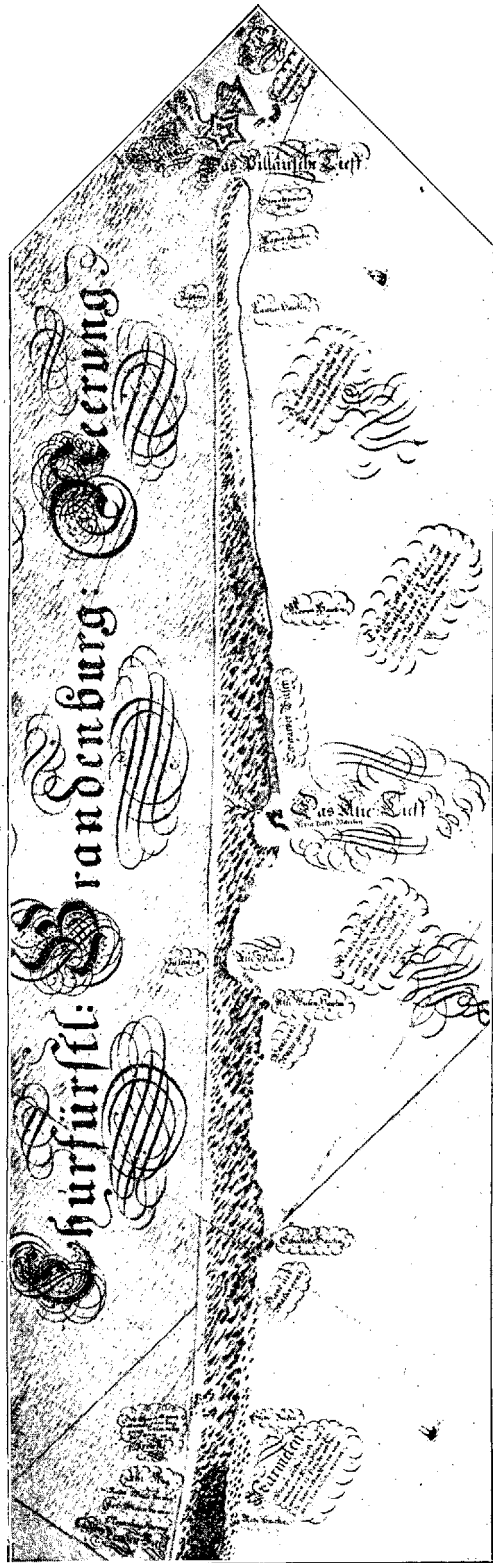


Die Tiefe nach Hennenberger. Um 1584.

war. Ueber die Benutzung dieses Durchbruches als SchiffsstraÙe hört man jedoch nichts, er scheint bald nach dem Entstehen abgedämmt worden zu sein. Spätere Ueberschlagungen der See haben dieser Stelle der Nehrung, die sogar noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Wasser gefüllt geschildert wird, den Charakter eines ehemaligen Tiefes bewahrt, umsomehr, als sie mit vierhundert Metern Breite die schmalste der ganzen Nehrung ist.

Als eine eigentümliche, wahrscheinlich auf den Strömungen der Weichsel beruhende Erscheinung ist noch bemerkenswert, daß die Tiefe sich immer weiter nach Norden zu bildeten, bis sie endlich an den Höhen von Alt-Pillau, der nördlichsten für ein Tief geeigneten Stelle, ihre Grenze fanden.

Es erscheint sicher, daß die angeführten Tiefe nicht die einzigen der Nehrung waren, aber erst eingehende Forschungen dürften völlige Klarheit in diese Frage bringen; es steht jedoch fest, daß Einrisse und Durchbrüche früher häufiger vorkamen. So durchbrach die See beim Lautershaken, südlich von Neutief, die Nehrung im Jahre 1600; der Durchbruch wurde aber durch Zuschlag wieder verdämmt. Im Jahre 1667 heißt es, „die See hat einige Ströme ins Haff gemacht“. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging die See unweit Neutief in einer tiefen Rinne quer über die Nehrung, mit Seewasser gefüllte Löcher von zehn Fuß Tiefe zurücklassend, die erst am Ende des Jahrhunderts durch Flechtzäune und Dämme vor weiterer Vertiefung geschützt wurden. Auch in neuerer Zeit fanden verschiedene Ueberspülungen und Durchbrüche statt, so im Jahre 1801 gelegentlich der großen Sturmflut dieses Jahres, bei der sich die Wogen der See über die Nehrung hinweg ergossen. 1818 stürzte sich die See gleichfalls an mehreren Stellen in das Haff, und erst 1918 wäre bei Neutief fast eine Verbindung zwischen Haff und See entstanden. Zu einem dauernden neuen Tief dürften diese Durchbrüche jedoch nicht mehr führen, da die erforderliche Strömung fehlt.



„Eigentlicher Grundriß der Neerung, wie dieselbe im Jahre 1643/44 ist befunden.“
Von Georg Strackwitz. Staatsarchiv Danzig.

Als eine typische Tiefbildung ist auch der Weichseldurchbruch bei Neufähr im Jahre 1840 anzusehen. Dieser Durchbruch war übrigens für Pillau von besonderer Bedeutung; denn abgesehen davon, daß die gewaltigen Wassermassen des Eisganges der Weichsel das Pillauer Tief ganz plötzlich wesentlich vertieften, wurde durch ihn auch die Gefahr eines neuen Nehrungsdurchbruches ganz bedeutend verringert. Der größte Teil des Weichselwassers geht seit diesem Jahre direkt in die See, und da auch die Weichsel und Nogat jetzt reguliert sind, so ist die Strömung, und damit auch die Gefahr eines zu großen Druckes auf die Nehrung wesentlich geringer geworden. Nach menschlichem Ermessen dürfte daher eine Tiefbildung an anderer Stelle und damit die Gefahr einer Versandung des Pillauer Tiefes für immer beseitigt sein.

Einen Anhalt für die Oertlichkeiten der verschiedenen Tiefe geben die sogenannten Kolke. Diese sind Wasserstellen auf der See- und Haffseite, in denen das Wasser gleich von der Düne aus auf größere Tiefen geht; auf der Haffseite fehlt diesen Kolken überdies das typische, mit Binsen bewachsene Vorland. Von diesen Kolken gibt es auf der Nehrung eine ganze Anzahl, so den Schüttkolk westlich der alten Ortsstelle von Alttief, also beim alten Rosenberger Tief, und den Kolk bei Schmeergrube; auch die Hafengebucht bei Pillau heißt noch auf älteren Karten der Kolk.

Ende der siebziger Jahre, ja noch in allerneuester Zeit, wurde der alte Gedanke eines Durchstiches der Frischen Nehrung wieder lebhaft erörtert. Elbing erhofft durch diesen eine bessere Verbindung mit der See, und die Fischereibevölkerung der südlichen Nehrung erwartet durch ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, den Eintritt der Fische in den südlichen Teil des Haffes. Die durch den Frieden von Versailles veränderten Besitzverhältnisse an der Nehrung dürften aber die Verwirklichung dieses Planes wohl auf lange Zeit hinaus verschieben.

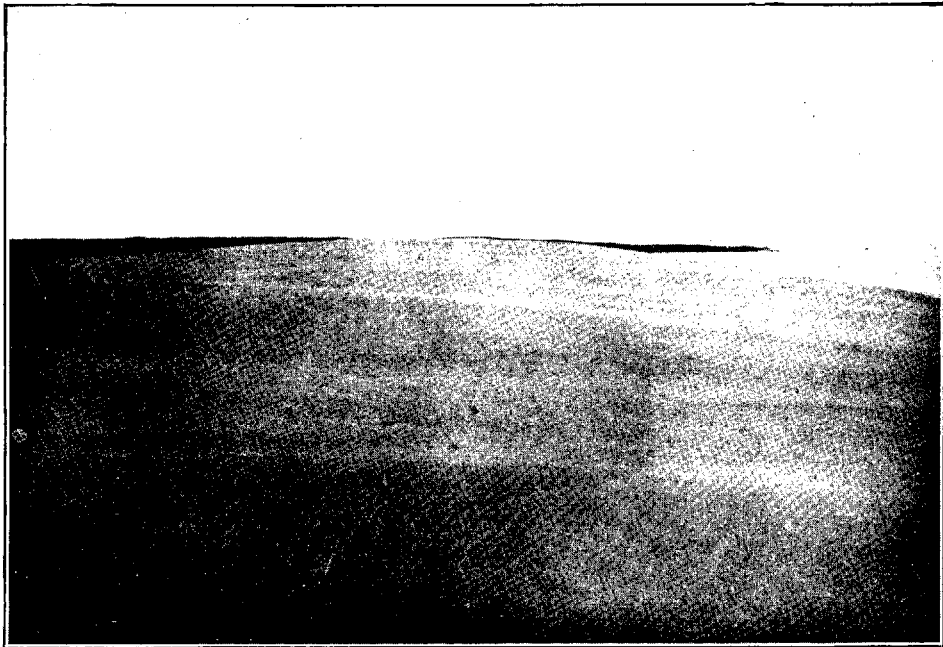


Das Haff an der Stelle des Durchbruches vom Jahre 1426.

Die Dünen der Frischen Nehrung.

Die Dünen der Frischen Nehrung verdanken gleich denen der Kurischen Nehrung ihre Entstehung dem an die Küste gespülten und auf das Land gewehten Sand der Ostsee. Obgleich sie jene an Umfang und Höhe nicht erreichen, ist doch ihr Eindruck ein bemerkenswerter; er wäre noch gewaltiger, wenn die auf ihnen zum Schutze der Nehrung angelegten Aufforstungen diese Wirkung nicht beeinträchtigten. Dafür nehmen aber diese durch staatliche Fürsorge angepflanzten Wälder den Dünen ihre sonstige, so unheilvolle Wirkung.

Der Charakter der Dünen ist verschieden. Von Bodenwinkel an bilden sie ein Gewirr zahlloser kleiner Kuppen und Sandrücken, denen sich hinter Kahlberg bis etwa zur Strauchbucht langgestreckte Dünenwälle anschließen. Hier ändert sich die Form der Dünen, sie werden kürzer und legen sich schräge über die Nehrung, um dann hinter Möwenhaken wieder in den langgestreckten Typ überzugehen.



Die Wanderdüne der Frischen Nehrung bei Grenz.

Die zweieinhalb Kilometer lange und bis zu sechsundzwanzig Meter Höhe ansteigende Wanderdüne zwischen Strauchbucht und Forsthaus Grenz soll der Nachwelt als Naturdenkmal erhalten bleiben. Leuchtend überragt sie ihre grüne Umgebung und das Haff; inmitten zweier großer Gewässer liegend, ist sie von ernster Wirkung.

Die jährliche Wanderung dieser Düne ist mit fünf bis sechs Metern ermittelt. Die Messungen erfolgen an eisernen, mit Jahreszahlen versehenen Pfählen, die zum ersten Male 1887 auf der Seeseite eingeschlagen wurden. Diese Merkpfähle werden von der Hafenuverwaltung Pillau in zehnjährigen Zeiträumen eingesetzt und ermöglichen dadurch eine genaue Messung über die jeweilige Lage der Düne. Aber auch ohne diese Merkzeichen erhält man an dem südlichen Ende dieser Wanderdüne einen guten Anhalt über ihr Fortschreiten, denn deutlich sieht man hier, wie sie sich von ihrer früheren, durch Bepflanzung aber festgelegten Fortsetzung losgelöst hat.

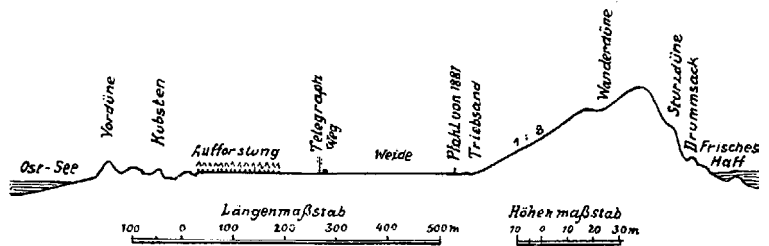
Die Trennung wird noch augenfälliger durch eine kleine vom Winde ausgeblasene Schlucht, deren Sand jetzt im Haff den Grenzhaken bildet. Diese in das Haff gewehrte Sandmasse hat überhaupt die Nehrung nach der Haffseite zu wesentlich verbreitert. Der von der Düne freigewehrte, nach der See zu gelegene alte Nehrungsboden, die Palwe, entwickelt sich mit der Zeit zu brauchbarem Weideland.

Dort, wo an ihrem nördlichen Ende die Wanderdüne sich fast unmittelbar von dem Walde trennt, stand einst das Kirchdorf Schoyte, eine in alten Ordensschriften oft genannte Ortschaft. Bereits im Jahre 1583 war sie aber von der Wanderdüne fast verschüttet, und von achtzehn Feuerstellen waren vierzehn, darunter das Pfarrhaus, schon verlassen. 1593 begann als letztes der Häuser auch der Krug zu versanden, er wurde nach dem Tief verlegt. Die Spuren Schoytes sind bisher noch nicht wieder von der darüber wandernden Düne freigelegt worden.

Noch eindrucksvoller und gewaltiger muß vor ihrer Aufforstung die auf westpreußischer Seite liegende und das Dorf Narmeln einschließende Wanderdüne gewesen sein. Sie hatte in drei Jahren sogar eine Wanderung von achtzig Metern gemacht und drohte Narmeln völlig zu verschütten. Erst die in den Jahren 1833 bis 1838 erfolgte Festlegung brachte sie zur Ruhe und rettete die Ortschaft.

Den höchsten Punkt erreichen die Dünen der Frischen Nehrung bei Neukrug mit 35,8 m, um sich dann nach Osten immer mehr zu verflachen. Der Neudenberg südlich von Narmeln, einstmals als Naitoberg ein geschichtlicher Punkt, hat noch 31,8 m, die Wanderdüne 26 m. Dann bleiben sie aber auf 12 und noch weniger Meter Höhe. Aehnlich entwickeln sich die Höhen der von Nordosten herkommenden Dünen, nur daß sie, bis auf den Schwedenberg bei Neutief, wesentlich niedriger sind. Die Höhenabnahme von Südwesten, als auch von Nordosten her ist aber als ein weiterer Beweis dafür anzusehen, daß die Nehrung sowohl von Norden als von Süden aus entstanden ist und die Endpunkte sich dann schließlich in der Gegend der früheren Tiefe nördlich von Groß-Bruch trafen. Wie auf der Kurischen Nehrung fällt die Düne stellenweise als Sturzdüne ab, selbst kleine Triebsandstellen und Kupstendünen, diese als Reste der gewanderten Dünen, finden sich hier vor.

Zum Schutz gegen den aufwehenden Sand der See ist der Nehrung in ihrer ganzen Länge bis Danzig eine künstliche und im Aussehen sich immer gleich bleibende Vordüne vorgelagert. Die Anfänge dieser Vordüne gehen bis auf das Jahr 1826 zurück. Damals ließ der Wasserbaukondukteur Hagen in Pillau zunächst von Neutief an auf viereinhalb Kilometer doppelte Fangzäune längs der See errichten, die als ihr Anfang gelten können. Alljährlich wurde sie nun um ein Stück bis zu ihrer Vollendung verlängert. Hagen war also der eigentliche Schöpfer dieser den frisch aufgeworfenen Sand festhaltenden Anlage; er ließ auch die tiefen Stellen der nördlichen



Querschnitt der Frischen Nehrung bei Forsthaus Grenz.
Nach Jentzsch.

Nehrung mit Birken und Erlen und die dortigen Dünen mit Sandgras bepflanzen und befestigen. Die Vordüne trägt in Abständen von je fünfhundert Metern eiserne Pfähle mit Nummerntafeln, die die Entfernung vom Pillauer Tief anzeigen. Bis in die

Nähe der Strauchbucht laufen darauf auch die wenig malerisch wirkenden Stangen einer Telegraphenleitung, die recht überflüssig erscheint, da noch eine Leitung der Postverwaltung auf der Nehrungsstraße besteht.

Auf der Haffseite bildet die Last der dem feuchten Haffboden sich auflagernden Wanderdüne ein bis fünf Meter hohes, emporgedrücktes, aus fettem Haffschlick bestehendes hügliges Terrain, Drumsack genannt, auf dem sich eine üppige und eigenartige Vegetation entwickelt hat; besonders gut gedeiht hier der Meerstrandhuflattich.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Nehrung sind die zahlreichen auf der Haffseite vorgelagerten Haken. Es sind sandige Untiefen, deren Entstehung auf den in das Haff gewehten Dünensand zurückzuführen ist. Bemerkenswert ist der Schutz, den die Nehrungsdünen bei Unwetter den auf dem Haffe segelnden Schiffen gewähren, die sich dann unter ihnen vor Anker legen.



Aufgetriebener Haffmergel an der Wanderdüne.

Der Nehrungswald.

Einst bestanden hochschlägige Fichten und Erlen die ganze Nehrung. Noch im fünfzehnten Jahrhundert soll sie durchweg bewaldet gewesen sein, doch schädigten die im Sommer herüberkommenden schwedischen Kohlenbrenner die Wälder sehr durch Teerschwelereien, ebenso können Orkane den Nehrungswald zerstört haben. Oeftere Kriegsereignisse und Abholzungen, diese besonders unter dem König Friedrich Wilhelm I., machten sie vollends zur Wüste. Obgleich die Strackwitzsche Karte der Nehrung aus dem Jahre 1645 den nördlichen, ostpreußischen Nehrungsanteil als völlig kahl zeigt, soll doch die letzte große Zerstörung des Nehrungswaldes erst durch den Pillauer Kommandanten de la Cave im Jahre 1657 erfolgt sein, der ihn zum Schutze seiner Festung bis zwei Meilen südlich des Tiefes abholzen ließ. Der Wald der südlichen Nehrung bis Narmeln wurde am 5. Juli 1734 durch die Russen völlig niedergebrannt.

Der nun nicht mehr durch den Wald gebundene Sand breitete sich über das Nehrungsland aus, um dann, in das Haff stürzend, auch dort noch Versandungen



Berg- oder Hakenkiefer
(*Pinus montana*).

hervorzurufen. Der Strand am Haff ist daher reiner, nur mit Schlamm bedeckter Sand, auf dem Schilf und Binsen ihr gutes Fortkommen finden.

Auch die Reste der noch stehen gebliebenen Wälder hatten unter dem freigewordenen Sand zu leiden, und unter dem jetzigen jungen Nehrungswald zwischen Alt-tief und Kahlberg ruht noch alter Wald; das herrliche Wäldchen bei Kahlberg ist ein Rest von ihm. Die freigewordenen Flächen scheinen dann eine Grasdecke getragen zu haben, da in späterer Zeit des öfteren darüber geklagt wird, daß das im Frühjahr zur Weide auf die Nehrung getriebene Vieh durch Abreissen des Grases den Sand wieder freilegte.

Da der freigelegte Sand besonders dem Pillauer Tief gefährlich wurde, begann man bald nach dem siebenjährigen Kriege mit der Bepflanzung der Nordspitze der Nehrung. Auch sonst bemühte man sich, den durch die Versandungen bedrohlich gewordenen Verhältnissen abzuhelpfen, und im Jahre 1768 setzte die naturforschende Gesellschaft in Danzig

einen Preis für die am wenigsten kostspielige Methode zur Festlegung der Sanddünen aus. Der Preis wurde dem Wittenberger Professor Titius zugesprochen, der den Vorschlag machte, die Dünen durch Bepflanzung mit sibirischer Akazie und nordjüt-ländischem Sandgras zu befestigen.

Aber erst wieder am 4. April 1796 trat der aus Hadersleben gebürtige und in Danzig als Krahenjunker lebende Sören Björn mit ausführlichen Vorschlägen zur Bepflanzung der Nehrung hervor und hatte auch mit seinen auf dem westpreußischen Teil der Nehrung angestellten Versuchen derartig gute Erfolge, daß der Staat die Bepflanzungen nach der Methode Björns in die Hand nahm und diesen zum Oberinspektor der ganzen Dünen bis Memel machte.

Bei den ersten Bepflanzungen legte man die Dünen zunächst durch Sandgraskul-



Nehrungswald bei einer durchstochenen Düne.

turen fest, denen die Kiefernplantagen folgten. Jetzt ist man schon seit langem zur sofortigen Kiefernplantage übergegangen. Fast ausschließlich benutzt man auf ostpreußischer Seite hierfür die aus den Alpen stammende Berg- oder Hakenkiefer, da diese auf dem kahlen Sande am besten gedeiht, während man auf westpreußischer Seite die gemeine Kiefer und die Schwarzkiefer bevorzugt. Von Einfluß auf die Anpflanzungen sind natürlich auch die Arten und die Lage der Sande; ein vorzügliches Meliorationsmittel bildet der Haßschlick.

Unabhängig von den Arbeiten auf der südlichen Nehrung unternahm der bereits erwähnte Wasserbaukondukteur Hagen in Pillau, später Ober-Landesbaudirektor, um das Jahr 1826 die weitere Bepflanzung der fast wüsten nördlichen Nehrung. Heute erfreut sich der Wanderer in dem alten Waldbestand seines Werkes.

Der Nehrungswald ist kein Nutz-, sondern ein Schutzwald, wenn er auch noch anderen Zwecken dienen soll. Vorerst wird durch die Bepflanzung der Düne



Windbruch am 1. Januar 1918.

eine fortschreitende Versandung des Haffes verhindert, dann dürfte der kräftige Nehrungswald auch die Ursache für neue Ansiedlungen werden, unter denen die Anlage von weitesten Kreisen zugänglichen Seebädern an erster Stelle stehen möge. Unter diesen Gesichtspunkten hat der Staat nun schon Millionen, fast ohne Aussicht auf besonderen Ertrag, für die meist durch Strafgefangene vorgenommenen Aufforstungen der Nehrung geopfert. Allein für den ostpreußischen Nehrungsanteil betragen die Kosten jährlich siebzig- bis achtzigtausend Mark. Mit unsäglichen Mühen ist der einst den alten Nehrungswald überwältigende Sand jetzt wieder vom Walde besiegt; weite Wüsten wurden in segensbringende Gefilde umgewandelt: es ist eine jener Kulturtaten, an denen die preußische Geschichte unter den Hohenzollern so reich war. Mit der Pflege des Nehrungswaldes sind im Sommer meist Zeitarbeiterinnen aus den Fischerorten am Haff beschäftigt.

Mancherlei Feinde hat der Nehrungswald in der Natur. Den Wurzeln der Kiefernplantagen werden die Larven des großen Walkers, den jungen Kiefern der

Rüsselkäfer durch Abfressen des Nadelansatzes gefährlich. Bedrohlich sind auch den Anpflanzungen die gemeine Kiefernblattwespe und die Kiefernsaateule.

Von bisher größter zerstörender Wirkung war aber das Unwetter in der Nacht des 1. Januar 1918. Mit elementarer Gewalt vernichtete der Schneesturm hier in einer Nacht die Mühen eines ganzen Jahrhunderts, und über die Hälfte des alten Nehrungswaldes fiel dem fürchterlichen Naturereignis zum Opfer. Erst das Zusammenreffen verschiedener unglücklicher Umstände ließ den Schaden so umfangreich werden. So war der Boden noch nicht genügend gefroren, um die infolge des Grundwassers ohnehin nicht tiefgehenden Baumwurzeln zu halten; hierzu trat der die Kiefern belastende Schneefall. Als dann der Schneesturm mit voller Kraft einsetzte, wurden die hohen Bäume zu Abertausenden umgelegt. Da der Windbruch im Winter erfolgte,



Schneidemühle im Nehrungswald.

ist das Holz brauchbar geblieben. Man hat für seine Verwertung mitten im Walde eine Schneidemühle errichtet, die noch auf Jahre hinaus aus dem vernichteten Wald ihre Beschäftigung finden wird. Erreichte der materielle Schaden schon eine recht bedeutende Höhe, so ist der ideelle Schaden um vieles größer, und wieder können hundert Jahre vergehen, bis die Spuren dieser einzigen Unglücksnacht überwunden sein werden.

Besser als vom Nadelwald ist das Naturereignis vom Laubwald überwunden worden; die von diesem auf der Nehrung gebildeten Partien sind überhaupt von großer Lieblichkeit. Namentlich in den niedrigen Gegenden der Nehrung trifft man schöne Erlen- und Birkenbestände, denen sich vielfach Weiden und Espen zugesellen. Der Boden ist dann mit üppigem Graswuchs, hohen Nesseln und Unterholz von Haselnuß und Wacholder bestanden.

An der See trifft man die übliche Dünenflora, vor allem den blaugrünen Sandhafer und den roten Sandschwingel, beides den Sand festhaltende Pflanzen.

Neben der Festlegung des Dünensandes ist man aber auch bemüht, den Sand des Hafufers nach Möglichkeit zu befestigen. Diesen Uferschutz erreicht man durch Anlage von Wasserbuhnen und durch Wasserpflanzungen. Derartige Wasserbuhnen wurden 1877 an der nördlichen Nehrung in einer Länge bis zu sechzig Metern angelegt; sie dienen neben der Erhaltung des Ufers auch gleichzeitig der Landansetzung. Aus der Pflanzenwelt eignet sich am besten die Binse als Uferschutz; sie wächst bis auf zwei Meter Wassertiefe und bietet getrocknet den Nehrungsbewohnern ein gutes, willkommenes Viehfutter; die Kühe fressen es gern und sollen nach dem Genuß auch reichlich Milch geben. Auch Rohr- und Schilfanpflanzungen werden für den Schutz des Ufers verwendet, wozu dann aus der Baumwelt noch die Weide tritt, die in dem feuchten Haffboden besonders gut gedeiht.



Laubwald an der schmalsten Stelle der Nehrung.

Schöne Waldpartien erschließen sich dem Wanderer beim seitlichen Verlassen der Nehrungsstraße durch die Holzabfuhrwege oder Gestelle. Erst dort umfängt ihn die unendliche, nur durch das Brausen der nahen See unterbrochene Stille des Nehrungswaldes. Erfreut wird der Nehrungsbesucher durch das rege Tierleben, das sich infolge der Anpflanzungen entwickelt hat, denn zutraulicher als anderweitig ist das hier besonders gehegte Reh, aber auch Hasen, Füchse, Marder und Iltisse beleben die Nehrung und die Nehrungsstraßen. Eine Eigentümlichkeit ist das völlige Fehlen des Sperlings.

Der Wald des ostpreußischen Anteils der Frischen Nehrung bildet jetzt einen Teil des Forstbezirktes Kobbeldude. Er wird von den Revierförstern in Möwenhaken und Groß-Bruch verwaltet. Grenz ist der Sitz eines Waldwärters.

Und reißen sie dich in Stücke bald
Mit Hunger, Aufruhr, Krieg und Brand,
Soweit du wandelst im grünen Wald,
Ist ewig deutsches Land.

Erika Spann-Reinsch.

Geschichtliches von der Frischen Nehrung.

Die älteste geschichtliche Kunde von der Nehrung überliefert uns der aus Tolkemit stammende Grunau in seiner Preußischen Chronik. Nach dieser etwas phantastisch klingenden Nachricht sind vor der Ordenszeit einst die Polen unter „Machugius, einem Sohn oder Bruder Herzog Subislaws“, über die Nehrung gegen die Samländer gezogen, die von Schrecken ergriffen sich ihnen unterwarfen und die Zahlung eines Tributes gelobten.

Eine weitere Nachricht über die Nehrung finden wir in dem französischen Rolandsliede des Jahres 1150. Der Dichter läßt darin fünfzehntausend Mann unter ihrem Fürsten Baligant (Balga?), darunter auch Samländer und Leute von „Baldise la lunge“ (Baltike, das lange Weißland), dem Roland zu Hilfe kommen.

Dann hören wir wieder aus der ersten Zeit des Ordens etwas über die Nehrung, denn bei der Eroberung des Landes durch die Ritter soll ein mächtiges samländisches Heer dem Herzog Swantepolk von Pommerellen zu Hilfe geeilt sein und das ganze Kulmerland, Pomesanien und Hockerland verwüstet haben. In dem zwischen dem Orden und dem Herzog durch Vermittlung des päpstlichen Legaten Jacobus Pantaleon abgeschlossenen Frieden verblieb damals noch der größte Teil der Nehrung bei Pommerellen, auch wurde der Fischfang in den daneben liegenden Gewässern dem Herzog dieses Landes und seinen Erben zugesprochen.

Die an den Orden kommende nördliche Nehrung wurde wegen des hier gefundenen Bernsteins bei der im Jahre 1258 vorgenommenen Abgrenzung des Samlandes in den bischöflichen und den Ordensanteil sehr sorgfältig derart aufgeteilt, daß von ihr ein Drittel dem Bischof zufiel. Es ist den Bischöfen allerdings nie gelungen, in den tatsächlichen Besitz ihres Nahrungsanteiles zu gelangen, und noch im Jahre 1322 beklagte sich der Bischof Johannes hierüber beim Hochmeister. Auch der von dem Bischof Bartholomäus im Jahre 1366 erhobene Anspruch auf den dritten Teil der Danziger Nehrung blieb erfolglos, ebenso eine Forderung aus dem Jahre 1435. Im Jahre 1282 schloß Herzog Mestwin von Pommerellen mit dem Orden einen Vergleich, nach dem den Untertanen des Herzogs freie Fischerei auf dem Haff bis zu dem in der Gegend des heutigen Stutthof gelegenen Kampenkin gestattet wird; auch kamen von dem noch bei Pommerellen verbliebenen Nahrungsanteil zwei weitere Meilen an den Orden; 1309 fiel dann auch dieser Rest der Nehrung dem Orden zu. Eine wirkliche Ausübung des Hoheitsrechtes über die Nehrung durch den Orden selbst scheint aber nie stattgefunden zu haben, denn die Tiefe, als ihr wichtigster Teil, wurden von den Haffstädten verwaltet, und auf den unkultivierten Rest scheint der Orden, bis auf den Bernsteinertrag, keinen sonderlichen Wert gelegt zu haben.

Des öfteren wird die Nehrung bei der Ausübung der Jagd erwähnt, und besonders der südliche Teil war ein beliebtes Jagdrevier der Hochmeister. Die hochmeisterlichen Jagdreisen dahin dauerten meist mehrere Tage. Lebensmittel wurden

mitgenommen und Pfeifer, Lautenschläger und Sprecher sorgten für vergnügliche Unterhaltung. Im nördlichen Teil der Nehrung wurde die Jagd von dem Balgaer Komtur ausgeübt, wie auch ein Teil der Nehrung zur Balgaer Komturei gehörte. Später hatten die Pillauer Kommandanten die Jagd auf der nördlichen Nehrung. Zur Zeit der Verpachtung des Bernsteins lag das Jagdrecht und die Weidenutzung auf der Nehrung in der Hand des Bernsteinpächters.

Der größte Teil der nördlichen Nehrung stand seit jeher unter der Komturei Königsberg, für die der Pfleger von Lochstädt die lokale Verwaltung ausübte. Neben der Beaufsichtigung des Bernsteins achtete dieser auch auf das Strandrecht, denn der Orden hatte nach den damaligen Anschauungen das volle Anrecht auf alle gestrandeten Schiffe und ihre Güter, eine Einrichtung, die noch unter den Herzögen weiterbestand und zu fortlaufenden Streitigkeiten zwischen der Strandbevölkerung, der nur ein Arbeitslohn bewilligt wurde, und der Herrschaft führte. Der verschiedenen Sperrungen der Tiefe gelegentlich der polnischen Kriege wurde bereits anderweitig gedacht.

Im großen polnischen Kriege wurde am 16. Juni 1454 die ganze nördliche Nehrung, auf der sich damals die Orte Schoyte und Neudorf, sowie der Hof Metelow befanden, von dem König Kasimir der Stadt Danzig zugesprochen; dieser behielt sich nur das Jagdrecht auf ihr vor; der Bürgermeister Danzigs wurde nun gleichzeitig Nehrungscher Administrator. Der Thorner Frieden vom Jahre 1466 brachte aber die Nehrung bis Polski, dem heutigen Narmeln, wieder dem Orden zurück, jedoch mußte sich dieser verpflichten, keinerlei Befestigungen auf diesem Nehrungsteile anzulegen. Dazu erhielt er auch wieder das Fischereirecht in dem an die Nehrung grenzenden Teil des Frischen Haffes und am Tief zugestanden. Dieses Recht war für den Orden insofern von besonderer Bedeutung, als sich ja in Alttief die Störbude des Ordens befand.

Bis zum Friedensschluß 1918 blieb diese Grenze zwischen Ost- und Westpreußen unverändert. Die Friedensbedingungen haben nun die Grenze Preußens bis 1½ km nördlich Pröbbernaus verlegt, wo der Freistaat Danzig beginnt. Das letzte Wort darüber dürfte aber noch nicht gesprochen sein.

Eine gewisse geschichtliche Bedeutung erhielt die Nehrung erst wieder in der Zeit der Napoleonischen Kriege. Da in dem Unglücksjahre 1807 ein Vorrücken der Franzosen auf der Nehrung zu befürchten war, wurden auf ihr im März unter persönlicher Anleitung König Friedrich Wilhelms III. Schanzen und Blockhäuser, auch eine Schanze beim alten Balgaer Tief, angelegt. Ende Mai wurde am Balgaer Tief noch eine neue Verschanzung gebaut. Die als Dünen angesehenen Wälle an mehreren Stellen der Nehrung dürften Reste dieser Schanzen sein; vielleicht wurden auch die Dünen selbst als Schanzen ausgebaut.

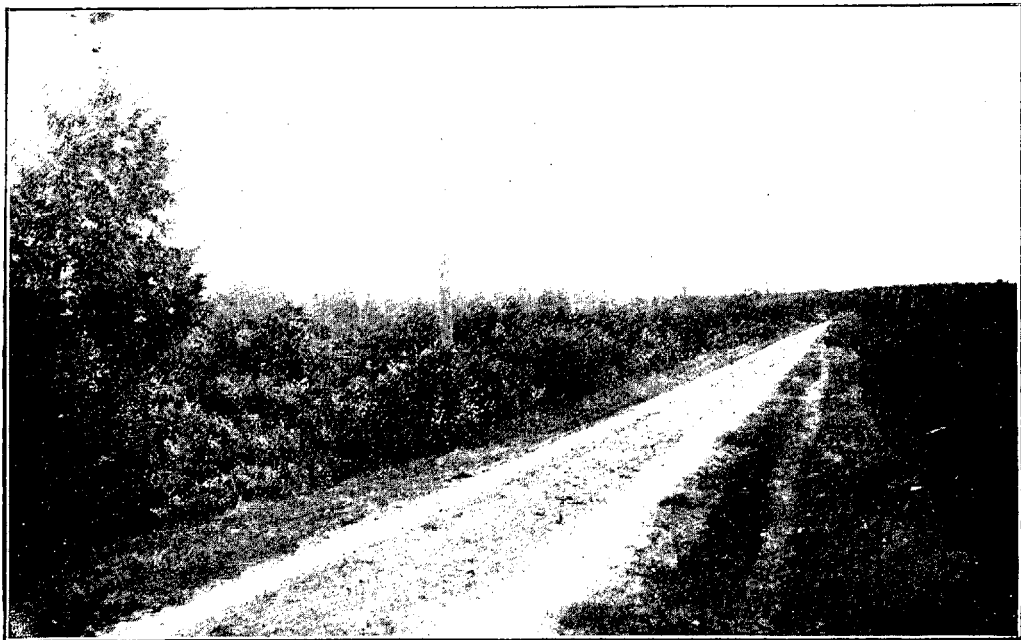
Auf Befehl des Generals von Rüchel, des damaligen General-Gouverneurs von Preußen, wurde die Nehrung aber am 15. Juli geräumt, worauf die Franzosen bis zur Nehrungsspitze vorrückten. Der Friede von Tilsit verhinderte die beabsichtigte Einnahme Pillaus, das dann von den Franzosen besetzt wurde.

Bei seinem Feldzuge nach Rußland im Jahre 1812 ließ Napoleon als Deckung für einen möglichen Rückzug von dort auch einige Schanzen auf der Nehrung aufwerfen, die aber, gleich der bei Lochstädt, als nicht zweckentsprechend bald wieder abgetragen wurden.

Die Nehrungsstraße.

Bereits in der Vorordenszeit soll der Verkehr von Polen nach Preußen über die Nehrung ein recht lebhafter gewesen sein, führte doch über sie der sicherste Weg zum Bernsteinland. Noch bis in die neuere Zeit war diese Straße als schnellste Verbindung von Königsberg nach Deutschland sehr im Gebrauch. Der Bau der Kunststraße nach Danzig und bald darauf die Eröffnung der Ostbahn wiesen dem Verkehr andere Wege.

Die Straße wurde früher häufig von hohen Persönlichkeiten befahren, und die Herrscher Preußens benutzten sie auf ihren Fahrten von Berlin nach Preußen. Im Jahre 1705 bereiste sie König August von Polen, und 1806 benutzten die Prinzen des königlichen Hauses sie auf der Flucht in unsere Provinz. Im Jahre 1812 war die Nehrungsstraße eine der vier Heerstraßen, auf denen Napoleon seine Armeen nach Rußland führte.



Die Nehrungsstraße beim Forsthaus Grenz.

Aeltere Reiseberichte schildern die Fahrt über die Nehrung immer wieder als entsetzlich und langweilig. Nicht wenig wird hierzu aber die nicht immer bequeme Ueberfahrt über das Pillauer Tief beigetragen haben. Diese war bei stürmischem Wetter mitunter eine recht unangenehme Sache, und mancher Reisende nahm lieber auf der Nehrungsspitze oder in Pillau einen unfreiwilligen Aufenthalt von mehreren Tagen, ehe er sich mit Pferd und Wagen auf schwankendem Boot dem Tief bei Sturm anvertraute. Die alte Nehrungsfähre wurde mit Ruder und Segel fortbewegt und brauchte bei ungünstigem Wetter oft Stunden zur Ueberfahrt, bei westlichen Stürmen und bei Eisgang stellte sie ihren Betrieb sogar gänzlich ein. Jetzt vermittelt ein Dampfschiff oder ein Motorboot die Ueberfahrt in einigen Minuten, und nur in besonderen Fällen ist man auf das Ruderboot angewiesen.

An der Anlegestelle der Fährschiffe betritt man sogleich die über die ganze Nehrung laufende schöne Fahrstraße, die sich besonders auf dem ostpreußischen Nehrungsanteil einer sehr guten Pflege erfreut.

In früheren Zeiten war der Empfang auf der Nehrung wenig verlockend, denn gleich am Tief war als Schreckmittel für die Bernstein diebe ein Galgen aufgerichtet, dessen Spitze durch die Abbildung eines in Ketten gelegten Gefangenen geziert war. Auch wurden die Reisenden, die nach der Nehrung oder dem Haken wollten, untersucht.

Die Postverbindung über die Nehrung vermittelten die „Postreuter“, die bereits 1657 regelmäßig verkehrten. Um das Jahr 1700 kamen dann die Postkutschen auf, für die die Frische Nehrung bis zum Jahre 1772, in dem Westpreußen an das Königreich Preußen fiel, die Hauptroute für die Strecke Königsberg-Berlin war. Aber auch später blieb diese Straße noch in Gebrauch, wenn durch die Ueberschwemmungen der Weichsel der Weg über Elbing ungangbar war.

Ein Brief von Königsberg nach Berlin kostete damals vier Groschen, das Personengeld für Geschwindposten nach dort im Sommer siebzehn Taler drei Groschen und im Winter neunzehn Taler zwei Groschen. Für Pakete waren für jedes Pfund zweieinhalb Groschen und bei Geldsendungen für jedes hundert Taler sechzehn Groschen zu zahlen.

Bis zur Strauchbucht läuft die Nehrungsstraße auf der Haffseite, dann biegt sie wegen der Wanderdüne zur Seeseite aus, um dort bis über die westpreußische Grenze hinans zu verbleiben. Bisher entzogen bewaldete Dünen dem Reisenden meist den Blick auf das Wasser, denn nur einige Male tritt das Haff an die Nehrungsstraße heran. Von Strauchbucht bis zur Grenze aber läuft die Straße über die offene, mit schwachem Graswuchs und Erlengebüsch bestandene Nehrungsplatte.



Waldarbeiterinnen auf der Frischen Nehrung.



Die Ortschaft Neutief auf der Spitze der Nehrung.

Wo sturmgebeugt die schwarzen Kiefern ragen,
aus Haß und See zu steiler Dünenwand
hochbrausend schaumgekrönte Wellen schlagen
wo weiße Möwen durch die Böen jagen:
Ich hab dich lieb, du schmaler Streifen Land.
Fritz Schwarz (aus „Die Ostmark“).

Eine Nehrungswanderung bis zur westpreußischen Grenze.

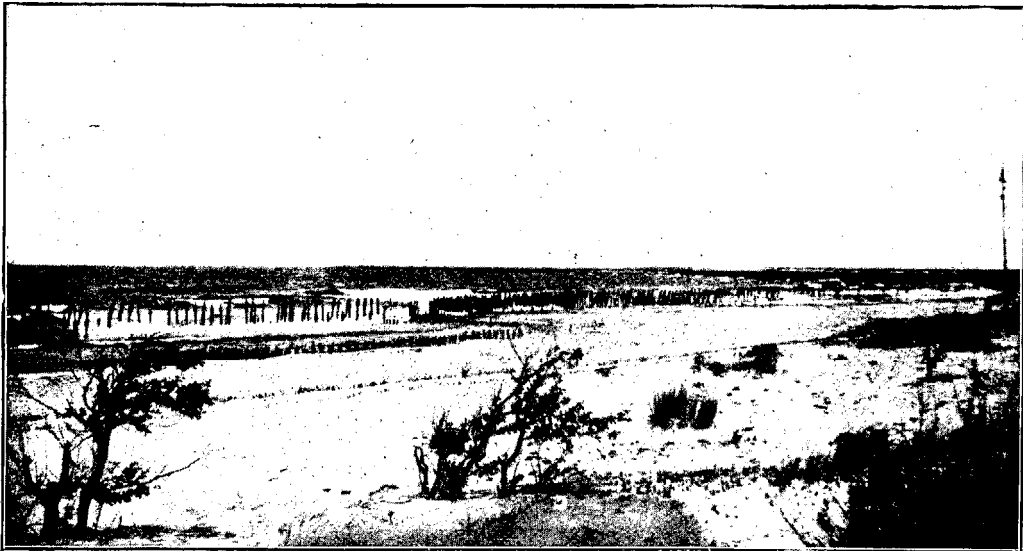
Die Frische Nehrung wird meist nur von denjenigen Naturfreunden aufgesucht, für die die Einsamkeit einer Gegend ihre größte Schönheit ist. Nur durch lange Fußwanderungen kann der Wanderer die Schönheiten der Nehrung kennen lernen, es ist daher begreiflich, daß die Zahl ihrer Besucher und Anhänger bisher nur klein ist.

Blickt man von Pillau zur Nehrung hinüber, so bietet die niedrige Nehrungsspitze dem Auge kaum etwas Fesselndes, wenn man auch den Eindruck gewinnt, daß jenseits des Tiefes eine eigenartige Landschaft liegen muß, die es wohl wert ist, aufgesucht zu werden. Immerhin setzt der Entschluß hierzu einen gewissen Mut voraus, den selbst viele doch so nahe wohnende Pillauer in ihrem ganzen Leben noch nicht aufgebracht haben.

Der rüstige Fußgänger erreicht die westpreußische Grenze und Narmeln von Pillau aus bequem in einem Tage. Die Forsthäuser der Nehrung erleichtern die Wanderung durch Erfrischungen, auch gewähren sie im Notfall einfache Unterkunft.

Der erste Eindruck von der Nehrung wird durch die umfangreichen Anlagen der Wasserbauverwaltung, sowie der Fortifikation bestimmt, die die ganze, jetzt ungefähr einen Kilometer breite Spitze der Nehrung einnehmen. In früherer Zeit endete die Nehrung hier in einem spitzen Sandhaken, der sich so nahe nach Pillau erstreckte, daß bei ruhigem Wetter sogar eine mündliche Verständigung hinüber möglich gewesen sein soll.

Bereits im Jahre 1670 begannen die Hafearbeiten zum Schutze des Tiefes, da die Sandwüste der Nehrungsspitze diesem verderblich zu werden drohte; aber erst hundert Jahre später wurde die Herstellung eines festen Ufers am Tief in größerem Umfange in Angriff genommen. Als Ergänzungen sind die in den Jahren 1808 bis 1818 erfolgten Versenkungen von Steinkästen, großen gemauerten Steinblöcken, anzusehen. In den siebziger Jahren drohten diese in das Tief zu stürzen und es zu versperren, es begannen daher die großen Pillauer Molenbauten, von denen die auf der Nehrung liegende die Südermole ist.



Uferdeckwerk an der Südermole.

Zum weiteren Schutze der Nehrungsspitze wurde auf der Seeseite an der Südermole ein bedeutendes Uferdeckwerk aus eingerammten Pfählen angelegt, das unversehrt der See jedoch nur ein Jahrzehnt Widerstand leisten konnte. Das hier liegende Westfort der Pillauer Festung wurde im Jahre 1899 aufgegeben.

Eintönig zieht sich nun die hier beginnende Seeküste der Frischen Nehrung bis nach Danzig hin, dem Auge des Wanderers nur wenig Abwechslung bietend. Ein Schiffsverkehr findet an der Nehrung so gut wie garnicht statt, selbst die Probefahrten der Schichauschen Torpedoboote, die hier nach gesteckten Zielen abgehalten wurden, gehören nun wohl der Vergangenheit an.

In der Nähe des Westforts steht die Rettungsstation Neutief der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die Stiftung einer Frau Schaumburg aus Schwarzenbeck an der Saale. Oft genug mußte sie ihrer Bestimmung dienen, denn von altersher sind Schiffsstrandungen an der Nehrung leider nichts Seltenes. Die Rettungsstation stand früher in Moewenhaken, wurde aber 1873 wegen vieler Diebstähle darin nach Neutief verlegt, wo es ihr in dieser Beziehung allerdings nicht besser ergeht. Es ist betrübend, daß selbst derartige, reiner Nächstenliebe dienende Einrichtungen vor Diebshänden nicht sicher sind.

Die eigenartige Bergung eines gestrandeten Schiffes aus den vierziger Jahren



Rettungsstation Neutief.

des vorigen Jahrhunderts verdient hier erwähnt zu werden. Eine in der Nähe des Tiefes auf die Nehrung geschleuderte Bark wurde von einem findigen Königsberger erstanden, der das wenig beschädigte Schiff über die hier sehr flache Nehrung schleppen ließ, wo dann die zufällig genügende Wassertiefe auf der Haffseite das Flottwerden des Schiffes ermöglichte.

Die Chroniken erzählen aber auch von Strandungen großer Fische, in denen der Aberglaube des Volkes die Boten künftigen Unglücks sah. So strandete am 15. April 1455 am alten Balgaer Tief ein toter Potwal von sechsundsechzig Schuh Länge. Man nahm damals, und zwar zutreffend an, daß der Krieg mit Polen bis zum Jahre 1466 dauern würde, ebenso knüpfte man daran die Vermutung, daß der Orden das Nehrungsland bis zur Fundstelle des Fisches verlieren würde. Von einem weiteren auf die Nehrung geworfenen Wal berichtet Hennenberger:

Anno 1561 schlug ein Junger Walfisch zwischen dem Alten Tieff / onnd der Scheute zu land / onnd blieb auff dem Sand ligen / war fünf Klafftern dicke onnd Neun Klafftern lang / wurd davon Zwölf Last in das Saltz gehawen / ohne das Fette onnd was sonsten im Wasser verdarb.

Im Jahre 1709 strandete wieder ein achtundzwanzig Ellen langer Fisch, vermutlich ein Sägefisch, an der Nehrung.

Einst herrschte durch die für den Heringsfang von den Skandinaviern auf der Nehrung errichteten Niederlassungen oder Vitten ein regeres Leben, dem aber das Ausbleiben der Heringe ein Ende machte. Die Sage läßt diese 1313 wegen absonderlicher Witterung an die schwedische Küste und 1425 von dort nach der Nordsee abwandern.

Neutief. Noch vor hundert Jahren war Neutief, früher auch Ueberstief, eine nur aus drei Gebäuden, die Posthäuser genannt, bestehende Niederlassung, aus der sich das teilweise freundlich im Grünen gelegene Fischerdorf entwickelt hat. Seine Gründung verdankt der Ort in der Hauptsache dem früheren Postverkehr über die Nehrung, war doch eins dieser noch jetzt stehenden Häuser das Posthaus, ein anderes des Strandreuters Bude. Die Bewohner Neutiefs betreiben fast aus-



Teilansicht von Neutief.

schließlich die Fischerei, die sie auf ihren Segel- und Motorbooten im Sommer meist auf der See und im Winter auf dem Haff ausüben; ihr Betrieb soll die Neutiefer in der schweren Zeit des Vaterlandes zu recht wohlhabenden Leuten gemacht haben. Der Ackerbau der Ortschaft ist infolge des sandigen Bodens nur sehr gering und beschränkt sich auf den Anbau von Kartoffeln und wenigem Getreide.

Auch die Bernsteinfischerei ist nach Nordweststürmen bei südwestlicher Abstillung nicht unerheblich, und Einnahmen daraus von mehreren tausend Mark werden für glückliche Finder als nichts Seltenes bezeichnet. Vor dem Bau der Südermole soll der Bernsteintrag ein noch besserer gewesen sein, deshalb wohnte früher auch ein Bernsteinmeister auf der Nehrung; da dieser hier aber keine Strandleute hatte, so mußten, wenn Bernstein anstand, die Bewohner des Hakens zum Lesen herüberkommen. Der einst berühmte Danziger Geograph Philipp Cluver hält in seiner *Germania antiqua* die Frische Nehrung sogar für eine der Bernsteininseln des Altertums.

Da die hier beginnenden Haffufer der Nehrung ein beliebtes Standquartier vieler Arten von Wasservögeln, namentlich Enten, sind, so bietet auch der Fang dieser Vögel noch gewisse Erwerbsmöglichkeiten; fing doch z. B. vor nicht langer Zeit ein Fischer Neutiefs an einem Tage allein an sechshundert Wildenten, die in der fleischarmen Zeit des Krieges für den Preis von je einer Mark das Stück willige Abnehmer fanden.

Die Schule Neutiefs wurde vor etwa fünfzig Jahren von Moewenhaken hierher verlegt. Das Bestreben des Ortes, sich zu einem Seebade zu entwickeln, befindet sich noch im Anfangszustand; infolge des guten Wellenschlages sind die Aussichten hierfür nicht ungünstig.

Bei Neutiefbeginn nun die seltsame Nehrungswanderung inmitten zweier sich fast endlos ausdehnender Wasserflächen. Einst hieß hier, sowie auch nördlich des Tiefes, die ganze Gegend „der Sand“. Auf diesem Sande lag ein Krug zwischen dem Pillauer und Balgaer Tief. Jetzt trifft man kein Gasthaus mehr auf dieser meilenweiten Wanderung, weshalb die Mitnahme von Mundvorrat und Getränken zu empfehlen ist.

Nach einem viertelstündigen Marsche erreichen wir den Schwedenberg, eine

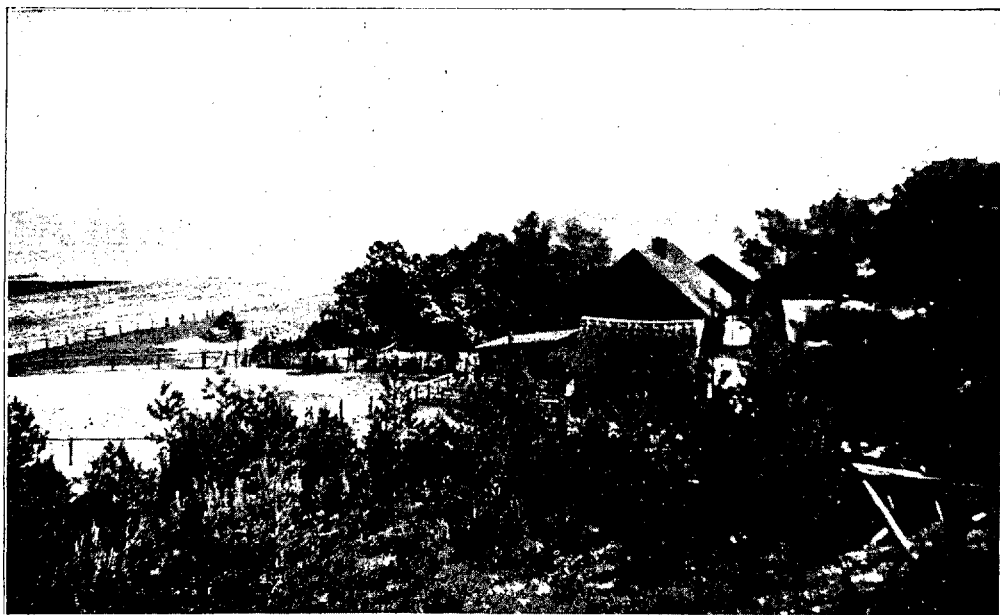


Blick vom Schwedenberg nach Norden.

vierundvierzig Meter hohe bepflanzte Wanderdüne. Zur Erleichterung des Verkehrs wurde sie, wie auch andere Nehrungsdünen, vor etwa dreißig Jahren zwecks Durchlegung der Nehrungsstraße durchstoßen. Diese Düne ist durch Aufschüttung der Erde des Durchstichs der höchste Punkt der Nehrung geworden und bietet gute Rundblicke.

Den jetzt zu durchschreitenden Nehrungsteil verglichen ältere Reisende einst mit der Wüste Arabiens, und Rappoldt schildert ihn in seinem „preußischen Paradies“ als sandig, wüst und traurig. Durch Abholzungen in neuerer Zeit ist die Straße bis in die Nähe Moewenhakens wieder reichlich sonnig geworden. Meist verläuft sie am Rande des Nehrungswaldes mit Ausblicken auf das Haff. Auf halbem Wege kommt man an der Waldhalle, einer Unterkunft für Waldarbeiter, vorbei.

In etwa einundeinhalb Stunden erreicht man, links vom Hauptwege abbiegend, durch eine schöne Fliederallee das freundlich gelegene Forsthaus Moewenhaken,



Forsthaus Moewenhaken.

das frühere Schulgebäude der Nehrung, von wo nun die Wanderung durch den mit dichtem schönen Wald bestandenen Teil der Nehrung beginnt. In älterer Zeit hieß die Gegend hier der Schwarze Busch, jetzt ist sie der Anfang des Hochwaldes, der vor hundert Jahren die Düne festlegte. Wunderschön ist der Wald besonders im Frühling, wenn die hier sehr reichhaltige Nehrungsflora in voller Blüte steht. Einsam an der Straße liegt in der Nähe Moewenhakens der Friedhof der Nehrungsbewohner, auf dem auch die Bewohner Neutiefs ihre letzte Ruhestätte finden.

Im Jagen 214 befindet sich die Stelle des Tiefs von 1455, in dem auch Panzer das alte Balgaer Tief erblicken will. Der Ort ist leicht kenntlich an den durchschnittenen Dünen, die dieses vergangene Tief von beiden Seiten einfaßten.

Am Ende des Jagens 217 teilt sich die Straße. Der links abbiegende, etwas verwachsene Weg führt zu dem Holm, einer Haffbucht, der Stätte des historischen Rosenberger Tiefs. Nichts deutet jetzt mehr darauf hin, daß hier einst eine bedeutsame Wasserstraße lag. Weltenfern und verlassen liegt die Oertlichkeit des alten Tiefs, und nur der infolge der feuchten Luft sehr üppige Waldbestand und

prächtige Waldwiesen zeichnen sie von ihrer Umgebung aus. Diese Wiesen wurden schon vor einigen Jahrhunderten als „die alten Wiesen“ bezeichnet.

Hier an diesem alten Tief lag auch einst die Ortschaft Alttief, in der unter dem Orden die Störbude des Königsberger Ordensmarschalls stand, worin unter einem Störmeister die Verarbeitung der im Tief und im Haff gefangenen Störe stattfand. Durch die Veränderung des Tiefes nach der Pillau wurde auch die Verlegung der Störbude nach Wogram nötig; das alte Gebäude wurde aber erst 1814 abgebrochen. Noch bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stand an der Stelle Alttiefs als letztes Gebäude das Gehöft eines Bernsteinaufsehers; es war 1643 erbaut worden und wurde nach einem Brande nicht wieder aufgebaut. Mit einiger Mühe findet man noch den an der abweichenden Vegetation kenntlichen Rest dieser Niederlassung.

Die hier vorspringende Spitze der Nehrung heißt noch heute der Alttiefer Haken. Die von ihm begrenzte Bucht ist ein durch nichts gestörtes herrliches Vogeleldorado.

Nach Umschreitung des Holms erreicht man auf schöner Waldwiese und durch prächtigen Erlenbestand wieder die Nehrungsstraße, an der eine jetzt umgefallene Tafel die Stelle des „wichtigen“ Ereignisses bezeichnet, daß hier im Jahre 1897 ein preußischer Prinz einen kapitalen Rehbock erlegte.

Im Jagen 226 unterbricht die Ruhe des Nehrungswaldes die schon erwähnte Schneidemühle, die die Opfer des großen Windbruches der Neujahrsnacht 1918 verarbeitet.

Die Nehrung wird jetzt schmaler, und im Jagen 229 erreichen wir die Stelle des Tiefes von 1426, die meist immer als die Oertlichkeit des Balgaer Tiefes angesehen wird. Diese Stelle ist ein ebenes,

nur ein halbes Meter über dem Spiegel der Ostsee gelegenes, und von niederen Dünen umsäumtes Gelände. Dicht tritt hier die Nehrungsstraße an das Haff heran, und nur vierhundert Meter ist es von diesem bis zur See. Ueppiger Laubwald und eine reiche Pflanzenwelt machen den Ort dieses



Forsthaus Groß-Bruch.



Dünenaufsehergehöft Strauchbucht.

Durchbruches leicht erkennbar, während die anderen Tiefe bereits mehr versandeten. Es ist ein selten liebliches Erd-fleckchen, das sich dem Gedächtnis tief einprägt (Abbildung Seite 289).

In der Nähe liegt im Jagen 229 auch ein Talkessel, der als „russische Lager“ bezeichnet wird. In den Befreiungskrie-gen biwakierte hier ein Teil des nach Danzig ziehenden

russischen Heeres bei seinem Zuge über die Nehrung; noch vor einigen Jahrzehnten befanden sich hier Reste der eigentümlichen russischen Kochherde und Backöfen.

Immer prächtiger wird jetzt der alte Nehrungswald, bis wir an dem Forsthaus Groß-Bruch die wohl schönste Stelle der Nehrung erreicht haben. Der Wald wurde hier bei Beginn des vorigen Jahrhunderts angepflanzt, und hat sich jetzt zu einem Hochwald entwickelt, der mit seinem reichen Unterholz und seinen bis zu drei Meter hohen Farndickichten an tropische Zonen erinnert und den Eindruck völliger Urwüchsigkeit macht.

Fünf Stunden tüchtiger Wanderung hat man von Neutief bis Groß-Bruch zurückgelegt, das man aber auch im täglich verkehrenden Postwagen erreichen kann, der die Försterei zum Endziel hat. Zu Wasser kommende Nehrungsbesucher finden hier auch einen einfachen Hafen, der selbst kleinen Dampfern das Anlegen gestattet.



An der Strauchbucht.

Der nun folgende jüngste Teil der Nehrung erhält sein besonderes Gepräge durch den bruchigen Charakter des Waldes, der durch das Ueberschlagen der See bei Sturmfluten verursacht wurde; der stark anmoorige Wald ist mit Erlen und eingesprengten Birken bestanden. Seitwärts von der Straße liegen hier, durch kurze Dünenkämme voneinander geschieden, Kessel-, Fichten-, Reiher- und Danziger Bruch; auch über sie schritt einst der Dünenkamm. Zu gewissen Zeiten sind sie die Brutstätten von Stechmücken, gegen die Mensch und Tier dann fast schutzlos sind.

Immer noch umfängt uns der prächtige, hier mit Laubholzbeständen gemischte Dünenwald, bis in einer weiteren Stunde Strauchbucht, das Gehöft des Dünenaufsehers, erreicht wird. Als Beamten der Wasserbauverwaltung ist diesem die Aufsicht der Wasserufer bis zum Pillauer Tief unterstellt. Strauchbucht ist wohl die entlegenste Wohnstätte der ganzen Nehrung, einsam im Sommer und verlassen im langen



Die Wanderdüne mit Blick auf die Düne von Narmeln.

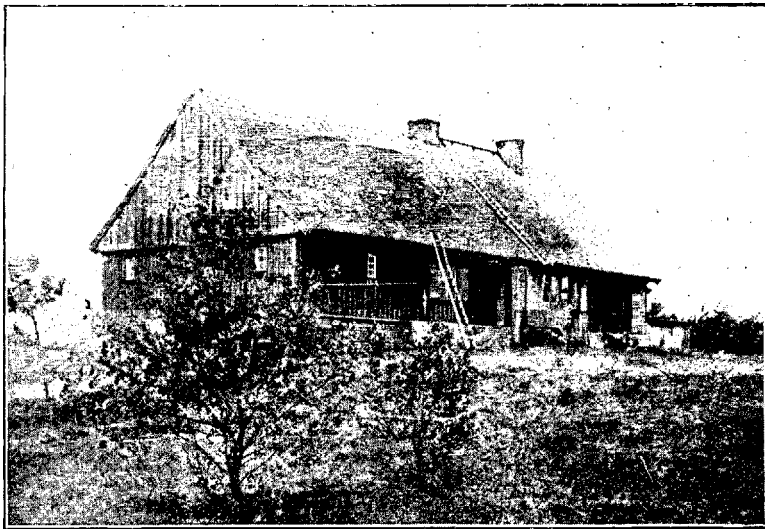
nordischen Winter, bis das Eis des Haffes den Verkehr mit den gegenüberliegenden Ortschaften des Festlandes ermöglicht. Wunderschön ist der Blick von der kleinen, dem Gehöft vorgelagerten Düne nach den Türmen Braunsbergs und Frauenburgs; ein eigenartiges Gefühl der Weltverlassenheit umfängt hier an dem freundlichen Ufer des Haffes den Wanderer. Nördlich der Strauchbucht findet man granit- und magneteisenhaltige Sande, die früher als Streusand verwendet wurden. Südlich wird die Strauchbucht von dem Scheitschhaken begrenzt, der ziemlich weit in das Haff vorspringend an das einst hier stehende Dorf Schoyte erinnert. Diese Stelle ist mit 1800 Metern die breiteste der ganzen Nehrung.

Nicht zu lange darf der Wanderer aber in Strauchbucht verweilen, wenn er Narmeln, den Endpunkt der Tageswanderung, noch rechtzeitig erreichen will. Noch eine Stunde geht man durch den jüngeren, die Landschaft wesentlich verändernden, erst vor einigen Jahrzehnten gepflanzten Nehrungswald, um dann zu der bemerkenswertesten Stelle der Nehrung, „der großen Wanderdüne“, zu gelangen.

Man erreicht die Düne am besten links von der Straße zwischen Jagen 243 und 244 abbiegend, wo sie dann bald glänzend weiß emporsteigt. Da sie leicht gangbar ist, hält man sich auf ihrer Höhe, die Aussicht nach beiden Seiten genießend.

Nach der etwa eine halbe Stunde erfordernden Ueberschreitung der Düne nimmt man die Richtung auf das rechts sichtbar werdende Forsthaus Grenz, das auf grader Straße zweiundzwanzigeinhalb Kilometer von Pillau liegt. Grenz war früher ein Bernsteinwärterhaus, jetzt wohnen darin ein Forstbeamter und einige Fischerfamilien; auch ist das Gebäude ein Heim für Wandervögel. Auch bei Grenz wird in früherer Zeit eine „Stehr-Bude“ erwähnt, ebenso in Stutthof auf der südlichen Nehrung.

Wir haben nunmehr die seit 1466 bestehende Grenze Ostpreußens, die gleichzeitig die des Kreises Fischhausen ist, erreicht, denn unmittelbar hinter dem Forsthaus steht am Wege die Grenztafel. Der nun folgende westpreußische Nehrungs-

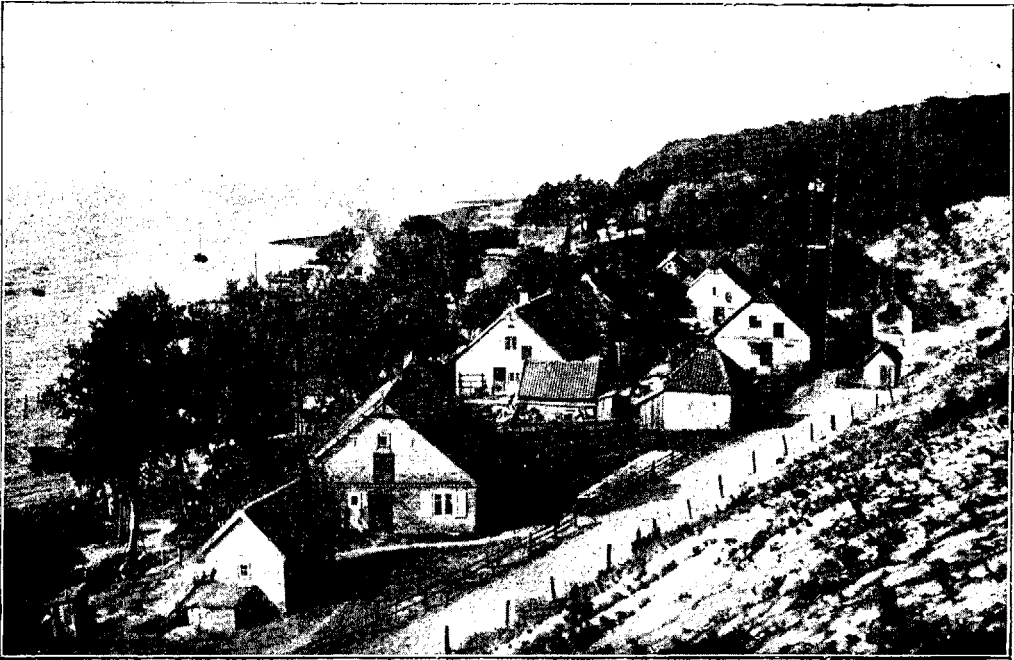


Forsthaus Grenz.

wald bietet infolge der erst nach 1860 angelegten Dünenbepflanzung ein wesentlich anderes Bild als der bisher durchwanderte: an Stelle des alten tritt der junge Wald. Noch einundeinhalb Stunden aber braucht man, bis das freundlich am Haff gelegene Narmeln erreicht wird.

Das Dorf liegt jetzt unter dem Schutze der mühselig zu überschreitenden riesigen Wanderdüne, die noch im letzten Augenblick vor der Verschüttung des Dorfes festgelegt werden konnte. Narmeln, auch Narmels, das frühere Polski, ist jetzt ein aus drei Ortsteilen bestehendes großes Fischerdorf, das schon einmal eine blühende Ortschaft war, ehe zur Zeit des schwedischen Krieges die zwölf Wohnhäuser fast völlig durch den Sand begraben wurden. Aber stattlicher als früher ist Narmeln wieder erstanden. Auch die Deutsche Kaiserin wandte ihm durch ihren Besuch besonderes Interesse zu.

Traurig lagen noch vor einigen Jahrzehnten die Lebensverhältnisse in Narmeln; so fand man damals in der ganzen Ortschaft nur ein Pferd. Mehrere Jahre lag auch der Fischfang, der einzige Erwerbszweig der Bewohner, ganz still. Trat dann im Winter noch eine Unterbrechung des Verkehrs mit dem Festlande ein, so entstanden

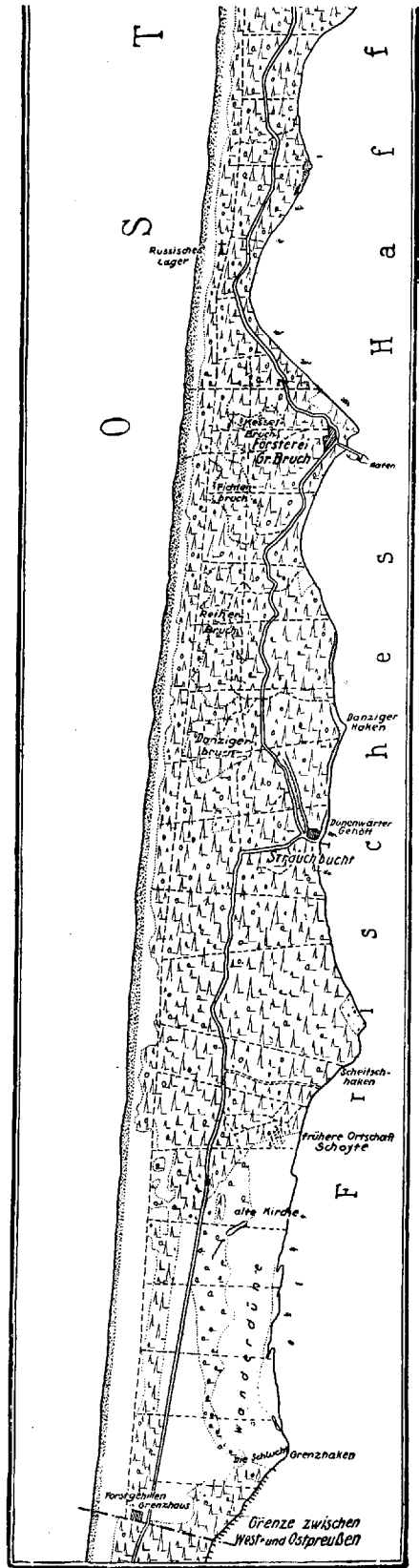
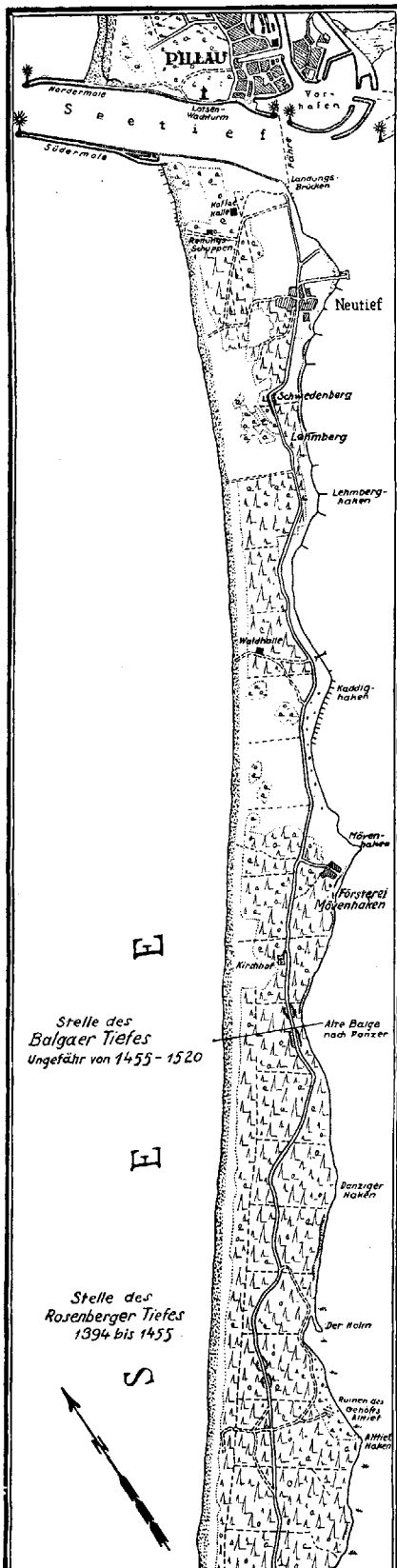


Narmeln.

sogar Schwierigkeiten in der Beschaffung der notwendigsten Lebensmittel. Jetzt hat sich der Fischereibetrieb weit lohnender gestaltet, und die vielen Räucherbuden für die gefangenen Seefische zeugen davon, daß die Narmelner auch für die weitere Fischverwertung besorgt sind. Angenehm wird der, wenn auch meist in längeren Pausen eintretende, Bernsteinregen empfunden, und die reichen Ertragnisse der Jahre 1844 und 1874 verdienen es, in guter Erinnerung der Bewohner Narmelns zu bleiben.

Beendet ist die Wanderung über den ostpreußischen Teil der Frischen Nehrung. Meist aber wird der Nehrungsbesucher sie bis zu dem lockenden Kahlberg fortsetzen, wobei er im Kamelrücken eine der höchsten Dünen der Frischen Nehrung berührt. In einem weiteren Tage wird er Kahlberg mühelos erreichen und von hier aus meist Gelegenheit zur Rückfahrt nach Pillau und Königsberg finden.





Die Frische Nehrung von Pillau bis zum Forsthaus Grenz.

Nachträge und Berichtigungen zum ersten Band.

Für Seite:

- 13 Die Zahl der Einwohner des Kreises Fischhausens betrug 1846 36 216, darunter 184 „Andersgläubige“; 1858 40 640, darunter 241 Andersgläubige, also Nichtevangelische. Bei der Volkszählung 1919 ergab sich eine ortsanwesende Bevölkerung von 57 397 Seelen, die sich auf 2 Städte, 189 Land- und 126 Gutsgemeinden verteilten. Fischhausen hatte 3 059 Einwohner.
- 22 Der dargestellte Siegel ist jenes des Bischofs Heinrich von Strittberg.
- 23 Der Umschlag der Verschreibung von 1306 für die Mühle von Schonewic mit der Aufschrift Vischhuzin stammt nicht aus diesem Jahre, sondern aus späterer Zeit. Hiermit wird die Annahme sehr unsicher, daß bereits damals der Ort so hieß.
- 23 Ueber den Bischofsvogt Andreas, genannt Fisch, heißt es bereits 1283, „weiland Vogt von Fischhausen“.
- 24 Zeitige polnische Karten nennen Fischhausen „Rybaku“!, eine Mene Tekel!
- 41 Aus dem Jahre 1599 liegt eine Eingabe an Albrecht Friedrich mit der Bemerkung „zu eigenen Händen“ vor, der Herzog muß also in den Augen seiner Untertanen noch als zurechnungsfähig angesehen worden sein.
- 42 Der Namenszug ist von Albrecht Friedrich.
- 45 Als der Kurfürst 1642 nach Brandenburg zurückging, übergab er dem Obersten von Podewils seine Leibkompagnie, der sie scheinbar nach Fischhausen verlegte.
- 51 Heißt es 2. Zeile von o.: kurz nach der Krönung, nicht nach dem Regierungsantritt.
- 51 Unter der Bezeichnung Alt. Register Hofkammeramt 2 Hh. C. XXXII befindet sich im Geh. Staatsarchiv Berlin ein Aktenstück, in dem es bereits unter 1695 heißt, daß Steine vom Schloß Fischhausen zum Bau von Friedrichshöfchen (Holstein) und für andere angekaufte churfürstliche Güter verlangt werden. In diese Zeit fällt also scheinbar der Beginn des Baues der Jagdhäuser Palmnicken, Dirschkeim und Grünhoff.
- 53 3. Z. v. u.: nicht Friedrich Wilhelm I., sondern Friedrich der Große.
- 55 7. Z. v. o.: nicht freie, sondern hohe Schule. Uebrigens studierten die meisten Preußen damals nicht wie irrtümlich angegeben in Krakau, sondern in Halle und Leipzig.
- 56 Joachim von Borck wurde 1556 Obermarschall.
- 57 v. d. Oelsnitz wurde 1591 Hauptmann zu Balga.
Der Obermarschall von Brandt wird 1633 auch als Vogt zu Fischhausen bezeichnet, er verwaltete während der schwedischen Besetzung des Samlandes scheinbar zeitweise beide Stellen.
- 57 v. Kospoth starb am 20. April 1665 und wurde im Königsberger Dom beigesetzt. Die Wandtafel in der Kirche Fischhausen galt wohl nur der Erinnerung an seine langjährige Tätigkeit in Fischhausen.
- 58 1690 werden auf dem Amt Fischhausen erwähnt: Der Herr Vogt, der Amtschreiber, der Fischmeister, der Brauer, der Branntweinbrenner, der Böttcher, der Torwächter, der Hofmann und der Amtsgärtner.
Die Domänen wurden ab 1710 aus der Erb- in Zeitpacht gegeben.

Für Seite:

- 59 Die Krönung fand natürlich 1701, nicht 1713 statt.
Bereits 1608 wird in Fischhausen ein Pesthaus genannt.
- 69 1741 dürfte eine größere Reparatur der Kirche stattgefunden haben, für die Holz aus der Königl. Forst erbeten wurde.
- 72 1797 wurde das Kißling'sche Kleinbürgerhaus als Pfarrwitwenhaus angekauft.
- 76 Unter den Akten der kleinen Städte im Geh. Archiv Berlin befinden sich solche über Fischhausen, die vieles Bemerkenswerte, z. B. über Bestallung des Magistrates, Eingaben der Bürgerschaft u. a. enthalten. So werden 1743 Bestimmungen wegen Unterhaltung der Braupfannen erlassen; 1749 u. f. Jahre wird wegen Verpachtung des Wein-, Meth- und Arrakausschanks verhandelt. 1741 beschwerten sich die Fischhausener Kaufleute über den Verkauf von Hökerwaren durch den Medizin-Apotheker Dankwerts, 1796 dagegen erhebt der Apotheker Hesse Einspruch gegen den Vertrieb von Apothekerwaren durch die Höker.
- 77 1707 erbittet Fischhausen vom König eine Beihilfe zum Rathausbau, dieses war demnach das 1872 abgebrannte Gebäude.
- 80 1752, bei Umwandlung der Hauptämter in landrätliche Kreise, wurden die Städte in Stadtkreisen vereinigt: Fischhausen und Pillau bildeten mit Labiau, Tapiau, Wehlau und Allenburg den Stadtkreis Tapiau. Sie standen unter Steuerräten, erst später kamen sie zu den neugebildeten landrätlichen Kreisen.
- 87 1504 wird in Fischhausen als Weinburnerin (Brennerin) eine Gritte (Margarete) genannt.
- 90 Heißt nicht Fischer-, sondern Fleischermeister Pieper.
- 91 6. Zeile von o.: Der Kreisbahn steht das Mitbenutzungsrecht der Bahnstrecke bis Gaffken, nicht bis Godnicken zu.
- 93 1768 wurde die Haupt- und Landstraße in Fischhausen gepflastert.
- 94 Die zwei Torschreiberhäuser wurden 1726 erbaut; 1802 wird wegen Instandsetzung des Pillauer Tores verhandelt.
- 95 1799 wurde der Wehrdamm am Haff in Stand gesetzt.
- 96 1749 brannten die Scheunen ab, ferner am 11. Dezember 1867 sieben Scheunen vor dem Pillauer Tor. 1802 wurde das Spritzenhaus erbaut und eine Feuerspritze beschafft.
- 97 13. Zeile von u.: heißt es das verbindende, nicht das Elbinger Land.
- 104 Cholinum ist nicht ein besonderer Ortsname, wie zumeist in diesem Fall angenommen wird, sondern die allgemeine slawische Bezeichnung für einen Hügel oder eine Anhöhe.
- 109 Auch auf einer Karte aus dem Jahre 1723 im Berliner Archiv heißt es: „rudera der Sankt Adalbertskirche, so die erste christliche Kirche in Preußen gewesen.“
- 118 Eryngium statt Eryargium.
- 119 u. f. Lochstädt betr. erhalten wir durch das 1921 von Ziesemer herausgegebene Große Aemterbuch des deutschen u. f. Ordens bemerkenswerte weitere Aufschlüsse. So betrug im Jahre 1399 der Viehbestand im Viehhof: 1213 Schafe aller Art, 136 Schweine, 76 Rindvieh und 48 Ziegen; im Karwan standen insgesamt 103 Pferde. Zweifelhaft ist ob wir in diesem Viehhof bereits die Schäferei, das heutige Gut Neuhäuser, zu erblicken haben, denn

Für Seite:

erst 1429 wird der Schaffhof besonders genannt, der auch einen starken Bestand von Bienenvölkern hatte. Dem Fischmeister standen ein „Snigeschiff“ mit entsprechenden Gerätschaften zur Verfügung, und dem Hasenmeister sechs Hasengarne.

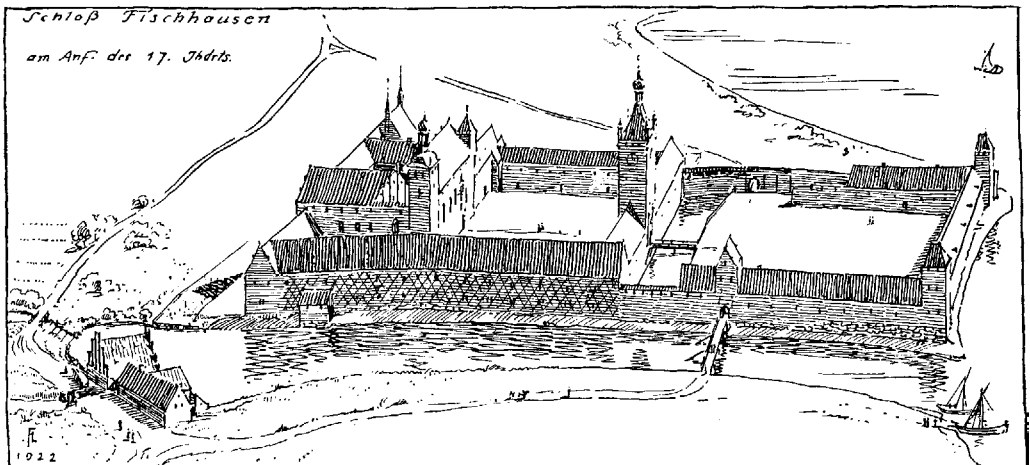
Die Fortschritte der Schußwaffe kommen am besten in dem Lochstädter Inventar beim Ende der Ordenszeit zum Ausdruck. Damals waren auf der Lochstädter Harnischkammer: uf funf man harnischblech, 3 pantzer, 5 armbrost, 2 winden, 8 hockenbuxsen, 2 hantbuxsen, 1 scherpentyner, $\frac{1}{2}$ schlange, 3 steynbuxsen, 3 virtel pulver, 1 ton hawspfeil, 3 sten bley. An Personen werden einundzwanzig auf dem Schloß verzeichnet. Ueberaus reichlich erscheint das Inventar der Kapelle, da gibt es u. a. 1 Monstranz, Patenen und Kelche, ferner viele Kirchenkleider, Vorhänge mit silbernen Spangen usw.

- 139 1512 mußte das Amt Lochstädt für Königsberg scharwerken.
- 139 Adlerhold erwähnt auch ein ehemaliges Dorf Staluppen bei Fischhausen, das wahrscheinlich an der Seeküste lag.
- 140 Die Gebrüder Waiblingen gaben das Amt scheinbar nicht an den Herzog Albrecht zurück, sondern in ihre Rechte traten die Städte Löbenicht und Altstadt, wahrscheinlich gegen ein Darlehn, ein.
- 141 Dubendorf fertigte auch einen Entwurf zur Verbesserung der Königsberger Trinkwasserverhältnisse.
- 145 Preuß. Paradies betr. Bereits Merian nennt die Gegend bei Pillau so (s. S. 160), auch Adlerhold schreibt in seinem „höchstgepriesenem Preußen“, Frankfurt 1704: Die Ortsgelegenheit um Pillau hat wenig, die ihr zu vergleichen, daher sie auch das preußische Paradies heißt.
- 149 Ein damals entworfener Situationsplan für „Julienbad“ sah 23 „Villenetablissemments“ vor, von denen 1867 aber erst 7 ausgeführt waren. Geklagt wird über das geringe Entgenkommen des Besitzers der Schäferei; auch die Badeeinrichtungen waren überaus dürftig.
- 157 Ob die von Boetticher aufgeworfene, von Haberland, Geschichte der Stadt Pillau, Pillau 1913, weiter ausgeführte Theorie der Ableitung des Namens Pillau von Naitepile mit Rücksicht auf den S. 284 erwähnten Neitoberg, d. h. Naitopile zu halten ist, erscheint zweifelhaft. Als sicher erscheint aber, daß die charakteristischen Höhen bei Pillau, altpr. pile = Berg, der Siedlung an ihnen den Namen gaben.
- 184 Auf der Abbildung ist die Person ganz links der Oberjägermeister von Hertefeld.
- 185 Didlacken kam 1731 an den Staat, da der ohne Erben verstorbene Sohn de la Caves, der Generalmajor Wilhelm de la Cave, den König zum Erben einsetzte.
- 186 Die Familie hieß von Kreytzen, nicht Kreytzern.
- 291 1528 wird die Grenze als zwischen dem Ermelkrug (Narmeln) und Schoite beim „Rawen Baum“ liegend bezeichnet.
- 306 Die Menge des täglich im Pregel bei Königsberg zum Haff fließenden Wassers hat man mit einer täglichen Durchschnittsmenge von 1 171 588 cbm berechnet; die größte, 1829 beobachtete Menge betrug 1 310 cbm in der Sekunde.
- 313 Auch 1501 war Streit wegen des Fischens im „gemeinen Wasser im habe, die alten Fischer der Nerge sollen wissen, wie es damit steht.“

Für Seite:

- 314 1619 wird zur Beaufsichtigung der Fischerei auf dem Haff ein „Haffjäger“ bestellt.“
- 329 1642 wird ein Wildnisbereiter im Fischhausen'schen bestellt; er soll einen Knecht stellen, der mit Schießen gut Bescheid weiß, ferner zwei Finder halten, um das vom angrenzenden Adel übertretende Wild wegzuschießen und an die churfürstliche Hofhaltung zu liefern.
- 330 Heißt es Elenskrug, statt mehrmals Elendskrug. Die Förstereien in der Kaporner und Bludauer Heide sind keine Revierförstereien.
- 334 Das im südlichen Teil der Bludauer Heide liegende größere Moorgebiet heißt „Rohrbruch“.
- 340 1728 werden als an der Heidestraße Königsberg-Pillau liegend genannt: Lawskén, Spittelkrug, Spittelhof, Mauditten, Caporn zur linken, Heydekrug, Elenskrug, Marschen, Weyditten und der Forkenkrug.
- 349 In älterer Zeit führte das Hengstbruch auch den Namen Kymbruch. An der Stadtgrenze beim alten Heck lag bis zum vorigen Jahrhundert ein Abbau, das Heckhaus.
- 362 Die Pferde im Kaporner Roßgarten trugen Schellen. Eingehende Aufstellungen des Kaporner Inventars in den Jahren 1374 bis 1482 bringt das erwähnte Große Aemterbuch.
- 363 7. Zeile v. o.: Der Spittelhof lag bei Juditten. 1426 schreibt der Obermarschall an den Hochmeister bezügl. Austuung des Spittelhofes bei Judenkirch zu einem Dorfe. 1517 kommt der Spittelhof an den Hochmeister, weil der Hof Kaporn nicht genügend Futter hat.
- 374 Der Kreis Fischhausen hat ohne die Haffe 690,762 ha Binnengewässer (Bäche und Teiche).

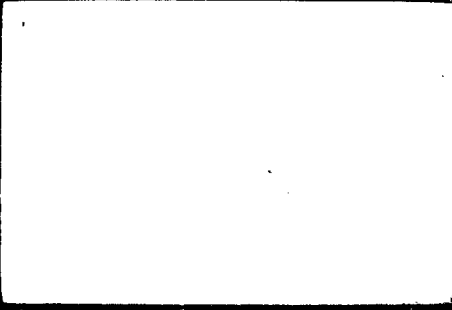
Herr Professor Friedrich Lahrs in Königsberg hatte die Güte die einst so mächtige Fischhausener Bischofsburg an Hand des leider nur spärlichen Materials zu rekonstruieren. Obgleich sich ganz sichere Schlüsse erst nach Freilegung der Fundamente ziehen lassen, dürfte die Wiedergabe der Lahrs'schen Zeichnung doch interessierten Lesern hochwillkommen sein.



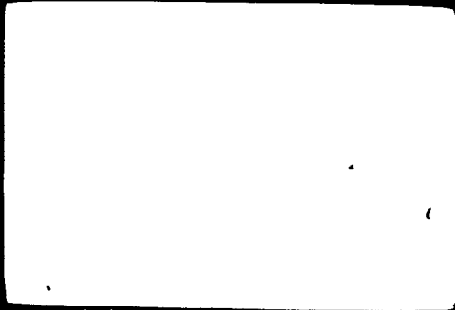
Rekonstruktionsversuch des Schlosses Fischhausen zur herzoglichen Zeit.
Von Professor Friedrich Lahrs.



Die Haupthandelssorten des Bernsteins.



1



2



3



4



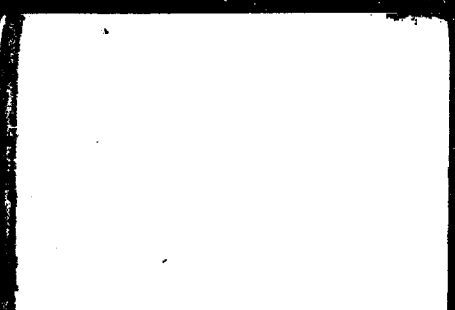
5



6



7



8

1. Blauer Bernstein des Handels. 2. Knochiger Bernstein. 3. Starkflomiger Bernstein.
4. Leichtflomiger Bernstein. 5. Feinknochiger Bernstein. 6. Buntknochiger Bernstein.
7. Bastard-Bernstein. 8. Schier klarer Bernstein.

Am Horizont, in blauem Nebelduft
An's Haff geschmiegt, der Nehrung seidne Linien . . .
Der Dampferschlote Rauch wächst in die Luft
Und breitet sich dort aus wie dunkle Pinien . . .
Fritz Kudnig (Haffahrt).

Das Frische Haff

in seinem Anteil am Kreise Fischhausen.

Das Frische Haff gehört sowohl landschaftlich, als im besonderen auch seiner wirtschaftlichen Bedeutung nach, zu den wertvollsten Gewässern Deutschlands. Sein Binnenverkehr nimmt unter diesen sogar die erste Stelle ein und wird im Durchgangsverkehr nur von dem Stettiner Haff übertroffen. Der gesamte Flächeninhalt des Frischen Haffes beträgt 861,54 qkm, von denen 281,04 qkm oder 30 241 ha, also ungefähr ein Drittel, auf den nördlich gelegenen und zum Kreise Fischhausen gehörenden Teil des Haffes entfallen.

In der Urzeit wogte hier einst das Meer der Kreidezeit, aus dem sich langsam das Festland erhob, sich nach und nach mit einer Flora bedeckend, der auch die Bernsteinbäume angehörten. Gleichzeitig mit dem Sinken der Temperatur trat darauf durch die aus Skandinavien vordringenden Eismassen eine Vergletscherung des ganzen norddeutschen Flachlandes ein. Die zunehmende Erwärmung brachte die Gletschermassen wieder zum Abschmelzen, ungeheure Wassermassen schaffend, die auf der eiszeitlichen Mulde nunmehr an Stelle des alten Festlandes fluteten. Dieses offene Meer hatte seine nördliche Grenze in dem Hügelzug, der sich von Fischhausen über Kallen, Wischehnen, Condehnen, Seerappen, Metgethen und Juditten bis Königsberg deutlich verfolgen läßt. Diluviale Inseln, wie bei Bärwalde, Margen und Peyse, ferner das frühere Land zwischen Camstigall und Kahlholz, entstammen dieser Zeit. Große Granitblöcke und andere Geschiebe, die sich bei diesen Landspitzen über zwei Kilometer weit in das Haff erstrecken, sind die Reste dieses ehemaligen Landes. Diese diluviale Ablagerung trennte auch das jetzige Haff in zwei völlig gesonderte Gewässer, durch deren südliches die Weichsel strömte, während das nördliche das einstige Mündungsdelta eines Nebenarmes der Memel bildete.

Immer weiter zog sich aber das Meer zurück, und immer mehr hob sich das Land aus dem Wasser. Es bildeten sich neue Meeresküsten, die man in dem zum Teil steil abfallenden Haffboden und seinen Steinablagerungen wiederzuerkennen glaubt. Auf diesem alten Sandboden des Meeres stehen jetzt die Wälder des südlichen Samlandes, und seine Dünenbildungen kann man noch weit in das Land hinein bei Geidau und Kaspershöfen als Wanderdünen im Kleinen beobachten, denen selbst die Küstenflora nicht fehlt. Durch den Rückgang des Meeres versumpften dann die Flußniederungen, und mühsam schlängelte sich der mittlerweile entstandene Flußlauf des Pregels durch das flache Land zur See.

Diese Niederungen wurden dann wieder ein Opfer andrängender Fluten. Die Fischhausener Bucht, die bis dahin ein festes Land bildete, wurde unter Wasser gesetzt und auch noch verbleibende Inseln, wie solche noch zu Beginn der Ordenszeit vor der Pregelmündung liegend erwähnt werden, wurden allmählig von Wasser bedeckt. Noch immer aber führte der Pregel seine Wasser bei Lochstädt in die See, schon entstanden jedoch an dem die beiden Mündungsdelten trennenden Camstigaller Land bedeutende Veränderungen. Andrängende Wassermassen des Pregels und der Weichsel, Sturmfluten und Eisgänge wirkten gemeinsam an seiner Zerstörung,

und es kam endlich zu einer Verbindung der beiden bisher getrennten Gewässer, die in der ersten Ordenszeit aber noch als eine schmale Wasserrinne geschildert wird. Das Haff in seiner jetzigen Gestalt ist also geologisch als eine sehr junge Bildung anzusprechen; es ist ein Produkt der hier einmündenden großen Flüsse.

Frei konnte nunmehr die Weichsel auf den Wasserspiegel des nördlichen Haffes einwirken, denn die großen Wassermassen des südlichen Haffes, das schon Copernikus nur als eine verbreiterte Weichsel ansprach, dehnten sich dort überall aus. Immer größer wurde hier der Landverlust, und zwar in dem gleichen Maße, wie die Verlandung des südlichen Haffes fortschritt, die man mit 75 qkm allein innerhalb zweieinhalb Jahrhunderten berechnet hat. Alle die Untiefen des nördlichen Haffes, wie der Pokaiter Haken, der Caporner Stein, der Lithauenssand, der Peyser und Camstigaller Haken, der Herd bei Pillau, auch Lausangel genannt, sind durch die Fluten der Weichsel unter Wasser gesetztes Land, das vor der Erbauung des Seekanals der Haffschiffahrt große Hindernisse bereitete. Auf den Resten dieser Haken entstanden dann später u. a. die Ortschaften Peyse und Camstigall. Erst die verschiedenen Ableitungen der Weichsel in neuerer Zeit, wie der Durchbruch bei Neufähr im Jahre 1840, der 1895 beendete Durchstich bei Schiewenhorst und die Nogatregulierung verminderten den Wasserdruck dieses Stromes und beseitigten die Gefahr weiteren Landverlustes im nördlichen Haff.

Im allgemeinen bildet das Frische Haff ein Becken mit zum Teil so flachen Uferändern, daß diese auf weite Strecken hinein nur ein halbes Meter tief sind. Ein derartig flaches Ufer hat z. B. die Strecke von Fischhausen bis Peyse, auch Scharr genannt, auf der das Flößen des Holzes nach Fischhausen durch dauernd im Wasser gehende Pferde vorgenommen wurde. Auch sonst ist die Tiefe des Haffes nicht bedeutend; sie beträgt im Mittel etwa 4, und an der tiefsten Stelle zwischen Pillau und Balga 5,1 m.

Den alluvialen Boden des Haffes bildet meist grauer Schluff, ein Niederschlag von Ton- und Moorerde, während die Haffränder mit dickem, auf die Vegetation des Wassers und andere Sinkstoffe zurückzuführenden Moder bedeckt sind. Unter den Pflanzen des Haffes sind für die Verlandung sehr wichtig die *Stratiodes aloides* (Meeraloe), sowie die Hochbinsenbestände. Unter diesen sind einige interessante Arten, wie *Scirpus kalmussii*, *Scirpus americanus* und *Scirpus lacustris* (Sumpfbirse) besonders bemerkenswert. Gut gedeihen im flachen Wasser die schachtelhalmförmigen Algen, die als Haffschlamm auch zum Düngen der Aecker Verwendung finden. Uebersaus stark ist zeitweise das Auftreten von mikroskopisch kleinen Algen, die das Wasser wie stehender Schaum bedecken und leuchtend grün färben; die Anwohner des Haffes sagen dann: „Das Haff blüht.“

Bemerkenswert ist, daß sich der Lauf der in das Haff einmündenden Flüsse, selbst der der kleineren Bäche, eine ganze Strecke auf dem Haffboden bemerkbar macht. Das Bett des Pregels ließ sich vor der Eröffnung des Seekanals sogar auf seinem ganzen Laufe durch das Haff verfolgen; jetzt wird sein Wasser meist von dem Kanal aufgenommen und durch diesen direkt in das Tief geleitet. Diese Flußrinnen oder Rennen waren daher und sind noch heute als Fahrwasser für die Schifffahrt von besonderer Bedeutung.

Die Farbe des Haffwassers ist gelblich-trübe. Durch den Zusammenfluß des Haffes mit der See hat das Haff auch einen, allerdings sehr geringen Salzgehalt, der mit der Tiefe zunimmt; im Allgemeinen findet aber eine Vermischung der beiden Gewässer nicht statt. Es ist daher eine der reizvollsten Erscheinungen, auf einer

Hafffahrt bei eingehendem Strom die Grenzen des See- und Haffwassers zu beobachten; ganz scharf hebt sich das grünlichblaue Seewasser von dem gelblichen des Haffes ab, wobei die Abgrenzung noch durch die auf dem Haffwasser schwimmenden Holz- und Schilfstückchen verstärkt wird. Bei ausgehendem Strom kann man wiederum das Haffwasser meilenweit an der westlichen Seeküste verfolgen, wo es, dicht an das Land gedrückt, sich ebenfalls scharf von dem Seewasser abhebt.

Durch die Flachheit des Haffes sind die Wellen ziemlich kurz und unregelmäßig, daher kann bei heftigem Wind auch die Fahrt auf dem Haff recht unangenehm werden. Die Füllung des Haffes erfolgt bis heutigen Tages in der Hauptsache noch immer durch die Weichsel, gegen deren Bedeutung alle anderen in das Haff fließenden Gewässer weit zurücktreten. Stark beeinflußt wird der Wasserstand aber auch durch das Eindringen des Seewassers durch das Tief. Berechnete Zahlen der



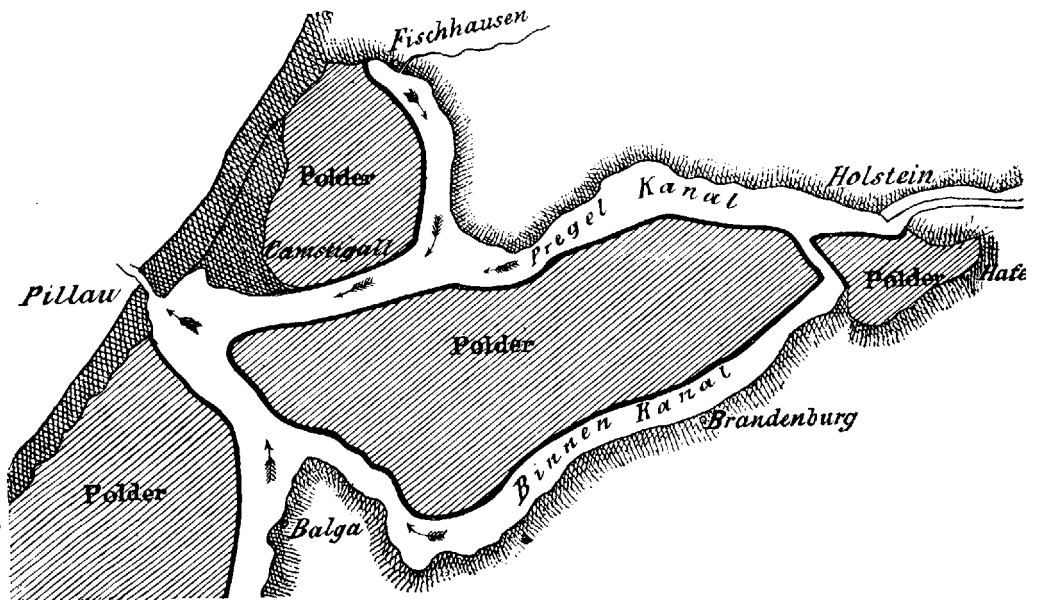
Typisches Haffufer.

Im Vordergrund der Schloßberg bei Margen.

Stromrichtung des Pillauer Tiefes ergaben, daß im jährlichen Durchschnitt zweihundertachtundzwanzig Tage für ausgehenden und einhundertneun Tage für eingehenden Strom anzunehmen sind; an achtundzwanzig Tagen herrscht Stromstille. Im besonderen sind es die aus westlicher Richtung kömmanden Winde, die das Seewasser durch das Tief in das Haff drücken und es auf den Haffwasserstand einwirken lassen. Bei starkem Westwind hat man bei Camstigall schon eine Steigerung von sechsunddreißig Zentimetern innerhalb drei Stunden beobachtet; wesentlich größer ist aber der Rückstau des Haffes bei andauernden, aus westlicher Richtung kömmanden Winden und Stürmen. Es treten dann Sturmfluten ein, die durch ihre Ueberschwemmungen schon so manchmal den Ländereien und Ortschaften am Haff verderblich geworden sind. Bei diesen Rückstauungen dringt das durch Mischung mit dem Haffwasser brackig gewordene Seewasser sogar bis nach Königsberg vor, den Pregel zwingend, sein Stauwasser dann durch die Deime in das Kurische Haff abzugeben.

Aus neuerer Zeit sind die Hochwasser des 3. November 1801 und aus dem Jahre 1829 am längsten in der Erinnerung geblieben. Bei der ersteren Sturmflut stieg das Wasser zwölf Fuß und vier Zoll über seinen gewöhnlichen Stand, in Königsberg aber nur eine Höhe von neun Fuß und siebeneinhalb Zoll erreichend. Während der Sturmflut des Jahres 1829 erreichte der Pregel hier aber eine Höhe von neun Fuß und neun Zoll; die niedrig liegenden Straßen Königsbergs waren völlig überschwemmt, und der Verkehr konnte auf ihnen nur durch Kähne aufrecht erhalten werden.

Am stärksten und häufigsten machen sich diese Sturmfluten im Winter bemerkbar. Für diese Jahreszeit kann man im Durchschnitt alle vier bis fünf Jahre mit einer solchen rechnen, während auf den Sommer und den Herbst durchschnittlich nur jedes neunte Jahr ein Hochwasser entfällt. Auffallend waren mit je drei Hochfluten die Winter der Jahre 1866/67 und 1867/68; die dadurch mit verursachten schreck-



Reiß'scher Entwurf aus dem Jahre 1878 für die Trockenlegung des Frischen Haffes.
(Das zu gewinnende Land ist schraffiert.)

lichen Notstandsjahre blieben noch lange bei den Bewohnern des Samlandes in traurigem Andenken.

An dieser Stelle möge auch der des öfteren aufgetretene Plan einer Trockenlegung des Frischen Haffes erwähnt sein. Abgesehen von einer Verbesserung des vor der Anlage des Königsberger Abwässerkanals sehr wenig kulturfähigen Schwemmlandes des südlichen Samlandes und der Ländereien am südlichen Haff, wurde auch die Gewinnung von vierzehn Quadratmeilen Landes errechnet. Die Flüsse sollen ihren natürlichen Wasserlauf behalten oder, wo erforderlich, kanalisiert werden. Da durch die Zusammendrängung des Haffwassers in den Rinnen hier eine größere Tiefe möglich wäre, die noch durch die Strömungen und den Eisgang dauernd günstig beeinflusst würde, so erhofft man auch für die Schifffahrt eine wesentliche Erleichterung. Wenn auch die Eigenschaft des Haffes als Fischrevier sowie als landschaftlicher Anziehungspunkt recht bedeutend ist, so dürfte die Aussicht auf den Gewinn großer Landstrecken diesen Plan doch einmal in Wirklichkeit umsetzen lassen.

Die größte Breite des Haffes zwischen Fischhausen und dem Sandkrug bei

Wolittnik beträgt 20,7 km, die schmalste zwischen Peyse und dem Geböcksch-Haken bei Patersort 7 km. Die seltsame Gestalt des Haffes führte zu dem Vergleich mit einem Totengebein.

Die Namen des Frischen Haffes

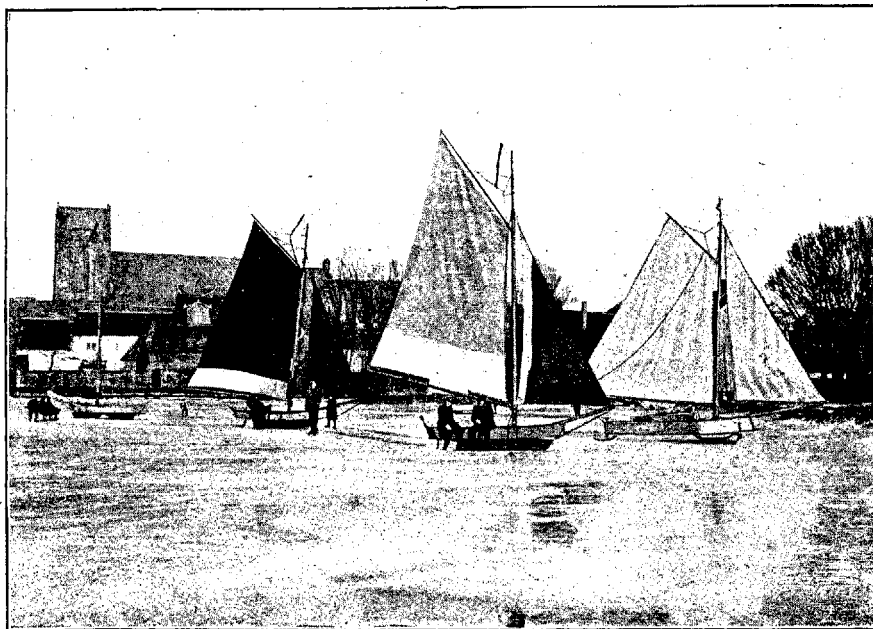
Der altpreußische Name für das Frische Haff war „Halibo“; skandinavischen Ursprunges war die Bezeichnung als „Mary“. Wulfstan nennt das Haff das „Eastmeere“. Aeltere Geographen nennen es das „mare recens“, oder auch „sinus venedicus“ und „habus prutenicus“. In den Ordenschroniken heißt es das frische Wasser oder auch „frisches Meer, genannt hab“. In dem Samländischen Fischerei- und Holzprivilegium von 1413 heißt der nördliche Teil des Haffes „das samische Wasser“, und noch später begegnen wir dem Haff als „Preußisches Haff“ und dem nördlichen Haff als „Nieder-Haff“.

Die seit einigen Jahrhunderten in Gebrauch befindliche Bezeichnung „Frisches Haff“ ist nicht als Eigenname anzusehen, sondern sie stammt aus dem nordischen „fresk“, worunter man etwas Ungesalzenes, also Frisches versteht: daher Frisches Haff = das ungesalzene Haff. Man kann also mit gleicher Berechtigung das Kurische oder das Stettiner Haff als frische Haffe bezeichnen; tatsächlich hieß das letztere auch bis in die neuere Zeit gleichfalls „das frische Haff“. Die Lokalisierung dieser Bezeichnung auf unser Haff erfolgte erst ungefähr im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Auch das Wort Haff kommt aus dem nordischen „haf“, neudänisch „hav“, worunter man ein vom Meer abgeschnittenes Süßwasserbecken versteht oder einen nach dem Meer geöffneten Süßwassersee. Ein mit Salzwasser gefülltes ähnliches Becken bezeichnet man als Lagune. Die süße, ungesalzene Eigenschaft erhält das Wasser des Haffes durch die zahlreichen hineinmündenden Flüsse und Bäche, die das Wasser nicht stagnieren lassen und es immer wieder „frisch“ erhalten.

Das Frische Haff im Winter

Das Frische Haff ist bis auf den künstlich offen gehaltenen Königsberger Seekanal durchschnittlich ungefähr vier Monate völlig mit Eis bedeckt. Infolge der meist nassen Herbstwinde bildet



Segel-Sportschlitten bei Fischhausen.

sich das Eis meistens erst im Dezember und geht dann im März, vielfach erst im April wieder auf. Die Eisdecke liegt in der Regel auch dann noch auf dem Haff, wenn der Eisgang des Pregels bereits begonnen hat. Unter dem Einfluß der Winde ist die Eisdecke jedoch selten völlig eben, meist macht sie den Eindruck gefrorener Wellen. Auch die durch Senkung des Wasserspiegels entstehenden Stauungen des Eises machen seine Fläche sehr unregelmäßig. Diese Senkungen entstehen besonders in strengen, frostreichen Wintern, und es bilden sich dann unter donnerähnlichem Krachen auch die sich meilenweit über das Haff erstreckenden Risse, die, da sie oft eine Breite von zwei bis drei Metern erreichen, eine Fahrt über das Haff bei der hier im Norden sehr früh eintretenden Dunkelheit sehr gefährlich machen und schon so manches Opfer forderten. Das aus den Rissen sich lostrennende Eis bildet dann förmliche Barrikaden, die umso höher sind, je mehr sich der Wasserspiegel senkt. Auch bei aufgehendem Eise bilden die durch die Stürme an das Ufer getriebenen Schollen mitunter riesige Eisberge.

Weitere Gefahren bergen für den nicht mit den Eigentümlichkeiten des Haffes Vertrauten die durch warme Quellen entstehenden Eisblänken, sowie die oft den ganzen Winter nicht zufrierenden Mündungen der Flüsse und Bäche. Auch die unter der Bezeichnung Boll- oder Bullereis bekannte Eisdecke, die durch Senkung des Wasserspiegels unter dem Eise entsteht, wodurch zwischen jenem und dem Eise ein leerer Raum zurückbleibt, kann recht bedenklich werden.

Die von den Fischern für den Betrieb ihres Gewerbes in das Eis gehauenen Löcher oder Wuhnen sind zwar durch vorgeschriebene Zeichen zu markieren; da aber in der Dunkelheit, besonders bei Schneetreiben, ein Abkommen von den durch Bäume bezeichneten Wegen leicht möglich ist, bilden auch sie eine gewisse Gefahr.

Trotz dieser Fährlichkeiten gehören Schlittenfahrten über das Haff zu den schönsten Vergnügen, und in früherer Zeit waren sogar Wettfahrten zwischen Königsberg und Danzig sehr beliebt. Die berühmteste aller Schlittenfahrten über das Eis des Haffes bleibt aber die des Großen Kurfürsten im Januaranfang des Jahres 1679. In Karben bei Heiligenbeil das Eis des Haffes betretend, fuhr der Kurfürst mit seiner



Eiskarussell auf dem Frischen Haff.

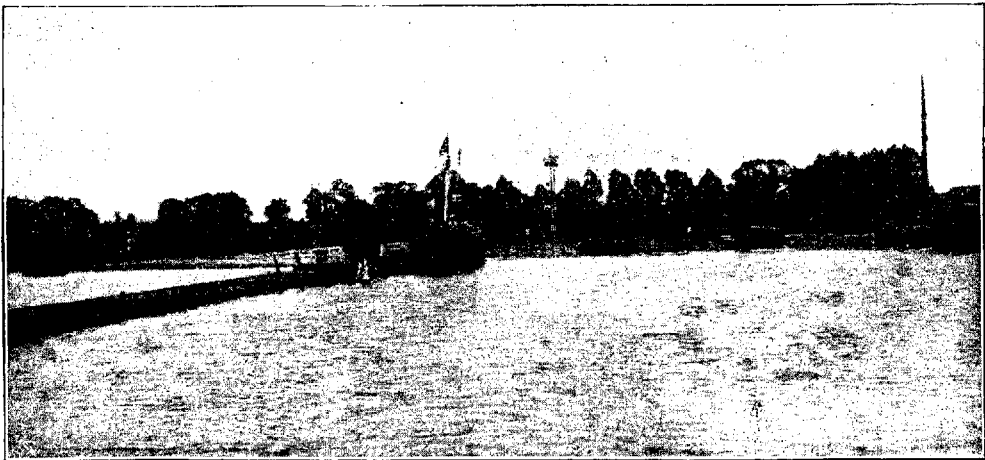
Familie, begleitet von seinen Truppen, auf Schlitten nach Königsberg, um von hier über das Eis des Kurischen Haffes den sich zurückziehenden Schweden nachzueilen.

Die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Einführung des Segelschlittens auf dem Frischen Haff hat dem Winterverkehr auf dem Eise ganz neue Entwicklungsmöglichkeiten gegeben. Ursprünglich versuchsweise als Sportfahrzeug eingeführt, fanden auch die Fischer bald Gefallen an dem so praktischen Schlitten, der ihnen außerdem die Möglichkeit zur Anwendung ihrer nautischen Kenntnisse bot.

Abweichend in der Form von diesen praktischen Zwecken dienenden Segelschlitten sind die ausschließlich für den Sport bestimmten Fahrzeuge. Für diese ist Fischhausen, da dessen Wiek das denkbar günstigste Revier für Segelschlittenfahrten bietet, der hauptsächlichste Wintersportplatz. Der hier 1909 begründete Wintersportverein „Frisches Haff“ dürfte gute Aussichten für eine weitere Entwicklung haben, vorausgesetzt, daß dieser Sport nicht nur eine vorübergehende Modeerscheinung ist.

Sehr rege ist im Winter das Tierleben auf dem Frischen Haff. Wenn die breiten Risse des Haffeis durchziehen, finden sich in Scharen Krähen, Wildgänse, selbst Schwäne und der prächtige Eisvogel auf dem Eise ein, wo ihnen dann Gelegenheit zu guter Beute winkt. Zum Frühjahr hin sind es namentlich die nordischen Wildenten, und unter ihnen wieder am häufigsten die Eisenten, die sich dann zahlreich auf dem Haffeis aufhalten. Bei Nacht auf der See verweilend, ziehen sie, sowie sich im Frühjahr freie Stellen auf dem Eise bilden, in Scharen von vielen Tausenden in der Frühe zum Haff, um dann abends wieder zur See zurückzukehren. Dieser berühmte Entenstrich, der die Vögel vom Haff über das Tief zur See führt, dauert ungefähr vier Wochen, und wenn auch das Fleisch der Wildente nicht sonderlich schätzenswert ist, so wird doch die Jagd auf sie um diese Zeit sehr gerne betrieben.

Auch das Haff hat seine Rätsel. Zu ihnen gehören die eigenartigen Haffschüsse, die man an ruhigen Sommertagen und nur bei bestimmter Windrichtung vernehmen kann. Diese Naturerscheinung, die auch auf der Kurischen Nehrung beobachtet wird und für die man die Bezeichnung „Mistpuffer“ hat, ist wissenschaftlich noch nicht geklärt. Als ein eigenartiges Phänomen mögen auch die Schneehosen erwähnt sein, von denen im Winter des Jahres 1893 eine auf dem Haff beobachtet wurde.



Der Fischereihafen in Groß-Heydekrug.

So schiff ich froh bei Lerchensang
Hinauf zur Pregelstadt,
Da wird von meinem Morgenfang
So Fürst als Bettler satt.
L. Rhesa (Samländ. Fischerlied).

Die Fischerei des nördlichen Frischen Haffes.

Durch seinen Reichtum an erlesenen und sehr schmackhaften Fischen war das Frische Haff seit jeher von großer wirtschaftlicher Wichtigkeit. Unter unseren heidnischen Vorfahren übten die Priester die Aufsicht über die Fischerei aus. Sie schrieben den Fischern die Fangzeiten und Fangreviere vor, leiteten die Ausfahrt der Fischer durch religiöse Zeremonien ein und opferten den Göttern die Erstlinge des Fanges. Es wird berichtet, daß sie bei bestimmten Gelegenheiten einen Hecht oder einen anderen Fisch ungeschuppt in der Asche brieten und zu Ehren der Götter zu verzehren pflegten. Auch Wulfstan schreibt vom Estenland: „. . . und da ist viel Fischfang.“

Entsprechend der Wichtigkeit des Fischfanges, war der Orden nach seiner Ankunft in Preußen bald bedacht, sich selbst die Erträgnisse der fischreichen Gewässer des Samlandes zu sichern. Diese kamen den Bedürfnissen des katholischen Landes als Fastenspeise sehr zu statten, wie überhaupt die Bedeutung der Fischzucht und des Fischfanges im Verhältnis zu der dünnen Bevölkerung damals wesentlich größer war als heute. Der Orden machte daher die Fischerei zu seinem Regal, nur in beschränktem Maße gab er sie für seine Untertanen frei und auch nur „zu des eigenen Tisches Notdurft.“

Da dem Bischof in Fischhausen für seine Landesanteile gleichfalls das Alleinrecht der Fischerei zustand, finden wir, daß die Lochstädter Seite der Fischhausener Bucht von Lochstädt aus für den Orden befischt wurde, die östliche Seite des Haffes bis zum Medenauer Bach — dem jetzigen Laukefließ — aber vom Bischof. In dem Gründungsprivileg der Stadt Fischhausen vom Jahre 1305 trat der Bischof dieses Recht der Stadt Fischhausen ab, sich selbst die Benutzung der größten Netze, des Nywat- und des Störgarns vorbehaltend. Aber auch dieses Recht vertauschte der Bischof im Jahre 1366 mit dem Königsberger Domkapitel gegen das der Fischerei im Kurischen Haff.

Auch die Städte Königsberg besaßen seit dem Jahre 1286 die Berechtigung zur Fischerei auf dem Haff, die ihnen 1345 von Winrich von Kniprode sogar für das ganze Haff erweitert wurde. Als dann im Jahre 1454 die Königsberger Stände dem König Kasimir huldigten, erbatn sie sich auch von ihm das Recht der freien Fischerei bis Lochstädt aus und zwar so weit, wie sie der Orden ausgeübt hatte; die bischöflichen und des Domkapitels Rechte sollten respektiert werden. Diese Erweiterung scheint ihnen aber nicht gewährt worden zu sein, denn 1464 finden wir sie nur im Besitz der Fischerei bis „Peuser Ort“, ausgenommen dabei auch das Netz Nywat.

Wie nach dem Fischhausener Gründungsprivileg aus der Erwähnung der verschiedenen Netzarten zu schließen ist, war die Fischerei selbst schon in der frühesten Ordenszeit organisiert. Da sie von den Inhabern der Berechtigungen meist nicht selbst ausgeübt wurde, so gaben diese sie an Berufsfischer weiter, die dann die sogenannten Keutelbriefe erhielten, die hoch besteuert waren und dem Orden und dem Bischof recht bedeutende Einnahmen brachten. Die kostenfreie Erlaubnis zur Fischerei war ein besonderes Gnadengeschenk, wie aus der Verleihung von zwei Keuteln an

die Altstadt Königsberg hervorgeht, die sie als Dank für die im großen polnischen Kriege bewiesene Treue zum Orden erhielten.

Selbstverständlich waren auch die Reviere den zur Fischerei zugelassenen Ortschaften und Personen genau vorgeschrieben. Diese haben es aber damit wohl niemals besonders genau genommen, so daß sich Zusammenkünfte zur Schlichtung von Streitigkeiten notwendig machten. Auf einer solchen im Jahre 1461 verpflichteten sich alle Interessenten durch Brief und Siegel, daß jede Partei nur auf ihrem Gebiete fischen wollte. Auch aus dem Jahre 1536 wird von einer ähnlichen Zusammenkunft berichtet. Der Orden soll aber der erste gewesen sein, der sich nicht an dieses Abkommen hielt.

Im allgemeinen war in der damaligen Zeit, schon wegen der vielen den Fleischgenuß verbietenden Fastentage, eine geordnete Fischerei etwas Selbstverständliches. Die künstliche Fischzucht war bereits bekannt, und mehrmals hört man von der „Besamung mit jungen Fischen.“ Durch die Reformation verlor die Fischzucht dann viel an Bedeutung. Die Preise zur herzoglichen Zeit waren für eine Tonne Dorsch zehn Mark, für große Karpfen das Stück zehn Groschen und für das Schock Hechte achtzehn Mark, also verhältnismäßig sehr hoch. Von dem im Gebiet des Amtes Fischhausen gestochenen Stör war eine Abgabe an das Amt zu zahlen.

Fischereiverordnungen

Bei der Wichtigkeit der Fischerei war es naheliegend, daß schon frühzeitig der Raubfischerei durch Gesetze vorgebeugt wurde. Aber erst in den Jahren 1491 und 1498 hören wir von diesbezüglichen Verordnungen, die „im Interesse der Fischeschonung“ dann in den Jahren 1589 und 1640 wieder durchgesehen wurden. Die Bekanntgabe dieser Verordnungen erfolgte in der damals üblichen Weise von den Kanzeln der Kirchen aus. Fast ausnahmslos wurden aber nur die kleinen Netze gestattet; die großen kamen ganz selten zur Anwendung und dann nur in der Mitte des Haffes.

Das Jahr 1783 brachte dann eine neue erweiterte Fischereiordnung für das Frische Haff; bemerkenswert ist in ihr die Bestimmung, daß sich jede Ortschaft im Fischfang mit dem Teil des Haffes begnügen soll, der sich von ihr bis zur Hälfte des gegenüberliegenden Ufers erstreckt.

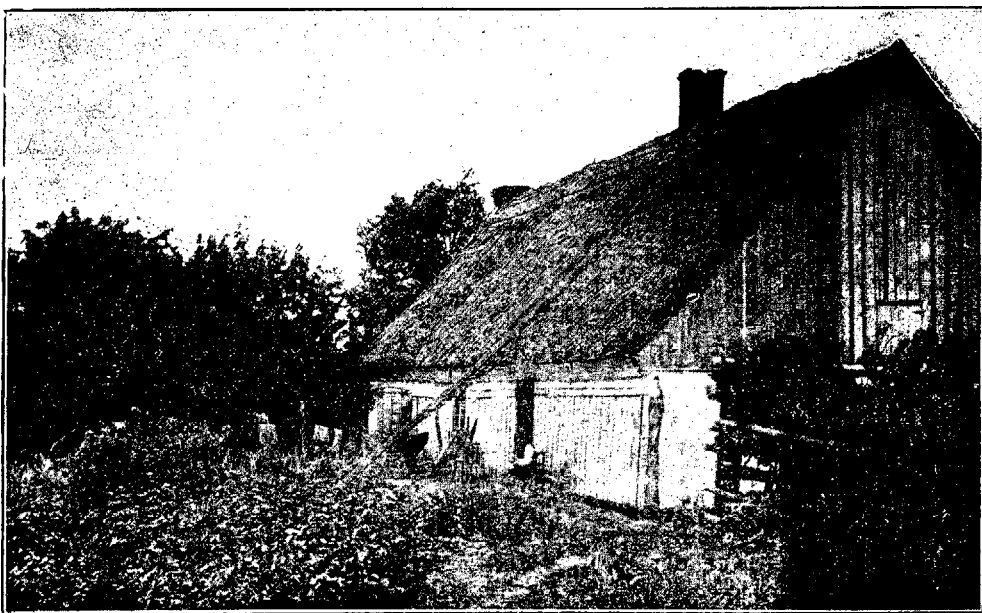
Ganz verboten war der Verkauf der Fische auf dem Haff an Fischankäufer, auch wurden die Fischer angewiesen, den Fang nach ihrem Heimatsort zu bringen, um zuerst den dortigen Bedarf zu befriedigen. Zuwiderhandelnde wurden mit zehn bis zwanzig Postrunkenschlägen auf dem Gesäß bestraft. In neuerer Zeit hat sich der Unfug des Fischankaufes durch Händler auf dem Haff wieder eingebürgert, und dienen diesem Zweck sogar besondere Fischaufkäuferboote.

Mit den Jahren erwiesen sich die Fischereiverordnungen als nicht mehr zeitgemäß, es wurde daher von den obersten Behörden und dem preußischen Landtag eine neue Verordnung für das Haff ausgearbeitet, die 1845 zur Einführung gelangte. Dieser folgte im Jahre 1874 eine Fischereiverordnung für das ganze Königreich. In diesem Gesetz wurde auch die Hafffischerei auf das eingehendste geregelt, allerdings hauptsächlich unter Berücksichtigung des verwaltungstechnischen Standpunktes.

Um die großen Werte der Hafffischerei für die Volksernährung im großen Kriege völlig zu erfassen, kam es am 11. Mai 1916 zum Erlaß eines neuen Gesetzes, das mehr von wirtschaftlichen Gesichtspunkten beherrscht war, und das alle alten Verordnungen aufhob. Diese unter dem Kriegszwang erlassenen Bestimmungen regelten den Fang, im besonderen aber den Verkauf der Fische gänzlich neu. Zwar wurden sie am Anfang als überaus lästig empfunden, erwiesen sich aber in der Folge, namentlich für die Fischer selbst, von großem materiellen Nutzen.

Die Aufsicht über die Einhaltung dieser im Interesse der Fischer und des Staates, als Inhabers des Fischregals, erlassenen Bestimmungen, unterstand seit der Ordenszeit besonderen Beamten, den Fischmeistern, deren Stellung stets sehr angesehen war. Unter dem Orden waren es besondere Ordensbrüder, denen dieses Amt übertragen war. Wir finden solche Fischmeister in Königsberg und Lochstädt erwähnt; der samländische Bischof hatte seinen eigenen in Fischhausen wohnenden Fischmeister. In späterer Zeit gehörte der Fischmeister des Frischen Haffes zum Amte Balga, in dessen Nähe er auch zu wohnen hatte, und dessen Wappen er im Schiffswimpel führte.

Noch vor dem Erlaß der Fischereiverordnung des Jahres 1845 wurde auch die Fischereiaufsicht neu geregelt. Sie wird jetzt für das ganze Frische Haff von dem früher in Frauenburg, jetzt in Pillau wohnenden Oberfischmeister ausgeübt, der



Altes Fischerhaus in Peyse.

gleichzeitig das Amt eines Amtsvorstehers für das Frische Haff inne hat. Fünf Fischmeister verwalten die einzelnen Bezirke des Haffes, von denen im Kreise Fischhausen je einer in Pillau und Groß-Heydekrug wohnt.

Zur Ausübung der Fischereiaufsicht stehen den Fischmeistern schnellfahrende Boote zur Verfügung, die eine Dienstflagge führen, deren Heißung das Signal der beabsichtigten Revision bedeutet. Seit dem Heimischwerden des Segelschlittens auf dem Haff hat dieser auch für die Praxis der Fischaufsicht im Winter Aufnahme gefunden.

Die Fische des Frischen Haffes.

Der Fischreichtum des Haffes soll jetzt, trotzdem eigentlich der Beweis hierfür nicht erbracht werden kann, nicht mehr der gleiche wie in früheren Zeiten sein; steigend ist aber die auf bessere Lebensbedingungen zurückgeführte Qualität der Fische, unter denen der Zander des Frischen Haffes es sogar zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat.

Der 40—50 cm lange Haffzander ist jetzt, neben der 60—70 cm langen Brasse, dem Goliath unter den Speisefischen des Haffes, der am häufigsten vorkommende Fisch des Frischen Haffes. Früher stand an seiner Stelle der als recht neugierig bekannte Kaulbarsch, der aber jetzt aus unbekanntem Ursachen sehr selten geworden ist. Auch der Haffaal, auf den früher fast der halbe Wert aller gefangenen Fische entfiel, ist etwas seltener geworden; infolge seiner Güte ist er aber der begehrteste aller Haffische, was auch in seinem hohen Preise zum Ausdruck kommt.

Gegen die genannten Fische treten die anderen im Haff heimischen Arten in der Häufigkeit wesentlich zurück. So ist auch der früher recht häufige 20—30 cm lange Barsch recht selten geworden, und auch der Hecht, die Karausche, die Plötze, der Giebel, die Schleie und der Stint kommen neben den obengenannten Fischen erst in zweiter Reihe. Der auch im Haff vorkommende Karpfen ist hier eigentlich nicht als heimisch zu betrachten, da er künstlich eingebürgert worden ist.

Eine Sonderstellung nimmt der seltene, meist an der Pregelmündung gefangene Wels ein, der mit seiner drei Meter erreichenden Länge der Riese aller Haffische ist und als ein recht berüchtigter Fischräuber gilt; sein kleinster Genosse ist der überall und häufig vorkommende Stichling.

Zu den auch im Haff vorkommenden Seefischen gehört in erster Linie die Flunder, in geräuchertem Zustande ein recht delikater Fisch. Auch der wertvolle Lachs wird in größerer Anzahl gefangen, während der Stör leider so gut wie ausgestorben ist. Der Orden hatte sich das Recht des Fanges dieser beiden Großfische selbst vorbehalten.

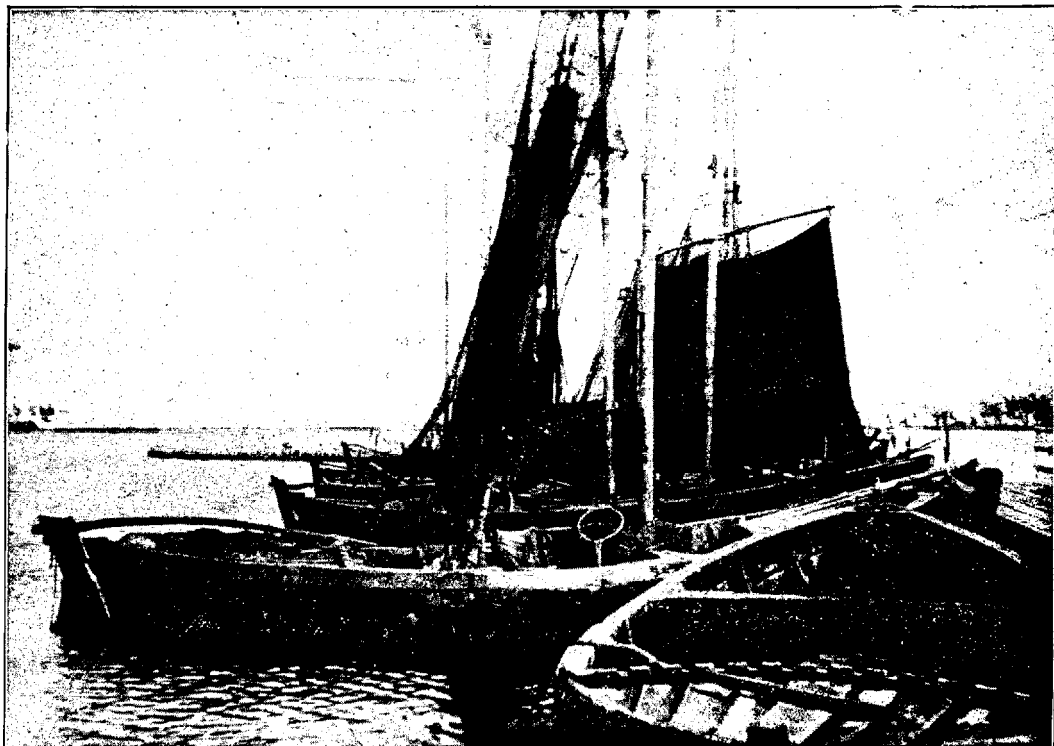
Für die Haffischerei kommt auch der in ganz bedeutenden Mengen auftretende Strömling in Frage. Die Fänge dieser kleinen Heringsart sind mitunter so groß, daß er bei den früher mangelnden Absatzmöglichkeiten sogar mit als Düngemittel verwendet wurde. In großer Anzahl werden im Frühjahr auch der Perpel und die Zärte gefangen, die, am Spieß gebraten, recht gut schmecken. Seltener ist in den heimischen Gewässern das Neunauge. Ein immer häufiger werdender Gast des Haffes ist der muntere Tümmler, oder im Volksmund Delphin genannt; in früherer Zeit war er sehr selten, so daß ein im Jahre 1738 im Haff bei Fischhausen gefangener Tümmler großes Aufsehen erregte.

Auch die Fischwelt des Haffes hat ihre Feinde, und als ihre größten können neben dem Menschen die eigenen Artgenossen gelten. Der Größere frißt den Kleineren, während der Stichling als Allerkleinster sich wieder durch das massenhafte Vertilgen des Fischlaiches rächt, seine Nachkommenschaft dagegen in aufopferndster Weise gegen jeden Angriff zu schützen sucht. Ein gefürchteter Fischräuber ist der jetzt sehr häufig vorkommende Seehund, der den Tag etwa siebenzig Pfund Fische vernichtet. Unter den Vögeln sind es besonders die Fischreiher und Kormorane, die große Mengen Fische verzehren und dafür auch nach Möglichkeit verfolgt werden; weitere gefährliche Fischräuber sind die Ente, der Schwan und der Taucher.

Sehr nachteilig haben sich auf dem in der Nähe der Pregelmündung liegenden Teil des Haffes die Abwässer der Königsberger Zellstofffabriken erwiesen, die vernichtend auf die Haffvegetation wirken. Dadurch wird den Fischen die notwendige Nahrung entzogen, und massenhaftes Fischsterben ist die Folge. Scheußlich ist auch der Geruch dieser meist aus Sulfidflauge bestehenden Abwässer. Von großem Wert für die Ernährung der Haffische ist die in ungemein zahlreicher Menge vorkommende große grüne Haffmücke, bezeichnender Weise auch „Fischfraß“ genannt.

Die Ausübung der Haffischerei.

Die Hochsee- und Küstenfischerei, zu letzterer zählt auch die Haffischerei, gehören mit ihren Gefahren zu den schwersten Berufen, die nur von wetterfesten und genügsamen Männern betrieben werden können. Der alte Kernstamm der Haffischer ist ein harter, blauäugiger und blondhaariger Menschenschlag, der in seinem Beruf manche Lebensgewohnheiten angenommen hat, die ihn dem Außenstehenden schwer verständlich machen. Sehr ausgeprägt ist der kirchliche Sinn und die Vaterlandsliebe der Fischereibevölkerung, und die einst so stolze Kriegsmarine erhielt aus ihr den besten Mannschaftersatz. Unabsehbar ist die Reihe der Männer, die in der Ausübung des Berufes ihren Tod in dem Wasser des Haffes gefunden haben, und trotzdem fühlt sich der Fischer nur in seinem ererbten Beruf glücklich, wovon die große



Angelkähne im Zimmerbuder Hafen.

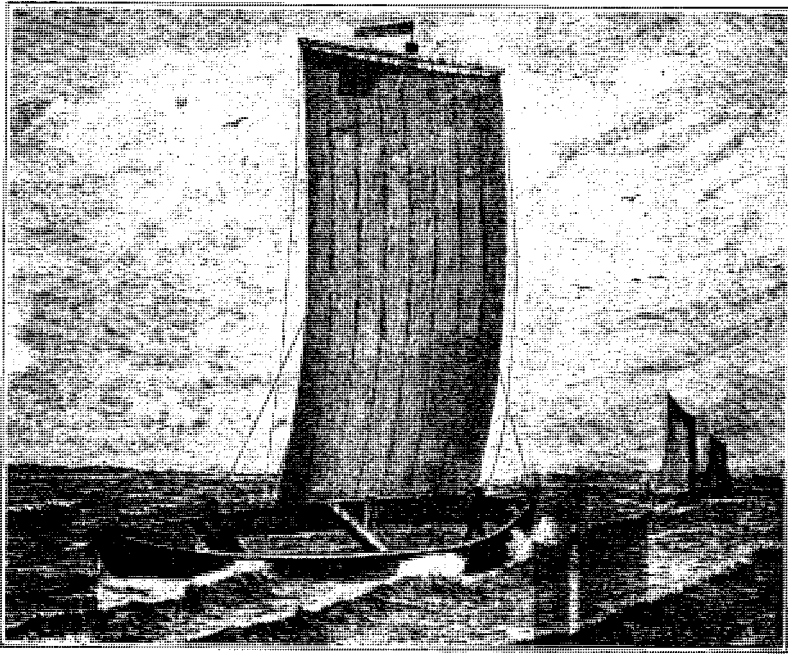
Reihe der alteingesessenen Fischerfamilien Kunde gibt. Bis vor kurzem stand die Mühseligkeit des Fischereiberufes in keinem Verhältnis zum Einkommen, wurde doch dieses bei Beginn des vorigen Jahrhunderts mit etwa vierzig Talern jährlich berechnet, und auch bis zum großen Kriege betrug es durchschnittlich nur wenig über tausend Mark in gleicher Zeit.

Bedingt durch die geographische Lage finden wir die Haffischer schon frühzeitig in förmlichen Kolonien zusammengeschlossen, die in den jetzt blühenden Fischerdörfern des Kreises, Camstigall, Pillau II, Peyse, Zimmerbude, Heydekrug und Nautzwinkel, weiterleben. In Fischhausen, inmitten der städtischen Bevölkerung, sind die Haffischer sogar seit Jahrhunderten in einer besonderen Innung vereinigt.

Unsere Vorfahren benutzten zum Fischfang aus Knochen und Geweihen gefertigte Fischstecher und Angelhaken, worauf gemachte Funde schließen lassen. Wie

aus der ältesten auf die Fischerei Bezug nehmenden Urkunde, dem Fischhausener Gründungsprivileg aus dem Jahre 1299, zu entnehmen ist, kannten sie aber bei der Ordensankunft auch bereits die verschiedenen Arten der Netze. Die mit diesen betriebenen Fangmethoden sind im allgemeinen bis heutigen Tages die gleichen geblieben; man teilt sie in drei Gruppen, die Segel-, Stell- und kleine Fischerei ein. Die Segelfischerei wird am meisten angewendet; sie wird in der Weise ausgeübt, daß zwei parallel laufende Bote das Zugnetz hinter sich herziehen. Unter Stellfischerei versteht man das Aussetzen feststehender Netze, die an eingeramnten Pfählen befestigt werden. Die kleine Fischerei ist nur an den Ufern möglich, da hierbei das Netz von Menschenhänden gezogen wird.

Eine besondere Art der Fischerei wird im Winter auf dem Eise des Haffes betrieben. An geeigneter Stelle werden für sie zwei große Löcher, die Wuhnen, in



Angelkahn. Aus Beneke, Fischerei und Fischzucht.

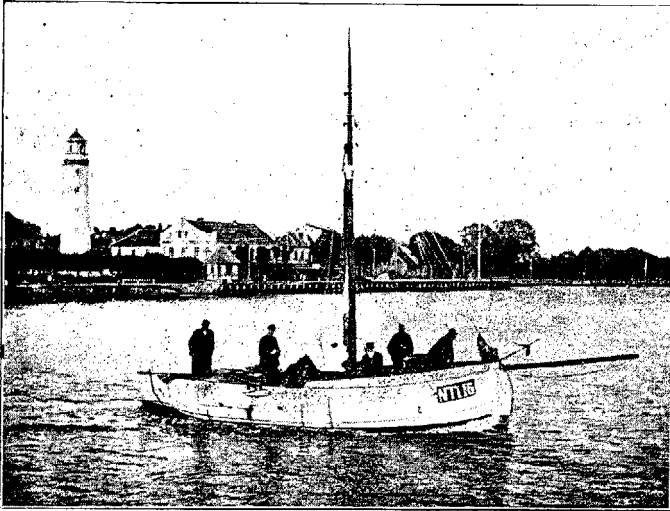
entsprechender Entfernung voneinander in das Eis geschlagen, die in Abständen von etwa vier Metern durch kleinere im Kreise geschlagene Löcher verbunden werden. In eine der Wuhnen wird das Netz hineingelassen und mittelst Stangen durch die kleineren Verbindungslöcher zu der anderen Wuhne hingetrieben, wo es dann mit seinem Ertrag herausgewunden wird. Diese Fangmethode ist aber sehr zeitraubend und dauert mit dem großen Netz fast einen ganzen Tag. Verboten ist die sogenannte Klapperfischerei, bei der auf ein in das Wasser gestecktes Brett mit Holzhämmern geschlagen wird; durch die hierdurch bewirkte Erschütterung des Wassers werden die Fische angelockt und dann gefangen.

Für den Fischfang auf dem Haff sind eine ganze Reihe von Netzarten im Gebrauch. Während sie in früherer Zeit von den Fischern aus Garn in deren Mußestunden selbst geknüpft wurden, bestehen sie jetzt meist aus feiner Baumwolle und werden fertig aus besonderen Netzfabriken bezogen. Sie eignen sich bedeutend

besser für den Fang als die alten Garnetze, benötigen aber ein größeres Anlagekapital. Bei dieser Art von Netzen ist auch die frühere Räucherei der Garnetze fortgefallen, wofür die alten Fischerhäuser ohne Schornstein erbaut wurden, um den abziehenden Rauch verwenden zu können. Das Fehlen eines Schornsteins auf den Fischerhäusern war also durchaus nicht auf einen Mangel an Kultur zurückzuführen.

Als Fischerfahrzeug dient der Angel- oder Keutelkahn, ein halboffenes, aus Eichenholz erbautes Boot von zwölf bis vierzehn Metern Länge. In seiner Bau- und Segelform gleicht es auffallend den alten Wikingerschiffen. Da der Angelkahn auf Kiel gebaut ist, besitzt er auch eine gewisse Seetüchtigkeit. Dieser Schiffstyp dürfte sicher bereits den alten Preußen bekannt gewesen sein. Der Orden verwendete die Keutelkähne sogar zu kriegerischen Zwecken. Das früher in der Fischerei benutzte Sicken, ein kleineres Boot vom Typ des Angelkahns, ist jetzt fast ganz außer

Gebrauch gekommen.



Motorfischerboot.

Durch die in den letzten Jahren bei den Haffischern immer mehr eingeführte Seefischerei hat sich auch das durch einen Motor getriebene Fischerboot im Haff eingebürgert. Diese Motorkutter haben einen eingebauten Hilfsmotor, meist dänischen Ursprunges, der auch in gewöhnliche Fischkutter eingesetzt werden kann und dann sowohl bei dem Antriebe, wie auch bei dem Einholen der Netze gute Dienste leistet. Der Preis eines derartigen, mit Rohöl

betriebenen Motorbootes war bis in die neuere Zeit etwa 10000 Mark, jetzt ist er natürlich wesentlich höher. Für die Möglichkeit des Erwerbes eines derartigen Bootes gibt aber der Staat auf Ansuchen ein unverzinsliches Darlehn bis zu etwa sieben Zehnteln des Wertes, das dann auf das Boot als Hypothek eingetragen wird und in jährlichen Raten zu tilgen ist. In den zum Kreise Fischhausen gehörenden Hafforten zählte man 1919 zweiunddreißig Motorkutter, darunter einige eiserne, die zumeist in Pillau II und in Neutief beheimatet sind; Peyse besitzt zwei und Zimmerbude einen derartigen Kutter.

Auch der Segelschlitten hat für die Winterfischerei eine immer größere Bedeutung erlangt, da er sich als ein weit geeigneteres Fahrzeug erwiesen hat als der mit Pferden bespannte Schlitten. Die so gefürchteten Eisrisse des Haffes überfliegt er einfach bei voller Fahrt, da die Geschwindigkeit eines derartigen Segelschlittens ganz bedeutend ist. Heute sind bereits mehr als hundert Segelschlitten bei den Fischern des Haffes in Gebrauch.

Um die Fischer des Frischen Haffes auch sportlich zu heben, werden seit einer Reihe von Jahren in jedem zweiten Jahre Segelregatten für Fischerboote abgehalten, die stets sehr anregend verlaufen.

Zur leichteren Erkennung des Zugehörigkeitsortes ist jedes Fischerfahrzeug zur Führung eines farbigen Wimpels verpflichtet. Für die achtzehn Fischerorte des Kreises Fischhausen am Frischen Haff sind diese in den Farben Blau und Rot in verschiedenen Zusammenstellungen im Gebrauch, nur Neutief hat einen schwarz-weißen Wimpel. Im Jahre 1877 wurde auch bestimmt, daß jedes Fischerfahrzeug außer dieser Flagge auf der Schiffskante und im Segel die Anfangsbuchstaben des Ortes und seines Besitzers nebst der diesem zugeteilten Nummer deutlich lesbar zu führen hat. Auch die Netze müssen mit dem Namen des Eigentümers versehen sein.

Die Anzahl der Haffischer des Kreises Fischhausen beträgt etwa sechshundert, von denen dreihundertfünfzig bis vierhundert auf den Fischmeisterbezirk Groß-Heydekrug und etwa zweihundert auf den Pillauer Bezirk entfallen. Für die berufliche Fortbildung der Fischer besteht in Memel eine von dem Ostpreußischen Fischereiverein unterhaltene Fischereischule, die auch einen Wanderlehrer unterhält. Besonders segensreich dürfte sich aber eine derartige Anstalt für den Kreis Fischhausen erweisen, der entsprechend seiner gewaltigen Küstenlänge auch die bei weitem zahlreichste Fischereibevölkerung aller gleichartigen Verwaltungsbezirke Deutschlands besitzt.

Der Fischereiertrag des Frischen Haffes.

Ueber den Ertrag der Fischerei sind uns aus älterer Zeit, abgesehen von dem bei Pillau geschilderten Störfang, keine Nachrichten erhalten; nur an einer Stelle heißt es aus dem Jahre 1621, daß die Winterfischerei auf dem Haff damals hundert und mehr Tonnen brachte.

Nach den in neuerer Zeit eingeführten Fangberichten konnte man vor dem Kriege den jährlichen Ertrag aus dem ganzen Haff mit etwa 600 000 bis 1 000 000 Mark annehmen. Der genaue Wert wird sich natürlich nie angeben lassen, da hierin die für den eigenen Bedarf bestimmten Mengen u. a. nicht mit eingerechnet sind, wenn auch in der Kriegszeit eine sehr strenge Kontrolle eingeführt worden ist. Die niedrigste Summe seit Führung der Statistik ergab das Jahr 1891 mit 600 963 Mark. Für die Steigerung des Wertes der gefangenen Fische dürfte nachstehende, sich nur auf die beiden Fischereibezirke Groß-Heydekrug und Pillau beschränkende Tabelle erläuternd sein, aus der auch der Einfluß der Jahreszeiten auf den Fang hervorgeht. Danach wurde im Jahre 1914/15 gefangen:

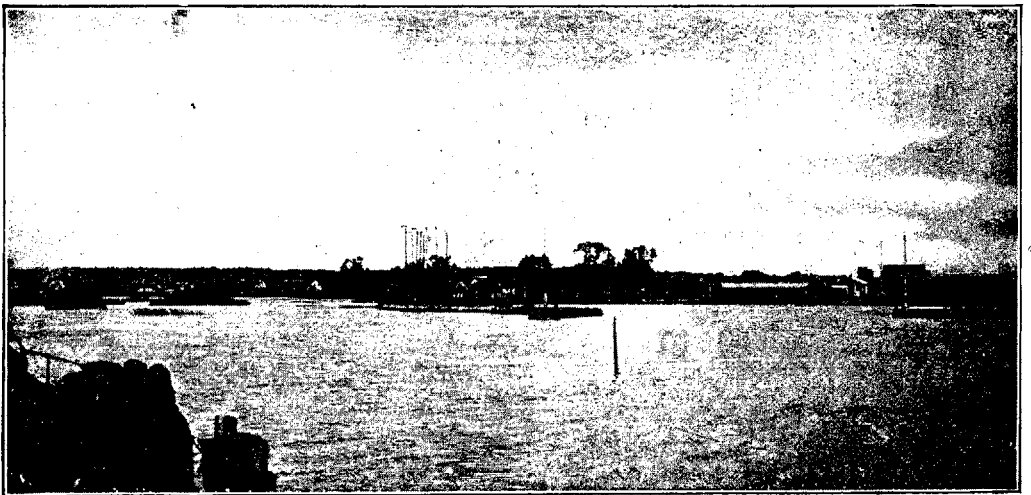
		Bezirk Groß-Heydekrug	Bezirk Pillau			Bezirk Groß-Heydekrug	Bezirk Pillau
				Uebertrag M.			
1914	April . . . für M.	72 700	10 820	1914	Oktober . für „	70 600	14 476
	Mai . . . „ „	104 615	18 650		November „ „	7 300	16 941
	Juni . . . „ „	126 220	21 971		Dezember „ „	23 350	11 795
	Juli . . . „ „	102 250	21 142	1915	Januar . . Fischerei völlig ruhend		
	August . . „ „	76 780	11 986		Februar . für M.	40 860	27 251
	September „ „	70 350	—		März . . . „ „	15 370	10 680
		Zusammen M.	552 915 84 569			Zusammen M.	710 395 165 712

Neben dem natürlichen Wegfall des Vorkommen der Fische werden diese Zahlen noch durch Witterungsverhältnisse beeinflußt. In den Erträgen des Pillauer Bezirkes sind die der sehr erheblichen Seefischerei nicht mit eingerechnet; diese bewegen sich aber in durchaus aufsteigender Linie, und man kann das Gewicht der täglich in Pillau einkommenden Seefische auf etwa 5—8000 kg annehmen. Allein an Lachsen werden hier jährlich für etwa 80—100 000 Mark gefangen.

Eine Sonderheit bildet der in den Monaten September und Oktober meist im Tief stattfindende Stichlingsfang. Es werden dann ungefähr 30 000 Zentner dieser kleinen Fische gefangen, die zu einem Preise von ungefähr zwei Mark für den Zentner an die Fischverwertungsfabrik in Pillau II verkauft werden. Dieser Stichlingsfang ist in Pillau uralt, jedoch wurden für die Trangewinnung in früherer Zeit nicht Pressen, sondern die Sitzgelegenheiten der Pillauer Fischerfrauen verwendet.

Kapitalisiert kann man den Wert des Fischreichtums des Frischen Haffes mit etwa 50 Millionen Mark annehmen. Natürlich hat der Krieg auch hier völlig andere und zwar bedeutend höhere Bewertungen gebracht, ergab doch z. B. der Flunderfang für manchen Fischer einen Jahresertrag von 40 000, ja in einem Falle sogar von 50 000 Mark.

Der Fischversand hat in neuerer Zeit großzügigere Formen angenommen, und der alte Handverkauf ist völlig verschwunden. So kommt es, daß das Binnenland sich meist an den gutschmeckenden Haffischen erfreuen kann, während die Anwohner des Haffes nichts vom Fang zu sehen bekommen. Auch das nach Königsberg gelangende Fischquantum ist immer geringer geworden, wenn es auch noch heute eine ständige Einrichtung ist, daß die Fischerfrauen zum dortigen Fischmarkt fahren. Diesem Zweck dient der fast täglich zwischen den Fischerorten und Königsberg verkehrende Fischdampfer, und es ist ein gar friedliches Bild, wenn die auf dem Kessel der Maschine erwärmten Kaffeekannen bei den in Königsberg stets mit Freude begrüßten Fischerfrauen in Tätigkeit treten.



Der Fischereihafen in Zimmerbude.

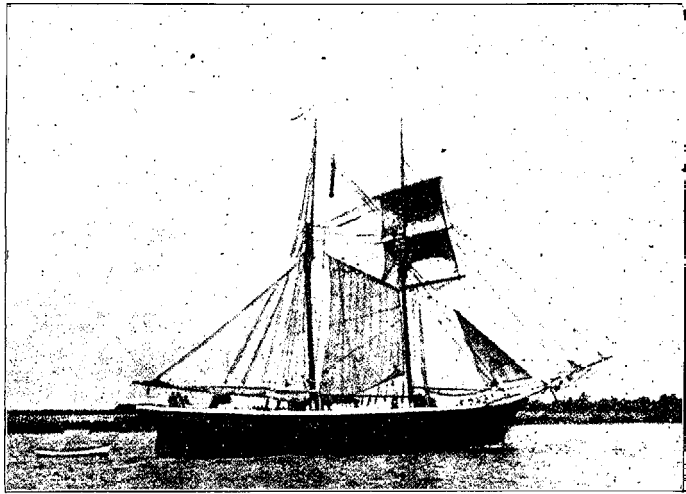
Zu Schiff fahren ist nötig,
leben ist nicht nötig.
Pompejus (106-48 v. Chr.).

Die Schifffahrt auf dem nördlichen Haff.

Wie die Fischerei, so wurde sicher auch die Schifffahrt auf dem Frischen Haff bereits von den alten Preußen ausgeübt, ja sogar ihr Seehandel, besonders nach Skandinavien, soll ein recht ausgedehnter gewesen sein. Vielleicht wurden die Samländer hierbei mit den Raubfahrten der Wikinger vertraut, denn kurz nach der Besitzergreifung der Lande am Haff ließ der Orden unter dem damaligen Landmeister Markgraf Heinrich von Meißen zwei Kriegsschiffe, „Pilgrim“ und „Vriedelant“, erbauen, um die samländischen Seeräuber vom „vrischin Habe“ zu vertreiben.

Samländischen Räufern wird auch die Gefangennahme des ersten preußischen Bischofs Christian zugeschrieben, der acht Jahre in Gefangenschaft im Samland gehalten wurde, und für dessen Freilassung eine bedeutende Summe aufgebracht werden mußte.

Für den Orden war die Schifffahrt auf dem Haff besonders wichtig, blieb sie doch die einzige Möglichkeit, um große und schwere Lasten zu transportieren. Auch die Kriegszüge des Ordens erfolgten meist zu Wasser; die Bezeichnung der jetzigen Bordinger als Reisekähne erinnert noch an diese Zeit.



Schooner im Seekanal.

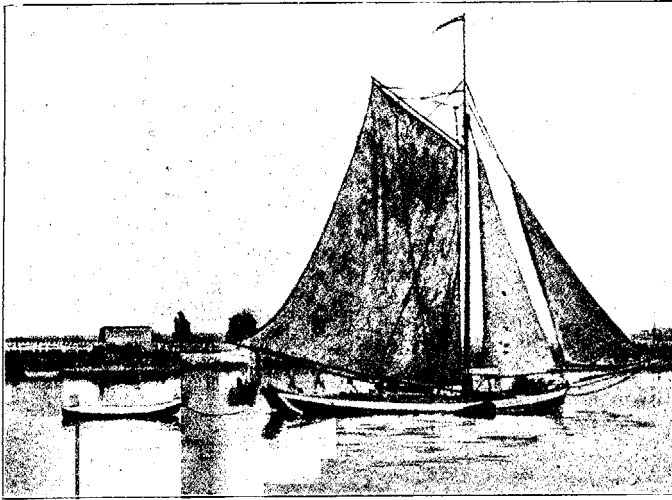
Außer mit diesen flachbodigen, recht schwer zu steuernden Schiffen wird das Haff für den lokalen Verkehr noch von etwa dreihundert Yachten und Lommen befahren. Diese sind gutsegelnde Kielboote mit einer Tragfähigkeit von etwa fünfzig Tonnen, die meist in Tolkemit beheimatet sind, aber in der Zahl jetzt sehr zurückgehen.

Vor der Eröffnung der Pillauer Bahn dienten diese Schiffe auf regelmäßigen Fahrten auch dem Personenverkehr der Hafforte. In Erinnerung geblieben sind von ihnen die Pillauer Bierboote, die die Reise von Königsberg bis Pillau je nach den Windverhältnissen in etwa zwölf Stunden zurücklegten. Eine solche stürmisch verlaufene Reise am Anfang des vorigen Jahrhunderts schildert in einem neunzehn Seiten langen schwulstigen Gedicht der damals hoch angesehene Königsberger Dichter Gerber, dem wir später als Pfarrer in St. Lorenz wiederbegegnen.

Am 26. August 1826 erschien als erster Bote einer neuen Zeit das Dampfschiff „Copernikus“ auf dem Frischen Haff. Da die Maschine aber schwerem Wetter nicht gewachsen war, lief das Schiff am 17. Oktober bei Balga auf den Strand und kam erst am 1. Dezember wieder frei. Der „Copernikus“ machte die Reise von

Königsberg über Pillau nach Elbing in einem Tage, und nahm auf jeder Fahrt etwa fünfzehn bis zwanzig Personen mit, auch versorgte er Pillau mit Gemüse aus der Elbinger Gegend.

Der nächste Dampfer auf dem Haff war die „Henriette“, die am 8. September 1839 die regelmäßigen Fahrten von Königsberg nach Pillau aufnahm; ihr folgte 1841 die „Schwalbe“ und 1842 der „Falke“; beide Dampfer waren in Elbing beheimatet. Bereits im Jahre 1846 gab es regelmäßige Sonntagsfahrten auf der älteren Anwohnern



Tolkemitter Haffflomme.

des Haffes noch gut erinnerlichen „Gazelle“.

Jetzt dienen mehrere Dampfer dem planmäßigen Verkehr verschiedener Hafforte mit Königsberg.

Eine Fahrt mit diesen Schiffen, besonders bei klarem Wetter, gehört zu den besten Eindrücken, die das Samland seinen Besuchern bieten kann. Bemerkenswert übersichtlich wird hierbei dem Reisenden das Relief der samländischen Landschaft, denn deutlich heben sich alle Hügel und Kuppen von dem flachen Lande ab.

Die Königsberger Schifffahrtsstraße in älterer Zeit.

Gänzlich unabhängig von dem geschilderten, nur den lokalen Anforderungen dienenden Verkehr entwickelte sich der durch das Tief über Pillau nach Königsberg gehende Ueberseeverkehr. Wenn es die alten Hansestädte Königsberg, Elbing und Braunsberg einst nicht zu solcher Bedeutung wie die mehr westlich an der Ostsee liegenden Städte brachten, so waren sicher die ungünstigen Wasserverhältnisse des Haffes, sowie die sehr wechselnde Brauchbarkeit der verschiedenen Tiefe mit daran schuld. Wohl hatte das Haff noch genügende Wassertiefe für die alten flachgehenden Seeschiffe, die Barsen, Kreyer, Pinken, Schnicken und Holken, insgesamt auch Koggen genannt. Die Versandung des Pillauer Tiefes und die sich immer wieder ablagernden Sinkstoffe vor der Pregelmündung machten die Haffahrt nach Königsberg jedoch zu einer recht unsicheren Sache. Besonders gefährlich aber war der Herd, auch Lausangel genannt: die Sandablagerung des Tiefes auf der Haffseite. Fuhr hier im Sturm ein Schiff auf, so war es, wenn nicht schleunigst Hilfe durch Schleppdampfer kam, kaum mehr zu retten; das aufgefahrene Schiff sog sich dann im Sande fest und war verloren. Immerhin schuf die Strömung des Pregels doch eine schmale, für die damaligen Schiffstypen ausreichende und durch Tonnen bezeichnete Fahrrinne nach Königsberg; außerhalb dieser machten aber Sandhaken die Fahrt unmöglich.

Mit der zunehmenden Vergrößerung der Seeschiffe machte sich dann die Umladung der Frachten auf Leichter, wofür meist die erwähnten Reisekähne dienten, in Pillau erforderlich. Dieses war aber ein sehr umständliches Verfahren, auf das man

bei besonders großen Schiffen jedoch zurzeit wieder zurückgreifen muß. Die Zahl der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gemachten Leichterfahrten betrug jährlich etwa siebenhundert, sie stieg aber später um mehr als das Doppelte.

Ganz eigenartig lagen die Verhältnisse im Winter vor der Erbauung der Pillauer Bahn. Da das Eis des Haffes meist vier bis fünf Monate die Schifffahrt überhaupt nicht zuläßt, wurden die Frachten auf in langen Reihen fahrenden Schlitten über das Haff nach Königsberg transportiert. Der Weg war durch Bäume abgesteckt; Pokaiten, Peyse und Camstigall waren Haltepunkte der Fuhrleute. Da dieser kostspielige Frachtverkehr aber noch sehr stark unter Veruntreuungen und Diebstählen zu leiden hatte — rechneten die Kaufleute doch mit zehn Prozent Verlust hierbei —, so zogen es viele vor, die Waren lieber auf dem Wege über das Eis nach dem näheren Wolittnik zu schaffen und dort nochmals auf die Bahn zu verladen.

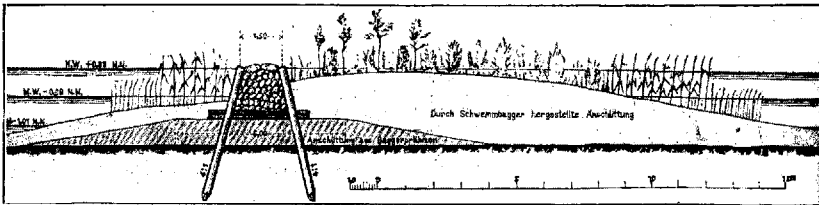
Es war naheliegend, daß die Schiffe die Haffrinne vor dem völligen Zufrieren so lange als möglich benutzten. Wie gefährlich dieses aber werden konnte, beweist folgendes Ereignis: Als im Jahre 1854 mit Rußland ein besonders starker Warenverkehr herrschte, versuchten noch im Dezember zwanzig große Seeschiffe durch das Haff die See zu erreichen. Nur noch eine viertel Meile trennte sie von Pillau, als plötzlich starker Frost einsetzte und aufkommender Nordoststurm die Schiffe mit Eis umhüllte. Steuerlos geworden trieben sie bis Patersort hinüber, wo die meisten, nachdem die Menschen mit Mühe gerettet waren, am Abend vor Weihnachten sanken.

Alle diese schwierigen Umstände machen es verständlich, daß die Königsberger Kaufmannschaft immer wieder auf Verbesserungen der Fahrstraße bedacht war. Am Pillauer Tief waren derartige Arbeiten schon immer vorgenommen worden, aber erst 1741 hören wir, daß auch zur Vertiefung des Pregels in diesem Jahre die zweite bei Hafestrom gelegene Mündung zgedämmt wurde. Im Jahre 1752 begannen dann Baggerungen mit einem durch Pferde getriebenen Bagger, wodurch auch die allmähliche Vertiefung der Fahrrinne auf 2,75 m erreicht wurde. Dieser Zustand war jedoch noch immer unbefriedigend, und da in den damaligen traurigen Zeiten dem Staat die Mittel fehlten, beschloß die Königsberger Kaufmannschaft im Jahre 1810, die ganzen der Schifffahrt dienenden Anlagen Königsbergs und Pillaus in eigene Verwaltung zu übernehmen. Es wurde nun ein vierspänniger Pferdebagger angeschafft, dem es auch nach Aufwendung von 51 000 Talern bis 1823 gelang, eine einigermaßen befriedigende Fahrrinne zu schaffen. Da 1829 noch ein zweiter Pferdebagger hinzukam, erreichte man schließlich eine Tiefe von 3,14 m. Durch Vermittlung des damaligen Oberpräsidenten von Schön erhielt man endlich auch einen Staatszuschuß, den man dazu benutzte, 1832 einen englischen Dampfer mit einem Kostenaufwand von etwa 60 000 Talern zu einem Dampfbagger, dem „Adler“, umzubauen. Die Tiefe der Fahrrinne entsprach denn auch ungefähr der des Pillauer Seegatts.

Eine wesentliche Veränderung dieses Tiefes brachte aber das Jahr 1855, als die Weichseldämme bei Groß-Montau durchgerissen wurden und die ganzen Hochwasser der Weichsel sich in das Haff stürzten. Der hierdurch erzeugte Strom war so stark, daß das mittlerweile durch Strömungen etwa 5,20 m tief gewordene Pillauer Gatt plötzlich eine Tiefe von 7 m erreichte. Dieses günstige Ereignis legte den Gedanken nahe, auch das Fahrwasser nach Königsberg wenigstens auf 5 m zu bringen. Aus einer Anleihe wurden zwei weitere Dampfbagger, „Herkules“ und „Königsberg“, für den Preis von etwa 600 000 Mark angeschafft, die denn auch innerhalb zwei Jahren eine Wassertiefe von 4,50 m bis etwa 14 km vor der Pregelmündung schufen; Geldmangel ließ dann das angefangene Werk stocken. Da auch

mit der Regierung neu angeknüpften Verhandlungen. In dem späteren amtlichen Bauentwurf wurde der Natus'sche Entwurf auch mit verwertet; in ihm waren die Baukosten mit 5000000 und die jährlichen Unterhaltungskosten mit 50—60000 Mark berechnet. Der dann endgültig von der Regierung aufgestellte Bauplan ergab aber einen Kostenbetrag von 12,5 Millionen Mark, trotzdem man von der beabsichtigten Wassertiefe von 6,5 m auf 5 m herabgegangen war.

Dieses Kanalprojekt wurde nun dem preußischen Landtage zur Bewilligung vorgelegt, und als dieser sich einverstanden erklärte, schritt man im Jahre 1894 zur Ausführung des Baues. Noch aber waren mancherlei Hindernisse zu überwinden, von denen die Abschnürung der Fischhausener Bucht am bedenklichsten war. Diese galt als das beste Laichrevier des Haffes, und ihre Abdämmung von der übrigen Hafffläche erschien von Nachteil für die Fischereiinteressen; tatsächlich ist nach der Erbauung des Kanals die Fischerei in dieser Bucht auch sehr zurückgegangen, und

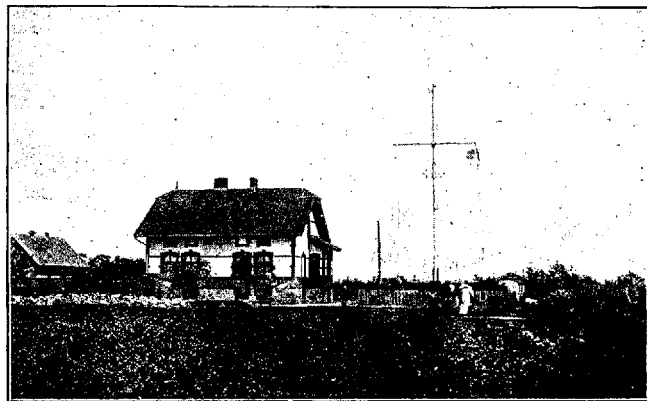


Durchschnitt durch den Kanaldamm und die Aufschüttung.

die Meinung, daß der breite Einlaß in die Bucht die Störung nicht bedeutend machen würde, hat sich demnach als nicht zutreffend erwiesen. Zu beachten waren bei dem Entwurf auch die Unterschiede der Wasserstände im Haff, die, abgesehen von Hochwassern, doch immer 80—100 cm betragen.

Von Vorteil für die Bauausführung war, daß sie der Staat ganz in eigene Hand nahm. Für diesen Zweck wurden Arbeitshäfen in Camstigall, Zimmerbude und Groß-Heydekrug eingerichtet, die später als Fischereihäfen ausgebaut, für jene Ortschaften von großem Wert wurden. Zwölf eigene Bagger besorgten in der Hauptbauzeit die Erdbewegungen, und die Arbeiterzahl war recht bedeutend. Die Kosten für den fertigen Kanalkilometer betragen durchschnittlich 300000 Mark und für den Meter Kanaldamm 85 Mark. Als der Kanal am 1. November 1901 für den Schiffsverkehr freigegeben wurde, waren zweiundzwanzig Jahre seit dem Erlaß des Preis Ausschreibens vergangen. Der Kanal trat an die Stelle der Rinne, und das Ziel, nach dem die Königsberger Kaufmannschaft seit langen Jahren gestrebt, war in der Hauptsache erreicht.

Die Länge des Kanals beträgt von Pillau bis zum Holländer Baum in Königsberg 33,1 km, die Gesamtlänge der Wasserverbindung von Königsberg bis zur See 42 km. Die Kanalsohle ist 30 m, an



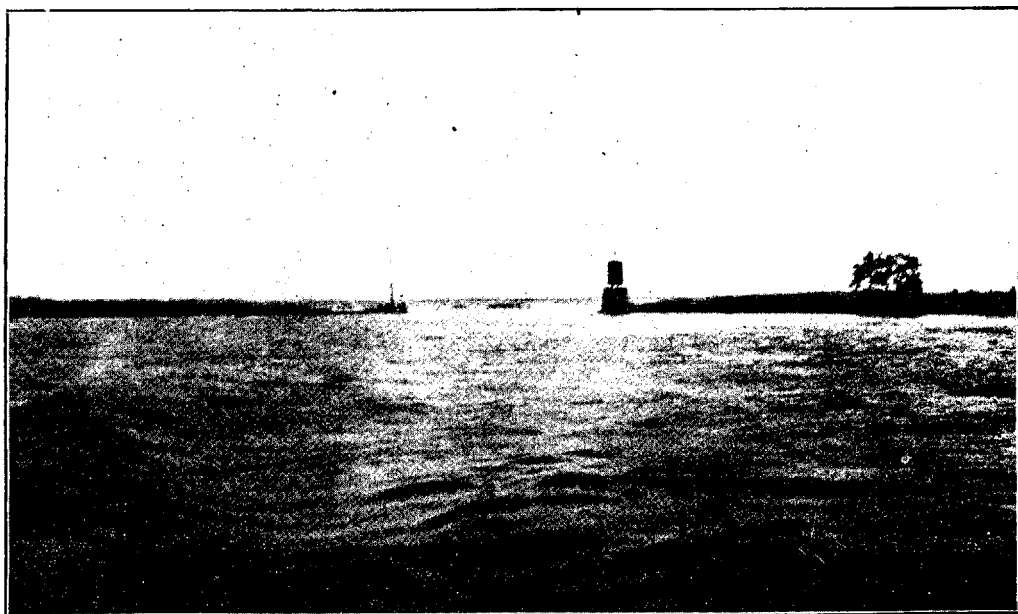
Kanalwärterhaus in Groß-Heydekrug.

der 4 km langen offenen Wiekstrecke aber 75 m breit. Bei Peyse und Groß-Heydekrug sind Ausweichstellen für größere Schiffe, Durchlässe von etwa 30 m Breite befinden sich gegenüber Nautzwinkel, Margen, Caporn, Heydekrug, Widitten und Zimmerbude.

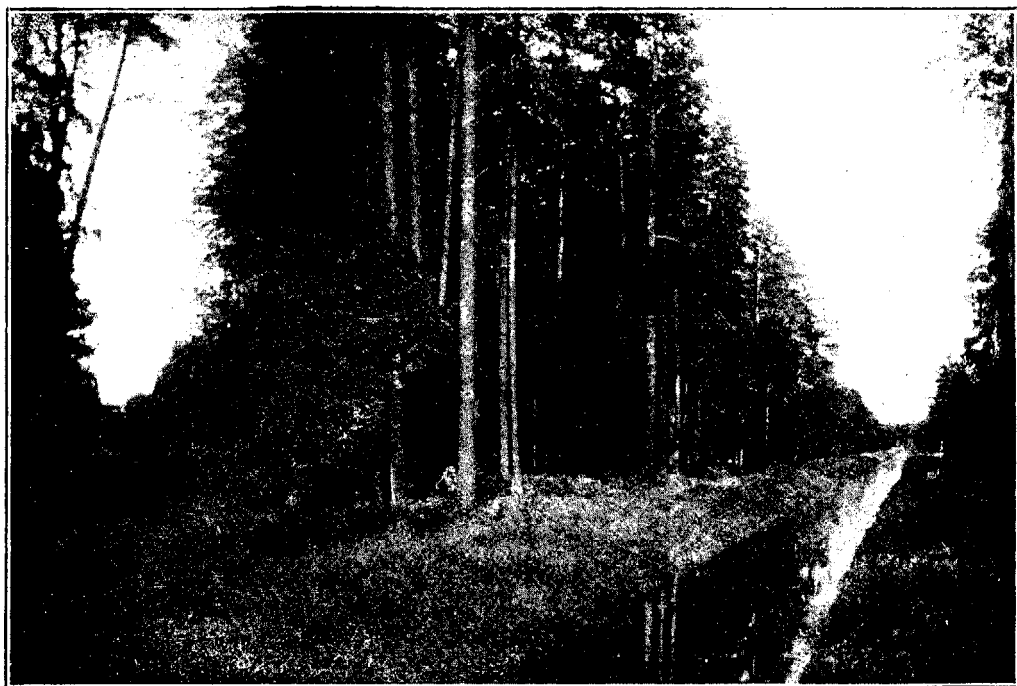
Der Kanal wird in seiner ganzen Länge, bis auf die Unterbrechung in der Wiek, von einem 1,5 m breiten Steindamm begleitet, der den gewöhnlichen Wasserspiegel des Haffes um 80 cm überragt. Halfseitig an diesen Damm wurde die ausgebaggerte Kanalarde abgelagert und mit Weiden, Rohr und Schilf bepflanzt. Die Anschüttungen haben sich im Laufe der Jahre zu langen schmalen Inseln entwickelt, die dem Kanal in Verbindung mit der Steinmauer einen bedeutenden Schutz gewähren. Am Camstigaller Haken schützen zwei Flügeldämme den Kanal vor Versandung. Die Fahrrinne wird in der geraden Linie durch in Abständen von 500 m ausgelegte Tonnen bezeichnet, in der Nacht brennen feste Leuchtfeuer bei Camstigall, Zimmerbude, Widitten und Groß-Heydekrug. Der ganze Kanal ist der Hafenuinspektion Pillau unterstellt; für die zur Beaufsichtigung des Kanals erforderlichen Beamten sind freundlich gelegene Kanalwärterhäuschen in Peyse und Groß-Heydekrug errichtet; weitere Kanalwärter sind in Pillau und an der Pregelmündung stationiert.

Für die Benutzung des Kanals besteht Lotsenzwang, von dem nur die kleinen Schiffe befreit sind. Für Nachtfahrten sind Scheinwerfer vorgeschrieben; Schiffe, die diese nicht besitzen, können sie leihweise erhalten, jedoch ist beabsichtigt, den Kanal nächtlich zu beleuchten. Eisbrecher der Königsberger Handelskammer halten die Rinne im Winter frei, wodurch der Kanal das ganze Jahr über befahrbar ist.

Da die Schiffsgrößen mittlerweile wieder zugenommen haben, ist eine wesentliche Vertiefung der Fahrrinne erforderlich geworden, und man gedenkt sie auf 8–9 m zu bringen. Diese bedeutende Arbeit hängt natürlich mit der geplanten Vergrößerung der Königsberger Hafenanlagen zusammen, die im Jahre 1915 begonnen, aber durch den Krieg unterbrochen wurde. Der Kanal ist überhaupt auf das engste mit dem Königsberger Handel verbunden, der die nötigen Warenmengen zur überseeischen Aus- und Einfuhr zu beschaffen hat, wofür wiederum ein größeres Hinterland vorhanden sein muß.



Kanal-Durchlaßstelle.



Aus der Caporner Heide. — Waldpartie am Prinzengestell.

„Es ist für diese Erde, für dich, für diesen Wald —
damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier
begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe,
wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen,
— unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat.“

Julius Storm.

Die Haffwälder des Samlandes.

Wie ein dunkler Streifen erstreckt sich im südlichen Samland am Ufer des Frischen Haffes eine Kette von Wäldern, die in ihrer eigenartigen Schönheit dem Wanderer den Eindruck verträumter Einsamkeit machen. Noch vermeint man in der Urwüchsigkeit dieser Hochwälder den Hauch jener fernliegenden Zeit zu verspüren, in der Heiden- und Christentum hier ihren Streit austrugen. Der von der Pregelmündung bis zur Fischhausener Bucht sich erstreckende Wald besteht aus mehreren lose zusammenhängenden Forsten: der Caporner Heide, der Bludauer Heide und dem Fischhausener Stadtwald; noch bis in die kurfürstliche Zeit kannte man ihn auch unter dem Gesamtnamen „die Fischhausische Heyde“.

Die ganze alluviale Niederung zwischen Fischhausen und Moditten, die die Haffwälder trägt, hat ungefähr einen Flächeninhalt von 11 000 ha. Von diesen bestehen etwa 7500 ha aus grobkörnigem Seesand, den das hier früher das Land bedeckende Meer hinterlassen hat, weitere 3500 ha entfallen auf die sich weit in das Innere ziehenden Moorflächen, von denen das Hengstbruch die größte ist. Auch diese Moore sind zum großen Teil aufgeforstet. Die großen, am Haff und in den Wäldern liegenden, freien Landflächen sind auch ehemaliger Wald, der abgeholzt

wurde, um den Anwohnern des Haffes Gelegenheit zu ihrem, wenn auch wenig bedeutenden Ackerbau zu geben. Einzelne Landstrecken, wie die Höhen bei Bärwalde, die am Haff gelegenen Höhen von Margen, sowie der Boden des Fischhausener Stadtwaldes gehören ihrem Ursprung nach der Diluvialzeit an, wo sie Inseln in dem Meer bildeten.

Der Baumbestand der Wälder ist meist recht gut. Vorherrschend sind hier die Fichte und Kiefer, oder wie sie der Ostpreuße bezeichnet, die Tanne und Fichte. Der mit Moostoppichen, Farnkräutern und dichtem Unterholz bedeckte Waldboden, ferner die Moore und die in Fruchtbarkeit prangenden Waldwiesen haben trotz des Sandbodens eine meist sehr üppige Vegetation. Der wohlthätige Einfluß der See, die die Luft des Samlandes fast dauernd feucht erhält, macht sich auch hier noch geltend.

Für den Orden war die Bewirtschaftung der Wälder ein sehr wichtiges Regal, dessen Ausnutzung er sich selbst vorbehielt. Der große Waldreichtum Preußens machte zunächst eine richtige Forstpflge nicht erforderlich, erst in späterer Ordenszeit hören wir von „Hegewäldern“, im Gegensatz zu den Wildnissen, den ungehegten Wäldern. Es war daher nicht zu verwunderlich, daß die planlose Ausbeutung mit der Zeit ungünstig auf die Wälder wirken mußte, denn nicht nur die Abholzungen, sondern auch die in ihnen betriebene Aschebereitung, die Teergewinnung, die Benutzung der Bäume als Beutnerkiefern zur Gewinnung des wilden Honigs, namentlich aber die uneingeschränkte Weidenutzung der anliegenden Ortschaften erwiesen sich mit der Dauer als sehr schädigend.

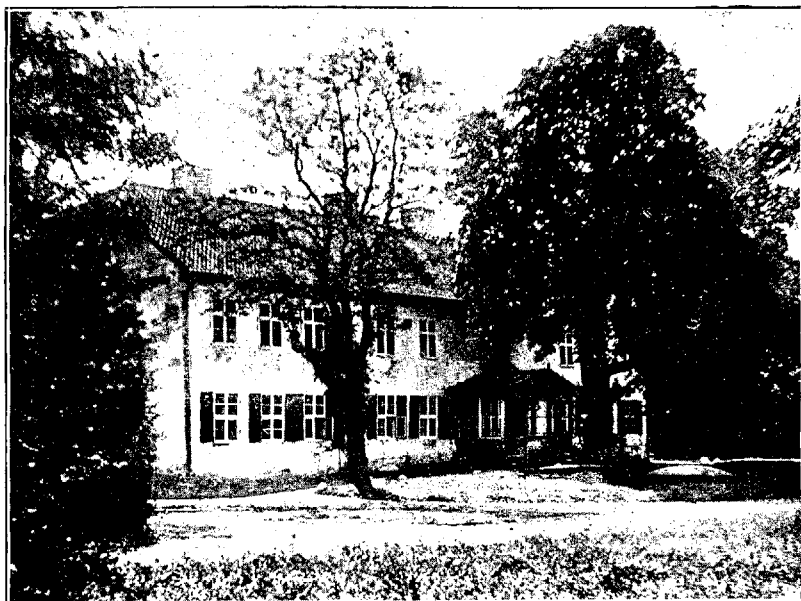
Zu einer fast schamlosen Willkür in der Holzentnahme führte dann noch besonders das berühmte Samländische Privilegium, das der Hochmeister Heinrich von Plauen den Bewohnern des Samlandes im Jahre 1413 aus besonderer Gnade verlieh; darin wurde diesen, außer der nochmals bestätigten freien Weidebenutzung, das Recht der freien Entnahme von Bau- und Brennholz zugesprochen.

Zur Einschränkung dieser verderblichen und jede geregelte Forstwirtschaft unmöglich machenden Berechtigungen wurden nun die verschiedensten Waldverordnungen erlassen. So wurde im Jahre 1606 angeordnet, daß alle Besitzer, die keine eigene Holzung besaßen, von je zehn Hufen ihres Besitzes eine Hufe nach amtlicher Anweisung zu bepflanzen hatten, ein Zeichen des mittlerweile eingetretenen Holz mangels. Im Jahre 1615 wurde sogar die Holzentnahme aus der Fischhausen-Caporner Heide völlig verboten: „Niemand soll mehr Holz gereicht werden, da die Heyde durch übertriebene Holzung fast verhaueu worden.“ Später wurde diese Verordnung dahin gemildert, daß Holz nur aus jenen Wäldern gereicht wurde, die nicht „gehegt“ wurden; 1693 heißt es, „daß in der Caporner Heyde kein großes Holz zu schneiden sei.“ Die Haffwälder waren also noch immer in sehr schlechter Verfassung, worauf wohl auch der große Holzbedarf des nahen Königsbergs erschwerend gewirkt hatte.

Außer den alten Waldberechtigungen waren durch die Geldnot der Kurfürsten auch mittlerweile noch andere Vergünstigungen entstanden. So wurde z. B. im Jahre 1665 dem Major in der Veste Pillau, Christof von Kanitz, für achthundert Taler rückständigen Sold das Recht verliehen, sein Bau- und Brennholz in der „Fischhausischen Heyde“ zu schlagen. Später wurde das Holzungsrecht auf fünfzehn Klafter weiches Brennholz beschränkt und 1808–1810 auch dieses gegen die Uebergabe von neunzig Morgen Wald in dem Forstbezirk Waschke abgelöst. Da auch die Inhaber des Samländischen Privilegs sich noch immer nicht zu Einschränkungen in der Holznutzung der Wälder bequemem wollten, kam es im Jahre 1696 zu einer

gründlichen Untersuchung der Privilegien, die sich die einzelnen Besitzer nach Belieben auszulegen gewöhnt hatten.

Der Anfang einer geregelten Forstverwaltung wurde aber eigentlich erst im Jahre 1717 gemacht, als die Forsten der Domänenverwaltung unterstellt wurden. Wieder aber sollten noch fast hundert Jahre vergehen, bis der Staat endlich die volle freie Verfügung über die Wälder erhielt. Im Jahre 1811 begann das schwierige Werk der Ablösung der von dem samländischen Privileg hergeleiteten Holzberechtigungen. Alle Gemeinden und Güter, die einen Anspruch aus diesem nachweisen konnten, erhielten entsprechende Waldanteile als Abfindungen; dieses Verfahren erwies sich in der Folge, namentlich für die Bewohner der Fischerortschaften, von großem Vorteil, erhielten diese doch durch teilweise Abholzung der ihnen zugewiesenen Waldstücke die Möglichkeit, neben der Fischerei auch etwas Landwirtschaft zu treiben und dadurch ihre Lage wesentlich zu verbessern.

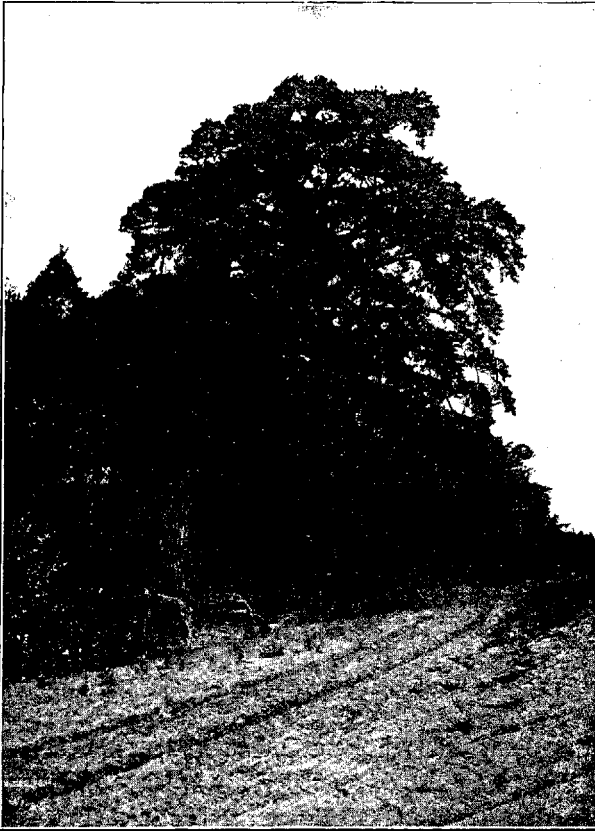


Oberförsterei Kobbelbude.

Die Waldaufsicht besorgten unter dem Orden höhere Ordensbrüder, die „Waldmeister“, aus denen in späterer Zeit die „Wildnisbereiter“ wurden, in ihnen haben wir wiederum die Vorgänger der heutigen Oberförster zu erblicken. Alle diese Aemter waren seit jeher sehr angesehen; über ihnen steht seit einigen Jahrhunderten ein Oberforstmeister in Königsberg. Der Amtssitz des Forstbezirkes Kobbelbude, wie die amtliche Bezeichnung für diesen Aufsichtsbezirk lautet, ist die schöngelegene Kobbelbude, einst unter dem Bischof, sowie noch in späterer Zeit, wie schon der Name besagt, ein angesehenes Gestüt. Neben anderen Gestüten des Samlandes lieferte sie dem Orden die schweren Rosse für die gepanzerten Ritter. Dann wurde sie zunächst herzogliches und später kurfürstliches Vorwerk, das schließlich 1648 an den Gouverneur von Pillau, von Podewils, verkauft wurde. Wieder an den Staat gelangt, bildete sie einen Teil der Domäne Kragau-Kobbelbude, bis sie Sitz der Oberförsterei wurde.

Als frühere Wohnsitze der Wildnisbereiter werden auch Kaporn, 1713 Bludau und auch Widitten genannt, hieß doch der ganze Bezirk noch bis Mitte des vorigen Jahrhunderts das Widittsche oder Bludauer Revier. Der jetzige Bezirk der Oberförsterei Kobbeltbude umfaßt mit 6297 ha die Kaporner und die Bludauer Heide, sowie die Waldungen bei Lochstädt und auf der Frischen Nehrung bis zur Kreisgrenze. Revierförstereien befinden sich in der Kaporner Heide in Margen und Bärwalde; in der Bludauer Heide in Neplecken und Elendskrug, hierzu eine Waldwärtereie in Kondehnen. Für die Anpflanzungen auf der Pillaauer Halbinsel ist Neuhäuser der Wohnsitz des Revierförstereis, und der Nehrungswald wird von in Möwenhaken und Groß-Bruch wohnenden Förstern und dem Waldwärter in Forsthaus Grenz gehegt.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand der Oberförstereibezirk Kobbeltbude, damals Widitten genannt, nebst den anderen Oberförstereien des Kreises in Warnicken, Fritzen und Cranz, unter einem besonderen Forstinspektor mit dem Sitz in Moditten.



An den Wurzeln freigewehte Kiefern
bei Elendskrug.

Die Haffwälder werden jetzt als Hochwald bewirtschaftet und zwar in regelmäßigen Umtrieben von etwa hundertzwanzig Jahren. Diese Perioden erlitten aber mehrfach unvorhergesehene bedeutende Störungen; so vernichtete der große Orkan des Jahres 1818 fast die Hälfte des alten Baumbestandes in den Haffwäldern, dann fielen in den fünfziger Jahren große Waldflächen dem Fraß der Nonnenraupe zum Opfer, und was nun noch übrig geblieben war, zerstörte der Borkenkäfer.

Der Reinertrag des ganzen Forstbezirkes war daher früher recht gering, so betrug er vor etwa hundert Jahren nur 4283 Taler, von denen aber noch für unentgeltlich zu lieferndes Holz 3675 Taler in Abgang kamen. Jetzt ist der Reinertrag für den Staat mit jährlich etwa 300 000 Mark recht erheblich.

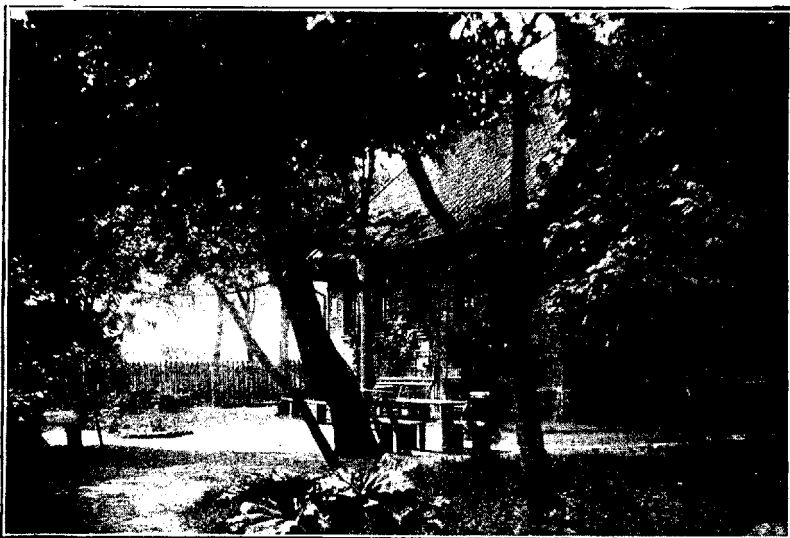


Eingang zur Kaporner Heide bei Metgethen.

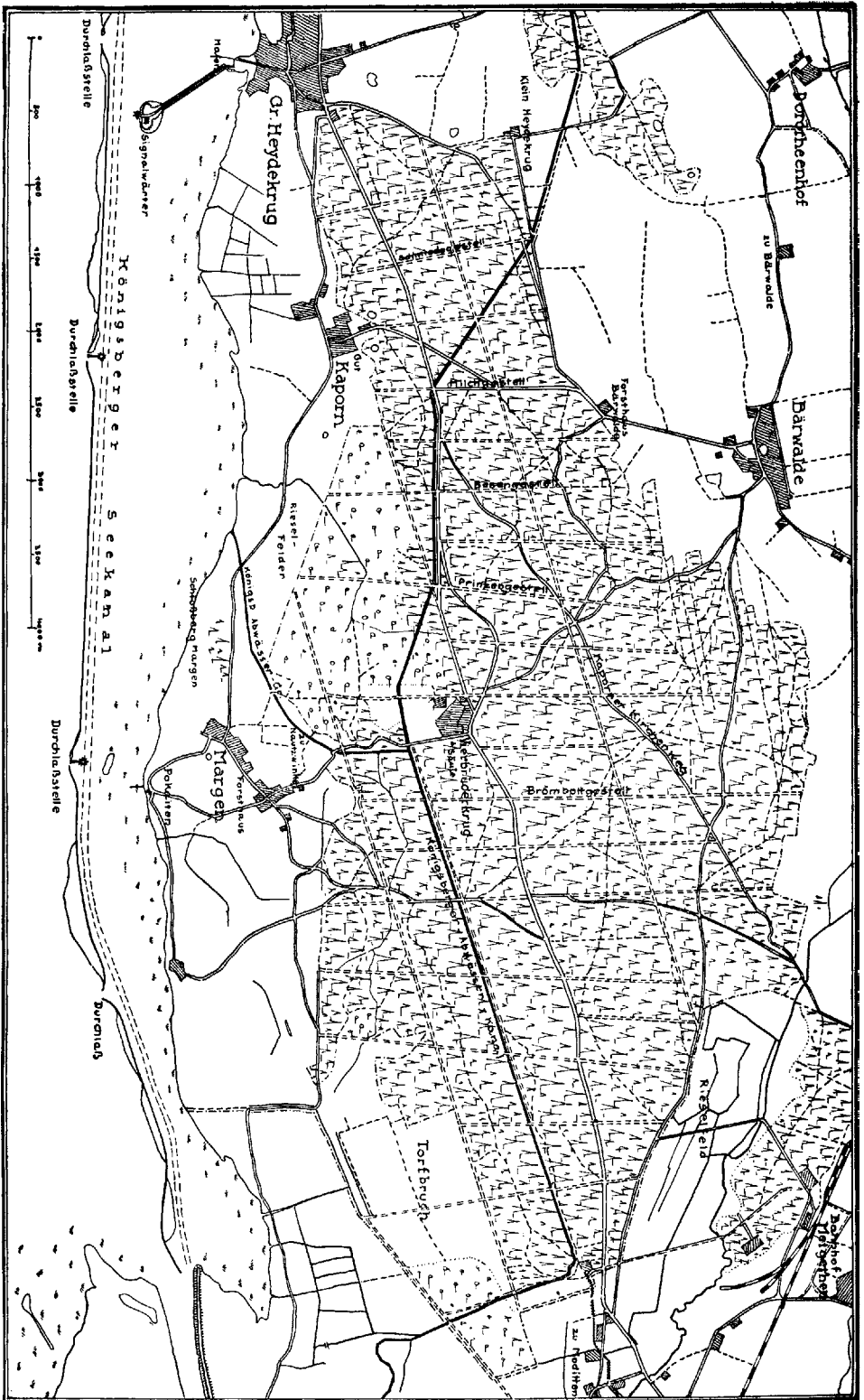
Die Kaporner Heide.

Von den Waldungen am Frischen Haff ist die Kaporner Heide sicher die bekannteste. Ihre Bezeichnung hat sie wohl von dem Gut Kaporn, einstmals Sitz des Kammeramtes gleichen Namens, erhalten, dessen Name man wiederum mit in der Heide gefundenen Kapurnen, den altpreußischen Grabhügeln, in Zusammenhang bringt. Die Heide erfreut sich für die Gegend von Metgethen bis zum Vierbrüderkrug einer gewissen Volkstümlichkeit. Mit dieser sagenumsponnenen Oertlichkeit ist aber auch die Kenntnis der Heide für ihre meisten Besucher abgeschlossen.

Der richtige Heidewanderer wird sich von diesen ausgetretenen, wenn auch schönen Pfaden fernhalten und sich an den anderweitig zu findenden, mehr ursprünglicheren



Forsthaus Bärwalde.



Karte der Kaporner Heide.

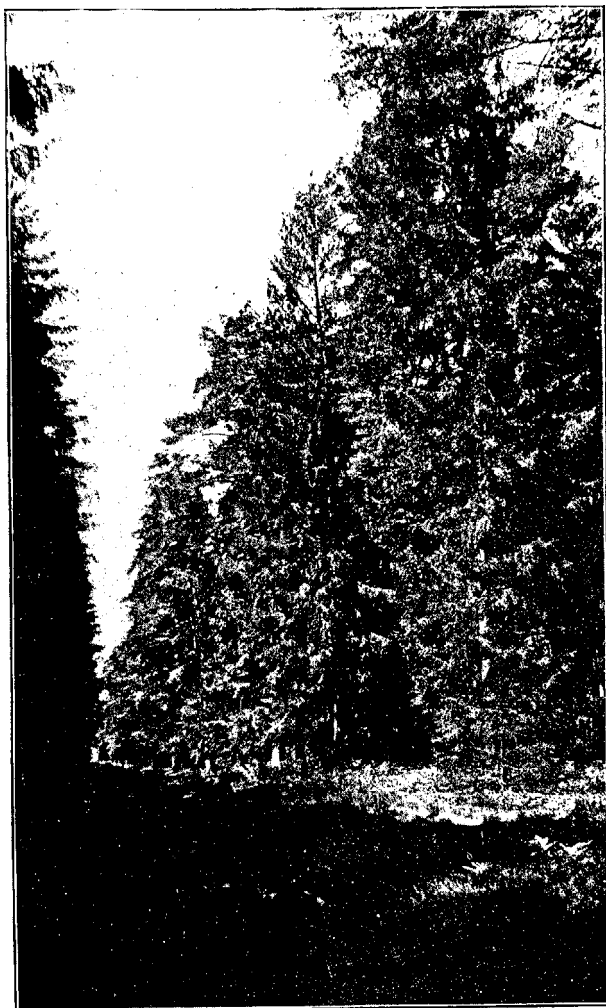
Schönheiten der Forst erfreuen. Diese liegen meist in dem südlichen Teil der Heide nach Nautzwinkel und Kaporn zu, wo große Bruchstrecken eine überaus starke Vegetation aufweisen. Reizvoll sind auch die Waldgestelle mit ihren alten Namen, wie Brömbott-, Prinzen-, Besen-, Milch- und Schmiedegestell, der Kaporner Kirchweg, ferner der überraschend schöne Partien bildende Vorflutkanal.

Neben Metgethen sind von der Haffseite auch Pokaiten und Groß-Heydekrug beliebte Ausgangspunkte für den Heidebesucher; von wo man aber auch die Heide betritt, überall wirkt sie gleich fesselnd. Gesundheitlich ist sie nicht mit Unrecht als die Lunge der Großstadt Königsberg bezeichnet worden.

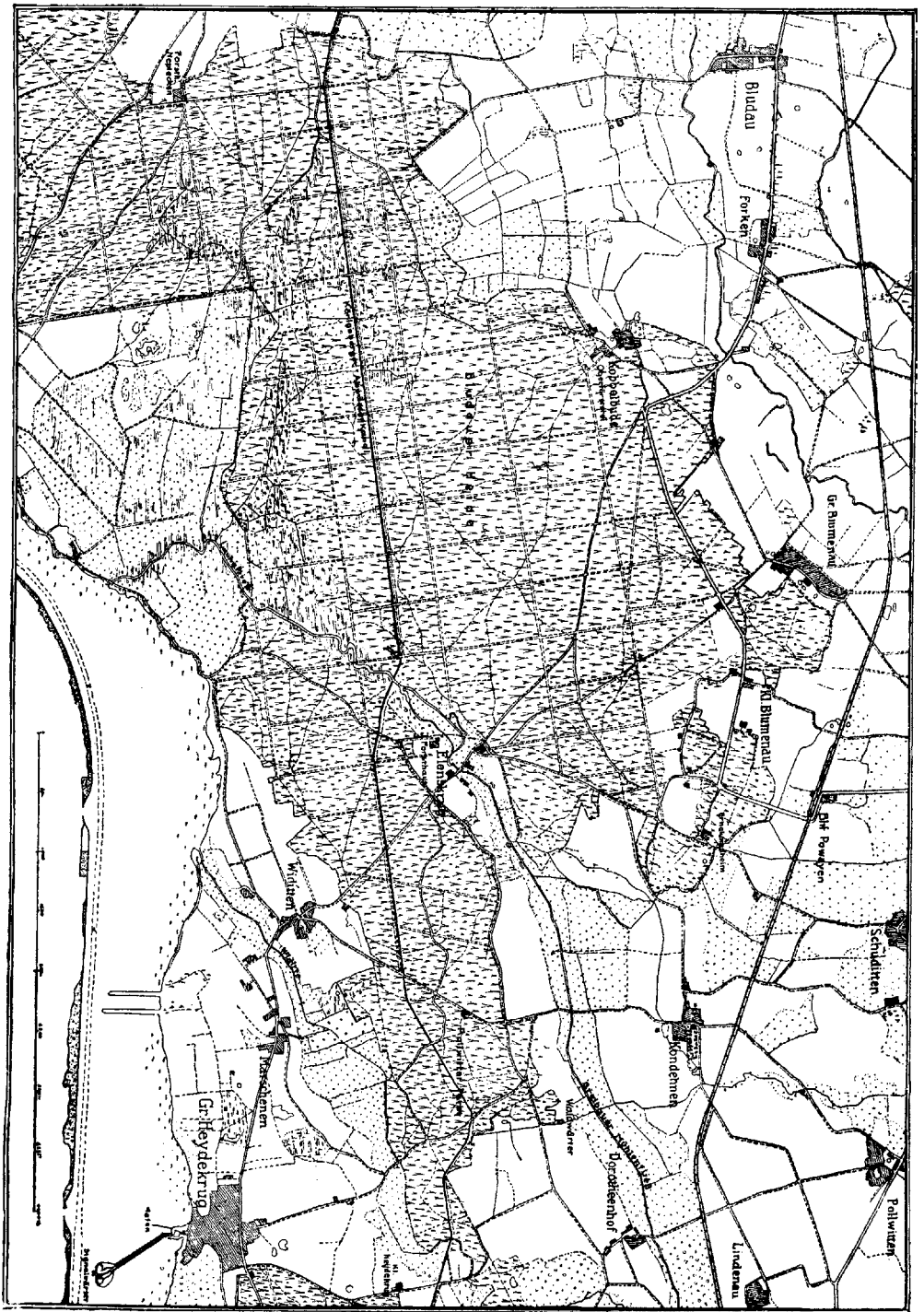
Die Bludauer Heide.

Von allen Wäldern des westlichen Samlandes, abgesehen von der Grünhoffer Forst, ist die Bludauer Heide die am wenigsten aufgesuchte, ein nach Ansicht der zuständigen Forstbeamten nicht zu unterschätzender Vorzug. Ihre Grenze bildet im Norden die Königsberg-Pillauer Eisenbahn und im Süden der Fischhausener Stadtwald. Wanderungen in dieser Heide kommen fast Entdeckungsreisen gleich. Urwüchsige landschaftliche Partien von wirklicher Schönheit hinterlassen starke Eindrücke: hier fesselt das stille Laukefließ, dort ein prächtiger Durchschlag, selbst der sich zeitweilig schon aus der Entfernung bemerkbar machende Vorflutkanal bietet wunderschöne Partien. Nach dem Haff zu liegt das große Rohrbruch, ein undurchdringlicher Ellernwald und der Standort eines kleinen Rudels Elchwild. Ueber allem aber das unendliche Schweigen der Natur.

Der östliche, jenseits des Laukefließes liegende Waldteil ist, wie die Polwitter Forst, teilweise in Privatbesitz. Der südöstlich des Elenkruges abgeholzte Wald wurde vor einigen Jahren durch einen größeren Brand vernichtet.



Hochwald in der Bludauer Heide.



Karte der Blutauer Heide.



Waldgestell in der Bludauer Heide.

Der Fischhausener Stadtwald.

Unter den Haffwäldern nimmt der zum Kommunalbesitz der Stadt Fischhausen gehörende Stadtwald als Privatwald eine besondere Stelle ein. Seine Größe beträgt 1041,024 ha, von denen 1013,407 ha aufgeforstet sind. Der Boden des Stadtwaldes ist meist diluvialen Ursprungs, jedoch finden sich größere sandige Strecken, ja selbst bedeutende Dünenhügel darin, die der Wind dort aufgetrieben hat. In landschaftlicher Beziehung ist es ein Wald wie viele andere und fast ausschließlich nur aus Kiefern bestehend; 3,5 ha mooriger Waldboden tragen Erle. Ein gewisser Reiz liegt jedoch in seiner engen Verbindung mit dem Wasser des Haffes, die an diesem liegenden Waldpartien sind daher auch die lieblichsten. Die Besucher des Stadtwaldes kommen zumeist aus Königsberg, für das günstige Dampfverbindungen nach Peyse bestehen. Den Bewohnern Fischhausens, den Besitzern dieses Waldes, ist jedoch ein Besuch ihres Eigentums recht erschwert, und sie müssen sich mit der allerdings auch erfreulichen Tatsache begnügen, daß der Ertrag des Stadtwaldes ihre Steuerlast in erträglichen Grenzen hält.

Ueber sechshundert Jahre besitzt nun bereits Fischhausen das Eigentumsrecht an dem Walde Poys. Wie alle Städte der ersten Ordenszeit, erhielt auch die am 19. August 1305 neugegründete Stadt von ihrem Begründer, dem Bischof Siegfried von Reinstein, für ihre jungen Bürger einen Wald zur Entnahme des Holzbedarfes verliehen. Dieser Wald erstreckte sich ursprünglich bis zum Laukefließ; Abspülungen durch das Haff, Gewohnheitsrecht gewordene Waldnutzungen der anliegenden Ortschaften und des Staates, sowie Abtretungen haben diesen alten Umfang jedoch wesentlich verringert. Noch um das Jahr 1860 erhielten die Bewohner Peyses eine größere Waldfläche als Abfindung für die unbequeme und dem Walde schädliche Weidebenutzung; trotz dieser Verkleinerungen ist der Wald der bei weitem wertvollste Besitz Fischhausens. An die Ordenszeit erinnerte der im Jahre 1848 im Stadtwald

gemachte Fund eines Topfes mit siebenzig Ordensmünzen, meist aus der Zeit des Hochmeisters Michael Kuchmeister von Sternberg stammend.

Die Besitzverhältnisse des Waldes dürften aber bereits zu herzoglicher Zeit nicht ganz klar gewesen sein, denn 1563 beschwerte sich der Rat der Stadt beim Herzog Albrecht über den Amtshauptmann von Fischhausen, Christoph von Hohen-dorff, der das schönste Holz aus dem Stadtwald fällen ließe, was, „da er stark mit Volk sei“, dieses von den Waldleuten der Stadt nicht gehindert werden könne. Auch der Besitzer Zimmerbudes, Hans von Taubenheim, ließ Leute aus Fischhausen sogar pfänden, weil sie bei der „Zimmerpude“ Holz geschlagen hatten.

Im Jahre 1719 fand eine Regelung des den Bürgern jährlich aus dem Walde zustehenden Holzes statt, eine Einrichtung, die bis 1875 Geltung hatte; in diesem Jahre wurde sie durch die Gesamtsumme von 202784 Mark abgelöst, die auf sechsunddreißig Groß- und vierundsechzig Kleinbürgergrundstücke verteilt wurde.

Der unter der Aufsicht eines städtischen Försters stehende Stadtwald wird im Allgemeinen nach den für die Staatsforsten geltenden Grundsätzen bewirtschaftet. Da etwa ein Fünftel des Waldes aus über hundertjährigen Bäumen besteht, soll bei dem zurzeit und wohl noch auf lange hinaus bestehenden Holz-mangel der bisher hundert-



Karte des Fischhausener Stadtwaldes.

zwanzigjährige Umtrieb nach Möglichkeit herabgesetzt werden, da sich hierdurch der bisherige Ertrag bedeutend erhöhen würde. Zur Erreichung dieses Zieles, wie überhaupt zu einer forsttechnisch auf höherer als der bisherigen Stufe stehenden Verwaltung des Stadtwaldes, wurde für diesen im Jahre 1920 ein eingehender Regulierungsplan durch den Forstmeister Schrage ausgearbeitet, der u. a. auch eine wesentliche Verkleinerung der Jagen vorsieht. Nach diesem Plan wird der zukünftige regelmäßige jährliche Holzertrag etwa 4050 Festmeter Derbholz und 760 Festmeter Stock- und Reiserholz betragen.

Noch nicht genügend Beachtung scheinen die an den Haffufern des Waldes sich leicht bildenden Wiesenflächen gefunden zu haben. Die Vorbedingungen hierfür erscheinen als sehr günstig, betrug doch ihre Zunahme ohne jede menschliche Beihülfe in dem Zeitraum von etwa sechszig Jahren über vier Hektar.

Unter den für den Wald schädlichen Ereignissen sind der einen großen Teil des Stadtwaldes bei Neplecken vernichtende Waldbrand des Jahres 1818 zu nennen, ferner der bereits bei dem Abschnitt „Die Frische Nehrung“ erwähnte orkanartige Schneesturm von 1918, der auch hier arge Verwüstungen anrichtete, da die Wurzeln der alten Bäume in dem verhärteten Sandboden, dem Ortstein, nicht den erforderlichen Halt fanden.

Seit Kriegsbeginn haben sich die Erträge aus dem Stadtwald in dauernd aufsteigender Linie bewegt, so daß Fischhausen durch diesen unendlich wertvollen Besitz nicht so unter Geldnöten zu leiden hat wie andere Städte. Aber nicht allein für die Bewohner Fischhausens, sondern auch für die der anliegenden Ortschaften ist der Stadtwald von wesentlicher Bedeutung, da der Beeren- und Pilzreichtum ein sehr großer ist, und sie durch deren Sammeln eine immer einträglicher werdende Einnahmequelle haben. Es erscheint erwünscht, daß diese Ortschaften ihren Anteil zur Erhaltung des Waldes dadurch abtragen, daß sich, namentlich der weibliche Teil ihrer Einwohner, für die notwendigen Waldkulturen zur Verfügung stellt.

Sehr bedauerlich ist es, daß der Wert des Waldes den Bewohnern Fischhausens nicht mehr in jener eigenartigen und



Waldweg von Zimmerbude nach Peyse.

sinnigen Weise nahe gebracht wird, wie es bis vor einigen Jahrzehnten durch das Fest der Grenzräumung geschah. Der Name Grenzräumung hat seinen Ursprung in dem alten preußischen Landrecht, nach dem die Grenzen der Ortsgemarkungen alljährlich von den Anliegern begangen werden mußten; zu diesem Zwecke wurden die Grenzsteine und Pfähle von den überwuchernden Pflanzen und dem Buschwerk befreit oder „geräumt“.

Im Stadtwald fanden diese Grenzbesichtigungen, soweit bekannt ist, in drei-, schließlich in vierjährigen Zwischenräumen statt; auch die in dieser Periode zu Bürgern der Stadt gewordenen neuen Einwohner hatten daran teilzunehmen. An die Begehung der Waldgrenzen schloß sich dann ein allgemeines Volksfest, „die Grenzräumung“. Der Ort der Festlichkeit war die prächtige Waldwiese am städtischen Forsthaus. Meist fand das Fest in den Monaten Juni oder Juli statt, da dann die Aale, die von den Peyser Fischern früher als Gegenleistung für die Erlaubnis des Sprocklesens im Walde zu dem Feste unentgeltlich zu liefern waren, am „fettesten“ waren.

An dem Tage der Grenzräumung fand sich nun die ganze abkömmlische Fischhausener Bürgerschaft zu Fuß und Wagen ein, und es entwickelte sich ein fröhliches Treiben, das seinen Höhepunkt in der Weihe der jungen Bürger hatte. Diese bestand darin, daß der Einzuweihende unter Musiktusch der Stadtkapelle von zwei Ratspersonen in urwüchsiger Weise mit der Kehrseite dreimal an den stärksten hier stehenden Baum gestoßen wurde. Boshaft bemerkte im Jahre 1856 ein Schilderer und Augenzeuge dieser volkstümlichen Sitte, daß dadurch wohl die andere Fischhausener Bürgerweihe, dreimal betrunken im Rinnstein gelegen zu haben, außer Gebrauch gekommen sei.

Wohl infolge der ungünstigen Fahrverbindung nach dem Stadtwald, vielleicht auch weil es manchem Fischhausener nicht mehr als „vornehm“ genug erschien, ist dieses schöne Fest mit Unrecht jetzt in Vergessenheit geraten; auch die alte Stadtkapelle, die Freude der Jugend, hat sich nicht mehr behaupten können. Bei dem gänzlichen Mangel an volkstümlichen Festen im Samland dürfte es aber verdienstlich sein, das uralte Fest der Grenzräumung wieder zu Ehren zu bringen.



Das städtische Forsthaus bei Peyse.



Die Jagd in den Haffwäldern in früherer Zeit.

Das jagdbare Wild dieser Wälder unterscheidet sich, abgesehen von einem kleinen Bestand an Elentieren, in nichts von dem anderen Teile der Provinz. Verschwunden sind seit Jahrhunderten der sagenhafte Auer, die wilden Pferde, die Bären, Wölfe und mit ihnen manches Kleinwild, wie der Biber und Marder, die alle früher einen festen Bestand der heimischen Wälder bildeten.

Die Jagd in den samländischen Haffwäldern war in früheren Jahrhunderten wegen des Wildreichtums, namentlich an Elchen, geradezu berühmt. Unter dem Orden war sie dessen eigenes Regal, wurde aber, da die Ordensregel den Brüdern selbst die Jagd verbot, durch besondere Jäger ausgeübt; bei einer Verpachtung der Jagd war ein Teil des Ertrages an das nächste Ordenshaus abzuliefern. Zahlreich waren die Bitten fremder Fürsten um Ueberlassung von Elentieren, Auern und verwilderten Pferden, die jedoch unter allerlei Ausflüchten meist abgelehnt wurden.

Häufig hielt Herzog Albrecht hier seine Jagden ab, er erließ auch zum Schutze des Wildes ein Verbot des Schießens und Hundeführens in der Heide. Dem Vogt in Fischhausen befahl er, auf Schonung der Birkhühner zu achten, und der Kämmerer in Kaporn wurde angewiesen, die fremden Vogelherde zu beseitigen. Wilddiebereien, an denen sich auch Adelspersonen beteiligten, ließ der Herzog schwer bestrafen; so befahl er z. B. dem Georg von Kunheim, sich des Jagens in der Kaporner Heide zu enthalten „bei Verlust seiner Güter und seines Lebens.“

Besonders eifrige Besucher der Haffwälder waren der Große Kurfürst und Kurfürst Friedrich III.; dieser blieb den samländischen Heiden auch als König treu, ja er schätzte sie so sehr, daß er sich, neben einem Jagdhaus in Palmnicken, im Jahre 1708 auch das Jagdschloß Friedrichshof, das jetzige Holstein, als Standquartier für seine Heidejagden erbauen ließ.

Das Hauptwild dieser Jagden war aber stets das Elen, auch Elch genannt, das auch jetzt wieder in kleinen Rudeln im Samland heimisch geworden ist, nachdem es hier Jahrzehnte lang verschwunden war. Dieses auch heute noch gewaltige Tier war aber einst, wie vorgefundene Schaufeln beweisen, bedeutend größer. Das größte in der Provinz gefundene Geweih, ein Dreißigender, stammt aus Warschken bei Palmnicken und ist im Provinzialmuseum in Königsberg aufbewahrt, während sich in dem geologischen Museum in Berlin die bei Brandenburg gefundenen Schaufeln eines diluvialen Elches befinden, die in der Spannweite die ungeheure Länge von 3,25 m überschreiten.

Wie groß damals die Zahl der Elentiere hier gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß gelegentlich einer Jagd unter Friedrich III. in Anwesenheit des Zaren Peters des Großen an einem Tage zwanzig Elentiere geschossen, nach einer anderen Nachricht sogar viele hundert Elen mit Pfeilen dabei erlegt wurden. Und unter seinem Nachfolger, dem König Friedrich Wilhelm I., wurden 1718 einmal vierzig und an einem Tage des Jahres 1731 sechsundfünfzig Elche erlegt. Diese Jagden bildeten vielfach den Abschluß von Festlichkeiten in Königsberg nach Besuchen fremder Fürstlichkeiten.

Während der Besetzung der Provinz durch die Russen im siebenjährigen Krieg war der Elchbestand durch diese stark herabgemindert, erst Verordnungen zum Schutz des Wildes aus den Jahren 1764 und 1786 hoben ihn wieder. Im Jahre 1838 wurden in der Provinz etwa vierhundertfünfzig Elche gezählt, eine Zahl, die sich heute auf ungefähr gleicher Höhe hält. Häufig war damals das Wild noch in den Haffwäldern, so daß 1834 König Friedrich Wilhelm III. hier mit den Prinzen eine Elchjagd abhalten konnte.

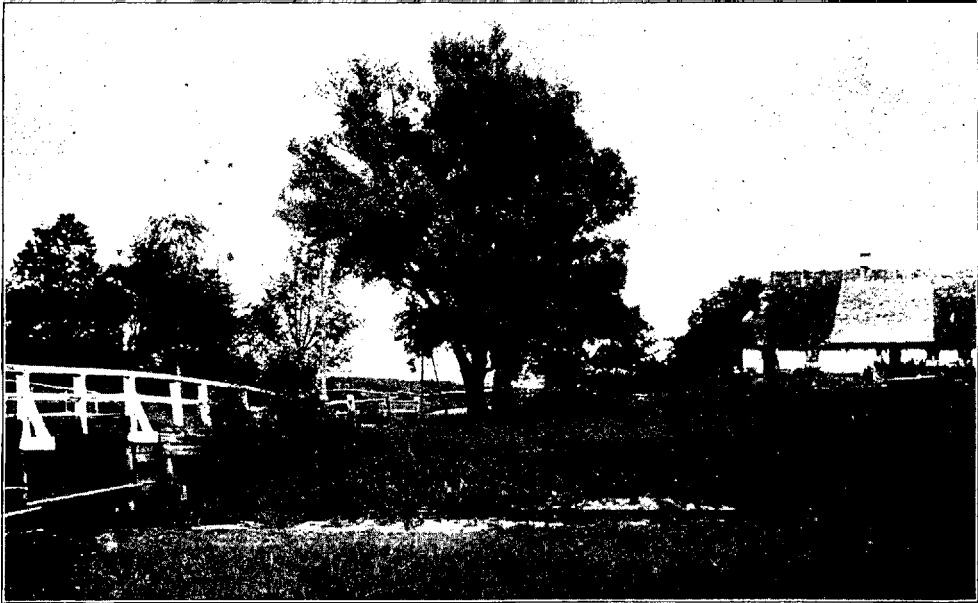
Sein Standort war zumeist das Margensche Revier, wo es sehr zum Verdruß der Bevölkerung ein unerwünschter Besucher der Hausgärten war. Häufig schwamm es auch nach den gegenüberliegenden Haffufern, und in den dreißiger Jahren sah man sogar einen versprengten Elch in den Straßen Fischhausens; um diese Zeit fing man auch ein Tier in einer Scheune Bärwaldes. Jahrelang war das Elen dann aus den Haffwäldern verschwunden, jetzt ist dieser Zeuge altpreußischer Vergangenheit hier aber wieder heimisch geworden, und der vom Zufall begünstigte Wanderer kann in den weniger begangenen Revieren dem seltenen Wild in kleinen Rudeln begegnen.

Die Verwendbarkeit des erlegten Elens war früher recht vielseitig. Der Aberglaube hielt die aus seinen Klauen gefertigten Ringe für ein wirksames Mittel gegen Krämpfe, und Knochen und Mark wurden als Heilmittel besonders geschätzt. Hauptsächlich aber wurden die Felle der jungen Tiere zur Anfertigung von Hosen sehr begehrt, während die der älteren Tiere, das Ungeziefer fernhaltend, beliebte Bettunterlagen waren. Das Fleisch war weniger geschätzt, im Weltkrieg wurde aber auch dieses eine seltene Königsberger Delikatesse.

Das Rotwild ist leider, seit König Friedrich Wilhelm den Bestand der Wälder nach der Kurischen Nehrung treiben ließ, hier nicht mehr heimisch; wohl wanderten viele Edelhirsche wieder hierher zurück, die Störung blieb aber doch von dauerndem nachhaltigen Einfluß. Für den Verkauf des erlegten Wildes ließ Friedrich der Große 1782 im Jägerhofe zu Königsberg eine Wildfaktoerei anlegen, in der das Wild zerlegt zu festen Preisen verkauft wurde. Für ein ganzes Elen wurden z. B. acht Taler und für ein Reh drei Taler gezahlt; die Forstbeamten selbst erhielten ein Schußgeld. Sie hatten aber jährlich der Faktorei eine bestimmte Anzahl Wild abzuliefern, dessen Zahl für das die Haffwälder umfassende Revier Widitten z. B. im Jahre 1821 sechs Hirsche, vier Gelttiere, sechs Rehböcke, zwei Spießböcke, fünf Geltricken, zwölf Stück Schwarzwild und achtundzwanzig Hasen betrug. Außerdem mußten die Forstbeamten oder die Jagdpächter jährlich sieben Fuchsnasen und vierhundertvierzehn Paar Raubvögelklauen abliefern. Seitdem auch das Schwarzwild aus den Haffwäldern verschwand, beschränkt sich die Jagd heute zumeist auf einen leidlichen Rehbestand

Die alte Heidestraße.

Nicht immer lagen die Heiden so ruhig und weltverloren da wie in der Gegenwart, denn in ihrer ganzen Länge durchzog sie früher die alte Pillauer Poststraße, auf der sich der gesamte rege Verkehr nach Pillau abspielte. Unter dem Orden und noch später bestand aber eine andere, mehr nördlicher gelegene Fahrstraße, die den Verkehr mit Fischhausen und der Lochstädter Burg vermittelte. Erst durch den Bau der in großem Bogen sich über Fuchsberg und Kumehnen ziehenden Kunststraße, besonders aber durch den Bau der Pillauer Bahn, verlor die alte Poststraße immer mehr an Bedeutung. Sie lief von Königsberg über Moditten — wo eine riesige Walfischrippe mit daran angebrachter Tafel als Wegweiser diente —, über Vierbrüderkrug, Heydekrug, Widitten und Blutau nach Fischhausen; der Endpunkt Pillau gab ihr den Namen „Pillauer Straße“.



Partie am Laukefließ bei Elenskrug.

Zur Erholung der Reisenden waren an der Heidestraße „königliche Krüge“, wie der Vierbrüderkrug, der Elenskrug und der Forkensche Krug, angelegt, denen bis Pillau noch einige weitere folgten. Von diesen sind der Vierbrüderkrug und der Elenskrug für die Besucher der Haffwälder noch jetzt von Bedeutung, da sie in ihnen die einzigen Erholungsstätten finden.

Der Vierbrüderkrug ist vermutlich eine schon sehr alte Gaststätte, die bereits zur Ordenszeit eine gewisse Rolle spielte; das jetzige Gebäude wurde in den Jahren



Der Vierbrüderkrug.



Der Elenskrug.

1720 — 1730 als sogenannter Amtskrug errichtet. Für die Reisenden, die von Königsberg über Pillau nach Deutschland fuhren, war dieser Krug die erste Station, auf der sie, begleitet von Verwandten und Freunden, von ihnen Abschied zu nehmen pflegten. Die sich neben dem Kruge entwickelnde Villenkolonie dürfte in der Zukunft sicher noch eine wesentliche Ausdehnung erreichen. Weniger aufgesucht wird der in einer Waldlichtung liegende einsamere Elenskrug, den man, sehr mit Unrecht, meist fälschlich mit Elendskrug bezeichnet. Dieser Krug wurde im Jahre 1663 eingerichtet und ist die Hauptstation zwischen Powayen und den Hafforten.



Waldweg beim Elenskrug.

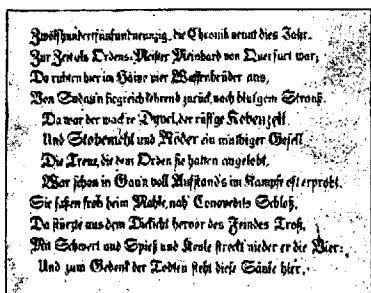
Bis etwa zum Jahre 1700 diente die Heidestraße meist dem lokalen Verkehr, da die Hauptstraße ja nicht durch die Heide führte. Durch die um diese Zeit erfolgte Einführung der Postkutschen wurde nun ein regelmäßiger Verkehr von Königsberg bis Pillau und weiter über die Nehrung eingerichtet, dessen Hauptroute durch die Heide führte; die über Heiligenbeil führende Poststraße diente meist nur dem Vergnügungsverkehr.

Die Fahrpost brauchte für den sechseinhalb Meilen langen Weg von Königsberg bis Pillau elf Stunden; der Fahrpreis betrug für die Meile sechs Silbergroschen. Die gleichfalls verkehrende Reitpost brauchte bis Pillau im Sommer fünf und im Winter neuneinhalb Stunden.

Die zum Teil sumpfige, dann wieder grobsandige Bodenbeschaffenheit machten die Unterhaltung der Straße zu einer für frühere Zeiten recht schwierigen, und die Klagen der Reisenden über ihren schlechten Zustand hörten nicht auf. Eingehende Verbesserungen der Straße wurden unter König Friedrich Wilhelm I. vorgenommen, bald war sie aber wieder so schlecht, daß während der russischen Besetzung der damalige Gouverneur von Korff drohte, sie auf Privatkosten der verantwortlichen Räte instandsetzen zu lassen. Ein gleich nach dem siebenjährigen Kriege erlassenes Wegereglement bestimmte, daß die Straße dreimal im Jahre, und zwar im Herbst, im Frühjahr und nach beendeter Reparatur im Juni, vom Landrat und dem Landbaumeister bereist, d. h. besichtigt werden mußte.

In den letzten Jahrzehnten hat man sich des Ausbaues der alten Heidestraße wieder sehr angenommen, denn bis Heydekrug ist sie jetzt die denkbar beste Kunststraße. Von Moditten bis Vierbrüderkrug steht sie als Forstchausee unter dem Forstfiskus; von Vierbrüderkrug an gehört sie seit 1899 dem Kreise Fischhausen, der als Abfindung für die bisher dem Staat zustehende Unterhaltungspflicht die Summe von 63 399 Mark erhielt. Diese Unterhaltungspflicht durch den Staat war dadurch begründet, daß die alte Heidestraße als Land- und Heeresstraße den Charakter einer Staatsstraße besaß.

Von Heydekrug führt die Kunststraße über Marschehnen bis Widitten. Die Strecke von hier bis Kobbeldude ist noch zu erbauen.



Schild an der Vierbrüdersäule.

Die Vierbrüdersäule.

Von Metgethen erreicht man durch die Landhauskolonie und das Wäldchen gleichen Namens auf freundlichen Waldwegen in etwa einundeinhalb Stunden den ziemlich genau in der Mitte der Kaporner Heide gelegenen Vierbrüderkrug mit der ihm gegenüberstehenden Vierbrüdersäule. Im allgemeinen liebt es der mehr der Gegenwart lebende Sammler nicht, sich mit, dazu noch auf unsicherer Grundlage stehenden geschichtlichen Ueberlieferungen zu beschäftigen. Der sagenumspunnenen Vierbrüdersäule

gegenüber, die eins der wenigen historischen Denkmäler Preußens ist, macht er jedoch eine Ausnahme; ja, selbst die wissenschaftliche Heimattforschung hat sich, namentlich in früherer Zeit, auf das eingehendste mit ihr beschäftigt.

Wenn auch, nach einem Wortspiel, alles, was lediglich wahrscheinlich ist, wahrscheinlich falsch ist, so bilden doch Sagen einen Teil unseres Volkstums, denen schließlich ein Rest von Wahrheit zugrunde liegt. Ebenso dürfte es sich mit

der Vierbrüdersäule verhalten, die mit vier Ordensbrüdern wie folgt in Verbindung gebracht wird:

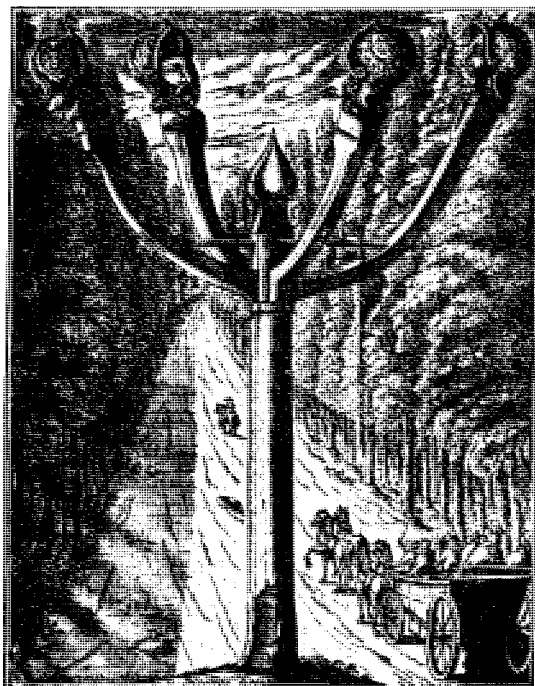
Um das Jahr 1285 bewohnte ein deutscher Ansiedler, Martin Golin, vom Volke „Ritter Unverzagt“ genannt, die in der Nähe am Haff gelegene Burg Konowedit. Selbst zunächst kein Ordensbruder, wurde er doch für seine geleisteten Dienste in den Orden als Halbbruder aufgenommen, auch erhielt er Konowedit als Eigentum. Besonders zeichnete er sich in den Kämpfen bei der Eroberung Sudauens aus; und so sandte ihn der Orden um das Jahr 1286 mit vier weiteren ihm ergebenen Halbbrüdern oder Withingen dem Sudauer Palusa zur Hilfe, der, zum Orden haltend, dafür von seinen Landsleuten bedrängt wurde. Die Namen der vier Withinge oder Struter, wie solche freiwilligen Hilfstruppen des Ordens genannt wurden, waren Malachian Conrad Dyvel, ein Preuße aus dem Gebiet Medenau, wo die Familie Teuffel später noch lange blühte, ferner Claus Stobemal, Malachian Kobelentz und Balthasar Röder. Es gelang ihnen, auf diesem Kriegszuge auch eine Anzahl Sudauer nebst deren Frauen gefangen zu nehmen, die dann vom Orden im nordwestlichen Samland, in dem nach ihnen benannten Sudauer Winkel, angesiedelt wurden.

Treu zusammenhaltend, leisteten die fünf Genossen dem Orden noch mancherlei wertvolle Dienste, bis sie dieser im Jahre 1295, zur Zeit des letzten Abfalles der Sudauer, wieder nach dort sandte. Mit einer Anzahl Gefangenen heimkehrend, lagerten die fünf Streiter an der jetzt durch die Säule bezeichneten Stelle und verzehrten das aus der nahen Burg Golins herbeigeholte Mahl, als sie von hundert-siebenzig ihnen heimlich gefolgten Sudauern überfallen wurden. Nur Martin Golin gelang es, sich zu retten, seine vier Freunde wurden aber erschlagen. Bei der Verfolgung der Sudauer durch eine von Golin schnell zusammengezogene Mannschaft wurde dann eine Anzahl der ihren gefangen genommen. Heimgekehrt aber bereitete

Golin seinen Waffengefährten das Grab und bezeichnete es mit einem schwarzen Kreuz; von dieser Grabstätte aber soll dann die Heide ihren Namen erhalten haben, denn nach Praetorius bedeutet das altpreußische „Kapurnei“ einen aufgeworfenen Grabhügel.

Der Haß Golins gegen die Sudauer wird darauf zurückgeführt, daß diese ihm einst eine Schwester ermordeten. Aber auch Golin sollte später das gleiche Schicksal ereilen. Bei einem neuen Zuge gegen die Sudauer wurde er mit siebzehn seiner Genossen im Schläfe überfallen und nach kurzem Kampfe getötet. Im wesentlichen stützt sich diese Schilderung auf den alten Ordenschronisten Dusburg, daher ist sie auch wahrscheinlicher als die nachfolgende Darstellung von der Entstehung der Vierbrüdersäule.

Danach soll sie zum Andenken an eine große Jagd errichtet worden sein, die



Die Vierbrüdersäule um das Jahr 1700.

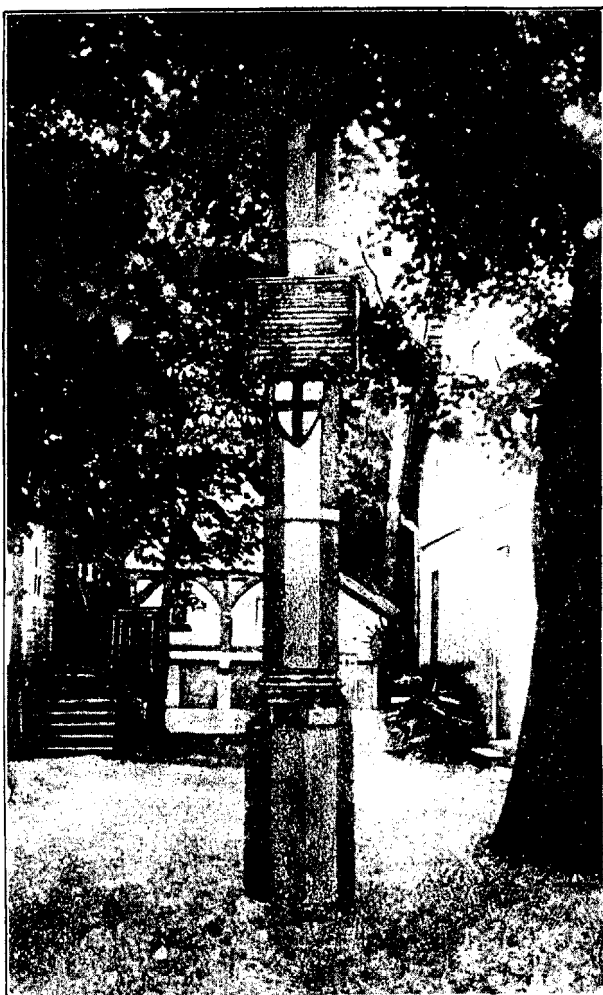
Herzog Albrecht zu Ehren des Königs August Sigismund in der „Fischhausischen Heyde“ abhielt und an der auch der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg und der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg teilnahmen.

Diese Fürstlichkeiten werden auch als Johann Sigismund und drei seiner Brüder geschildert, mit denen aber wohl sicher die genannten Personen gemeint sind. Danach wäre also die Säule das Denkmal einer Fürstenzusammenkunft, was jedoch dadurch widerlegt wird, daß bereits Dusburg sie erwähnt. Ebenso unrichtig sind die Darstellungen, daß Herzog Albrecht nach seiner Hochzeit hier seinen Schwiegervater bewirtet haben soll, oder daß die Säule als Andenken an die Anwesenheit von vier Fürsten, des Herzogs Albrecht und der Könige von Polen, Dänemark und Böhmen, die hier zur Jagd weilten, errichtet worden sei. Ganz willkürlich ist die Sage, daß hier einst vier Mörder hingerichtet wurden.

An die Stelle des von Golin errichteten Kreuzes kam dann auf Befehl des damaligen Landmeisters Meinhard von Querfurt eine hohe Holzsäule mit vier Armen, die die Bildnisse der Erschlagenen trugen; in die Mitte der Säule wurde aber eine hölzerne Schüssel als Zeichen dafür angebracht, daß die Brüder hier beim Mahl erschlagen wurden.

Seit wann die Säule ihren Namen führt, ist nicht nachweisbar, sicher aber bereits seit Jahrhunderten; die mehrfache Erwähnung eines Kreuzes an dieser Stelle bezieht sich wohl auf die Säule. Im Jahre 1673 wird berichtet, daß hier ein Pfahl auf einem Kreuzweg stehe, der oben vier ringsum nach auswärts stehende und ungefähr zwei Ellen lange Acste habe, auf denen am Ende je ein Kopf mit bedeckendem Helm sitze. In den Pfahl waren die Jahreszahl 1620 und mancherlei Buchstaben, diese wohl von vorbeifahrenden Reisenden, eingeschnitten; später heißt es denn auch, daß er von den Reisenden vollständig zerschnitten sei.

Wohl über fünfhundert Jahre ist die Säule immer wieder in ihrem ursprünglichen Zustand gehalten worden, nur hatte sie an Stelle der hölzernen Schüssel, in der sich immer Wasser ansammelte, einen hölzernen Knopf erhalten. Die Ausbesserungen und Neuaufrichtungen erfolgten immer unter allerlei Zeremonien,



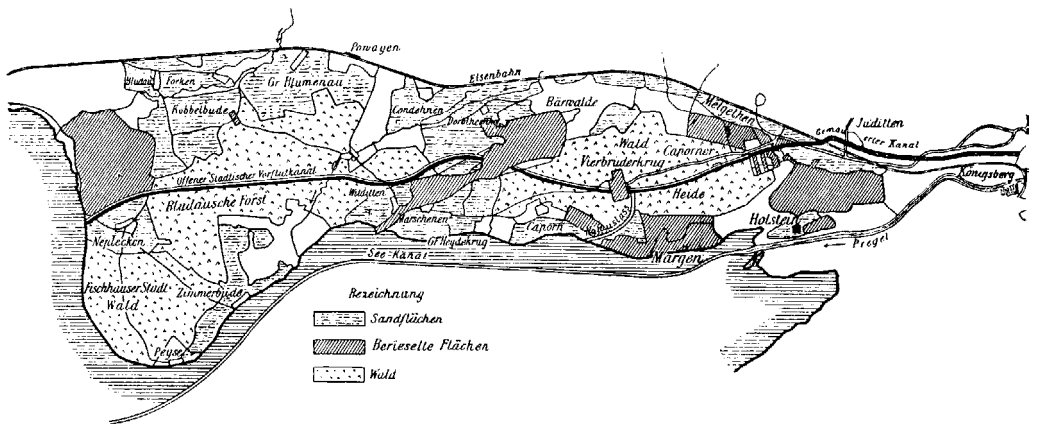
Die Vierbrüdersäule.

so mußten z. B. die Zimmerleute vor Beginn der Arbeit die Säule begrüßen. Die Unterhaltung der Säule erfolgte in früheren Jahrhunderten durch die Aemter Fischhausen und Schaaken, später übernahmen sie das Kammeramt Caporn und die Jägerei des Waldes. Um das Jahr 1800 wird die Säule als sehr der Verwitterung ausgesetzt geschildert, da sie aus weichem Holz bestand, gegen die auch ein oft erneuter grauer Anstrich nicht schützte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trat dann an ihre Stelle eine einfache Holzsäule ohne Arme, an deren oberer Kante ein aus Zink getriebener Aufsatz mit vier Männerbildnissen angebracht war.

Ihre jetzige Gestalt erhielt die Säule im Jahre 1898. Aus Beton hergestellt, trägt sie den bereits auf der vorigen Säule befindlichen Zinkaufsatz, und auf der an ihr angebrachten Tafel liest man die Kunde von den vier erschlagenen Waffenbrüdern. Die Errichtung der Säule erfolgte durch die Provinzialverwaltung, die auch die Sorge um dieses altherwürdige Denkmal übernommen hat.

Der Königsberger Vorflutkanal.

Bereits seit vielen Jahren war die Angelegenheit der Königsberger Abwässer dringend geworden. Zunächst hatte man eine direkt in die See gehende Leitung vorgesehen, nach einem im Jahre 1892 durch den Baurat Danckwardt ausgearbeiteten Plan wählte man jedoch hierfür die Fischhausener Bucht. Bis zum Jahre 1899 war der Bau bis Vierbrüderkrug vorgeschritten, ebenso der Margener Notauslaßgraben fertiggestellt, und im Jahre 1902 wurde der Endpunkt bei Neplecken erreicht. Im Jahre 1904 waren dann die Arbeiten an dem Vorflutkanal in der Hauptsache beendet. Die Kosten der ganzen Anlage betragen etwa 10,5 Millionen Mark.



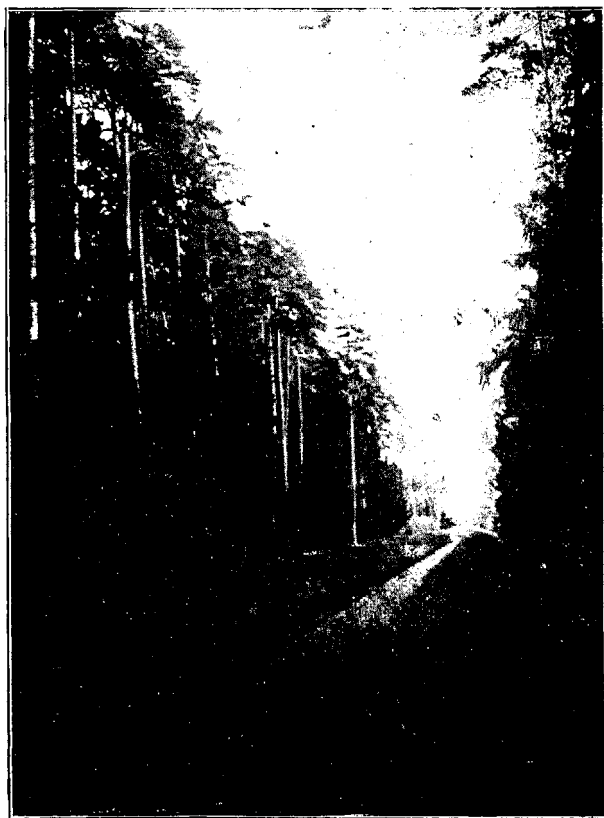
Lageplan des Vorflutkanals und des Rieselgeländes.

Durch den Vorflutkanal ist nun der landschaftliche Charakter der Haffwaldungen sehr wesentlich beeinflußt worden, denn diese ursprünglich nur reinen Nützlichkeitsgründen dienende Anlage hat hier Bilder von großer landschaftlicher Schönheit geschaffen, die wohl geeignet sind, mit sonstigen, wenig erfreulichen Erscheinungen zu versöhnen.

Die Abwässer werden in Königsberg durch Lokomobilen in die einzelnen Abzugsgräben gepumpt und dann in geschlossenen Kanälen in den in der Nähe des Volksgartens befindlichen Sandfang geleitet. Von hier führt sie ein 8,5 km langer gedeckter Kanal von 1,6 m Durchmesser über Juditten bis zum Eingang der Caporner

Heide, wo sie in den offenen, mehrfach überbrückten Graben eintreten, der in einer Länge von 21,14 km die Kaporner und Bludauer Heide durchquert. Am Beginn des Vorflutkanals, ferner bei Bärwalde und Heydekrug, befinden sich größere Sammelbecken, in denen der Schlamm trocknet und von den anliegenden Landwirten abgefahren wird. Auf die nördlich der Pillauer Bahn gelegenen und höher liegenden Landflächen werden die Abwässer durch Pumpwerke geleitet.

Wie bei dem jeder Neuerung ziemlich mißtrauisch gegenüber stehenden Charakter des Samländers vor auszusehen war, wurden gegen den Kanal anfänglich die größten Bedenken laut. Es kam sogar, da sich ungünstige Folgen für den Fischfang in der Fischhausener Bucht bemerkbar machten, zwischen Fischhausen, als der Inhaberin



Der Vorflutkanal in der Kaporner Heide.

der Fischereigerechtigkeit in diesem Haffteil, und der Stadt Königsberg zu einem langwierigen, für Fischhausen jedoch ungünstig verlaufenden Prozeß.

Längst hat man aber in den Hafforten erkannt, was für ein unendlich segensreiches Geschenk ihnen Königsberg mit dem Vorflutkanal gegeben hat. Welch eine schwere und undankbare Arbeit war es nicht früher, dem leichten Sandboden auch nur einiges Getreide abzugewinnen. Jetzt wandelt es der Kanal in ein Land von ungeahnter Fruchtbarkeit, und kommt den Haffwirten in dem Bestreben, ihre Landwirtschaft zu heben, ungemein entgegen.

Die Abgabe der Abwässer erfolgt in den ersten fünfundzwanzig Jahren nach der Fertigstellung des Kanals unentgeltlich, erst dann tritt als Wasserzins eine Ent-

schädigung an die Stadt Königsberg ein, deren Höhe nach den Mehrerträgen der berieselten Fläche berechnet werden soll. Für Königsberg aber wiederum erlischt sechzig Jahre nach der Betriebseröffnung die Verpflichtung zur Abgabe der Abwässer.

Um die Verwertung der einen hohen Geldwert darstellenden Abwässer in geeigneter Weise zu regeln, bildete man unter Beteiligung des Kreises Fischhausen mit einem Kapital von 300 000 Mark die Samländische Rieselfelder-Genossenschaft, der sich bis jetzt neun Unterverbände angeschlossen haben. Der Vorstand dieser Genossenschaft bestimmt die Zeit, in welcher die einzelnen Teilnehmer Wasser entnehmen dürfen; die Zuteilung wird dann durch die städtischen Kanalwärter veranlaßt. Die Wertsteigerung des berieselten Landes hat man mit ungefähr 1000 Mark für den Morgen berechnet, eine Summe, die etwa dem dreifachen bisherigen Werte entspricht.

Der Umfang der berieselten Flächen beträgt zurzeit etwa 1664 ha Ackerland und 1497 Hektar Wiesen. Immer größer wird aber die Nachfrage nach dem „flüssigen Gold“, der kaum noch entsprochen werden kann. Es erreichen daher Abwässer den Endpunkt des Kanals bei Neplecken nur nach großen Regenfällen, womit denn auch eine der Ursachen des oben erwähnten Prozesses, der sich bis Fischhausen bemerkbar machende Geruch, fortgefallen ist.



Der Vorflutkanal in der Bludauer Heide.

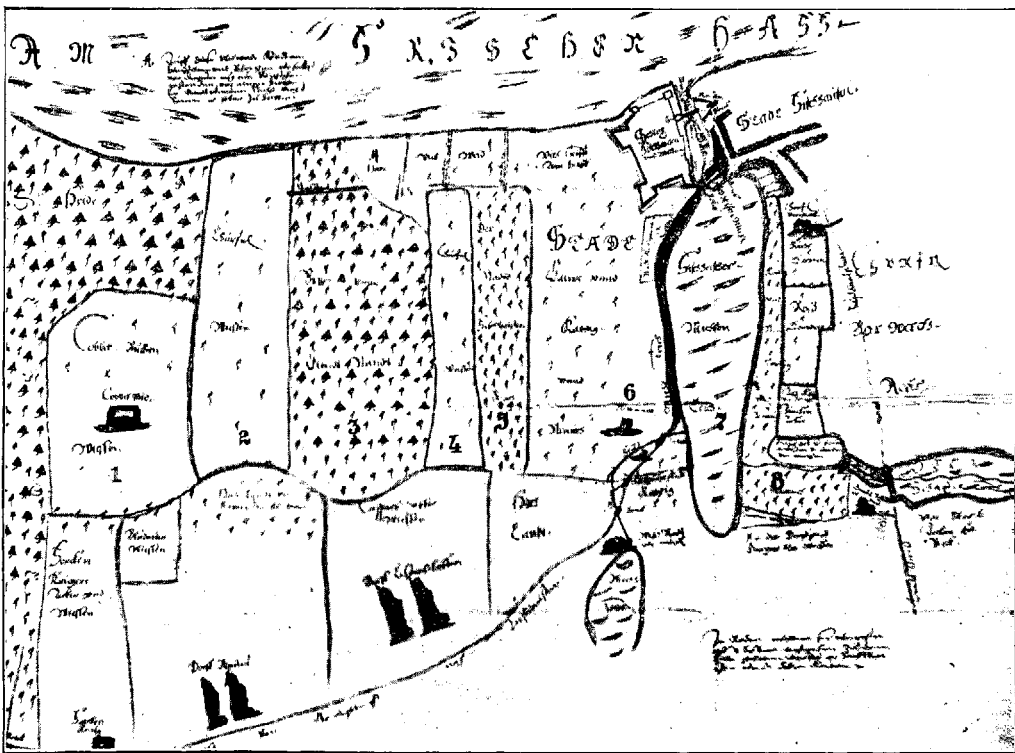
In gefültem Zustande.

Die Ortschaften am Frischen Haff.

Das Hengstbruch und seine Umgebung.

Westlich Fischhausens erstreckt sich in einer Länge von etwa 7,5 km und in 4,5 km Breite die größte Moorfläche des Samlandes, das Hengstbruch, eine stellenweise von tiefgründigem Flachmoostorf erfüllte ehemalige Haffbucht. Im Hengstbruch wiederholt sich in verkleinertem Maßstab die Küstenform des Weichseldeltas: völlig eben und nur nach Osten leicht ansteigend, liegt es mit dem Haff auf fast gleichem Wasserspiegel. Noch vor nicht langer Zeit genügte das Steigen des Haffes um einige Fuß, um die ganze Ebene bis Bludau zu einer gewaltigen Wasserfläche zu machen. Dieser meist vom Herbst bis zum Frühjahr eintretende Rückstau machte den Haffweg des Hengstbruches oft ungangbar und zwang die Bewohner der Haffortschaften, die bereits 1305 als „der Winterweg durch das Hengstbruch“ bezeichnete Fahrstraße über Bludau zu benutzen.

Grundlos war dann der Weg am Haff, er führte stellenweise sogar durch das offene Haffwasser, und erst der Bau der vor einigen Jahren fertiggestellten, kiesgedeckten und hochwasserfreien Landstraße machte diesen bedenklichen Zuständen ein Ende. Die



Die Fischhausensche Feldmark um 1670. Original im Geheimen Staatsarchiv Berlin.

1. Cobbel-Bude.
2. Churfürstl. Wiese.
3. Städt. Bruch.
4. Churfürstl. Wiese.
5. Städt. Bruch.
6. Städt. Feld (Kaddig und Strauch).
7. Fischhausenscher Mühlen-Teich.
8. Kaddig und Strauch.

Gesamtlänge dieser einen guten Schutzwall bildenden und bis Neplecken führenden Uferstraße beträgt 5760 m, von denen 3170 m der Kreis baute, während 2590 m durch den Domänenfiskus angelegt wurden, der als Besitzer des Hengstbruches ein besonderes Interesse an dessen Schutz gegen das anflutende Haff hat.

Bereits zur bischöflichen Zeit diente das Hengstbruch als Weide für die Kuhherde des Bischofs. Ein Bericht aus dem sechzehnten Jahrhundert erwähnt den Grasertrag mit dreihundert Fudern Heu für ein Schock Kühe. Ueber die Gestaltung des Hengstbruches im siebzehnten Jahrhundert gibt die Karte der Fischhausener Feldmark einen übersichtlichen Anhalt. Die Nutzbarkeit des Hengstbruches ist aber weit höher als der alte Ertragsbericht angibt, umfaßt doch allein die prachtvolle Herde der Domäne Fischhausen, der wie in alter Zeit noch heute das Hengstbruch als Weide dient, fast das dreifache der Zahl. Von dem Bruch gehören 505 ha zur Fischhausener Domäne, ein weiterer Teil entfällt auf die entfernter liegende Kragauer

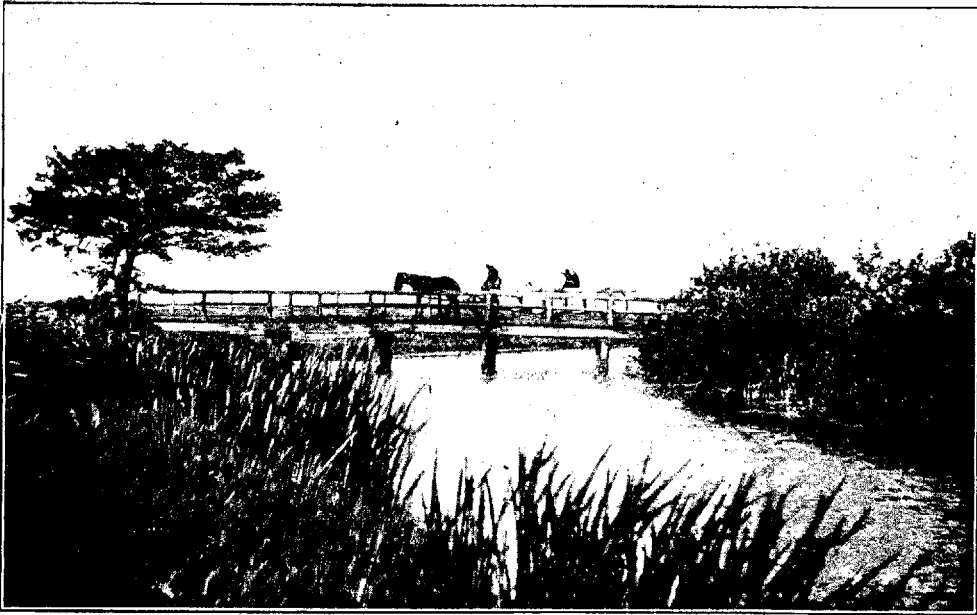


Am Forkener Fließ im Hengstbruch.

Domäne. Auch die Torfgewinnung aus dem Bruch ist recht erheblich, jedoch noch sehr steigerungsfähig. Ueberaus häufig kommt im Hengstbruch und seiner Umgebung der Storch vor.

Mitten durch das Bruch fließt das Forkener Fließ (ursprünglich Vlischen-Flüßchen). Dieses längste Binnengewässer des Samlandes verläßt bei Forken seine bisherige von Norden nach Süden laufende Richtung und wendet sich hier scharf nach Südwesten. Langsam schlängelt sich das Fließ, das wie alle zum Haff gehenden Bäche nur ein sehr niedriges Gefälle hat, durch die vorherrschend mit Kreuzkraut bestandenen moorigen Wiesen zum Haff. Das sehr verwachsene Bett nimmt erst kurz vor seiner Mündung in das Haff eine größere Breite ein. Liebliche Partien bildet das Fließ bei dem Gute Forken, das dem Bache seinen Namen gegeben hat. Bemerkenswert ist noch, daß man im Bruch bei der Milchbude mit 105 m Tiefe die Kreideschicht erbohrte.

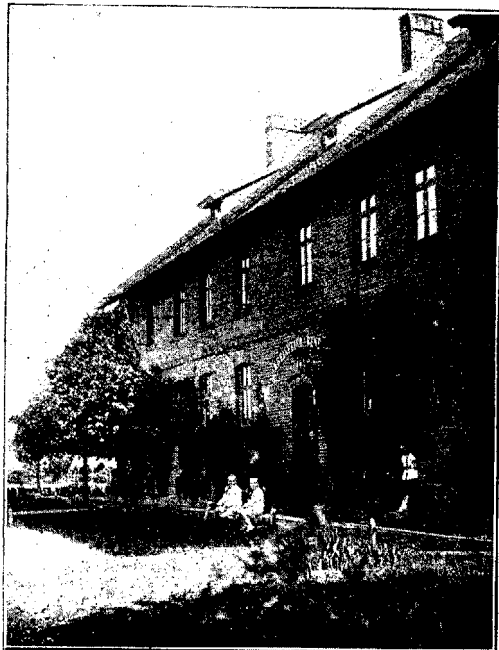
Die wenigen Besucher des Hengstbruches werden ihren Weg dorthin zumeist durch die Plantage, einen unmittelbar östlich Fischhausens beginnenden, fast zwei Kilometer langen und teilweise sehr alten Baumbestand aufweisenden Fußpfad,



An der Hohen Brücke.

nehmen. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ursprünglich als Schutzdamm gegen das immer stärker andringende Haff durch den Fischhausener Ratsmann Hille angelegt, entwickelten sich infolge der Rohrpflanzungen die ansetzenden Wiesen so gut, daß sie zu einer einträglichen Geldquelle für die Stadt wurden. Da selbst die nördlichen Samlandsortschaften hier ihren Heubedarf mit decken, hat man sich in neuerer Zeit, leider reichlich spät, wieder der bewährten Methode erinnert und ist jetzt dabei, durch den Bau eines langen, sehr kostspieligen Schutzdammes den Umfang der Wiesen bedeutend zu erweitern. Bisher ist ein Polder von 120 Morgen mit einem Kostenaufwand von etwa 140000 Mark trocken gelegt. Der Naturfreund wird eine Wanderung durch die Plantage, von deren Endpunkt es nicht weit zu der über das Forkener Fließ führenden Hohen Brücke ist, nicht zu bereuen haben.

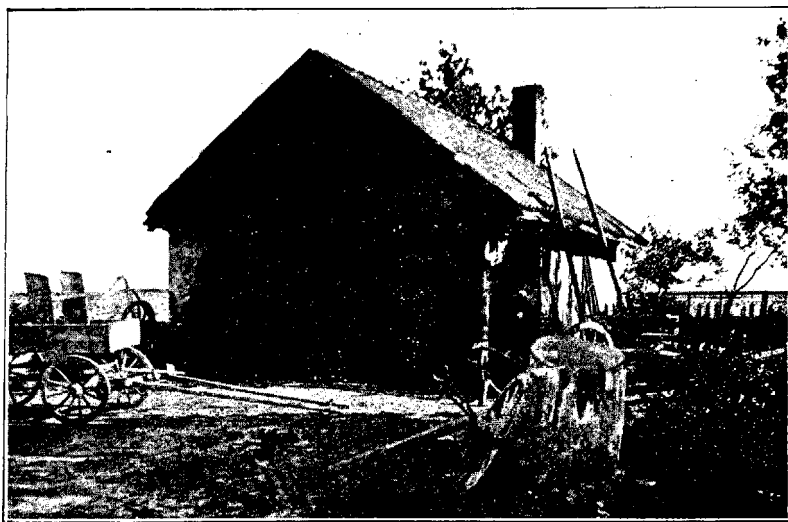
Das ganze Ufer dieses Teiles des Fischhausener Wiek ist ein Eldorado der Vogelwelt. Namentlich in den Zugzeiten bevölkern unzählige Wasservögel diese schwer zugänglichen Rohr- und Binsenwälder. Es galt aber auch als eins der besten Laichreviere des Frischen Haffes, bis die Erbauung des Seekanals und des in der Nähe bei Neplecken ins Haff gehenden Vorflutkanals in dieser Hinsicht sehr ungünstig wirkten.



Das Kreis-Feierabendhaus.

Etwa einundeinhalb Stunden von Fischhausen entfernt, an der Grenze der Bludauer Heide und des Fischhausener Stadtwaldes liegt das Dorf Neplecken. Bereits 1305 wird der Ort als Neplouk erwähnt; zur Zeit der Reformation heißt er Neplaucken (von Laucks = Feld). Gerühmt wurde früher die hier betriebene Zucht von Schlachtochsen. In den siebziger Jahren wurde Neplecken durch eine Feuersbrunst fast völlig zerstört, daher ist der Eindruck jetzt ein neuzeitlicher. Die Schule ist eine der ältesten Dorfschulen des Kreises.

In den Jahren 1887 und 1888 wurde die Kunststraße von Fischhausen nach Bludau, und 1904 mit einem Beitrag des Forstfiskus ihre Verlängerung bis Powayen erbaut; sie verfolgt bis Forken den Lauf der alten Königsberg-Pillauer Heidestraße. Mit schönen Rückblicken gelangt man auf ihr, an dem Feierabendhause des Kreises Fischhausen vorüber, zu dem alten Mühlengut Wischrodts. Die Mühle gehört zu den bereits in seiner ersten Zeit vom Orden errichteten, und als im Jahre 1297 der Orden den hier liegenden Wald Wischerad dem Bischof abtrat, machte er diesen auch mit der Hälfte zum Mitbesitzer der Mühle. Nach der Säkularisation blieb die Mühle als



Alte Dorfschmiede in Bludau.

herzoglich, später als kurfürstlich im Besitze der Landesherrschaft, kam dann in Erbpacht und schließlich ganz in Privatbesitz; jetzt ist der Mühlenbetrieb eingestellt.

Neben der Wassermühle standen hier auch eine Windmühle, eine Schneidemühle, sowie eine Walkmühle; diese arbeitete für die Fischhausener Tuchmacher und erhielt dafür von ihnen jährlich dreißig Mark. Das Wasser lieferte den Mühlen das Wischrodter Fließ, ein bei Kragau sich abzweigender, künstlich geschaffener Abfluß des Forkener Fließes. Im Jahre 1354 wurde in der Nähe Wischrodts dieser Abfluß zu einem Teich aufgestaut und an diesem noch eine weitere Wassermühle durch den Bischof erbaut; die Oertlichkeit dieser Mühle ist nicht mehr festzustellen, ebensowenig die eines hier im Jahre 1261 erwähnten Dorfes Pociete.

Das Dorf Kaspershöfen mit Bahnstation und einer Meierei bildete ursprünglich einen Teil des Dorfes Bludau, wird aber bereits 1332 als Caspershoff genannt. Bemerkenswert sind hier die landeinwärts inmitten fruchtbaren Lehmbodens liegenden Dünen, deren Sand bei starken Winden die anliegenden Aecker bedeckt. Am Kanonenberge, einem 1906 aufgedeckten heidnischen Gräberfeld, das reichliche Funde, auch an Pferde-

bestattungen, lieferte, vorüber erreicht man in einigen Minuten das große Dorf Bludau. Als Blodewe wird es in den ältesten Urkunden gelegentlich bei der Gründung Fischhausens erwähnt, ist aber wohl viel älter als dieses, worauf auch ein südöstlich des Ortes liegender Burgwall hindeutet. Sicher war Bludau schon damals eine größere Ortschaft, was aus einer Anzahl Landverschreibungen aus der ersten Ordenszeit hervorgeht, darunter auch eine für einen Sander von Bludau, einen Bruder des Bischofs Jacob, aus dem Jahre 1344. Bemerkenswert ist unter ihnen die Erlaubnis zur Errichtung einer Wassermühle mit zwei Gängen bei dem Dorfe Blodow aus dem Jahre 1341, in der auch der Bludauer Krug genannt wird. Diese Mühle scheint die bei Wischrodt erwähnte zu sein, jedoch ist der Standort nicht mehr festzustellen.

Bludau ist so recht der Typ eines wohlhabenden samländischen Bauerndorfes, worauf auch der schon seit alter Zeit bedeutende Landbesitz von 783 ha hinweist. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt 227 Personen; die Schule ist 1735 bei der Schulreorganisation durch König Friedrich Wilhelm I. errichtet, sie ist jetzt zweiklassig. Die Schmiede Bludaus zeigt deutlich in ihrer Bauart den samländischen Charakter.

In einer leichten Talsenke liegt die nächste Ortschaft, das Gut Forken. Es leitet seinen Namen von einem Peter Forke her; eine Zeitlang hieß es auch Forchheim. Forken gehörte in früherer Zeit als Vorwerk zu Kobbelbude, auch war hier ein königlicher Krug. Jetzt bildet es ein eigenes Gut und hat in dem nördlich liegenden Damerau selbst ein Vorwerk. Bemerkenswert ist als Wahrzeichen dieses schönen Besitztums die am Gutshause stehende mächtige Pappel.



Riesenpappel in Forken.

Heimatland, sei es Moor und Strand,
Oder Fluß und Sand,
Es ist daraus etwas zu gewinnen,
Wenn man's nur anschaut mit rechten Sinnen.
Johannes Trojan.

Die Fischerdörfer am Frischen Haff.

Unter den Ortschaften des Samlandes nehmen die Fischerdörfer am Haff, sowohl ihrer Wohnstätten wegen, als auch nach dem Wesen ihrer Bewohner, eine besondere Stellung ein. Für das Letztere dürfte wohl der Grund darin zu suchen sein, daß diese Fischer lettischen Ursprunges sind und sich als fremder Volksstamm seit jeher von der samländischen Landbevölkerung absonderten; dieses tritt noch heute in dem vielen Ineinanderheiraten der ansässigen Familien, sowie in der besonderen Anhänglichkeit an den Heimatsort in Erscheinung. Starken Einfluß übten auf den Charakter dann noch der schwere Fischerberuf, sowie die bis vor einigen Jahrzehnten abseitige Lage der Fischerdörfer; als Beispiel für die Urwüchsigkeit möge nur an die den Fischverkauf in Königsberg besorgenden Frauen der Fischer erinnert sein, unter denen manches Original den dortigen Fischmarkt förmlich berühmt machte.

Ob hier am Frischen Haff bereits vor der Ordenszeit Ansiedlungen bestanden haben, ist nicht recht nachweisbar; ebensowenig deuten vorgeschichtliche Funde darauf hin. Die frühesten Nachrichten über die Haffortschaften erhalten wir erstmalig aus den Berichten des Ordens, der hier Zimmerleute und Holzfäller beschäftigte, die für ihre Zwecke reichliches Material in den großen Haffwäldungen fanden. Bei Beginn der Ordenszeit dürften dann hier, wie auch an der samländischen Seeküste, mit besonderen Vorrechten belehnte Fischerbauern angesiedelt worden sein, die sich in Kolonien zusammenschlossen, und aus denen sich schließlich die großen Fischerdörfer entwickelten.

Aber erst die neuere Zeit brachte den Hafforten eine stärkere Entwicklung. Von großem Einfluß wurde der regelmäßig eingerichtete Dampferverkehr mit Königsberg, der den Absatz des Fischfanges nach dort sicherte und gleichzeitig auch einen ziemlich starken Fremdenverkehr nach den Haffortschaften vermittelte. Ungerahnte Erwerbsmöglichkeiten erschloß der Krieg dem Fischergewerbe und machte die Haffdörfer zu wohlhabenden Gemeinden. Auch die auf dem mageren Sandboden bisher nur schwach entwickelte Landwirtschaft der Fischer sieht durch den segensbringenden Königsberger Abwässerkanal einer aussichtsreichen Zukunft entgegen, so daß die Zeit, wo man mit einem gewissen Mitleid auf die Fischerdörfer am Haff sah, nunmehr wohl für immer vorbei ist.

Peys e.

Unmittelbar am Frischen Haff liegt, durch eine hohe Sanddüne vom Fischhausener Stadtwald getrennt auf dem größten Sandhaken des Haffes das große Fischerdorf Peys e. Der Bau des Königsberger Seekanals vor einigen Jahrzehnten hat hier der ganzen Gegend ein völlig verändertes Aussehen gegeben und sie in so vorteilhaftem Sinne umgestaltet, daß die Lage Peyses jetzt wohl die freundlichste aller Haffortschaften ist.

Ursprünglich hieß der Ort Pelsemoter, auch Pelsemot (moter = Teil). Diese Ansiedlung kann aber nur von geringer Bedeutung gewesen sein, denn im Jahre 1306 erteilt Bischof Bartholomäus von Samland dem Woyko als Lokator das Recht zur

Neubesetzung des Platzes, im Volksmunde „Peusort“ genannt: also die Gegend am Walde Poyse. Diese Bezeichnung für den Wald finden wir erstmalig in der Fischhausener Handveste des Jahres 1305, und von ihm ging sie dann auf die daran gelegene Ortschaft über. Später treffen wir den Ort in Urkunden als Peis, Pows, Poyz, Peus, Pewes, Pewsen und Pews wieder, und selbst der bei Zimmerbude stehende Wegweiser zeigt noch heute den Weg nach Poyse.

Jahrhunderte hindurch hat Peyse ein trauriges, ja vielleicht das bescheidenste Dasein aller Ortschaften des Samlandes geführt, denn karg waren für das einsam liegende Dorf die Lebens- und Erwerbsmöglichkeiten, und es war nicht verwunderlich, daß die Kultur seiner Bewohner früher nicht gerade auf besonderer Höhe stand. Ungemein schwer mußten früher die Fischer Peyses um ihre Existenz ringen, und ihre Lage erschien durch die vielen Unglücksfälle, die besonders die Peyser Fischer in ihrem Beruf trafen, als eine fast tragische.



Peyse von der Düne.

Der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzende Winter-Frachtenverkehr über das Eis des Haffes von Königsberg nach Pillau brachte endlich den ersten Anlaß für bessere Lebensbedingungen, die sich dann durch den Bau des Königsberger Seekanals, der reichlichen Verdienst gewährte, noch wesentlich hoben. Die gute Dampfverbindung nach Königsberg hat jetzt Peyse sogar zu einer, wenn auch noch etwas ursprünglichen Sommerfrische gemacht; die freundliche Lage des Dorfes bietet aber auch in dieser Beziehung gute Aussichten für die Zukunft. Noch immer aber ist die ausgedehnte Fischerei von der hauptsächlichsten Bedeutung für den Ort, umso mehr, da von hier aus auch noch die Hochseefischerei möglich ist, für deren Betrieb die Anschaffung von einigen Motorkuttern als der Anfang gelten kann. Die Zahl der Fischerwirte ist sechzehn.

Mit dem zunehmenden Wohlstande vergrößerte sich auch die Einwohnerzahl Peyses. Sie betrug in den Jahren 1831 209, 1844 305, 1858 361; durch den

Kanalbau stieg sie im Jahre 1899 auf 630 und beträgt jetzt nach der Zählung des Jahres 1919 592 Personen.



Abend am Peyser Haken.

Zimmerbude.

Auf freundlichem, stark mit Wacholder bestandem Waldwege erreicht man von Peyse in etwa einer halben Stunde das nächstgelegene Fischerdorf Zimmerbude.

Auf tiefstem Sandboden liegt in unmittelbarer Nähe des Haffes langgestreckt das große Fischerdorf Zimmerbude. Noch in geschichtlicher Zeit hatte hier die Hafflandschaft ein ganz anderes Aussehen: die damaligen zwei Mündungen des Pregels lagen bedeutend weiter in das Haff hinaus, als der jetzige Ausgang des Flusses; sie umschlossen große Inseln; eine von ihnen wird eine drittel Meile groß Zimmerbude gegenüber liegend geschildert.

In der Nähe dieser später vom Haff überspülten Insel beabsichtigten Lübische Kolonisten, die die Bedeutung des Platzes am Ausgang eines großen Flusses wohl erkannt hatten, eine große Stadt zu erbauen, über deren Gründung zwischen dem Orden unter dem Landmeister von Wilda und der Stadt Lübeck am 31. Dezember 1242 in Thorn verhandelt wurde. Es scheint nun, daß der Orden, dem schon die auf Befehl des Papstes erfolgte Landabtretung an die Bischöfe wenig angenehm war, diese in Aussicht genommene Stadtgründung nicht gern sah, wenn er sich auch sonst der Hilfe der Niederdeutschen für die Kolonisation des Preußenlandes gern bediente. Jedenfalls muß es zu Streitigkeiten gekommen sein, denn nur noch einmal hören wir von dieser Stadt der Lübecker gelegentlich eines Schiedsspruches, den der Bischof Heidenreich von Culm im Jahre 1248 in dem Sinne abgab, „daß den Lübeckern die Anlage eines castrum“ zugestanden wurde; die Belehnung mit Land



Zimmerbude von der Landseite.

selbst wurde durch die Teilungsurkunde vom 11. März 1258 jedoch wieder aufgehoben. Sicher dürfte aber irgendeine Verbindung der Lübecker mit den Samländern bestanden haben, denn auch an anderer Stelle wird berichtet, daß bereits zehn Jahre vor der Eroberung des Samlandes die Lübecker in Gemeinschaft mit den Ordensbrüdern in Livland eine Expedition nach dem Samland unternahmen und von dort eine Anzahl der Bewohner mit nach Lübeck führten, um sie zum Christentum zu bekehren. Hierfür erhielt Lübeck dann wohl diese Belehnung mit Land, aber auch den Bekehrten sollen besondere Vorrechte gewährt worden sein.

Diese Lübecker Burg scheint nun auch tatsächlich erbaut worden zu sein, denn in der obigen Teilungsurkunde wird eine Stadt gegenüber der Pregelinsel erwähnt, auch die Chronik Dusburgs spricht noch beim Jahre 1274 von einer Brandenburg gegenüberliegenden Burg. Die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßte Hochmeisterchronik bezeichnet diese als Burg Cerauwe. Dieses Cerauwe, richtiger Cemrowe, ist nun die erste Erwähnung Zimmerbudes, denn Cemrowe (owe = au) ist die verstümmelte Bezeichnung für Zimmerau, und dieser Name dürfte wiederum daher entstanden sein, daß in dieser walddreichen Gegend in den „Zimmerpuden“ die erforderlichen Bauhölzer für die Haffburgen hergerichtet wurden, wie dieses für Lochstädte nachweisbar ist. Zimmerbude gehört also zu den wenigen Ortschaften des Samlandes, die ihren Namen der deutschen Kolonisation verdanken.

Aus diesem alten Cemrowe entwickelte sich dann ein dem samländischen Bischof gehörendes Gut, das um die Zeit der Säkularisation von dem Bischof Georg von Polentz gegen einen Anteil am Dorfe Polepen nach magdeburgischem, also adligem Recht an Oswald von Taubenheim als Lehn vertauscht wurde. Diese Taubenheims gehörten damals zum angesehensten Adel des Samlandes und besaßen Zimmerbude bis zum Jahre 1661.

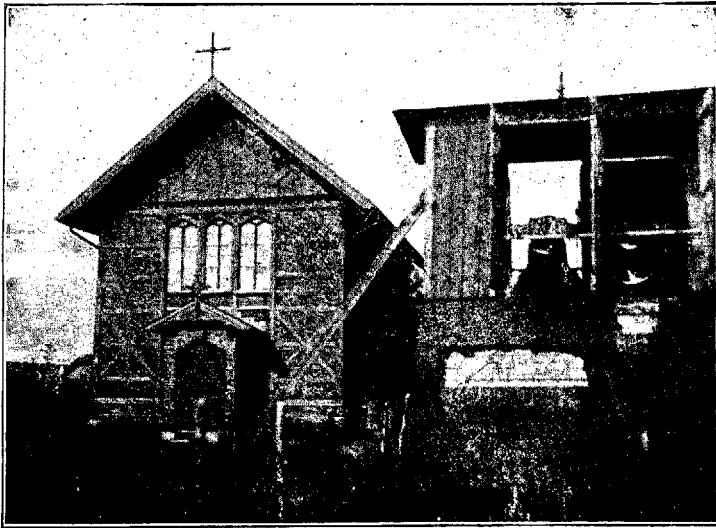
Im Jahre 1669 wurde das Gut Zimmerbude dem früheren Erzieher des Königs Friedrich I., Eberhard von Danckelmann, verliehen, der dann als oberster Minister unter diesem König eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des preußischen Staates spielte.

Danckelmann gab das Gut aber bald wieder ab, und es wurde nun mit dem Domänenamt Kaporn vereinigt, das auch eine Zeitlang den Namen Kaporn-Zimmerbude führte. 1720 bezeichnete man Zimmerbude als „Königliches Fischer-Gut“, oder auch als Sr. Majestät gehörend; es umfaßte neben sechzehn Hufen Land noch den Krug, zwölf Bauern und viele Fischer, die jedoch nur zum eigenen Gebrauch fischen durften. Trotz dieser Beschränkung muß die Fischerei aber die ganzen

Jahrhunderte lang der Hauptberuf der Bewohner gewesen sein, denn bereits im Jahre 1520 nahmen im Haff herumtreibende Danziger den Zimmerbudern fünf Seisen oder Angelkähne fort.

Die Oertlichkeit des ehemaligen Schlosses und Gutes ist nun schon seit langer Zeit von den Wellen des Haffes bedeckt, noch heute aber lebt das Andenken an dieses Gut in sagenhafter Form unter den Bewohnern Zimmerbudes fort.

Seit dem 1. April 1901 bildet Zimmerbude mit den Nachbardörfern Neplecken und Peyse mit ungefähr 1500 Personen eine eigene Kirchgemeinde, nachdem es bereits zwei Jahre vorher als Filiale von Medenau ein Kirchlein erhalten hatte. Dieses diente seit dem Jahre 1855 den Bewohnern und Badegästen von Cranz als Gotteshaus, wurde dann durch Vermittlung des damaligen Pfarrers für den Preis von 1800 Mark von dort erworben, in etwas vergrößerter Gestalt in Zimmerbude wieder aufgerichtet und am 22. September 1899 feierlich eingeweiht. Der neben der Kirche stehende Glockenturm des Kirchleins ist wohl der einfachste in deutschen Landen.



Kirche mit Glockenturm in Zimmerbude.

Das stark ausgeprägte religiöse Empfinden der Fischereibe-völkerung wurde früher in den sogenannten „Gebetsverhören“ gepflegt, die meist im Frühjahr und Herbst hier im Schulhause abgehalten wurden, und die in der Gartenlaube aus dem Jahre 1863 recht anschaulich geschildert werden. Der Grund für diese kirchlichen Versammlungen war wohl ursprünglich, daß die Wege nach der Mutterkirche in Medenau meist unpassierbar waren. Der für das Gebetsverhör bestimmte Raum wurde mit Sand und gestreutem Kalmus festlich hergerichtet. Nachdem die Gemeindeglieder versammelt waren, wurde ein von dem Lehrer, dem Großvater des Schreibers dieser Zeilen, angestimmter Choral gesungen. Nun folgte Gebet und Besprechung des beim letzten Gebetsverhör aufgegebenen Themas, Bibelverlesung und Besprechung des Vorgelesenen. Nach Verhandlungen über ein Hauptstück erhielt die Versammlung ihre Aufgabe für das nächste Gebetsverhör, worauf Gesang und Gebet den religiösen Teil beschloss. Nach einer kurzen Pause begann das geheime Verhör, eine Art Beichte, die sich auf alles erstreckte, was jeder auf dem Herzen hatte. Ein gemeinsames Essen, vom Lehrer oder von den Bewohnern hergerichtet, an dem alle teilnahmen, die glaubten, das Verhör gut bestanden zu haben, beschloß die Feier. An diesem Tage fanden auch Taufen statt, zu denen manchmal bis zwanzig Täuflinge gebracht wurden; auch wurde bei dieser Gelegenheit das Gehalt des Schulmeisters von den zur Zahlung Verpflichteten eingezogen. Der Nachmittag verging unter Plaudern, und der Kaffee vereinigte

nochmals alle Teilnehmer, worauf es heimwärts ging. Alte Berichte sprechen begeistert von der Einrichtung dieser auch anderweitig abgehaltenen Gebetsverhöre.

Die Trauungen wurden stets in Medenau vollzogen. Nach der Rückkehr von dort war es Sitte, daß der Hochzeitszug zunächst beim Krüge hielt, worauf der Hochzeitswagen und die reitenden Brautführer in gestrecktem

Galopp mindestens dreimal den Zug umkreisen mußten, da sonst kein Glück in die junge Wirtschaft einzog.

Zu einem recht stattlichen Gebäude hat sich das einst mit Stroh gedeckte Schulhaus entwickelt, das die dreiklassige Schule enthält. Ueber einen ehrwürdigen Zimmerbuder Schulpatriarchen meldet ein Revisionsbericht aus der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms I.: Der damalige Schulmeister Johann Ostendorff, der nebenbei die Schneiderei betrieb, war über siebenundfünfzig Jahre lang im Amt; er genoß eine besondere Liebe im Dorfe, „da alt und jung von ihm informiert worden, und alle sahen ihn als ihren Vater an und ließen ihm manche Wohlthat täglich zufließen.“

Bemerkenswert ist hier wie auch in Peyse das häufige Vorkommen einzelner Familiennamen, so daß sich eine Reihe oft nicht gerade ehrenvoller Beinamen notwendig machte, die selbst die Behörden zur Auseinanderhaltung der Personen benutzen.

Die Zahl der Einwohner Zimmerbudes betrug 1820 388, 1844 460, 1858 634,



Schule zu Zimmerbude.



Partie am Laukefließ.

1905 797 und 1919 742 Personen; von diesen betreiben jetzt 24 die Fischerei als Fischerwirte im Hauptberuf. Zimmerbude hat eigene Gemeindevertretung und ist Sitz eines Amtsbezirkes.

Nordöstlich des Dorfes stoßen wir am Eingang zur Blutauer Heide, in der Zimmerbude auch 300 Morgen Gemeindewald besitzt, auf eine eigenartige größere Kuppenlandschaft. In den sich bis hierher erstreckenden Leitungsgräben des Abwässerkanals ist man in etwa ein Meter Tiefe auf reichlich vorkommende Blaueisenerde gestoßen, ein wasserhaltiges Eisenphosphat, das in der Luft eine lebhaft blaue Farbe annimmt und sich als Anstreichmittel verwenden läßt.

Der Charakter der Landschaft nördlich und östlich von Zimmerbude wird durch das Laukefließ bestimmt, das, sich kaum über den Spiegel des Haffes erhebend, in dieses einmündet: moorige, meist mit Erlen bestandene Wiesen sind das Bild dieser melancholischen Landschaft.

Ein bis zum Haff sich ziehender Ausläufer der Blutauer Heide trennt das Zimmerbuder Gebiet von der nun folgenden großen Haffniederung. Während an den Haffufer niedrige Dünen vorherrschen, besteht das innere Land meist aus großen Sandflächen, die sich nur dort für den Ackerbau eignen, wo das Grundwasser in genügender Höhe ansteht. Von vorteilhaftem Einfluß wird mit den Jahren auch hier der Vorflutkanal werden.

Zwischen den Dörfern Widitten und Marschennen fließt auf moorigem Grund die Widitte, die einst wegen ihrer guten an den kurfürstlichen Hof zu liefernden Hechte einen besonderen Ruf hatte, in das Haff. Ihr Name soll sich aus dem alt-preußischen „wedit“= ein kurzer Bach herleiten.

Einsam liegen in diesem weltenfernen Erdenwinkel die Dörfer: Widitten mit alter Schule und vor nicht zu langer Zeit noch der Hauptpostort der ganzen Gegend, ferner Marschennen, das alte Marseden.

Groß-Heydekrug.

Das größte Dorf am Haff ist der Fischerort Groß-Heydekrug, dessen Entwicklung, an heimischen Verhältnissen gemessen, ziemlich einzig dasteht, umso mehr, als besondere Vorbedingungen hierfür eigentlich nicht vorliegen.



Groß-Heydekrug.

Auch Heydekrug liegt auf mahlendem Sandboden, es macht jedoch vom Haff aus einen recht freundlichen Eindruck. Belebt wird das Bild durch die in großen Scharen hier lebenden Haffmöwen. Von besonderem Wert für den Ort ist der im Anschluß an den Bau des Seekanals eingerichtete Hafen, von dem ein langer Damm durch das flache Haffuferwasser zu dem unmittelbar am Seekanal gelegenen Kanalaufseherhaus führt. Hier könnte man den Verkehr auf dieser Wasserstraße so recht aus unmittelbarer Nähe beobachten, wenn nicht das Betreten des Dammes durch eine völlig überflüssige Warnungstafel verboten wäre.

Einige Landverschreibungen lassen darauf schließen, daß Heydekrug bereits in der Vorordenszeit bestanden hat, wenn auch erst der hier an der Heide gelegene königliche Krug, der dann in Erbpacht kam, ihm den Namen gegeben hat. Den Haupterwerbszweig der Bewohner bildet, wie bei allen Ortschaften am Haff, die recht bedeutende Fischerei, in älterer Zeit wurde auch der hier betriebene Kirschenbau gerühmt.



Groß-Heydekrug. — Haffpartie.

Die Nähe der Kaporner Heide scheint das Emporblühen des Ortes als Sommerfrische zu begünstigen, für die drei große, mit schattigen Gärten versehene Gasthöfe, darunter der alte Heydekrug, angenehmen Aufenthalt bieten. Von Vorteil ist auch der öftere Dampferverkehr mit der nahen Großstadt.

Die Schule von Groß-Heydekrug ist nach 1744 entstanden; in ihrem freundlichen Gebäude wird auch der Gottesdienst abgehalten, da die Gemeinde einen eigenen Pfarrer hat. Die Bestrebungen zum Bau einer Kirche sind durch den Krieg unterbrochen worden, ein schönes Pfarrhaus ist aber bereits vorhanden.

Die rasche Entwicklung des Ortes geht aus nachstehenden Zahlen hervor: 1831 hatte Heydekrug 334, 1844 439, 1858 636, 1899 1091, 1910 1303 und 1919 1351 Bewohner. Zur Gemeinde gehören 270 Morgen Wald; dieser war früher aber größeren Umfanges, da der Ort 1816 bei der Forstablösung 329 Morgen für einen jährlichen Zins von 14 Talern 18 Silbergroschen 8 Pfg. zugeteilt erhielt, wozu später noch 252 Morgen gegen Zahlung von 40 Talern Jahreszins hinzu erworben wurden. Die

Verringerung erfolgte durch Urbarmachung des Waldbestandes. Das nördlich liegende Klein-Heydekrug, ein einzelnes Gehöft, ist in Groß-Heydekrug eingemeindet. An dem kleinen Waldfriedhof vorüber gelangen wir nach der historischen Ortschaft Kaporn.

Kaporn.

Die älteste Nachricht über Kaporn, das später als Sitz eines Kammeramtes Jahrhunderte hindurch eine gewisse Bedeutung besaß, stammt aus dem Jahre 1287. „Caporne“ war damals im Besitz eines Thomas Weiß, genannt von Beckeim, der hier ein Gestüt unterhielt und in diesem Jahre den Besitz gegen Juditten und Moditten an den Orden vertauschte. Das Gestüt wurde noch unter dem Orden weiter unterhalten, denn 1379 werden in ihm neunundsechzig Stuten und einundzwanzig Füllen aufgeführt; es bestand noch 1438, nur war jetzt noch eine große Milch-wirtschaft hinzugekommen.

Um diese Zeit wird Kaporn auch als der „Bischofshof“ bezeichnet, vermutlich weil er den in Fischhausen wohnenden Bischöfen auf ihren Fahrten durch die Heide nach Königsberg als Haltepunkt diente. Hier fanden auch die Verhandlungen mit dem Bischof von Cuba statt, die zu seinem unaufgeklärtem Tode führen sollten. Von diesen Bischofsreisen wird noch in Verbindung mit der Vierbrüdersäule berichtet, daß an dieser Säule der Bischof Nicolaus Halt machen ließ und zu seinen Dienern sagte: „Hela, hela, lieber Kinder! Wie werden die Königsbergsche Frauen sagen: da kommt der alte Schlotterkopf, wird aber eine neue Zeysse aufbringen.“

Nach der Säkularisation wurde das Amt Kaporn zunächst immer auf drei Jahre verpachtet: der erste Pächter war ein Tüsel von Daltitz. Natürlich blieb das Amt herzoglicher Besitz, und in einem Revisionsbericht aus der Zeit des Herzogs Albrecht wird es zur Anlage einer Schäferei für geeignet befunden, „da hier wohl eintausend-fünfhundert Schafe gehalten werden könnten, ohne das Rindvieh, welches man im Winter nach Königsberg verkaufen könnte.“ Auch zum Bau einer Mühle wird geraten, die dann nach einer Abrechnung des Jahres 1588 auch im Betrieb war. In diesem Jahre brachte das ganze Amt an Gefällen 12210 Mark; davon waren 2236 Mark bare Zinsen, 2341 Mark Einnahmen aus dem Vorwerk Kaporn und 1762 Mark aus dem Vorwerk Pokaiten. Die Zimmerbude brachte, wohl für Holzeinnahmen, 2790 Mark, die Fischerei 1003 Mark, und die gewerblichen Betriebe, wie die Brauerei 2108, die Brennerei 1414 und die Mühle 1000 Mark; hierzu kam noch Verschiedenes mit 313 Mark.

Zum Kammeramt Kaporn gehörten bis zum Jahre 1747, nachdem 1563 Wargen mit Kaporn vereinigt worden war, ferner die Ortschaften Bärwalde, Serappen, Rosignaiten, Pojerstiten (jetzt Elchdorf), Wischehnen, Nautzwinkel, Margen und Heydekrug; natürlich fanden in dieser langen Zeit auch mancherlei Veränderungen statt.

Da die Landesherrschaft über die Einnahmen aus den Kammerämtern persönlich verfügte, finden wir die Aemter, darunter auch Kaporn, fast immer in irgend einer Weise verpfändet. Unter diesen Verpfändungen sind besonders die unter dem Großen Kurfürsten stattgefundenen bemerkenswert. So verschrieb dieser Kaporn im Jahre 1642 seiner eigenen Mutter für geliehene 5000 Taler, und nach deren Tode im Jahre 1652 seiner Gemahlin, einer geborenen Prinzessin Louise von Oranien; diese war es auch, die den Pillauer Gouverneur de la Cave zur Wahrnehmung ihrer Interessen als Oberinspektor für Kaporn bestellte. Aber auch seine zweite Gemahlin Elisabeth Charlotte, die ihm für „notwendige Angelegenheiten“ dreißigtausend Taler geliehen hatte, erhielt neben einigen anderen Aemtern des Samlandes Kaporn als Sicherheit verpfändet.

Die zumeist bürgerlichen Verwalter des Amtes führten den Titel Burggraf. Als Gehalt für ihre Amtsführung erhielten sie z. B. nach der Amtsabrechnung des Jahres 1682: „200 Taler Besoldung und zum Kleyde“, zwölf Scheffel Korn, fünf Scheffel Hafer und zwei Scheffel Erbsen, einen Ochsen, zwei Kälber, ein Schwein und ein Ferkel, dazu neben einigem Geflügel u. a. eine Tonne Salz, neun Tonnen Bier, sieben Tonnen Tafelbier und vierzig Stück Fische. Es scheint, daß Kaporn um diese Zeit auch der Spittelhof genannt wird, der in einem Zusammenhang mit dem Königsberger Hospital stand, jedenfalls fanden die von dem Kurfürsten Friedrich III. zu Ehren des Zaren Peter des Großen in der Heide abgehaltenen Jagden von dem Spittelhof aus statt.

Da Kaporn auch nach der Erhöhung Preußens zum Königreich eine Domäne blieb, so wurde es nach Aufhebung der Kammerämter im Jahre 1747 der Sitz eines Domänenamtes, zu dem 1784 auf einem Flächeninhalt von 52 Hufen und 44 Morgen 2 Vorwerke und 24 Ortschaften mit insgesamt 170 Feuerstellen gezählt wurden. Um



Das Gutshaus Kaporn.

1800 waren im Amt 1 Müller, 11 kölmische und freie Besitzer, 24 Bauern, 10 Eigenkätner, 9 Krüger und 23 Scharwerksbauern, insgesamt 1527 Seelen ansässig. Der gesamte Amtsertrag war für den Staat 5793 Taler. Bemerkenswert ist, daß im Gegensatz zu anderem Staatsbesitz die Domäne Kaporn am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf die lange Zeit von achtzehn Jahren verpachtet wurde. Nach Aufhebung der die unteren Verwaltungsgeschäfte führenden Domänenämter wurde Kaporn der Sitz eines Domänenjustizamtes, später auch Intendanturamt genannt; der Domänenjustizrat wohnte aber in Königsberg.

Jetzt ist Kaporn ein in Privatbesitz befindliches Gut, an dessen frühere Bedeutung nur noch das alte Gutshaus erinnert. Das in der Nähe des Gutes liegende Dorf Kaporn wird meist von Fischern bewohnt. Ein früher hier befindliches Gasthaus brannte im Jahre 1834 ab, wobei das Feuer auch etwa sechszig Morgen Wald zerstörte.

An den Riesefeldern vorüber kommen wir in das Gelände der sagenhaften Burg Conowedit, auch als Canoweit oder Canowedig erwähnt. Die Chroniken

bezeichnen diese Burg um das Jahr 1282 als den Sitz eines zum Orden haltenden preußischen Edlen, Kunowedis oder Cenen wodit, der während eines Aufstandes von den Ermländern unter ihrem Führer Glappe belagert wurde. Stenow, ein falscher Freund Glappes, verriet diesen aber dem Komtur von Königsberg, der Glappe auch fing, und ihn auf einem Hügel in Königsberg hängen ließ, der noch bis in die neuere Zeit der Glappenberg, dann aber Butterberg hieß.

Als den Platz dieser alten Preußenburg haben wir wohl das bewaldete hügelige Gelände in der Nähe des Haffes anzusehen, das zwar wenig an eine Burg erinnert, aber noch heute bei den Anwohnern der Schloßberg heißt. Aeltere Beschreibungen verlegen die Stelle Conowedits unmittelbar in die Nähe des Haffes, wo ein kleiner Rundwall von etwa neunzig Schritt Länge den Eindruck einer künstlichen Anlage macht. Ein Chronist des Jahres 1784 schildert diese Oertlichkeit als den Rest eines Begräbnishügels, auf dem zuweilen auch Urnen- und sonstige Altertumsfunde gemacht



Auf dem Margener Schloßberg.

werden; auch will er bei niedrigem Haffwasser eine Menge von Fundamentsteinen des ehemaligen Schlosses gesehen haben, nach denen man die ungefähre Größe des Baues bestimmen könne. Ueberlassen wir dem damaligen Chronisten die Verantwortung für seine Darstellung und erfreuen uns lieber des schönen Landschaftsbildes, das sich vor diesem Hügel ausbreitet.

Das hier liegende Gut Margen ist das alte bereits bei Kaporn erwähnte Vorwerk Pokaiten. Als es im Jahre 1674 für 7600 Mark preußisch verkauft werden sollte, unterblieb auf persönliche Einwendungen des Kurfürsten der Verkauf. Den alten Namen führt nur noch der frühere Erbpachtskrug Pokaiten, auch der sich hier in das Haff erstreckende Pokaiter Haken erinnert an das Vorwerk. Vor der Eröffnung der Pillauer Bahn herrschte hier im Winter ein reger Verkehr, denn der Krug war für die in langer Reihe über das Haff fahrenden Frachtschlitten die erste „Grogstation“. In neuerer Zeit wurde aus dem Krug das jetzige Gasthaus, zu dem vom Haff aus eine längere Steinmole führt, die die Anlage von Dampfern ermöglicht. Im zweiten polnischen Kriege lief auf dem Pokaiter Haken ein den Kneiphöfern ge-

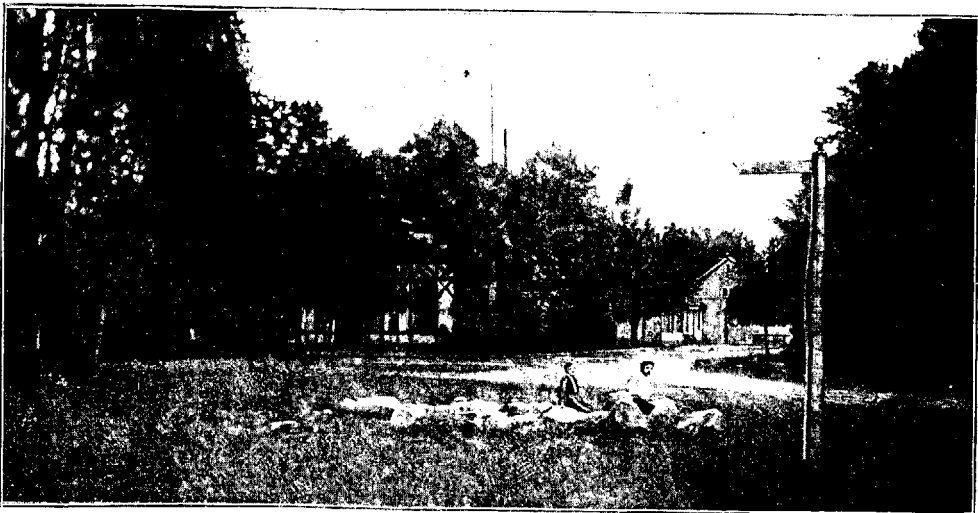


Fischerhaus in Nautzwinkel.

hörendes „wohl ausgerüstetes“ Schiff auf, daß, von den Danzigern verfolgt, sich diesen nach heftiger Beschießung ergeben mußte.

Die letzte der südlich der Haffwälder gelegenen Ortschaften ist das alte Fischerdorf Nautzwinkel, das als Nauterwinkel bereits in Landverschreibungen der ersten Ordenszeit erwähnt wird. Wie uralt diese Niederlassung sein muß, geht aus einem hier vor einigen Jahrzehnten gemachten Münzfund hervor, bei dem hundertneununddreißig römische Münzen aus der Zeit der Kaiser Hadrian bis Septimus Severus, 117—211 n. Chr., gefunden wurden.

Zu Nautzwinkel gehören auch eine Anzahl Gebäude, die mit denen des Gutes Margen sich fast zu einer Ortschaft zusammengeschlossen haben; die Schule und das Forsthaus gehören aber noch zu Margen. Bemerkenswert sind hier die bedeutenden Rieselfelder; die sich anschließenden Partien der Kaporner Heide gehören zu den schönsten dieses Waldes.



Partie aus der Kaporner Heide am Vierbrüderkrug.

Wer sich draußen lang herumgetrieben,
Wird die Heimat um so süßer lieben,
Wer die Welt gesehn, sieht schärfer, feiner,
Berge werden größer — Menschen kleiner.
A. Beetschen.

Die Landschaft des westlichen Samlandes.

Das von den anderen Gegenden Ostpreußens ziemlich abweichende, zumeist hügelige Bild der samländischen Landschaft führte dazu, sie unter diesem Namen als einen besonderen Typ anzusprechen. Nicht unwesentlich zu der Eigenart des Samlandes tragen auch die es ringsum begrenzenden Gewässer bei. In der Hauptsache bildet das westliche Samland eine wellenförmige Hochfläche, die durchschnittlich etwa 45 m über dem Seespiegel liegt. Nach Norden und Westen bricht sie im Steilrand gegen die See ab, aber auch noch nach Süden zu kennzeichnet sich das Samland als eine mäßig hohe Fläche, der sich hier am Ufer des Haffes ein Schwemmland vorlagerte. Nach Osten verflacht sich das Land allmählich und ohne besondere Uebergänge.

Je nach den Eigenschaften der verschiedenen Erdschichten, sowie nach den in ihnen eingeschlossenen Tier- und Pflanzresten, gliedert die geologische Wissenschaft die Entstehung unserer Erdoberfläche in verschiedene Perioden, ohne jedoch ihre einzelnen Zeitumfänge auch nur annähernd bestimmen zu können. Unter Fortfall der im Samland noch nicht erbohrten Jurä kommen für dessen Geologie die Schichten der Kreidezeit, die des älteren und jüngeren Tertiärs, ferner die des Diluviums und die des Alluviums, der jüngsten Erdschicht, in Frage.

Die ältere Kreideschicht ist im Samland bisher nur in Sickenhöfen nördlich von Medenau erbohrt. Die jüngeren Schichten der Kreide sind dagegen an den verschiedensten Stellen erschlossen worden, von denen die Bohrlöcher am Kauster bei Geidau, wo man bei 110 m auf die Kreide stieß und sie bis 148 m durchbohrte, und in Markehnen bei Thierenberg, wo gleichfalls die Kreide mit 110 m beginnt, die bemerkenswertesten sind. Man gelangte an letzterem Orte bis auf 205 m Tiefe, womit dieses Bohrloch überhaupt das tiefste des westlichen Samlandes ist. Bemerkenswert ist auch noch die Bohrung auf dem russischen Damm in Pillau, wo man die Kreide bei 106 m erreichte und sie bis 176 m durchstieß. Die Kreideschicht des Samlandes ist aber sicher von weit größerer Mächtigkeit, schätzt man sie doch z. B. bei Königsberg auf 250 bis 300 m Stärke. Meist liegt die Kreide 65 bis 70 m unter dem Spiegel der See, sie steigt aber auf Strecken auch weit höher an, so traf man sie bei Cranz schon mit 16 m. Sehr reich ist die Kreideschicht an versteinerten Resten der Tierwelt des alten Kreidemeeres; teilweise hat sie den Charakter unserer bekannten Schulkreide.

Auf diesem Kreideboden lagern nun die Schichten des Tertiärs, die wegen der ihm angehörenden, den Bernstein einschließenden blauen Erde für das Samland von ganz besonderer Bedeutung sind. Während diese Bernsteinschicht dem älteren Tertiär angehört, rechnet man die der Braunkohle, die aber im Samland nur in unbedeutenden Lagerungen vorkommt, zu dem jüngeren Tertiär.

Nirgends in Ostpreußen tritt nun das Tertiär in der Mächtigkeit auf, wie im westlichen Samland. Von hier aus nahm denn auch seine Erforschung für die Heimatprovinz ihren Ausgang. Meist lagert das Tertiär unter dem Meeresspiegel,

und nur an wenigen Stellen erhebt es sich darüber hinaus; besonders gut kann man es dann an den Abbruchstellen der Seeberge beobachten. Wir finden das Tertiär auch nicht in gleichmäßiger Stärke der Kreide auflagernd, da größere Flußläufe Auswaschungen darin vornahmen, die dann durch Sande und Tone nächstfolgender Zeitepochen ausgefüllt wurden. Im Innern des Samlandes tritt das Tertiär nirgends zu Tage, jedoch hat man sein Vorkommen durch zahlreiche Bohrungen ziemlich genau festgestellt. Bemerkenswert ist es hierbei, daß die Mächtigkeit des Tertiärs östlich der Alk wesentlich abnimmt, was darauf schließen läßt, daß es hier durch die Eismassen der nächsten Periode und deren Abwässer zumeist zerstört und abgetragen wurde. Die Tertiärschicht des Samlandes enthält auch die nördlichste, genauer bekannt gewordene Flora dieser Periode in Europa.

Im weiteren Verlauf der Tertiärzeit begann dann die von Norden nach Süden verlaufende Vergletscherung des Landes. Ueber die Ursachen dieser Vereisung bestehen die verschiedensten Meinungen; jedenfalls verursachte sie mit die starke Abkühlung des Landes. Aus einer bisher ausgesprochen tropischen Periode des norddeutschen Flachlandes wurde zunächst eine subtropische, in diese verlegt man auch die jüngeren Schichten des Tertiärs. Immer weiter aber drangen, das Gebiet der heutigen Ostsee überschreitend, die Eismassen aus dem skandinavischen Norden vor und bedeckten schließlich das ganze norddeutsche Flachland, es in seinem Aussehen dem heutigen Grönland ähnlich machend. Die Höhe dieses alles Leben tötenden Inlandeises hat man mit mindestens tausend Metern berechnet. Die Wissenschaft hat verschiedene Perioden dieser Eiszeit festgestellt, von denen das Samland aber nur eine, höchstens zwei durchgemacht haben soll.

Verhältnismäßig sehr spät und wohl als letztes der deutschen Lande wurde das Samland von diesen riesigen Eismassen befreit. Wie lange diese Zeit zurückliegt, ist nicht festzustellen, man schätzt sie jedoch auf etwa zwölf- bis dreißigtausend Jahre. Veranlaßt wurde der Rückzug des Eises durch eine allmähliche Wiedererwärmung der Erde; er vollzog sich aber nicht ohne Störungen, in denen neue Vergletscherungen und Abschmelzungen wechselten. Hierdurch entstanden Stillstandsperioden, die für das Relief des Samlandes von größter Bedeutung werden sollten, denn sie wurden die Ursache jener Hügelbildungen, die als Endmoränen im wesentlichen das Bild der samländischen Landschaft bestimmen.

Die Endmoränen des westlichen Samlandes.

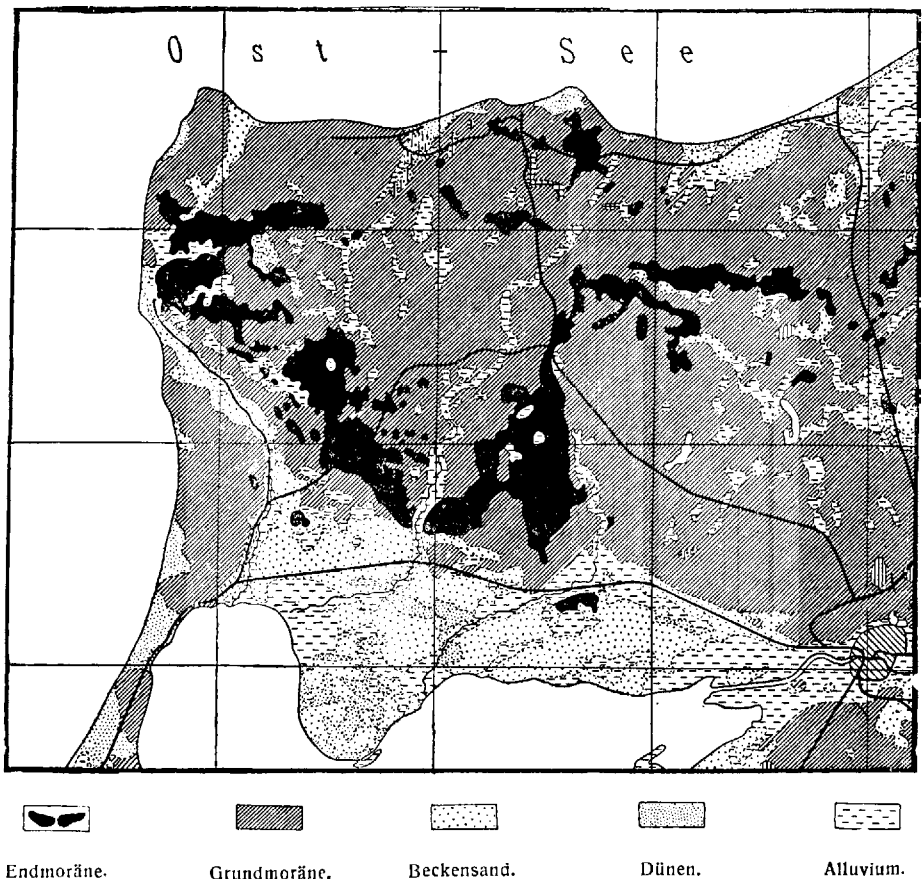
Noch vor einigen Jahrzehnten erschien die Ursache für die Entstehung des samländischen Hügellandes ungeklärt; das Verdienst, seinen eiszeitlichen Ursprung erkannt zu haben, gebührt dem Geologen Professor P. G. Krause, der in den Hügeln Endmoränen feststellte. Diese Moränen sind wiederum ein Produkt des Inlandeises. Auf seiner Wanderung aus dem hohen Norden riß es alles, was sich ihm auf seinem Wege an Gesteinen, Geröllen, Sanden und Tonen entgegenstellte, mit sich nach dem Süden. Bei dem Abschmelzen des Eises türmten sich dann diese riesigen Schuttmassen zu gewaltigen Endmoränen, die parallel zum abziehenden Eise lagen und jetzt unsere samländische Hügelwelt bilden. Aber auch viele einzelne Kuppen des Samlandes entstammen dieser Periode, es sind dann Staumoränen, die sich in den Hohlräumen des Eises unter seinem ungeheuren Druck emporpreßten.

Die samländischen Endmoränen gehören neben denen des preußischen Landrückens zu den bedeutendsten Ostpreußens. Die größte dieser Endmoränen ist aber jener stellenweise einen durchaus gebirgsmäßigen Charakter annehmende Wall, der

sich in einem mächtigen Bogen von Palmnicken-Kraxtepellen in südlicher Richtung bis Medenau hinzieht, dann nördlich umbiegend die Alk bildet und sich schließlich östlich in der Fritzener Forst verläuft. Bei Palmnicken endet die Endmoräne in der See und die hier liegenden Seehundsteine sind als ihr Rest anzusehen. Dann streicht sie über Kraxtepellen, Warschken und Dorbnicken zum Großen Hausen, der mit 89 m die höchste Erhebung der Westküste bildet. Auf der Strecke vom Großen Hausen bis Dorbnicken finden sich viele erratische Blöcke eingelagert, und der hier liegende Gausberg, sowie eine Anzahl kleinerer Hügel sind gleichfalls Endmoränenkuppen.

Nach Norden zu bildet ein vom Großen Hausen über Heiligencreutz bis nach Kirtigehnen sich erstreckender kleiner Erdmoränenbogen den Abschluß des großen Erdmoränenwalles. Er hat seine höchsten Punkte iur Haferberg mit 78,7 m und im Kleinen Hausen, 81,7 m hoch.

Der Haupt Rücken der Endmoräne läuft dann vom Großen Hausen über Germau in mehreren Zügen südlich bis Kragau, wo er durch das Forkener Fließ zunächst von seiner Fortsetzung getrennt wird. Die nördliche Hügelreihe bildet das Gelände des Langen Waldes, wo sie sich zu einem förmlichen Bergmassiv verdichtet; weiter verläuft sie dann über Wischehnen-Ziegenberg, um bei Norgau zur Antonienhöhe 60 m hoch anzusteigen. Ein anderer Zug des Endmoränenbogens zweigt sich bei Düringswalde vom Hauptbogen ab, bildet das hügelige Gelände bei Thierenberg mit dem Galgenberg und endet bei Arißau und Hortlaucken am Forkener Fließ. Allein-



Die Endmoränen des westlichen Samlandes.

Aus den Erläuterungen zur Geologischen Karte von Preußen.

stehende Staumoränen sind der Kauster und die das kleine Wäldchen tragende Anhöhe bei Gaffken. Nördlich läuft noch ein unregelmäßiges Kuppengewirr bis zum Kleinen Hausen.

Vom Forkener Fließ zieht sich die Endmoräne in größerer Breite über Nastrehnen zum Galtgarben, an den sich das Alkgebirge anschließt, das man bisher als einen selbständigen, bis zum Steilufer der Nordküste verlaufenden Höhenzug ansah.

Mit einer Höhe von 112 m ist der Galtgarben die bedeutendste Erhebung des ganzen Endmoränenbogens, und damit gleichzeitig der Mittelpunkt der ganzen samländischen Landschaft. 45 m beträgt die absolute Höhe seines Gipfels über dem an seinem Südabhang liegenden Torfmoore, aus dem die bewaldete Masse des Berges steil emporsteigt, um sich nach Westen hin zu verflachen. Geologisch bietet die Kuppe des Galtgarben das gleiche Bild wie der ganze Endmoränenbogen: sie besteht



Südabfall der Endmoräne bei Düringswalde.
Aus den Erläuterungen zur Geologischen Karte von Preußen.

aus mit Granit gemischtem Sand; Muschelkalk mit tierischen Versteinerungen, die das Eis einst vom Meeresboden fortgerissen, finden sich bis zum Gipfel hinauf vor. An den Westabhängen des Galtgarben kann man besonders anschaulich die Art der Ablagerung des Eises bei seinem Rückzug beobachten.

Südlich des Galtgarben verlängert sich der Endmoränenbogen spornartig nach Powayen zu und bildet hier das hübsche Medenauer Hügelgelände, das bei Sickenhöfen auf 86 m Höhe steigt. Eine vereinzelt Moräneninsel bildet die Hochfläche bei Bärwalde. Eine andere Fortsetzung läuft etwas nördlich vom Galtgarben nach Kumehnen hin.

Vom Galtgarben erstreckt sich die Endmoräne unter der Bezeichnung das Alkgebirge über Marienhof nördlich bis in die Gegend Pobethens, und bildet dort ein sehr abwechslungsreiches Gelände. Von hier aus biegt die Endmoräne dann in östlicher Richtung ab; hier liegt in einer Höhe von 79,5 m das Dorf Woytnicken. Den höchsten Punkt erreicht sie aber in ihrer Fortsetzung in dem 80,2 m hohen Schulmeisterberg bei Elchdorf. Der ganze Wall ist hier, namentlich am Scarrteich, stark mit großen und kleinen Geschieben bedeckt.

namentlich aber dem Alluvium verdanken. So verlaufen im südwestlichen Küstenabschnitt zwei niedrige Hügelreihen, deren eine mit 38 m bei Rothenen und die andere mit 34 m bei Kalkstein in der Nähe Tenkittens ihre höchsten Punkte haben. Ihre Ausläufer sind die Höhen, auf denen die Lochstädter Burg steht, sowie der 31 m hohe Schwalbenberg bei Alt-Pillau. Eine andere Hügelreihe nördlich Thierenbergs bildet den 52 m hohen Plick (Plick=kahler Berg), den Birkenberg, 61 m hoch, und die über Craam sich hinausziehenden Talränder des Katzabaches, die hier im Karlsberg mit 73 m ihren höchsten Punkt erreichen. Es ist aber nicht ganz sicher, ob diese Anhöhen, wie auch der 61 m hohe Wachbudenberg bei Klein-Kuhren, nicht doch eiszeitlichen Ursprunges sind.

Unmöglich erscheint es, alle Anhöhen und Hügel der samländischen Landschaft aufzuführen, zumal deren Namen meist nur den Bewohnern der nächsten Ortschaften bekannt sind. Aber auch an ihnen möge der Wanderer nicht achtlos vorbeigehen, denn sie sind gleichfalls Zeugen jener Zeitepoche, in denen die Natur das Bild der samländischen Landschaft schuf.

Die Bäche und Teiche des westlichen Samlandes.

Die Binnengewässer des westlichen Samlandes beeinflussen den Charakter der samländischen Landschaft nicht so, wie die beiden, an anderer Stelle eingehend geschilderten Haffe, oder gar wie die Ostsee; trotzdem möchte man sie in diesem Bilde doch nur ungerne missen. Die Bäche oder Fließe stoßen nach allen Seiten bald auf die sie auffangenden großen Gewässer, ihnen fehlt daher die Möglichkeit zur Entwicklung und nur schmal und mit geringer Wasserführung fließen sie durch das Land. Von geringerer Bedeutung sind die wenigen Teiche, die noch zumeist künstlichen Ursprunges sind.

Das westliche Samland kann man bezüglich dieser Wasserverhältnisse als ein völlig selbständiges Gebiet ansprechen, das seinen Ursprung auf die Diluvialzeit zurückführen kann. Die gewaltigen Schmelzwässer bildeten damals große Wasserrinnen, in denen sie zu den großen Wasserbecken abflossen; die hierdurch entstandenen Flußtäler boten dann den zahlreichen das Land entwässernden Fließen ein willkommenes Bett.

Unter den zum Frischen Haff fließenden Bächen ist, von Westen nach Osten aufgezählt, zunächst das in Fischhausen einmündende Germauer Mühlenfließ zu nennen. Es bildet sich unter dem Zufluß verschiedener kleiner Gewässer auf dem großen Bruch in der Nähe Kirpehnens. Hiervon hieß es in seinem Oberlauf früher das Kirpehnische Fließ, auch war es hier zu einen 15 Morgen großen Teich aufgestaut. Weitere Zuflüsse erhält das Fließ nur aus Osten und zwar durch den Sacherauer Bach und das Linkauer Fließ. Bei Gaffken mündet das Ziegenberger Mühlenfließ, der alte Kaucstirnbach, in das Germauer Fließ. Das bei Fischhausen sich mit ihm vereinigende Wischrodter Fließ war ursprünglich nur ein ganz unbedeutender Bach, dem erst durch Aufstauung des Forkener Fließes bei Kragau künstlich ein Teil von dessen Wasser zugeführt wird. Nach einem alten Revisionsbericht wurden darin Schmerlen und Krebse gefangen, die bei Anwesenheit der Landesherrschaft in Fischhausen auf deren Tafel kamen.

Der nächste Bach ist das Forkener Fließ, das mit seiner Länge von 32 km der bedeutendste Bach des westlichen Samlandes ist. Es entwässert die ganze Gegend westlich der Alk und bildet auf seinem oberen Lauf, namentlich bei Stapornen, liebliche Landschaftsbilder. Unter seinen Zuflüssen sind besonders das Thierenberger

Fließ, das Linkensche Fließ, der Aribauer Bach und der Norgauer Bach zu nennen, von denen sich letzterer durch ein besonders freundliches Gelände schlängelt. Das Forkener Fließ durchbricht bei Kragau den Endmoränenbogen und mündet in der Nähe Fischhausens in das Haff.

Von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung ist das Gewässernetz des Greibauer Mühlenfließes, da es eins der Hauptgebiete der Wasserversorgung Königsbergs ist; seinen Namen führt es aber erst nach dem Austritt aus dem Wiekauer Teich. Die Zuflüsse zu diesem Bach sind das Galtgarbenfließ, der Seefelder Graben und das Quanditter Fließ. In den wunderlichsten Windungen fließt das Greibauer Fließ bis in die Nähe der Pillauer Bahn bei Serappen, um dann in plötzlicher Wendung nach Südwesten auszubiegen. Hier nimmt der Bach noch den Medenauer Mühlgraben, das alte „aqua Medenowa“, auf, um dann von Elenskrug seinen Namen in „Laukefließ“ zu ändern. Durch die starke Wasserentnahme für die Königsberger Wasserleitung und bei dem geringen Gefälle ist das untere Gebiet dieses Baches stark versumpft; er fließt östlich von Zimmerbude in das Frische Haff.

Von geringer Bedeutung ist die Widitte, die sich nördlich von Bärwalde bildet, und durch weite Wiesen- und Sumpfflächen südlich der Ortschaft Widitten in das Haff fließt.

Ein größeres Fließ ist wieder der Moditter Bach. Er entspringt dem Gelände in der Nähe des Schulmeisterberges und fließt durch den Straßen- und Karpfenteich zum Pilzenteich, wo er noch einen aus dem Wiegandsteich kommenden Zufluß aufnimmt. Das nächste Ziel ist der Wargener Mühlen- und der Wargener Kirchenteich. An der Landstraße bei Preyl fällt der Rest des Baches, dem das meiste Wasser durch den Landgraben entzogen wird, ziemlich tief hinab, um dann in trägem Laufe zum Pregel zu fließen. Bevor er diesen aber erreicht, trifft er in dem Methgethener Fließ die Abwässer der Teiche aus der Gegend von Mischen und Fuchsberg, um mit diesem gemeinsam als „Laak“ bei der chemischen Fabrik in den unteren Pregel einzumünden.

Mit dem sein Wasser dem Wirrgraben zuführenden Jordanfließ beginnt am Damnteich ein anderer Zufluß der Königsberger Wasserleitung. Der Wirrgraben wiederum erhält sein Wasser aus dem fast völlig verkrauteten Stobbenteich und dem Damnteich. Er berührt den Kreis Fischhausen nur streckenweise und mündet in den Königsberger Oberteich.

Die weit nach Norden vorgeschobene Wasserscheide des Samlandes, die bis 2 km an die Seeküste herangeht, gibt den zur Nordküste fließenden Bächen einen noch kürzeren Lauf, als ihn die in das Haff fließenden haben. Der sich im Laufe der Jahrtausende vollziehende Abbruch der Küste hat ihre früher wohl wesentlich größere Länge auf ganz natürliche Weise verkürzt, wodurch die bis 65 m hohe Wasserscheide der See immer näher rückte. Bemerkenswert ist auch, daß die Wasserscheide des dem Abbruch mehr ausgesetzten westlichen Teiles der Küste weit näher der See liegt, als die östlich der Alk gelegene. Fast alle nördlich zur See fließenden Bäche endigen als im Sande des Strandess verlaufende Rinnsale.

Von diesen Bächen gehört der im Kreise Fischhausen am östlichsten gelegene, die Bledauer oder Cranzer Beek, eigentlich nicht mehr in das samländische Wassersystem, da sie zum Kurischen Haffe fließt und damit in das Gebiet der Memel fällt. Die Beek entsteht aus dem Zusammenfluß des Backelnschen Fließes und des die sonst ziemlich eintönige Landschaft freundlich belebenden Kintaubaches; sie entwässert das ganze Gelände nördlich der Fritzener Forst. Die Beek ist in ihrem

Unterlaufe reguliert und schiffbar, jedoch erhält sie an ihrem flußartigen Ende das Wasser zumeist aus dem Kurischen Haff.

Die nächsten Bäche sind die Brast und der Dollkeimer Graben mit dem Bärenbruchgraben. Ursprünglich zur Bledauer Beek fließend, wurden sie, um Ueberschwemmungen zu verhüten, künstlich abgeleitet und fließen jetzt durch den Rosehner Kanal in die See. Ein schnellfließender Bach ist der Alschgraben, der sich mit dem das Gelände nördlich der Grünhoffer Forst entwässernden Grünhoffer Fließ vereinigt.

Der Prachergraben ist der Oberlauf des Pobethener Mühlenfließes, der die gleiche Schmelzwasserrinne wie das Forkener Fließ für seinen Lauf benutzt. Bei Pobethen ist dieses Fließ kanalisiert und bildet hier den reizvollen Mühlenteich. Unbedeutender sind die dann folgenden Gewässer des Alknicker und des Rantauer Baches. Von Wichtigkeit für die Schönheit der Landschaft um Neukuhren ist der sich in der Nähe des Kalthöfer Berges bildende Lachsbach.

Der bekannteste und beliebteste aller zur See fließenden Bäche ist die Rauschener Katza. Westlich der Warnicker Forst sich bildend, durchfließt sie diese und das Schönwalder Tal, um dann in den Rauschener Mühlenteich einzumünden. Die hohe Düne hierselbst zwingt sie zum östlichen Ausbiegen und so fließt sie abseits und nach Durchbrechung eines etwa 100 m breiten Hügels als Rauschener Mühlenfließ bei Sassau in die See.

Von einiger Bedeutung ist dann noch das ziemlich wasserreiche Finkener Mühlenfließ, das kurz vor dem Austritt zur See noch den Schingraben aufnimmt.

Die Kleinheit des Niederschlaggebietes verhindert auch an der Westküste die Bildung größerer Bäche, sie werden, soweit sie beachtenswert sind, an anderer Stelle erwähnt werden.

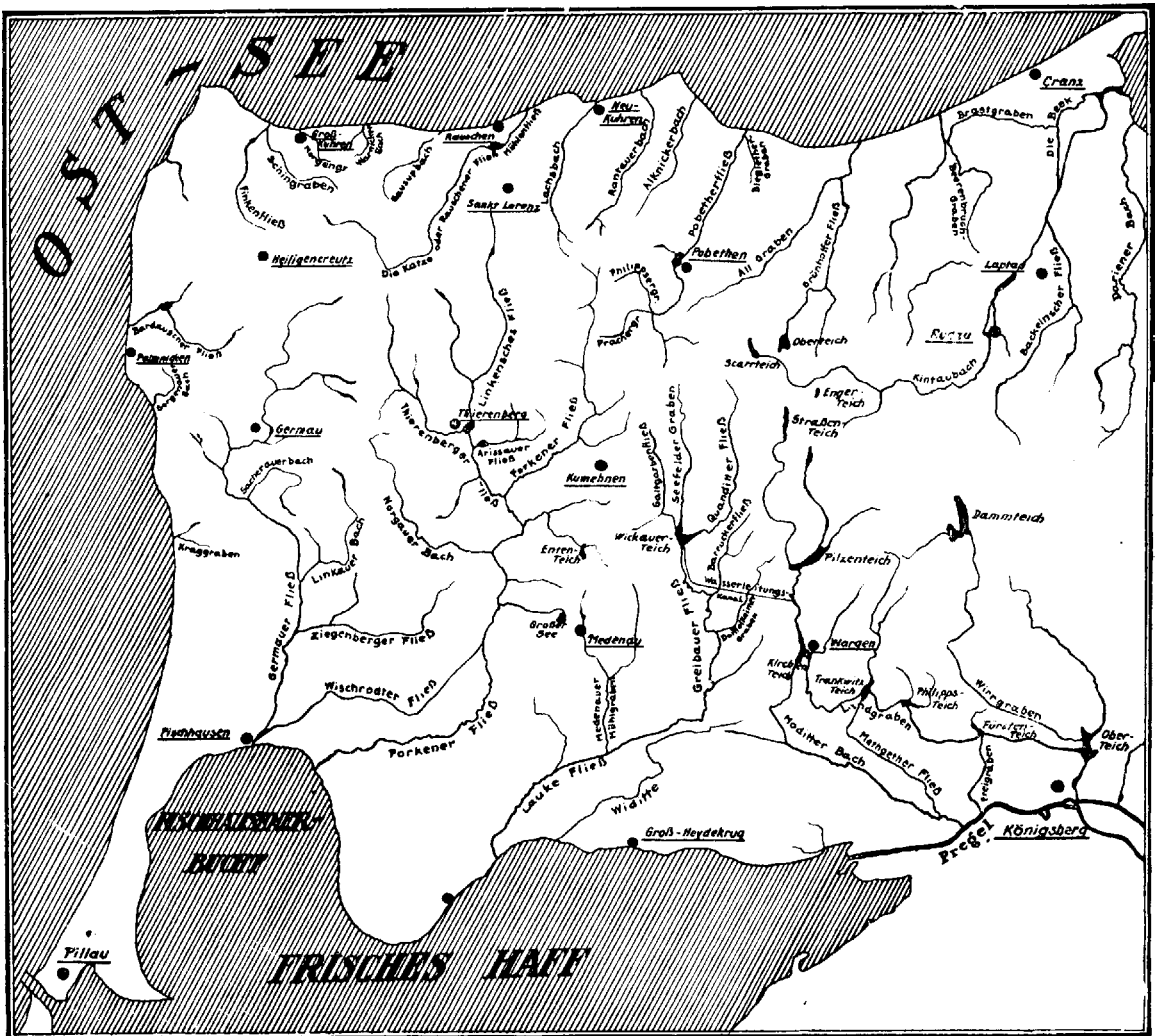
Im engen Zusammenhang mit den Bächen des Samlandes steht die Mehrzahl seiner Teiche. Ihre Zahl war in früherer Zeit bedeutend größer, da der Orden sie zum Betrieb seiner Mühlen brauchte, sie waren daher fast ausnahmslos Stauteiche, von denen noch heute eine Anzahl dem Mühlenbetrieb dienen. Auch für die Binnenfischzucht, die früher weit mehr als heute gepflegt wurde, waren die Teiche von großer Bedeutung; allein im Amt Fischhausen zählte man 1690 noch 18 Abflauteiche, 12 Mühlenteiche, 4 Teichstätten und 6 Winterheller. Alle Teiche waren damals im Besitz der Landesherrschaft, ihre Pächter wurden durch Ueberlassung von Setzlingen unterstützt. Später waren die Teiche dann ein beliebtes Pfandobjekt, so waren z. B. die Teiche von Warrengen und Nastrehnen um das Jahr 1700 für 2000 Taler verpfändet. Eine ganze Anzahl der östlich der Alk gelegenen Teiche dient bereits seit der Ordenszeit der Wasserversorgung Königsbergs.

Ein Unterschied besteht zwischen den künstlichen Teichen und denen natürlichen Ursprunges. Die letzteren finden wir zumeist an den Abhängen der Endmoränen, wie z. B. den Ententeich bei Warrengen und den Großen See bei Medenau; zahlreich sind sie auch am Nordabhang der Rudauer Endmoräne, wo der Scarrteich, der Seeteich, der Alte Teich und der Obere Teich liegen; südlich finden wir den Damnteich und den Waldteich. Besonders lieblich ist der inmitten der Grünhoffer Forst liegende Engersee.

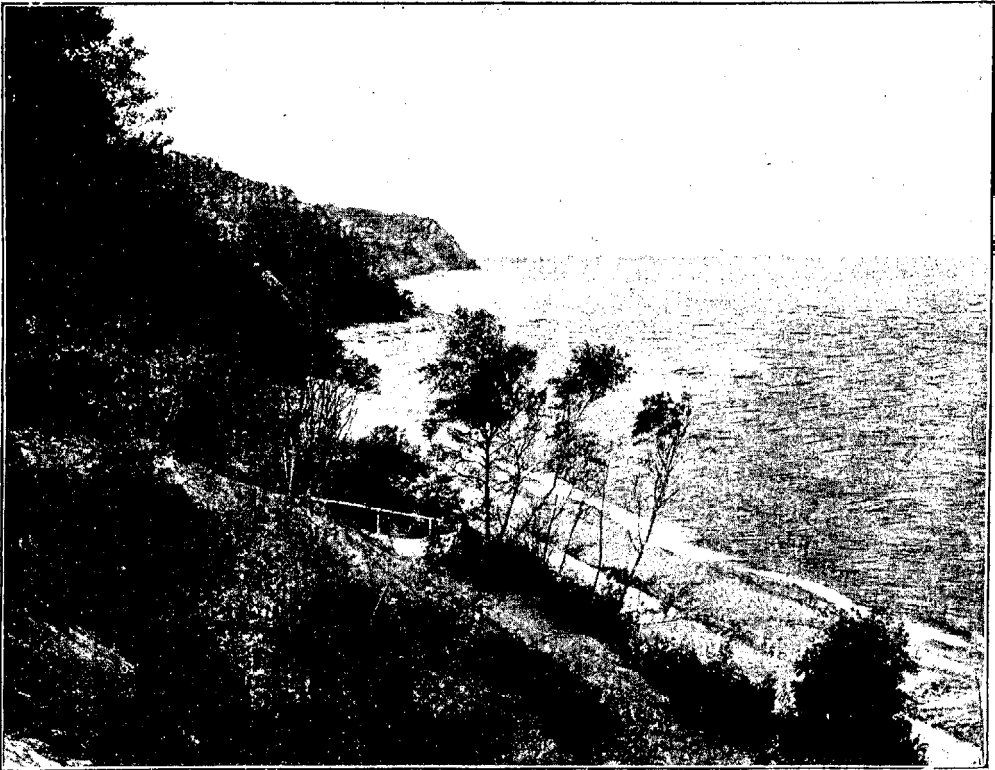
Eine ziemlich bedeutende Fläche des westlichen Samlandes wird von den Mooren eingenommen. Hauptsächlich finden wir sie in den südlich am Haff liegenden Landstrichen, wo sie die hier mündenden Fließe auf weite Strecken in das Landinnere begleiten; infolge ihres schwachen Gefälles neigen diese stark zur Moor-

bildung. Größere Moore im Innern des Samlandes bildeten sich ebenfalls an den Endmoränen. So liegt im Gebiet des Großen Hausen das größte Binnenmoor des Samlandes, das in seinem nördlichen Teil, der Gaugenwiese, eine Tiefe von 2,6 m, westlich davon aber sogar eine solche von 4,4 m erreicht. Größere Brüche liegen hier noch südöstlich und westlich von Warschken.

Bedeutend ist das Moor bei Pokalkstein mit seiner eigenartigen Flora, unter der der Porst, die blaue Rauschbeere und die rote Moosbeere vorherrschen, am bekanntesten ist aber das am Südabhang des Galtgarben liegende Torfmoor. Von Reiz sind auch die vielen Moorblänken an der Alk, die Reste der Schmelzwässer jener einst diese Anhöhen schaffenden Eismassen; auch sie bieten manche botanische Ueberraschung. In der Mehrzahl entstanden aber die Moore des westlichen Samlandes aus der Pflanzenverwitterung, sie sind daher alluvialen Ursprunges.



Gewässerkarte des westlichen Samlandes.



Samländische Steilküste bei Georgenswalde.

Wohl schweift ich in weiter Ferne umher,
Wohl stieg ich auf Berge und Höhen,
Zwar Schöneres hab ich gar oft auf der Welt,
Doch Lieberes nimmer gesehen,
Als dich, du traulicher Ostseestrand,
Mein Preußen, mein Preußen,
Mein Vaterland!

W. Graf Bülow von Dennewitz.

Die Seeküste des Samlandes.

Nicht großartige Granit- und Kreidefelsen, nur Anhöhen in Ton-, Sand- und Geschiebemergel bilden die samländische Klippküste, trotzdem verkörpert sich in ihr für jeden Samländer die Heimat in ihrer erhabensten Weise. Möge es ihn zu allen Schönheiten der Welt führen, vergleichend wird sich sein Herz immer wieder zum heimischen Ostseestrand zurücksehen. Es ist schwer zu entscheiden, welche Schlucht oder Fernsicht in ihrer Schönheit hier an erster Stelle steht, denn überall bieten sich dem Auge des Beschauers Landschaftsbilder von hohem Reiz, die besonders dann eindrucksvoll werden, wenn sich ihnen der Anblick auf die in der See versinkende Sonne hinzugesellt. Von den wunderbaren Farbenspielen hierbei berichtet bereits Tacitus, „daß in den dortigen Gegenden beim Auf- und Niedergang der Sonne die Götter mit strahlender Glorie aus dem Himmel hervorblickten.“

Der von Brüsterort nach Osten und auch nach Süden abfallenden Geländewelle entspricht das Küstenprofil des westlichen Samlandes. An der westlichen Küste sind die Ufer von Pillau bis Neuhäuser meist noch niedrig, erst bei Tenkitten er-

heben sie sich auf 33,9 m, um bald wieder zu fallen. Dann steigen die Seeberge im Wachberge bei Nodems auf 31 m und verflachen sich bei Palmnicken auf 6 m. Bis hierher bildet die Küste eine schön geschwungene Bucht von etwa 24 km Länge, die von einigen Schluchten durchbrochen wird, unter denen die von Rothenen, Nodems und Sorgenau die bekanntesten sind. Auf dieser Strecke haben die Steilufer sehr durch die Tagwässer zu leiden, deren zerstörende Tätigkeit die kleinen Kessel der Seeberge bildet; besonders stark sind die Abbrüche am Wachberg. Einen prächtigen Rückblick auf die ganze Bucht bis nach Pillau hin hat man von der sie abschließenden Palmnicker Spitze; besonders wirkungsvoll hebt sich der Schloßberg bei Nodems aus diesem Panorama heraus.

Die bisherige Geschlossenheit der Küste wird von Palmnicken an auf etwa 3 km durch die älteren und neueren Anlagen der staatlichen Bernsteinwerke unterbrochen; die unter Tage liegenden Bruchfelder des dortigen Bergwerkes erstrecken sich aber noch viel weiter nach Norden.

Dort, wo die Stollen am weitesten vorgetrieben sind, also auf der Höhe Groß-Hubnickens, steigen die Seeberge auch wieder auf 45,3 m, womit sie ihren höchsten Punkt an der Westküste erreichen. Das wellenförmige Gelände fällt bis zur Kleinen Kreislackter Schlucht wieder auf 25 m, unterbrochen von der Großen Kreislackter Schlucht. Die sich von der Palmnicker Spitze erstreckende Bucht findet ihren Abschluß in der Marscheiter Spitze. Stärker als anderweitig leiden hier die Seeberge unter den Angriffen der See, wovon die vielen Steinblöcke zeugen, die hier den ganzen Strand bedecken. Je nach der Widerstandsfähigkeit der Seeberge haben sich eine Anzahl kleiner Buchten gebildet, unter den Namen „Kormusch“, „Leide“, „Espenwinkel“ und „Kielkenwinkel“ den Anwohnern bekannt.

An vielen Stellen treten auf dieser Uferstrecke die Schichten des Tertiärs zu Tage; geologisch interessant ist besonders der Marscheiter Amtswinkel, der sich nördlich an die Marscheiter Spitze anschließt. Das Grundwasser bewirkt hier, wie auch an anderen Stellen, eine gelbliche Ausblüfung aus den Glaukonit, Ton- und Glimmersanden der Seeberge, die als „weiße Mauer“ bezeichnet wird. Unter der „grünen Mauer“ versteht man die gleichfalls am Seeberg anstehenden grünen glaukonitischen Sande, die unter der Bezeichnung „Dirschkeimer Sande“ eine geologische Eigenart dieser Küstenstrecke bilden. Noch einmal steigen die Seeberge bei der erhabenen Dirschkeimer Schlucht bis auf 44 m auf und senken sich dann bis zur Brüsterorter Spitze. Die hier liegende Rosenorter Schlucht ist eine ehemalige Bernsteingrube, die jetzt fast völlig verwachsen, einen grotesken Eindruck macht. Die südlich dieser Kessels vorspringende Landspitze ist der Strauchhaken. Hier ist auch die einzige Stelle der Westküste, an der sich die blaue oder Bernsteinerde bis 5 m über den Spiegel der See erhebt. Beachtenswert ist die große Breite des Vorstrandes.

Den Abschluß der West- und Ostküste bildet die Brüsterorter Spitze, das samländische Nordkap. Das als Vorgebirge mit der Spitze weit in die See hinaus vorgelagerte große Steinriff ist der Rest ehemaligen Landes, es zeigt von der Gewalt der hier auf das Land andrängenden Wellen. Mächtig sind bei Brüsterort die Stürme, die durch ihre Rauheit und bei der offenen Lage des Landes der Baum- und Pflanzenwelt einen besonderen Charakter aufgeprägt haben.

Bei Brüsterort wendet sich nun die samländische Küste im rechten Winkel nach Osten. Die sich von hier bis Neukuhren erstreckenden hohen Seeufer sind es, die unter dem Namen „die samländische Steilküste“ diese weit bekannt machten. In etwa 30 m Höhe verlaufen die Ufer zunächst bis zu dem 60,8 m hohen

Wachbudenberg, dem höchsten Punkte der ganzen samländischen Küste. Steil steigt seine massige Kuppe aus der See empor, noch wirkungsvoller aber wirkt sein Profil von der Landseite. Er begrenzt östlich die Klein-Kuhrener Schlucht, durch die sich das Finkener Fließ zur See schlängelt. Zwischen dieser und der Groß-Kuhrener Morgenschlucht mit ihrem seltsamen Zipfelberg ist die höchste Erhebung 48,8 m.

In ziemlich bedeutenden, bis zu 53 m aufragenden Höhen verlaufen die Seeberge jetzt bis zur mächtigen Collisschlucht, vor der noch zwei kleinere Schluchten, der Große und der Kleine Seegraben, liegen. Auf 56 m steigt hier das Ufer, um dann vorbei am Kesselchen, einer schlammigen Schlucht, bis zum Königsstuhl, der westlichen Ecke der Wolfsschlucht, wieder etwas abzufallen.

Hier beginnt nun der schönste Teil der Küste; kulissenartig springen die verschiedenen Landspitzen in die See hinein, und bilden eine Reihe kleiner Buchten, wie die von Warnicken, Georgenswalde und Rauschen, die alle wieder zu dem großen Bogen gehören, der sich von Brüsterort bis zur Wanger Spitze erstreckt. Von der Wolfsschlucht an sind die bedeutendsten Schluchten die Fuchsschlucht, die blaue Rinne, die Detroitsschlucht, die Wolfsskaule, die Gausup, der Kadollingsprind und die Venusschlucht bei Rauschen. Von hier an steigt die Küste bis zum Pulverberg wieder auf 45 m. Bemerkenswert ist noch die Loppöhner Spitze mit ihrem großen Steinlager.

Die Wanger Spitze bildet auch die westliche Abgrenzung des Wangschen Winkels, in den der Lachsbach einen tiefen Einschnitt macht; östlich wird diese Bucht von der Rantauer Spitze begrenzt, die sich gleichfalls durch ein größeres Steinlager auszeichnet. Nur noch 7 m beträgt hier die Höhe der Seeberge, in der sie sich, nur an vereinzelt Stellen um einige Meter steigend, bis nach Cranz ziehen.

Das samländische Küstenprofil wird nicht unwesentlich durch die vielen großen Bernsteingruben beeinflusst, wie wir sie an der Nordküste östlich des Rantauer Baches, westlich des Lachsbaches, bei der Wangerspitze und bei Sassau finden. An der Westküste sind es die großen Gruben bei Rosenort, an der Kreislackerbucht und bei Groß-Hubnicken nördlich des Annaschachtes, sowie die früheren Tagbaue bei Kraxtepillen und Palmnicken, die hier das Ufer völlig verändern.

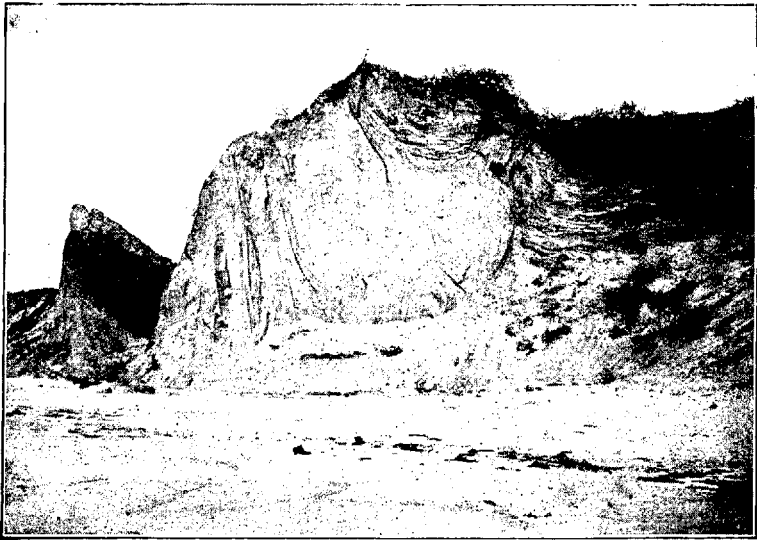
Das Vergehen der Steilküste und der Uferschutz.

Die tragischste Erscheinung in der Natur des Samlandes ist die unaufhaltsame Zerstörung seiner Seeküste. Fortdauernd frißt die See an dem Land der Väter, und fast machtlos steht der Mensch ihrer verlustbringenden Tätigkeit gegenüber. Die Zerstörungen sind umso größer, je mehr die Seeberge, wie die Uferhöhen von den Anwohnern genannt werden, in der Höhe zunehmen. Je nach der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der die Seeberge bildenden Erdschichten verringern sich aber auch die Verluste.

Die Ursachen für diese Landverluste sind wechselnd; während sie an der Westküste hauptsächlich durch die zerstörenden Einwirkungen der See entstehen, sind es an dem westlichen Teil der Nordküste in der Hauptsache die Abflüsse vom Lande her, die so unheilvoll wirken; auf der Strecke nach Cranz zu entsteht der Landverlust wiederum durch die See.

Größere Landstrecken fallen der zehrenden See jährlich auch an der Westküste zwischen Palmnicken und Brüsterort zum Opfer. Die heftigen zum Lande stehenden Winde veranlassen hier das Ueberschlagen der Wellen über das selten mehr als 10 m breite Vorufer bis zu den Seebergen und verursachen durch deren Unter-

spülung den Einsturz. Diese Unterhöhlungen kann man besonders an jenen Stellen beobachten, wo in der Meereshöhe nicht widerstandsfähige Lettenschichten, sondern Erden und Sande liegen. Auch die oft bis 10 m hohen Brandungswellen bilden



Der Galgenberg bei Groß-Dirschkeim 1919.

eine Ursache für den starken Steilabfall der Ufer. Bedeutende Veränderungen des Strandprofils verursachen namentlich die Sturmfluten, wie solche in den letzten Jahrzehnten mehrfach beobachtet werden konnten; erinnert möge an die Sturmflut im Januar 1914 sein. Auf diese Weise entstehen auch jene grotesken Uferbildungen, unter denen der Galgenberg bei Groß-Dirschkeim an erster Stelle steht.



Durch die Brandung unterhöhlter Seeberg.
Aus Schellwien, Geologische Bilder von der samländischen Küste.

Unter dem unheilvollen Einfluß der unter Tage fließenden Wässer, denen die Nordküste ihren wildschönen, sich immer wieder verändernden Charakter verdankt, stehen besonders die Ufer von Warnicken-Georgenswalde. Hier ist eigentlich die ganze Küste in dauernder Bewegung, zählt man doch auf dieser kurzen Strecke gegen sechzig Wässerchen. Besonders an jenen Stellen, wo Sand- und Tonmassen nebeneinander liegen, sieht man diese Rinnsale in halber Uferhöhe aus den Seebergen hervorsickern und sich dann mühsam durch den Sand den Weg zur See bahnen.

Diese Tagwässer sind in der Hauptsache die nicht von der Erde selbst verbrauchten Regenmengen, die auf die undurchlässige Tonschicht stoßend, auf diese Weise den Ausweg zur See finden. Man nimmt an, daß alle Wassermengen nördlich der von der Küste durchschnittlich 7 km entfernten Wasserscheide hier wieder ihrem Urelement zuströmen. Aber auch die nicht in die Erde dringenden Regenwässer helfen mit an



Abgerutschte Uferstrecke an der Steilküste.

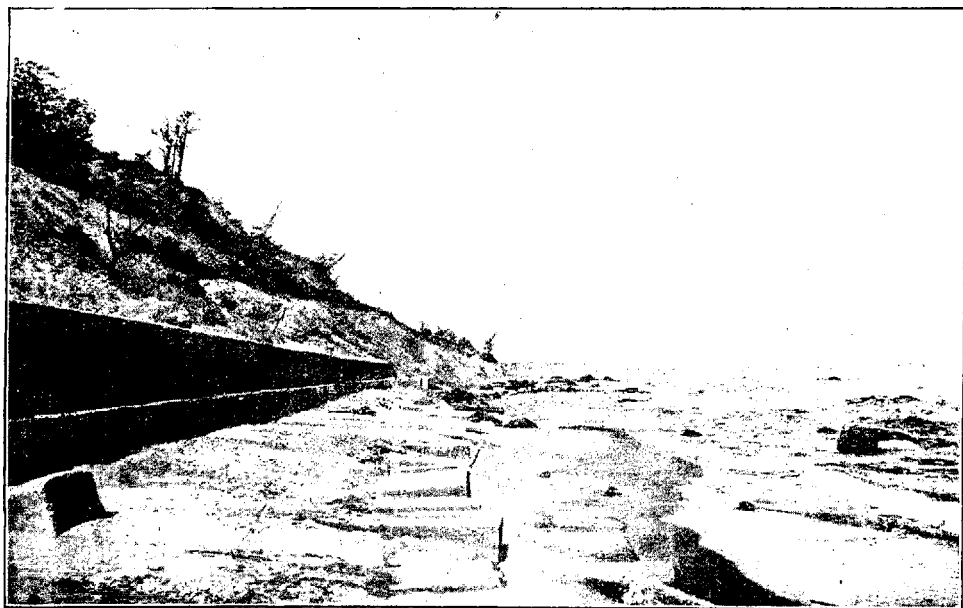
der Zerstörung der Ufer, namentlich nach starken Niederschlägen. Alle diese Wasser lockern nun das Erdreich der Seeberge und werden die Ursache jener gefürchteten Erdbeben, bei denen die Schollen mit ihrem ganzen Baumbestand in die Tiefe fahren und durch ihre lavaartigen Massen den Strand oftmals unwegsam machen. Treten dann noch Sturmfluten hinzu, so gewinnt das Ufer mit einem Schlage ein verändertes Aussehen. Ernsthafte Prüfung verdient die Anregung, die Tagwässer durch Drainage aufzufangen und sie nach dem Innern des Landes, noch richtiger aber wohl nach weniger gefährdeten Uferstellen abzuleiten. Hier möge auch eine in älterer Zeit vertretene Ansicht erwähnt sein, die in diesen Rinnsalen unterirdische Abflüsse der masurischen Seen sehen wollte, auch die in der Nähe der Küste häufig beobachteten Bodensenkungen führte man auf sie zurück.

Von großem Einfluß auf die Zerstörung der Seeberge ist ferner die Einwirkung des Frostes. Meist am Ende des Winters lösen sich die die Seeberge bedeckenden oder in ihre Zerklüftungen eingedrungenen Eis- und Schneemassen in Wasser auf, und

weichen namentlich die tonigen Erdschichten derartig auf, daß sie sich in großen Stücken oder in Schlammassen über den Vorstrand ergießen, wo sie dann die See bei nächster Gelegenheit fortspült. Auch die künstlichen Eingriffe in die Seeberge durch die früheren zahlreichen Bernsteingräbereien haben viel zu ihrer Zerstörung beigetragen, ja sie kamen streckenweise in Gefahr, völlig ruiniert zu werden, wenn die Regierung nicht rechtzeitig diesem Treiben Einhalt geboten hätte.

Aus den zerstörten Erdmassen der Seeberge lösen sich dann die großen Steinblöcke, die wir als förmliche Steinlager bei Marscheiten, Brüsterort, Warnicken und Loppönnen finden. Als Wellenbrecher wirken sie zunächst erhaltend für die Küste, bis auch sie ein Opfer der See werden.

Bisher war es schwierig, die stetig fortschreitenden Uferzerstörungen in ihrem ganzen Umfange festzustellen. Frühere Berechnungen an Hand von Karten ergaben



Uferschutzmauer westlich der Wolfsschlucht bei Warnicken. 1920.

für den nördlichen Teil der Westküste einen jährlichen Landverlust von durchschnittlich 50 cm, der sich auch mit den neueren Ermittlungen deckt. Allein die Sturmflut im Herbst des Jahres 1914 brachte einen Landverlust von etwa 270000 Quadratmetern. Zur Erleichterung der Berechnung hat man vor einigen Jahren eine Reihe fester Punkte festgelegt und bezeichnet. Für die Besitzer der von den Landverlusten betroffenen Grundstücke bestand früher die erfreuliche Bestimmung, daß ihnen hierfür eine entsprechende Vergütung vom Staat gewährt wurde.

Des öfteren hat man nun versucht, die Seeberge vor ihrer weiteren Zerstörung durch Uferschutzanlagen zu bewahren. Als der älteste und streckenweise zweifellos wirksamste Strandschutz sind die Baumanpflanzungen oder Plantagen anzusehen, die wir besonders an der Westküste treffen. Bereits eine alte Vorschrift sah die Bepflanzung der Uferländer vor; sie scheint aber in Vergessenheit geraten zu sein, denn dauernd wurde darüber geklagt, daß die Seeküste viel an Terrain verliere. Erst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man nach einem fest-

gesetzten Plane wieder mit Anpflanzungen, nachdem bereits Ende des achtzehnten Jahrhunderts der ältere Teil der Dirschkeimer Plantage angelegt worden war, die gleichzeitig dem Schutz der Aecker gegen Versandungen dienen sollte. Aus neuerer Zeit stammt die Brüsterorter Plantage; das Palmnicker Wäldchen und die Lochstädter Plantage dienen hauptsächlich zur Festlegung der Dünensande.

Als Uferschutzanlagen sind auch die Aufforstungen der Dünen von Rauschen, Sassau und Neukuhren anzusehen, für die der Kreis Fischhausen im Jahre 1904 größere Beihilfen leistete.

An der Nordküste verhindert der teilweise starke Baumbestand vorläufig größere Verwüstungen der Steilufer, auch hilft sich die Natur hier ab und zu durch Selbstansamungen. Sollen sich aber einst spätere Generationen auch der schatten spendenden und das Landschaftsbild verschönernden Waldpartien an den Ufern erfreuen, so dürften doch weit durchgreifendere Anpflanzungen als bisher erforderlich sein, denn bereits jetzt zeigt die Küste stellenweise bedenkliche Lücken im Baumbestand.

Einen anderen Schutz des Ufers versuchte man durch den Bau von Steinmauern zu erreichen. So errichtete man 1888 bei Brüsterort auf einer Faschinenunterlage einen Steindamm, der jahrzehntelang seinen Zweck sehr gut erfüllt hat; nur den Novemberstürmen des Jahres 1899 hielt er nicht völlig stand. Die bei Cranz und Neukuhren angelegten steilen Steinböschungen bewährten sich nicht.

Um die großen ideellen Werte des Strandes bei Warnicken zu sichern, faßte man den Bau einer Steinmauer ins Auge, für die der preußische Landtag auch im Jahre 1905 die ansehnliche Summe von 200 000 Mark bewilligte, nachdem 240 000 Mark verlangt worden waren. Unter der Leitung des Pillauer Hafenbauamtes wurde nun östlich des Ausganges der Wolfsschlucht eine 800 m lange Steinmauer aufgeführt, die die direkten Einwirkungen der See von den Uferbergen fernhalten sollte. Stärker als Menschenhand erwies sich aber die Gewalt der See; in den Winterstürmen des nächsten Jahres wurden die Quadern aus den Verbänden gerissen, und abstürzende Erdmassen vollendeten die Zerstörung. Heute sind nur noch einige Reste des Dammes zu sehen.

Besser als diese Mauer hat sich die unter der Aufsicht der Forstverwaltung westlich der Wolfsschlucht bis 1909 erbaute, gleichfalls 800 m lange Schutzmauer bisher gehalten. Abgesehen von einer Beschädigung an ihrem Ende im Jahre 1917 haben ihr die Elemente nichts anhaben können, wozu allerdings auch die hier besonders zahlreichen Geschiebeblöcke mit beigetragen haben dürften.

Zu den Uferschutzanlagen kann man auch die Seebuhnen bei Cranz und Neukuhren rechnen. Durch sie hat der frühere bedeutende Landverlust bei Cranz fast gänzlich aufgehört, ja sie haben hier, wie auch bei Neukuhren eine Verbreiterung des Vorstrandes bewirkt, da die Buhnen den wandernden Sand festhalten. Dort wo die Buhnen jedoch aufhören, gehen die Ufer weiter zurück.

Im Jahre 1908 wurde der ganze samländische Strand als ein Naturdenkmal erklärt. Hierdurch erhielt unsere heimatliche Küste die gerechte Würdigung, die sie als die erhabenste Schönheit ganz Ostpreußens auch voll und ganz verdient.



Schutzdamm bei Brüsterort 1919.

Wo bleibt Samland: ohne den Reichtum und ewigen Raub, ohne die Nähe und ständiges Zutun des unbändigen Meeres?

Heinrich Lautensack (Die samländische Ode).

Die Ostsee und ihre Bedeutung für das Samland.

Die Ostsee ist der Ueberrest jenes gewaltigen Gewässers, das sich aus den Tau- und Stauwässern des abgeschmolzenen Inlandeises auf dem alten Gletscherboden bildete. In großer Höhe bedeckte dieses Diluvialmeer das ganze Land, aus dem nur die bedeutenderen Erhebungen des Samlandes als Inseln hervorragten. Ufermarkierungen an den verschiedensten Orten des Samlandes, wie am Hausberg, am Wolfsberg bei Neukuhren, und am Endmoränenbogen bei Nastrehnen, sind Zeugen für die damalige Höhe des Wasserstandes.

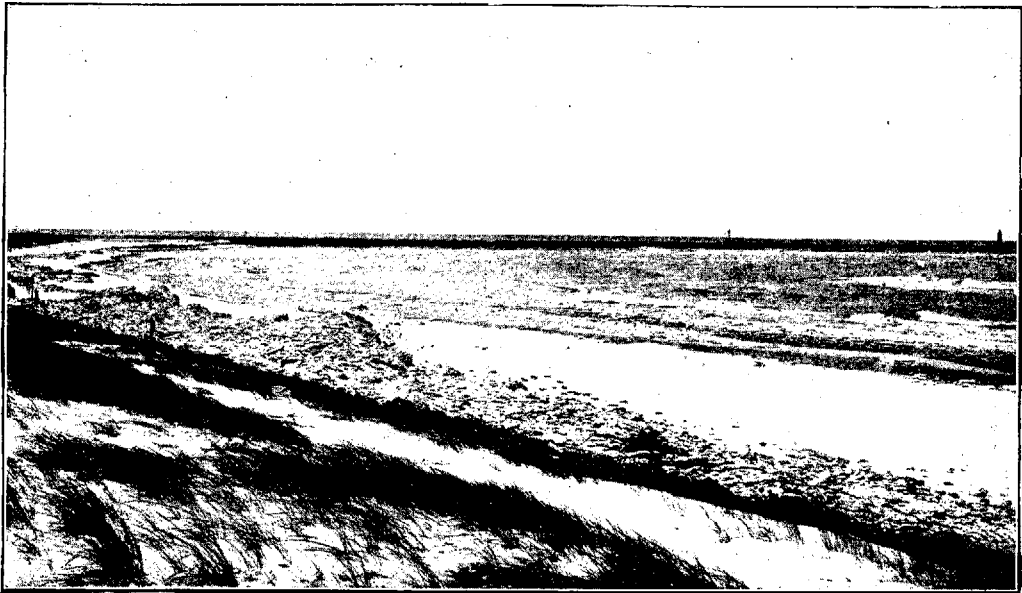
Entsprechend dem Schmelzwasser des Eises war dieses Meer ein Süßwasserbecken, das seinen Salzgehalt erst dann erhielt, als der Sund sich bildete und die Gewässer der Nordsee sich mit denen dieses Binnenmeeres vermischten. Der Salzgehalt an der samländischen Küste mit 0,7⁰ ist der niedrigste der ganzen Ostsee; nicht unwesentlich wird er durch die Nähe des Pillauer Tiefes beeinflusst, aus dem bei entsprechender Windrichtung und bei ausgehendem Strom das süße Wasser des Haffes als Küstenstrom bis nach Brüsterort und darüber hinaus gedrückt wird. Wenn sich nun auch das Wasser des Haffes mit dem der See nur wenig verbindet, so wird hierdurch doch der Salzgehalt abgeschwächt.

Dieser geringe Salzgehalt ist die Ursache, daß in besonders kalten Wintern die See teilweise gefriert. Die Eisbildung erfolgt aber nur in ganz ruhigen Buchten, und selbst dann besteht dieses Küsteneis zumeist aus Treibeis, das hier zu großen Eisfeldern zusammengedrängt wird. Aeltere Chronisten melden von einem häufigeren Zufrieren der Ostsee, so daß früher sogar Reisen von Preußen bis Lübeck, ja

selbst bis Schweden auf dem Eise gemacht, und zur Bequemlichkeit der Reisenden Herbergen auf dem Eise angelegt wurden. So sagenhaft diese Nachrichten auch erscheinen, so hängt das Ausbleiben der hierfür notwendigen Kälteperioden in den letzten Jahrhunderten vielleicht damit zusammen, daß überhaupt eine fortschreitende Erwärmung des nordeuropäischen Klimas wissenschaftlich festgestellt worden ist.

Die Farbe des Ostseewassers ist meergrün, jedoch aus bisher unbekanntem Gründen leicht wechselnd; so färbt es sich bei Stürmen gelblich. Der Volksglaube hält das Wasser für heilsam, daher sollen Seuchen, auch beim Vieh, in den Stranddörfern nur selten sein. Noch ein anderer Aberglaube möge hier erwähnt sein, nach dem die See keine Toten behält, sondern so lange tobt, bis der Ertrunkene wieder an Land gespült ist. Eigenartig ist, daß der Fischer die Ostsee mit „er“ anspricht.

Die Wassertiefe der Ostsee an der samländischen Küste ist verhältnismäßig



Eisbildung an der Ostsee bei Pillau.

gering und nimmt auch nur langsam zu. Erst in einer Entfernung von 3,5–4 km vom Lande setzt der Steilabfall auf 24–30 m ein. Man nimmt an, daß sich bis hierher einst das Festland erstreckte, dessen Abbruch nach den jährlichen Landverlusten berechnet etwa 8000 Jahre erfordert hätte. Auch der Steilabfall der Nordküste, der scharfe Grund genannt, liegt etwa 4 km vom Ufer entfernt, er soll ehemals das Ufer eines Mündungsarmes der Memel gewesen sein.

Der Seegrund wie auch der Vorstrand bestehen aus grobem Sand, der in der Nähe der Küste meist sehr beweglich ist. Einen starken Einfluß darauf haben die Küstenströmungen und ihre große transportierende Kraft und Geschwindigkeit, die bis 7,5 km in der Stunde beträgt. Diese beweglichen Sandmassen, bei der Strandbevölkerung als „Sucht“ berüchtigt, haben sich für Badende schon so manches Mal als sehr unheilvoll erwiesen. Besonders bemerkbar machte sich das Wandern der Sandmassen vor dem Pillauer Tief und vor der Erbauung der Seemolen; hierdurch wurde mitunter sogar die Einfahrt nach Pillau fast unmöglich.

Einen guten Einfluß übt die See auf das Klima des Samlandes aus, dessen Ackerbau durch den häufigen Wechsel zwischen trockener Witterung und Feuchtigkeit der Luft große Vorteile hat. Ein eigentlicher Mißwachs tritt daher auch nur selten ein, und man hat festgestellt, daß dank der See von neun Ernten nur eine als schlecht zu bezeichnen ist gegen zwei gute und sechs mittlere Ernten. Von Bedeutung für den Temperaturwechsel ist die geringe Wassertiefe der See; so sind die Vormittage meist warm, die Mittage heiß und die Abende und Nächte kühl. Der Einheimische erkennt die eintretende Kühle an der über der See lagernden rötlichen Luftstimmung; berüchtigt sind die fast plötzlich auftretenden Seenebel. Im allgemeinen wirkt aber die See sehr temperaturlausgleichend. Nicht selten hat man an der hiesigen Seeküste auch das Schauspiel einer Fata morgana.

Eine weitere Folge der geringen Wassertiefe der Ostsee sind die meist kurzen, aber ziemlich hohen Wellen, die die Küstenfischerei recht erschweren. Ihre Wirkung in die Tiefe bei Sturm beträgt etwa 6 m, sie sind daher bedeutsam für die Lösung des Bernsteins vom Meeresboden. Ebbe und Flut machen sich an der samländischen Küste nur in sehr geringem Umfang bemerkbar, am stärksten sollen sie noch bei Neu- und Vollmond sein. Eigenartig ist eine plötzliche, jedoch meist nicht sonderlich beachtete Meeressteigung, die als „Seebär“ bezeichnet wird. Ein besonders starker Seebär wurde am 23. August 1853 an der samländischen Küste beobachtet: der Wasserspiegel bei Cranz hob sich ganz plötzlich um etwa vier Fuß, um bei Groß-Kuhren entsprechend zu sinken; dieser Seebär erregte damals großes Erschrecken bei der Strandbevölkerung. Eine Erklärung für die Naturerscheinung hat man bisher noch nicht gefunden, sie dürfte aber wohl atmosphärischen Ursprungs sein und sicher nicht, wie früher angenommen wurde, auf vulkanischer Tätigkeit des Seebodens oder gar der Karpathen beruhen.

Schifffahrt und Fischerei an der samländischen Ostseeküste.

Für die Kultur des Samlandes ist die Ostsee, das alte „mare balticum“, seit frühester Zeit von großer Bedeutung gewesen. Keine Spuren des alten Schiffsverkehrs haben sich aber in unsere Zeit hinübergerettet, und völlig im Dunkel liegt die Frage nach der Oertlichkeit eines Hafens oder Landungsplatzes an der samländischen Küste. Den einzigen Hinweis darauf findet man in der vita des heiligen Ansgar, gestorben 865, in der eine Selburg erwähnt wird, die vermutlich an dem damals noch bestehenden, die See mit dem Kurischen Haff verbindenden Tief bei Cranz lag.

Sehr gering ist jetzt der Schiffsverkehr an der samländischen Westküste; nur ganz selten sieht man hier ein Seeschiff seines Weges ziehen, und dann auch nur wegen des Brüsterorter Steinriffes in weiter Entfernung von der Küste. So manchem Schiff hat der samländische Strand schon den Untergang bereitet, und fast dauernd sieht man Schiffsreste und Wracks am Ufer liegen, trotzdem die Leuchttürme Pillaus und Brüsterorts die Schiffe schon auf hoher See warnen. Bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dienten diesem Zwecke längs des Strandes errichtete Feuer- oder Alarmsignale. Sie bestanden aus großen Schwengeln, an denen Körbe mit glühenden Kohlen hochgehoben wurden. Derartige Signale nebst den dazu gehörenden Wachbuden findet man auf älteren Karten bei den Ortschaften Tenkitten, Nodems, Groß-Hubnicken, Dirschkeim, auf dem Wachbudenberg, bei Loppönnen, Rantau und Garbseiden eingezeichnet.

Traurig stand es in der Ordenszeit infolge des unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen eingeführten Strandrechtes um die Gestrandeten, die völliger Willkür ausgeliefert waren. Während nach Tacitus die Samländer unter allen Völkern an der Ostsee die einzigen waren, die kein Strandrecht übten — „und wer auf dem Meere in Gefahr gerät, findet hier sichere Zuflucht und bereitwillige Hilfe“ —, so änderte sich dieses unter dem Orden. Das von ihm ausgeübte Strandrecht erzeugte derartig große Erbitterung, daß einige Königsberger Kaufleute, die auf diese Weise das Ihrige verloren hatten, sich sogar durch gedungene Brandstifter, „die einige Städte und Gebäude abbrannten“, an dem Orden rächten.

Von einer Strandung aus dem Jahre 1496 wird wie nachstehend berichtet: „In diesem Jahre strandete unter Brüsten in dem Winkel ein Schiff. Entsprechend dem Recht, daß, was strandet, dem Herrn gehört, wodurch viele reich geworden, verbot der damalige Pfleger von Grünhoff, Hans von Liebenthal, den Bauern die noch mögliche Rettung des Schiffes. Dieses wurde nach Königsberg berichtet und dem tyrannischen Geizhals befohlen, ernstlich helfen zu lassen, wodurch das Schiff und die armen Leute gerettet wurden.“

Noch in der herzoglichen Zeit gab es einen fortlaufenden Kampf zwischen den Anwohnern des Strandes und der herzoglichen Regierung, die die gestrandete Beute recht wenig moralisch für sich in Anspruch nahm und den Findern nur einen Arbeitslohn zubilligte. Noch bis in die neuere Zeit wurde das Strandrecht, allerdings verbotener Weise, durch die Strandbauern ausgeübt, bis es die Strandungsordnung des Jahres 1874 endgültig regelte. Die von der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger an der westlichen Samlandküste errichteten Rettungsstationen Pillau, Tenkitten und Kraxteppen haben die Gefahren für das Leben der Schiffbrüchigen wesentlich herabgemindert, können jedoch nicht immer rechtzeitig genug eingreifen, da die Boote von den Stationen meist nicht gesehen werden, die Stürme auch zumeist überraschend einsetzen. Die Einführung rechtzeitig durch die Fischerboote abzugebender Notsignale, sowie die Verwendung von Motorrettungsbooten, die nur einige Mann Besatzung erfordern, dürften die Folgen manches Unglücksfalles vermeiden lassen.

Besondere Gefahren drohten der Schifffahrt wie auch der Fischerei durch die von Rußland während des Krieges an der samländischen Küste ausgelegten Seeminen. In ihrer Konstruktion sehr vollkommen, waren sie doch sehr nachlässig verankert, sie rissen sich daher von ihren Lagerplätzen los und machten die ganze Küste unsicher. Eine ganze Anzahl wurde aufgefischt und von fachkundiger Hand unschädlich gemacht; des öfteren auf den Strand getrieben, explodierten sie dort, ohne jedoch einen Schaden anzurichten. Als dann nach der Besetzung der baltischen Länder der Seeverkehr dorthin wieder aufgenommen wurde, war das nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln möglich. Dazu gehörte auch die Begleitung der Seeschiffe durch Luftschiffe, und es war ein eigenartiger Anblick, eine Reihe von Dampfern im Convoi mit einem Zeppelin die Küste entlang fahren zu sehen.

Die Fischerei Wenn auch die Ostsee nicht die ergiebigen Fischgründe wie die Nordsee besitzt — am ertragreichsten gelten in ihrem östlichen Teil einige Strecken bei Hela und an der Kurischen Nehrung —, so ist doch die Fischerei, wie schon die zahlreichen Fischerorte beweisen, für das Samland von großer Bedeutung. Sie würde aber sicher noch einen größeren Umfang erreichen, wenn für ihre Boote hier mehrere Häfen erständen, denn außer Neukuhren ist bei Sturm Pillau der einzige Zufluchtsort an der samländischen Küste.

Der Fischereiberuf gilt an der Küste des Samlandes als besonders gefahrvoll,

und reichliche Opfer hat hier die See schon gefordert; es ist daher nicht verwunderlich, daß der Aberglaube bei der Fischereibevölkerung eine gewisse Rolle spielt. Schon bei den alten Preußen opferten die Fischer dem Gott der Schiffsleute „Bardoatys“, und der Wurschkayte, ihr Priester, bestimmte ihnen Tag und Ort für ihre Fischzüge. Noch jetzt vermeiden es die Fischer, am Johannistage und am Tage darauf zum Fischfang auszufahren, da dann die See hohl gehen soll und ein Opfer verlangt. Für verderbenbringend wird auch das Ausfahren zum Fischfang an Sonntagen angesehen.

Die Artenzahl der an der samländischen Küste vorkommenden Seefische beträgt etwa dreißig, unter denen der Dorsch, der Strömling und die Flunder an erster Stelle zu nennen sind. Häufig sind auch Lachse und Aale, während der Stör fast ausgestorben scheint. Ein häufiger, aber nicht gerade gern gesehener Gast der Küste ist der Seehund. Er muß hier schon immer heimisch gewesen sein, denn zu den vom Bernsteinmeister dem Ordensmarschall regelmäßig zu leistenden Abgaben gehörte auch Seehundspeck, der als Geschenk für Standespersonen verwendet wurde. Benecke schätzte die Zahl der an der ost- und westpreußischen Küste lebenden Seehunde auf etwa tausend.



Der Fischereihafen bei Neukuhren.

Die Entwicklung der samländischen Seebäder.

Von größter Bedeutung sind die Seebadeorte für das Samland geworden, die jetzt wie ein Kranz lieblicher Schwestern seine schöne Küste schmücken. Erstmalig brachte das preußische Archiv, eine heimatliche Zeitschrift, im Jahre 1793 von unbekannter Seite die Anregung zur Anlage eines Seebades im Samlande. Darin hält der Verfasser seinen Landsleuten vor, wie unsere von der Ostsee umflossene Halbinsel Samland ein Geschenk des Himmels sei, um welches andere Länder Ursache hätten uns zu beneiden, wir aber nicht verständen, es für unsere Gesundheit zu nützen. Im Jahre 1806 ist es eine andere Königsberger Zeitschrift, die Morgenzeitung, die den scheinbar damals in Fluß gekommenen Gedanken wieder aufnimmt, und in einer längeren Darstellung alle die Genüsse und Vorzüge schildert, die ein Badeleben am Strande bringen könnte.

Erst 1816 sollte die erste Badeanstalt in Cranz zur Eröffnung gelangen. Das Leben und Treiben scheint aber einer ganzen Anzahl Familien dort nicht behagt zu haben, denn schon wird von Badegästen berichtet, die die weiter westlich gelegenen Strandortschaften im Sommer aufsuchten, um dort, losgelöst von aller Kultur, ihre Ferien zu verleben. Abgesehen von deren gänzlichem Mangel stand dem Strandbesuch der hindernde Umstand entgegen, daß ein weitgehendes Betreten des Strandes wegen der Verpachtung des Bernsteintrages an einen Unternehmer so gut wie verboten war, und noch lange nach dem Aufheben des Verbotes bestand eine gewisse Scheu vor dem Betreten des Strandes. Erst die Uebernahme der Pacht durch die Strandorte im Jahre 1837 machte die Bahn für die Entwicklung des samländischen Badewesens frei. Es kamen nunmehr in den Monaten Juli und August allmählich eine Anzahl Königsberger Familien namentlich nach Neukuhren, um dort unter den denkbar einfachsten Verhältnissen die Sommermonate zuzubringen.

In ergötzlicher Weise wird uns das damalige BADELEBEN von Ferdinand Gregorovius, Ernst Wichert, Louis Passarge u. a. geschildert, die jahrelang diesen Strand aufsuchten. Alle Badegäste bildeten eine große Familie, man kleidete sich so einfach als möglich, so daß man, wie Gregorovius erzählt, den reichen Bankier Goldmeyer seinem Aeußeren nach hier als ruinierten Mann wiederfinden konnte. Als Aufenthalt dienten von den Fischern freigemachte Stuben, die für diesen Zweck neu geweißt wurden, meist aber spielte sich das ganze Ferienleben in den vor den Fischerhütten errichteten Zelten ab, aus denen nur der Regen die Badegäste vertreiben konnte. Außerdem war der Badewirt verpflichtet, eine kleine Bude aus Stroh oder Strauch am Strande zu erbauen. Familienbäder kannte man damals noch nicht, erst im Jahr 1907 richtete man das erste in Cranz ein. Trotz des wirtschaftlichen Aufschwunges der siebziger Jahre blieb aber der Strandbesuch noch immer das Vorrecht gutgestellter Kreise, unter denen besonders die Königsberger Großkaufleute, die akademischen Lehrer und die Richter hervortraten, denen sich einige Gutsbesitzerfamilien der Provinz anschlossen.

Eine gründliche Aenderung und eine ungeahnte Förderung des Strandbesuches brachte erst der Bau der Samlandbahn, die nunmehr auch weitesten Kreisen den Segen der heimatlichen Küste zugänglich macht. Der Besuch der samländischen Steilküste mit den schnell emporblühenden Badeorten wurde etwas Selbstverständliches. Wir stehen aber sicher erst am Anfang dieser für die Volksgesundheit von größter Bedeutung erscheinenden Entwicklung.

Wohl werden die samländischen Strandorte zumeist nur als angenehme Sommerfrischen betrachtet, aber auch über die Heilwirkungen der See ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Immer mehr wächst das Verständnis für ihre Bedeutung als Heilfaktor, namentlich für Krankheiten der Atmungsorgane. Als Vorkämpfer in diesem Sinne möge besonders der Sanitätsrat Dr. Hennig genannt sein. Auch die Bedeutung unserer Seeküste für Winterkuren ist trotz mehrfacher Anregungen noch so gut wie unbekannt, obgleich sie dafür noch geeigneter als die Nordsee sein soll. Vieles bleibt noch der Zukunft vorbehalten, aber auch ohne derartige gesundheitsfördernde Einwirkungen weiß ein jeder Samländer, was er an seiner Küste hat.

Angebracht erscheint es, hier einige Baderegeln mitzuteilen, wie sie ein Königsberger Arzt für die Benutzung der Ostseebäder als nützlich hält: „Die Wirkung des kalten Seebades setzt eine gewisse individuelle Kraft des Organismus voraus, man soll das Bad nicht zu lange brauchen, da sonst leicht deprimierende Wirkungen eintreten, die sich in Müdigkeit und Abspannung aussprechen. Personen mit empfind-

licher Haut unterliegen in den ersten Tagen der Bäder oft einer Hauteruption, die man mit Badefriesel bezeichnet, die sich aber in einigen Tagen wieder verliert. Neu-anziehenden sind einige Tage zur Eingewöhnung an die Seeluft zu empfehlen, bevor sie mit den Bädern beginnen. Schwächliche Personen sollen die Badezeit auf das äußerste einschränken, ja nur bis auf eine Minute; ärztlicher Rat ist einzuholen. Kalte Seebäder unmittelbar nach starken Mahlzeiten sind zu vermeiden, wie für die Badegäste überhaupt strenge Diät zu empfehlen ist.“ Die an der Ostsee fehlende Ebbe und Flut ersetzt die hier sehr kräftige Brandung. Oft kommen an der Küste zwei Medusenarten, die *Medusa aurita* und die *Medusa cyanea capillata*, vor, die bei empfindlichen Leuten einen stark juckenden Ausschlag hervorrufen.

Das Haupthindernis für die Entwicklung der Strandorte und den Besuch der Küste bildete anfänglich die gänzlich fehlende Fahrverbindung zum Strande. Meist holten die Fischer ihre Gäste selbst aus Königsberg ab, bis dann regelmäßig verkehrende Kremser, auch Journaliären genannt, den Verkehr zur Küste vermittelten; Hauptstationen der Strecke bildeten der Tannenkrug und Pobelthen. Die Eröffnung der Bahn nach dem Strande machte dann mit einem Male allen diesen Schwierigkeiten ein Ende.

Die Samlandbahn ist nun die richtige Ausflugsbahn, wenn die Landschaft der von ihr durchfahrenen Gebiete natürlich auch ihre wirtschaftlichen Vorteile davon hat. Diese wurden aber sicher bei der Begründung der Bahngesellschaft nicht für besonders wesentlich angesehen, jedenfalls lehnten Staat und Provinz zunächst jede Beteiligung ab. Die Gründungssumme betrug anfänglich 1 500 000 Mark, wurde aber bald auf zwei Millionen erhöht. Ein seltenes Mißgeschick lag aber über dem ganzen Bau, ungünstige Witterungsverhältnisse, nicht vorhergesehene kostspielige Bauten, wie besonders der Bahndamm über das Tal der Katza u. a., brachten schließlich eine Ueberschreitung des Voranschlages um 2 056 000 Mark. Dieser Betrag wurde dann durch ein mit 4,5 v. H. zu verzinsendes Darlehn von zwei Millionen Mark von der Provinz Preußen, sowie durch Uebernahme von Aktien in Höhe von 56 000 Mark durch den Kreis Fischhausen gedeckt.

Wenn es der Verwaltung der Samlandbahn trotzdem gelungen ist, unter allen bestehenden Kleinbahnen die günstigste Verzinsung herauszuwirtschaften, so liegt es darin, daß sie es von Anfang an verstanden hat, sich den Bedürfnissen des Publikums anzupassen; der Verkehr ist daher auch ein stetig steigender. Die Eröffnung der Bahn erfolgte am 14. Juli 1900; um sie rechtzeitig für den Sommerverkehr fertigzustellen, mußten schließlich noch zwei Eisenbahnkompagnien zur Hilfe herangezogen werden. Die Länge der Bahn von Königsberg bis Warnicken beträgt 45,18 km; der Verkehr stieg von 157 831 Personen im ersten Betriebsjahre 1900/1 auf 1 217 720 im Jahre 1920, die Einnahmen von 91 417 Mark auf 2 825 316 Mark. Dem Verkehr dienen zur Zeit 8 Lokomotiven, 73 Personen- und 29 sonstige Wagen.

Eine Fahrt auf der Samlandbahn bietet große Annehmlichkeiten, lernt man doch ein großes Stück des Samlandes dabei kennen; nicht weniger als vierzehn Stationen ermöglichen es aber auch, von ihr aus die verschiedensten Punkte des Samlandes bequem zu erreichen.

In erlenbegrünte Schluchten
Die See, die brandende, rollt
Und wirft aus dem Schoß der Buchten
Das schimmernde Meeresgold.
Die Wellen sprühn und nagen
An steiler Uferwand —
Im Herzen will ich dich tragen
Mein wildes Heimatland.

Rudolf Schade (Samlandlied).

Der Bernstein

seine Entstehung, Gewinnung und Verarbeitung.

Das Land des Bernsteins und die Bernsteinerde.

Seit Jahrtausenden gilt die westliche Küste des Samlandes als das klassische Bernsteinland im engeren Sinne. Seltener als am samländischen Nordstrande sind hier die lieblichen Landschaftsbilder, nur kleine Waldflächen und Rinnsale unterbrechen die Einförmigkeit der Ufer; unendliches Schweigen herrscht in dieser ganz auf sich selbst eingestellten Natur. In ewiger und doch nie ermüdender Gleichförmigkeit erklingt das Lied des anbrandenden Meeres, und der Zauber dieser Küste löst sich erst, wenn die das Meer in seinen Tiefen aufwühlenden Nordweststürme erbrausen. Sie befreien den Bernstein, „das Gold des Samlandes“, aus seinen Lagerstätten in der See und treiben ihn der Küste zu, die durch ihn zu einer der berühmtesten der Erde wurde.

Für den Geologen sind aber neben dem Bernstein des Meeres auch die Steilufer der Küste von besonderer Bedeutung. Wie in einem aufgeschlagenen Buche der Natur liegen hier die Erdschichten des Tertiärs, des Diluviums und des Alluviums vor dem Beschauer, Möglichkeiten zur Erforschung der heimatlichen Erde wie an keiner anderen Stelle Ostpreußens bietend. Eine große Anzahl bedeutender Gelehrter wie Berendt, Zaddach, Caspary, Klebs, Jentzsch, Nölting, Tornquist u. a. machten sich daher ihre Erforschung zur besonderen Aufgabe und verhalfen dadurch dem samländischen Tertiär, dieser Schutttablade des Naturhaushaltes, wie es ein bekannter Forscher nannte, sogar zu einer gewissen Berühmtheit.

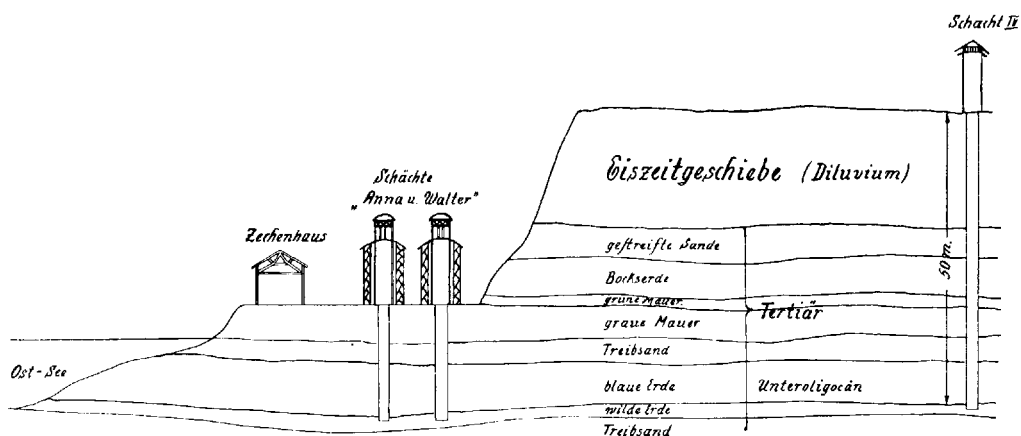
Unter den Schichten des Tertiärs ist wegen der in ihr enthaltenen Bernsteinablagerungen die blaue oder Bernsteinerde die wichtigste; ihr Alter wird auf etwa zweieinhalb Millionen Jahre geschätzt. Mit dem Bernstein als Inhalt kommt sie außer im Samland an keiner anderen Stelle der Erde vor. Aber auch da beschränkt sich ihr Vorkommen, soweit bisher bekannt ist, auf die Gegend, die im Osten von der Hügelkette der Alk und im Süden durch eine über den Kauster bis Nodems verlaufende Linie begrenzt wird, also auf einen Flächenraum von etwa 300 Quadratkilometern. Die Forschungen über das Vorkommen des Bernsteins im Samland sind aber noch nicht als abgeschlossen anzusehen. Wenn sie bisher nicht weiter verfolgt wurden, so ist der Grund darin zu suchen, daß allein die Palmnicker Bernsteinwerke den Weltbedarf an Bernstein noch auf Jahrhunderte hinaus decken können und die Erschließung neuer Fundstätten nicht erforderlich erscheinen lassen.

Die Gesamtstärke der bernsteinführenden Tertiärschichten beträgt bis zu 60 m; die bernsteinreichste Schicht der blauen Erde ist jedoch wesentlich schwächer, so beträgt sie an der Nordküste etwa 1,25 bis 1,75 m, steigert sich aber bei Palmnicken, dem

Ort ihrer größten Mächtigkeit, auf ungefähr 8 m. Sie scheidet sich von den unter- und überlagernden Schichten jedoch nicht in scharfer, besonders bemerkbarer Grenze, sondern geht darin allmählich über. Selbst in diesen Lagen unterscheiden die Bergleute noch weitere Schichten; so gilt nur die mittlere, etwa 0,80 bis 2 m starke Ablagerung als die eigentliche Steinschicht, während die einschließenden Schichten, Sandstich genannt, weniger Bernstein enthalten.

Die Ergiebigkeit der Erdschicht an Bernstein ist je nach der Ortslage der blauen Erde sehr verschieden. Bei Palmnicken ergaben z. B. 5000 cbm blauer Erde etwa 500 kg Bernstein, das gleiche Erdquantum bei Marscheiten aber nur etwa 150 kg. Den Bewohnern der Bernsteinküste war die blaue Erde, wie aus den alten Bernstein-gräbereien in den Seebergen hervorgeht, lange vor ihrer wissenschaftlichen Erforschung bekannt.

Die Höhenlage der blauen Erde ist gleichfalls sehr wechselnd. Am Nordstrand liegt sie durchschnittlich etwa 6 m unter dem Meeresspiegel, sie senkt sich dann aber nach Süden hin in größere Tiefen. Bei Marscheiten liegt sie sogar 30 m unter



Schichtenprofil bei der Grube Anna in Kraxteppellen.

Seehöhe, steigt nördlich von Kraxteppellen aber wieder auf 6 m, um dann bei Palmnicken auf etwa 14 m unter den Meeresspiegel zu fallen. Dann sinkt die blaue Erde nach Süden zu immer mehr, bei Nordems liegt sie bereits in 25 m Tiefe, um sich weiterhin in noch größere Tiefe zu verlieren.

Die Lagerung der blauen Erde ist auch sonst nicht etwa eine gleichmäßig horizontale, sondern eine dem welligen Charakter der Landschaft sich anschließende; die technischen Schwierigkeiten bei der scheinbar einfachen bergmännischen Gewinnung des Bernsteins sind deshalb nicht zu unterschätzen. Natürlich setzt sich die blaue Erde auch unter der See bis zu jener Linie fort, wo sie durch die zunehmende Wassertiefe abgeschnitten wird.

Ihren Namen trägt die blaue Erde eigentlich nicht zu Recht, denn im trockenen Zustand ist sie mehr oder minder graugrün, und aufgeweicht nimmt sie eine fast schwarze Farbe an. Diese Färbung erhält die tonige Sandmasse durch das in ihr enthaltene Glaukonit, ein körniges, grünliches Mineral. Mit der Heimat dieses glaukonitischen Sandes hat daher auch der Bernstein seine Heimat gemeinsam, und da man die Ursprungsstätte des Glaukonits ungefähr in der Gegend zwischen den Inseln

Bornholm, Gotland und Oesel, vielleicht auch etwas näher der samländischen Küste vermutet, so hätten wir also dort das alte Land der Bernsteinbäume zu suchen.

Zu Tage tretend, sich also über den Seespiegel erhebend, finden wir die blaue Erde nur an einigen Stellen der samländischen Küste. Am Westufer befindet sich die einzige Stelle südlich von Brüsterort; hier wurde die längst eingegangene Rosenorter Bernsteingrube angelegt. Am Nordstrand erhebt sich die blaue Erde von der Detroit Schlucht bis hinter Rauschen bis in Meereshöhe und wird an einzelnen Stellen als schmaler Streifen sichtbar. Der mächtige Kessel der Sassauer Grube, wie auch die alte Grube an der Wangnicker Spitze, sind abgebaute Vorkommen der blauen Erde. Westlich des Lachsbaehes bei Neukuhren bezeichnen die jetzt bewachsenen Schutthalden in der Nähe des Hafens die Lagerstellen der blauen Erde. Etwa 0,5 km östlich des Rantauer Baches tritt sie nochmals zu Tage, und landeinwärts auf dem Rantauer Feld fand man in 4,7 m Höhe über dem Seespiegel einen sehr guten Bernstein; schließlich treffen wir die blaue Erde noch 1,5 km östlich des Alknicker Baches, wo auch nach Bernstein gegraben wurde. Im Innern des Samlandes wurde die blaue Erde durch Bohrungen namentlich bei Thierenberg und am Kauster festgestellt.

Neben der blauen Erde sind auch weitere Schichten mehr oder weniger glaukonithaltig; sie bilden insgesamt als das Oligocän die ältere Formation des Tertiärs. Auf einer etwa 30 m hohen Letten- und Sandschicht ruhend, werden sie wieder von der ältesten im Samland erbohrten Erdschicht, „dem Kreideboden“, getragen. Zaddach führt folgende Schichten an, deren Bezeichnungen auch den Bernsteingräbern bekannt sind und von ihnen angewendet werden:

Wilde Erde = tonige, glaukonitische

Quarzsande,

die blaue oder Bernsteinerde,

der Treibsand = ein reiner Quarzsand,

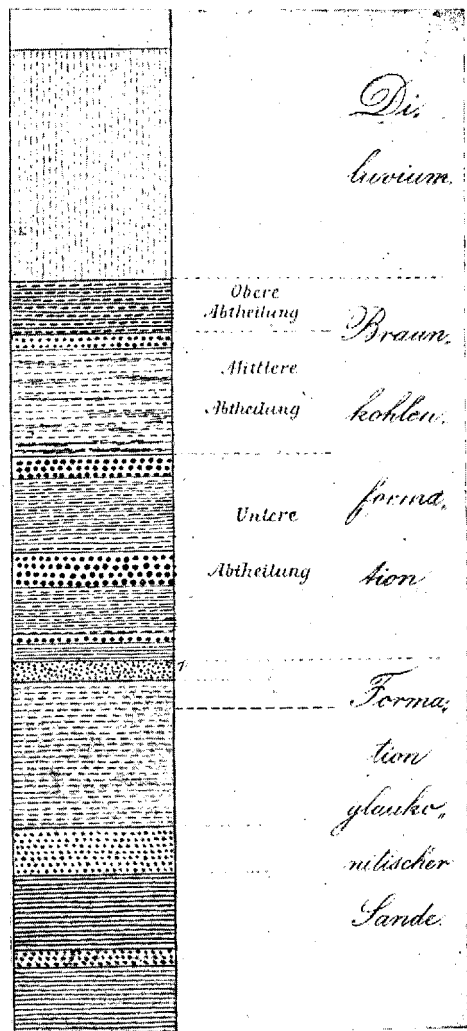
der Krant = glaukonitische, felsige, verwitterte Quarzsande,

die grüne Mauer = glaukonitische Quarzsande,

die weiße Mauer oder Bockserde = reine Quarzsande, und

die gestreiften Sande = glaukonithaltige Quarzsande.

Von diesen Schichten enthalten die wilde Erde, der Treibsand und der Krant noch versprengten Bernstein. Die wilde Erde und der Treibsand sind meist sehr wasserhaltig und können dem Abbau der selbst wenig wasserdurchlässigen blauen Erde sehr unangenehm und selbst völlig hinderlich werden.



Schichten des samländischen Tertiärs.
Nach Zaddach.

Reich sind die blaue Erde und die überlagernden Schichten an Versteinerungen und Tierresten, so von Taschenkrebsen und Hummern; selbst Haifisch- und Walfischwirbel findet man in ihnen.

Die jüngeren tertiären Schichten bilden als das Miocän die Braunkohlenformation. Sie sind die Reste von Wäldern aus der Bernsteinzeit, als im Samland noch kein Mensch wandelte und ein tropisches Klima herrschte. In dieser Formation fand man bei Palmnicken und Groß-Hubnicken Baumreste von 25 m Länge, selbst die Reste eines Palmenbaumstammes entdeckte man bei Rauschen. Von der See ausgeworfene Stücke dieses versteinerten Waldes kann man häufig am Strande auflesen. Besonders wichtig ist die Braunkohlenschicht daher für den Botaniker, der in ihr wichtige Aufschlüsse über die nördliche Flora der Tertiärzeit findet.

Bemerkenswert sind in der Braunkohlenformation die sich zeigenden Eisenbanken, mehrere Fuß starke grobkörnige Quarzsandschichten, die durch einen stark eisenhaltigen Ton zusammengehalten werden. Aus ihnen stammt das vielfach zu beobachtende rötliche Wasser, das man aus den Uferbergen tröpfeln sieht. Die auf einer Lettenschicht, der sogenannten Bockserde, lagernde Braunkohlenschicht dem Verbrauch zuzuführen, dürfte nach den bisher vorgenommenen Mutungen ziemlich erfolglos bleiben, da sie sich nirgends als abbauwert zeigt. Früher versuchte man die Braunkohle der bernsteinführenden Schichten an Stelle von Umbrabraun in der Malerei zu verwenden.

Alle tertiären Schichten liegen in flachen Lagerungen, die aber nicht ununterbrochen auftreten, sondern vielfach durch diluviale Auswaschungen voneinander getrennt werden. Daß sie aber alle einst vom Meere überspült wurden, beweisen die erwähnten Funde von eingeschwemmten Versteinerungen der verschiedensten Meerestiere. Danach lebten in dem alten Tertiärmeer besonders drei Muschelarten, unter denen die Auster so zahlreich war, daß man am Zipfelberg bei Groß-Kuhren eine förmliche Austernbank feststellen konnte. Daneben finden sich Reste von Rochen, Krustentieren und Schnecken; selbst einen Saurierzahn entdeckte man in der alten Sassauer Bernsteingrube.

Das bedeutendste Vorkommen des samländischen Tertiärs trifft man auf der Strandstrecke zwischen Kreislacken und der Annagrube in Kraxtepellen, wo man seine Schichten an den Seebergen und in den von den Bächen ausgespülten Schluchten beobachten kann; an der Nordküste finden wir mächtige tertiäre Schichten auch von der Collisschlucht bis zum Zipfelberg.

Ueber dem Tertiär liegt das aus Schichten von nordischen Sanden und Geschiebemergel bestehende Diluvium, in dem große Granitblöcke eingelagert sind, die, von der See aus ihren Lagern gewaschen, den Strand fast auf seiner ganzen Länge begleiten.

Weise sagen: Heliaden
Weinten einst im goldenen Hain
Um den Bruder an Gestaden,
Und die Träne ward zu Stein.

L. Rhesa.

Aus dem „Lied der Bernsteinfischer“.

Der Bernstein des Samlandes.

Die Nachrichten über die Entstehung des Bernsteins beginnen mit einer schönen Sage aus der griechischen Götterwelt. Phaeton, der Sohn des Helios, hatte sich von seinem zunächst widerstrebenden Vater die Erlaubnis erwirkt, auch einmal die feurigen Rosse des Sonnenwagens lenken zu dürfen. Seine Kraft erwies sich aber als zu schwach dafür; der Wagen kam aus seiner Bahn und steckte Himmel und Erde in Brand. Vom Blitz des erzürnten Jupiter getroffen, stürzte Phaeton in die Fluten des Eridanos. Tiefe Trauer um Phaeton erfüllte seine Schwestern, „die Heliaden“, die das Mitleid der Götter zu Pappeln an den Ufern des Flusses verwandelte; aber noch in dieser Gestalt weinten sie Tränen, die sich zu dem „Electron“ verhärteten. Auch Ovid läßt den Bernstein den goldleuchtenden Augen der Töchter des Sonnengottes entquellen, Homer aber erklärt dann das Vorhandensein des Flusses Eridanos für eine Fabel. Aristoteles (340 v. Chr.) schließt aus den in dem Electron vorkommenden Insekten, daß sein Stoff flüssig den Bäumen entquollen sei.

Die Bedeutung des griechischen Namens Electron ist nicht recht nachweisbar. Man versucht ihn sowohl auf die glänzende Eigenschaft, als auch auf die geheimnisvolle Anziehungskraft des Bernsteins zurückzuführen, die ihm in alter Zeit auch den Ruf als Schutz- und Wehrstein eintrug. Vielleicht stammt der Name von „gintar“, der altpreußischen Bezeichnung für den Bernstein: der Litauer nennt noch heute das Harz des Fichtenbaumes „gintar“ und das der Rottanne „allektar“, und „gentares“ bedeutet ausdrücklich „heilkräftiger Stein“. Die Möglichkeit dieses Ursprunges ist nicht von der Hand zu weisen; wir hätten dann die Wurzel des Namens für die geheimnisvolle, den Erdball umspannende Kraft, die „Elektrizität“, letzten Endes im Samland, der Heimat des Bernsteins und in diesem selbst zu suchen.

Die Römer Plinius und Tacitus nennen den Bernstein „succinum“, d. i. Saftstein. Sie beschreiben eingehend seine Herkunft und erwähnen, daß Fichtenbäume die Spender des Bernsteinharzes seien. Daraus hat man in neuerer Zeit die Bezeichnung „Succinit“ für denjenigen Bernstein abgeleitet, der die charakteristische Erscheinung des samländischen Bernsteins, die Bernsteinsäure, aufweist. Plinius überliefert uns auch die altägyptische Bezeichnung „Sakal“ für den Bernstein.

Das Wort Bernstein leitet sich von dem niederdeutschen bönnen = brennen her, da er sich leicht entzünden läßt, in älteren Schriften heißt er daher auch stets Börnstein oder Burnstein. Danach wäre die richtige Benennung eigentlich Brennstein, wie sie z. B. auch Martin Opitz dichterisch verwertet: „Die Myrrha wirft ihn mit schönem Brennenstein, der von der Träne Bach ihr soll geflossen sein.“ Sehr hübsch, wenn auch nicht zutreffend, ist der Versuch, den Namen Bernstein mit „Berenike“, der Tochter des Ptolomäus, in Verbindung zu bringen. Berenike bedeutet Siegbringerin, und tatsächlich galt ja der Bernstein auch im Altertum als siegbringender Stein.

Seine früher besonders in Süddeutschland übliche Bezeichnung als Agstein dürfte mit der auch für den Agat oder Achat gebräuchlichen in Zusammenhang stehen.

Im Polnischen heißt der Bernstein „Bursztyn“, es gibt also keine Benennung slavischen Ursprunges dafür, woraus man schließen kann, daß Slaven nie an der samländischen Küste heimisch waren, was hoffentlich auch in aller Zukunft nie der Fall sein wird.

Wenn auch Aristoteles den Bernstein als Baumharz richtig erkannt hatte, so herrschten doch im Altertum die verschiedensten Ansichten über seine Herkunft, und man hielt ihn für eine tierische Ausscheidung, verdichteten Sonnenäther oder für Bergnaphta. Noch im achtzehnten Jahrhundert findet man die abenteuerlichsten Vermutungen über seine Entstehung; so soll er als eine weiche Masse Bernsteinquellen in der See entstammen. Bekannt ist die Erzählung, nach der der Bernsteinmeister Hermann von Auffenberg 1332 in diese weiche Masse einen Brief gesteckt haben soll, der dann in die See geworfen, im Jahre 1498 wiedergefunden wurde. Dann hielt man den Bernstein für das Werk einer großen Waldameise und für den durch Vitriol verhärteten Honig von wilden Bienen. Ein anderer vermutete in dem Bernstein einen ehemals den Bäumen entströmten Dampf, der in der Luft sofort verhärtete. Bezweifelt wurde auch von Georg Agricola im Jahre 1546, daß der Bernstein ein Baumharz sei, „da ihn ja das Meer an die Küste werfe und in diesem keine Bäume wüchsen“. Caspar Schütz ist noch um 1600 der Auffassung, daß der Bernstein in blauen feurigen Strahlen in die See geworfen sei. Dieses Jahrhundert kann sich überhaupt nicht genug tun in allerlei Vermutungen über die Herkunft des Bernsteins, und 1640 wandte sich sogar die englische Akademie an den damals bekannten Danziger Forscher Hevelius mit der Frage, ob der Bernstein der Schweiß oder der Dampf des Meeres sei. Kircher, ein Würzburger Gelehrter um die Mitte dieses Jahrhunderts, nennt den Bernstein ein Wunder der Natur, einen Schleifstein des Verstandes, einen Irrgarten und unzugänglichen Abgrund der Weltweisen.

Noch der berühmte Linné, gestorben 1778, war über die Entstehung des Bernsteins, den er für tierischen Ursprunges hält, im unklaren, und auch unser heimischer Naturforscher Bock, trotzdem er 1767 die richtige Erklärung für die Herkunft des Bernsteins gebracht hatte, schreibt in seiner 1784 erschienenen Naturgeschichte Preußens, daß der Bernstein durch Verbrennung aus den heimischen Tannen und Fichten entstanden sei, verlegt jedoch die Heimat des Bernsteinbaumes in die Gegend der Karpathen. Die von Bock wieder festgestellte Eigenschaft des Bernsteins als fossiles Baumharz blieb nunmehr die herrschende, die eigentliche Erforschung der Entstehung und der Eigenschaften des Bernsteins blieb aber der neueren deutschen Wissenschaft vorbehalten.

Danach ist der Bernstein das fossile Harz einiger in der Tertiärzeit weit verbreiteten Nadelholzarten, insofern ist er nicht nur ein dem Samlande eigentümliches Naturprodukt, sondern wird auch sonst an vielen Orten der Erde gefunden. Die Urheimat des den samländischen Bernstein liefernden Waldes war der Boden der Kreidezeit, der bei Beginn der Tertiärzeit im Bereich der Ostsee zu Tage trat und sich als skandinavisches Festland bis zum heutigen Samland erstreckte. Ganz anders war damals, bei einer fast tropischen Vegetation, dort die Verteilung von Land und Wasser. Auf den Grünsandschichten dieser Kreideformation wuchsen die Bernsteinbäume. Außer ihnen wuchsen, wie die im Bernstein vorkommenden Blatteinschlüsse beweisen, aber auch Eichen, Lebensbäume, Palmen und andere Pflanzen, die teilweise noch heute in Japan und Südamerika vorkommen. Die Bernsteinbäume selbst sind jedoch, soweit bekannt, von der Erde verschwunden.

Wie lange dieser Bernsteinwald gestanden, und in welchen Zeiträumen der

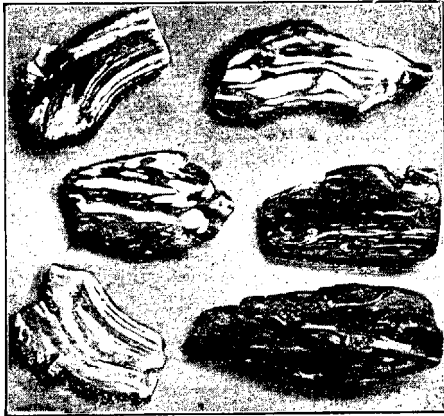
Bernstein entstand, läßt sich auch nicht annähernd berechnen, jedenfalls erstreckte sich das Bestehen des Waldes, bis ihn sein Schicksal ereilte, auf lange Zeitperioden. Als die Kreideformation sich senkte und der alte Waldboden in den Bereich der Wellen kam, geriet mit den Bäumen auch das Harz in das Wasser, und ihre zerstörten Reste wurden von der See in der als blaue Erde bekannten Erdschicht abgelagert, worin sie sich in der Hauptsache noch heute befinden. In der Bernsteinschicht fehlt jedes Anzeichen dafür, daß auf ihr selbst einst der Bernsteinwald stand. Da der Bernstein nur in den Sanden und Tonen der der Braunkohlenformation vorangehenden tertiären Schichten in regelmäßigen Lagerungen vorkommt, so kann man ziemlich sicher annehmen, daß, wo diese anstehen, auch Bernstein zu finden ist.

Den Grund für die Erforschung des Bernsteinbaumes legte Johann Ch. Aycke in Danzig, der ihn nach den vorkommenden Holzteilen festzustellen versuchte. Diese Holzteile werden in versteinertem Zustand mit dem Bernstein zusammen gefunden, Nadelfunde der Mutterpflanze gehören jedoch zu den größten Seltenheiten. Durch die Professoren Berendt in Königsberg und namentlich Göppert in Breslau wurde dann 1840 als wahrscheinliche Stammpflanze des Bernsteins die „*Pinites succinifer*“ festgestellt. Besonders eingehend hat aber in neuerer Zeit Hugo Conwentz sich mit dieser Frage beschäftigt und sie auch zu einem gewissen Abschluß gebracht. Danach sind es vier Kiefernarten und eine Fichtenart, die er unter dem Sammelnamen „*Pinus succinifera*“ zusammenfaßte, die für die Bernsteinabsonderung in Frage kommen. Den wirklichen Bernsteinbaum zu finden, ist also auch Conwentz nicht gelungen.

Die Harzabsonderung der Bernsteinbäume erfolgte unter den verschiedensten Umständen, die auch von Einfluß auf die Form und den Charakter des Bernsteins wurden. So sind die zwischen Baum und Rinde entstandenen Stücke plattenförmig, sie gelten als besonders wertvoll. Ausscheidungen am Stamm ergaben flachknollige Stücke, deren innere Seiten oft noch die Abrundung des Baumes zeigen. Besonders häufig sind die sogenannten Schlauben, diejenigen Stücke, die unter dem Einfluß der Sonne aus mehrfach übereinandergeflossenen Harzschichten entstanden, und die auch in dieser Flußrichtung leicht auseinanderbrechen, wenn sich die einzelnen Schichten nicht eng miteinander verbanden. Oft ballte sich der Bernstein auf zu großen Tropfen, die, herabstürzend, sich an ihrer unteren Seite abplatteten. Die besonders an Wundstellen der Bäume reiche Harzabsonderung führt Conwentz auf Verletzungen der Rinde durch äußere Einflüsse zurück, die die Bernsteinbäume krankhaft werden ließen. Nach Klebs war die Harzabsonderung der Bernsteinbäume im allgemeinen nicht stärker als die der jetzigen Coniferen, und nur die Jahrtausende schufen in den Urwäldern die Masse des Bernsteinharzes. Eingehend beweist dieses Klebs durch Vergleichen mit unserer Rottanne oder Fichte, die er jahrelang beobachtete. Danach ist der Ertrag eines Fichtenbaumes bei einem dreißigjährigen Durchschnitt und bei vier bis vierzehn Pfund jährlich insgesamt etwa drei Zentner Harz.

Im Laufe großer Zeiträume sanken die Bernsteinbäume zu Boden und bildeten Schichten von bedeutender Stärke. Das abgetropfte Harz verkittete sich dann auf dem Waldboden mit den Resten der Bäume, mit Blüten und Blättern zu einer festen Masse, die dem Forscher ein einigermaßen klares Erkennen der damaligen Baumwelt ermöglichen. Ursprünglich floß das Harz trübe aus den Bäumen, erst durch den Einfluß der Sonne wurde es mehrfach umgeschmolzen und erhielt dadurch die jetzige Farbe und Klarheit. Eine Bestätigung für die letztere Anschauung kann man vielleicht darin finden, daß z. B. eine Bernsteinspitze aus trübem Bernstein durch die Wärmewirkung beim Rauchen mit der Zeit immer klarer und durchsichtiger wird.

Die Trübung des als Bastard oder Knochen bezeichneten undurchsichtigen Bernsteins wurde durch die Mischung des Harzes mit dem Wassergehalt des Baumes verursacht. Hierdurch entstanden kleine im Bernstein eingeschlossene Luftbläschen, deren mehr oder minder große Anzahl die verschiedenen Farben des Bastardsteines ergeben. Am zahlreichsten sind sie im knochigen Stein, Klebs berechnet ihre Anzahl in einem einzigen Kubikzentimeter auf etwa 900 000. Die Zahl verringert sich dann natürlich je nach der Durchsichtigkeit, aber selbst in dem flohmigen Bernstein beträgt sie noch etwa 600 auf den Kubikzentimeter. Bernsteinstücke mit noch größeren Bläschen bröckeln leicht, sind nicht mehr polierfähig und eignen sich daher nicht zur Verarbeitung; man nennt sie „schaumiger Bernstein“.

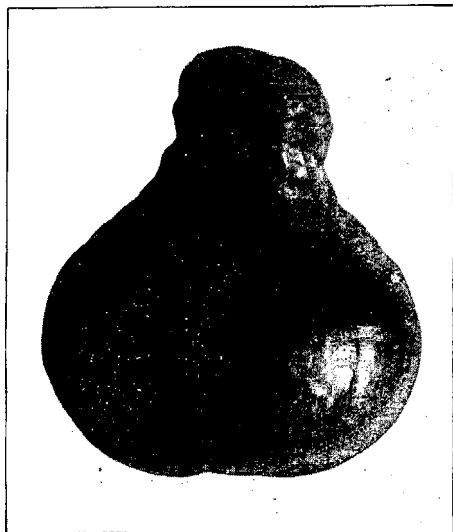


Bernsteinschrauben

aus wechselnden Lagen von geklärten und ungeklärten Flüssen, längs und quer geschnitten.

Bernsteinsammlung d. Universität Königsberg.

man doch Bernsteinklumpen von bedeutender Größe gefunden. Bereits Plinius erzählt von einem 13 Pfund schweren Bernsteinstücke, das nach Rom gekommen sei. 1665 wurde bei Brüterort ein 17 Pfund schweres Stück gefunden, für das 5000 Taler gezahlt wurden. 1719 fand man bei Groß-Hubnicken ein 14pfündiges Stück, und in Madrid soll sich aus älterer Zeit noch ein Bernsteinstück von 8 Pfund befinden.



Größter bisher bekannter Bernsteintropfen.

Bernsteinsammlung d. Universität Königsberg.

Die Einwirkungen der See auf den Bernstein waren nicht bedeutend, und die meisten Stücke haben noch ihre Formen, die ihnen die Natur ursprünglich gab. Nur die weichen Ecken und Kanten beweisen, daß er vor seiner Einlagerung in der See herumgewälzt wurde.

Wenn auch die zumeist vorkommenden Stücke nur kleineren Umfanges sind, so hat

man doch Bernsteinklumpen von bedeutender Größe gefunden. Bereits Plinius erzählt von einem 13 Pfund schweren Bernsteinstücke, das nach Rom gekommen sei. 1665 wurde bei Brüterort ein 17 Pfund schweres Stück gefunden, für das 5000 Taler gezahlt wurden. 1719 fand man bei Groß-Hubnicken ein 14pfündiges Stück, und in Madrid soll sich aus älterer Zeit noch ein Bernsteinstück von 8 Pfund befinden. Das größte zurzeit existierende Bernsteinstück im Gewicht von 13 Pfund $15\frac{3}{4}$ Lot befindet sich im Mineralogischen Museum in Berlin. Es wurde im Jahre 1803 auf dem Gute Schlapacken im Kreise Gumbinnen gefunden, also an einer nichtprimären Lagerstätte. Der glückliche Finder erhielt damals vom König 1000 Taler. Das in der Königsberger Bernsteinsammlung befindliche Stück hat ein Gewicht von 3,86 Kilogramm und wird bereits auf 120 000 Mark geschätzt, steigt doch mit der Zunahme der Größe auch der Wert des Bernsteins ganz bedeutend. Früher verglich man Stücke von mittlerer Größe mit dem Wert des Silbers und den der großen Stücke mit dem des Goldes. Von dem in Palmnicken bisher gefundenen Bernstein wog das größte Stück 3 Kilogramm; eins in gleichem Gewicht fand man kürzlich beim Legen von Röhren; es ist dort vermutlich vergraben worden.

Aber nicht nur in der blauen Erde, sondern auch in den überlagernden Schichten des jüngeren Tertiärs, den gestreiften Sanden, findet man Bernstein. Diese Nester wurden die Ursache der ersten Versuche, den Bernstein durch Bergbau zu gewinnen. Man will in diesen Vorkommen die Restbestände des alten Bernsteinwaldes erblicken, die sich in die Zeit nach der Bildung der blauen Erde hinübergerettet hatten. Zusammen mit dieser bilden sie die primären Lagerstätten des Bernsteins. Da man aber auch im Diluvium und selbst in der jüngsten Erdschicht, dem Alluvium, Bernstein findet, und zwar an weit von der samländischen Küste liegenden Orten, so erscheinen die früheren Zweifel an der Herkunft und dem Entstehen des Bernsteins berechtigt. Neuere Forschungen haben nunmehr aber festgestellt, daß der Bernstein hier niemals in gleichmäßigen Schichten abgelagert vorkommt, sondern daß er in diese Fundstellen durch äußere Einwirkungen verschleppt worden ist.

Die riesigen Eismassen, die einst über das ganze norddeutsche Tiefland vordrangen, zerstörten auf ihrem Wege auch ältere Bernsteinlager und trugen ihre Reste an diese als Bernsteinnester bezeichneten Stellen. So dürften ganze mit Bernsteinbäumen bestandene Inseln in das spätere Tertiär gelangt und dann auch vom Meer bedeckt worden sein. Der an seiner dicken dunkelroten Verwitterungsrinde erkennbare und besonders geschätzte Bernstein des Diluviums kann durch die Schmelzwasser des Inlandeises an seine Fundstätten getragen worden sein.

Solche diluvialen Bernsteinnester fand man im Samland u. a. bei Nuskern, Polwitten und auf dem Rantauer Felde. Weitere Bernsteinfunde machte man bei einem Brunnenbau in Cranz und beim Bau des Forts Quedenau bei Königsberg; es sind die östlichst gelegenen Fundstellen im Samland.

Unter den Fundstätten des Bernsteins im Alluvium außerhalb des Samlandes ist die bekannteste die bereits 1523 als „Bernsteinbruch“ bezeichnete Wiese in Szudnaggen bei Prökuls. Die Ausnutzung dieses Bruches wurde 1857 durch den Memeler Gastwirt Wilhelm Stantien wieder aufgenommen. Um auf die bernsteinführende Schicht zu gelangen, stach man in einer Tiefe von etwa 5 m viereckige Gruben von 6 Fuß Breite und 20 Fuß Länge aus; noch 1865 ergab diese Gräberei an 1000 Pfund Bernstein. Erstmalig finden wir hierbei auch den gleichfalls in Memel wohnenden Kaufmann Moritz Becker erwähnt, der zunächst Angestellter von Stantien war, aber bald darauf sein Teilhaber wurde. Die Einlagerung des Bernsteins in dieser Gegend erfolgte zu jener Zeit, als die Nehrung noch nicht bestand, und die ganze Gegend noch Seeufer war. Mit den Tangmassen, wie sie noch jetzt an der samländischen Küste zu beobachten sind, angespült, bildeten sich dort förmliche Bernsteinlager, die im Verlaufe späterer Zeiten durch weitere Erdschichten bedeckt wurden.

Auch der im südlichen Masuren in der Puppenschen und Korpellenschen Forst vorkommende Bernstein, dessen Lagerungen eine Fortsetzung im nördlichen Polen finden, ist sehr bekannt geworden, umso mehr, als hier der sogenannte blaue Bernstein oder Judenstein vorkommt, der im Wert am höchsten geschätzt wird. Diese Lagerstätten sollen bereits zur Zeit des Plinius bekannt gewesen sein. Auch Philemon schreibt, daß der Bernstein in Scythien an zwei Stellen gewonnen werde, die man in den Fundorten bei Praschnitz und Ostrolenka im nördlichen Polen wiedererkennen will. Aber erst im Jahre 1811 wurden die masurischen Lager wieder neu entdeckt. Da sich die Bauern des Bernsteins bemächtigten und ihn über die nahe Grenze nach Polen verschleppten, ließ die Regierung die Landwehr dagegen einschreiten. Die Ausbeutung dieser Lager wurde dann von der Regierung für die Summe von 200 Talern dem

Pächter des Seestrandes, Douglas, übertragen, an den z. B. aus dem Rentamt Willenberg allein im Jahre 1824 3258 Pfund Bernstein abgeliefert wurden. Noch 1840 waren in Masuren an 60 Gruben in Betrieb, und die bei Friedrichshof brachte noch in den fünfziger Jahren für 3—4000 Taler Bernstein. Größere Bernsteinvorkommen waren u. a. noch in Schillgehnen bei Braunsberg, wo für das Recht der Ausbeutung 400 Dukaten gezahlt wurden, und in Glückau südlich Danzigs. In der hier schon seit 200 Jahren bestehenden Grube fand man auch ein Stück von 11½ Pfund Gewicht. Alle derartigen Umlagerungen sind aber versprengte Fundstellen, deren Auffindung von einem Zufall abhängig ist, und die sich auch meistens bald erschöpfen.

Selbst in der See sollen sich Umlagerungen oder doch wenigstens verschiedene nicht zusammenhängende Lager von Bernstein befinden, deren Qualität untereinander verschieden ist. Geübte Bernsteinkenner sehen es daher jeder größeren, Menge sofort an, an welcher Stelle des Strandes sie geschöpft wurde.

Auch der an der westpreußischen und pommerschen Küste gefundene Bernstein dürfte aus den samländischen Lagern herrühren, da Anhalte dafür fehlen, daß sich dort Bernsteinlager in der See befinden; sie müßten sich denn viel weiter und tiefer als an der samländischen Küste in der See gebildet haben. Der an der dortigen Küste gefundene Bernstein gilt als besonders gut, da nur ein fester Stein die lange Wanderung verträgt, ohne zertrümmert zu werden. Das klassische Bernsteinland aber, von dem alle diese Ausstrahlungen ausgehen, ist und bleibt das Sanland.

Die Einschlüsse des Bernsteins.

Das den Bernsteinbäumen entströmende Harz dürfte infolge der damals herrschenden Wärmeverhältnisse sehr dünnflüssig gewesen sein, hatte aber wohl die Eigenschaft, in kürzester Zeit zu erhärten. Als Beweis dafür sind die zahlreichen Einschlüsse von Insekten und Larven, sowie anderer kleiner Lebewesen anzusehen, die uns in großer Anzahl und in einer solchen Schärfe und Lebensfrische überliefert sind, daß sie in der ganzen fossilen Tierwelt nicht ihresgleichen haben. Die zartesten Einzelheiten der Tiere sind noch jetzt dem Auge in erstaunlicher Weise sichtbar; man sieht die kleinste Mücke mit ausgespannten Flügeln in regsamster Tätigkeit und findet den Springkäfer im Augenblick des Sprunges. Selbst bei intimen Lebensgewohnheiten finden wir die Tiere durch das überströmende Harz überrascht; alles dieses erscheint unmöglich, wenn das Harz dickflüssig gewesen wäre.

Die Einschlüsse bildeten sich meist durch das Anfliegen der Insekten an das Harz der Stämme und Aeste, das als sogenannte Schlauben denn auch die meisten Einschlüsse enthält, wurden doch unter 19700 kg Schlauben 1802 kg mit Einschlüssen gezählt. Die Tiere blieben haften, konnten nicht wieder los und wurden von dem überströmenden Harze völlig eingeschlossen. Den Beweis für diesen Vorgang sieht man an dem Schimmel, der sich bei manchen Insekten vor dem Ueberfließen gebildet haben muß.

Da man sonst nirgends die Zeugen der Kleintierwelt längst vergangener Zeiten so vorzüglich wie in den Bernsteineinschlüssen erhalten findet, geben diese dem Forscher die Möglichkeit, diese jetzt meist nicht mehr vorkommenden Insektenarten kennen zu lernen. Was das Auge aber von ihnen wahrnimmt, ist eigentlich nur noch ein Abbild der Tiere selbst, denn schneidet man einen Einschluß durch, so findet man, daß nur die alleräußerste feinste Schicht erhalten blieb, alles Stoffliche der Tiere aber verschwunden ist.

Die Erforschung dieser Einschlüsse beschäftigt nun schon seit Jahrzehnten eine

Reihe angesehener Gelehrter des In- und Auslandes, ohne daß die Arbeiten darüber als abgeschlossen zu betrachten sind. Bis jetzt hat man bereits an 2000 verschiedene im Bernstein vorkommende Tierarten festgestellt. Sie umfassen die Haut-, Netz- und Gradflügler, Käfer und Schmetterlinge, ja selbst eine Flohart, die noch heute in Ostpreußen vertreten ist. Netzflügler hat man z. B. in 152 z. T. noch heute bekannten Arten, Käfer in 452 Gattungen festgestellt. Von Reptilien fand man bisher nur den Einschluß einer Eidechse, die einer in Afrika lebenden Art gleicht.

Als Hauptsammelpunkt aller dieser Seltenheiten ist die Bernsteinsammlung der Königsberger Universität anzusehen, in der sich allein über 70 000 verschiedene Einschlüsse befinden. Zur besseren Erhaltung werden die wertvolleren Stücke mit einer durchsichtigen Lösung von Harzen umschlossen; sie bilden das Erstaunen jedes denkenden Beschauers. Diese Bernsteinsammlung ist überhaupt — nachdem ihr 1903 auch das Stantien und Beckersche Bernsteinmuseum angeschlossen wurde, die bei weitem bedeutendste und lehrreichste aller derartigen Sammlungen, und kein Freund unseres wertvollsten heimischen Minerals sollte es versäumen, sie kennen zu lernen, ist sie doch mehr als alle Schriften in der Lage, die Kenntnis des Bernsteins zu vermitteln. Weitere bedeutende Bernsteinsammlungen besitzen noch das Geologische Museum und das Museum für Meereskunde in Berlin und das Provinzialmuseum in Danzig. Vergeblich aber sucht man nach einer Stelle, an der alle mit der Geschichte, der Gewinnung, der Verarbeitung usw. zusammenhängenden Gegenstände oder Abbildungen vereinigt der Nachwelt aufbewahrt werden.

Es erscheint naheliegend, daß sich auch die Fälschung dieser Einschlüsse bemächtigte, tatsächlich wird auch von derartigen Nachahmungen berichtet. Wenn aber eine dieser Einschlußfälschungen sogar einen kleinen Fisch enthielt, so war die Fantasie seines Herstellers doch zu ausschweifend gewesen.

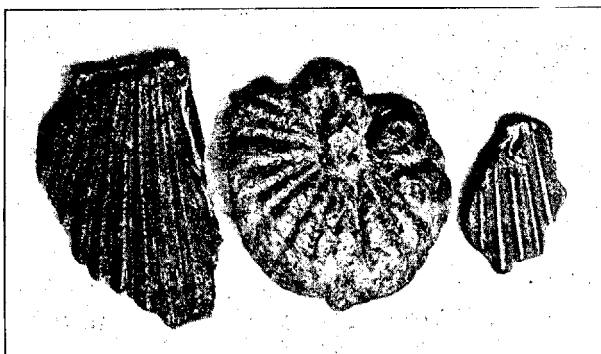
Weniger zahlreich sind mit etwa 160 Arten die im Bernstein vorgefundenen Pflanzen- und Baumreste. Auch diese Einschlüsse entstanden durch Anwehen, und was unser Auge von ihnen wahrnimmt, ist, wie bei den Insekteneinschlüssen, nur



Mücke mit im Todeskampf erzeugten Schlieren im Bernstein.

Aufnahme Schellwin.

Bernsteinsammlung der Universität Königsberg.



Bernstein mit Abdrücken von Palmbältern.

Bernsteinsammlung der Universität Königsberg.

noch ein von der Natur gefertigter Abdruck. Unter diesen Einschlüssen sind natürlich die bemerkenswertesten die Nadeln des Bernsteinbaumes, und die, wenn auch stark verwitterten, Reste des vermutlichen Bernsteinbaumes. Daß zur Zeit des Bestehens des Bernsteinwaldes wesentlich andere klimatische Verhältnisse bestanden, die sich durch eine um etwa 9 Grad höhere Wärme von der Jetztzeit unterschieden, beweisen weitere Einschlüsse, wie die Blüten der Dattelpalme und Abdrücke ihrer Blätter, ferner die haselnußartigen Blüten des Zimmetbaumes und Reste anderer tropischer Pflanzen.

Die Einschlüsse der Insekten im Bernstein haben schon seit alter Zeit die Menschen zur Nachdenklichkeit und zur Bewunderung der Natur gezwungen. So schilderte der im ersten Jahrhundert nach Christi lebende römische Dichter Martial einen Einschluß in poetischer Form:

Während ein Ameiselein in Phaëtons Schatten umherschweift,
Legte der Bernsteinsaft sich um das winzige Wild.
Seht! das Tierchen, verachtet so lang es sich freute des Lebens,
Jetzt erst nach seinem Tode wurd' es ein köstlicher Schatz.

Martial berichtet auch von einem Stück Bernstein, worin drei Bienen eingeschlossen waren. Dieses Stück soll viele Jahrhunderte später in den Besitz des Papstes Urban VIII., gestorben 1644, gelangt sein, der nach ihm drei Bienen in seinem Wappen führte.

Bekannt ist der Ausspruch Kants, der an seiner Uhr einen Anhänger aus Bernstein trug, in den eine Fliege eingeschlossen war. In einer Gesellschaft, in der von Veränderungen der Erdoberfläche die Rede war, wies er auf dieses Bernsteinstück mit den Worten hin: „Wie groß würde unsere Kenntnis darüber sein, wenn du erzählen könntest, wie es zu deiner Zeit war“.

Packend hat Felix Dahn das Schicksal eines Bernsteineinschlusses geschildert. Durch phöniciische Händler gelangt das Stück an die Königin von Saba, die es als Mantelspange, in Silber gefaßt, dem Salomo sendet. Durch Titus kommt die Spange zurück nach Rom, dann durch den Vandalenkönig Geiserich nach Carthago und schließlich von dort als Beutestück nach Byzanz. Hier fällt der Bernstein in die Hände eines Kreuzfahrers, der ihn nach Frankreich bringt. Aus dem Familienerbe erhält ihn als Geschenk ein Offizier aus dem Samland, der ihn wieder in seine Heimat bringt, von der er vor dreitausend Jahren erst seine Fahrt angetreten.

Höchst beachtenswert sind die in neuester Zeit gemachten Versuche des französischen Forschers Galippe, dem es gelang, im Bernstein Bakterien festzustellen. Auf entsprechenden Nährboden gebracht, entwickelten sich aus kleinen Bernsteinstückchen nach achtundvierzigstündiger Brutdauer wieder diese kleinsten aller Lebewesen und zeigten sich in voller Bewegung; die vielen Jahrtausende konnten ihre Lebenskraft nicht zerstören.

Die Eigenschaften des Bernsteins.

Der den Mineralien zugezählte Bernstein ist durch die verschiedensten Eigenschaften bemerkenswert. Am bekanntesten ist seine durch Reibung entstehende Anziehungskraft auf leichte Gegenstände, die mit ein Grund war, daß man ihn früher als Heil- und Schutzmittel besonders schätzte. Sehr hübsch schildert diese Kraft ein chinesischer Lobredner des Bernsteins: „Sie ist wie ein Windhauch, der den Bernstein geheimnisvoll durchweht, und der sich pfeilschnell den kleinen sich dem Bernstein nähernden Teilchen mitteilt.“

Der hohe Schmelzpunkt, fast völlige Unlösbarkeit, der Gehalt an Bernsteinsäure und eine gewisse Härte sind für die Wissenschaft die charakteristischen Erkennungszeichen des samländischen Bernsteins oder des „Succinitis“. Der Schmelzpunkt liegt je nach der Art des Bernsteins zwischen 350 und 380 Grad Celsius, beim Schmelzen selbst hinterläßt er Bernsteinöl und Bernsteinsäure. Die Verbrennung erfolgt mit rußender Flamme. Bei der Verbrennung über Kohlenfeuer entwickelt der Bernstein einen angenehmen Geruch, weshalb er auch vielfach als Räuchermitel Verwendung findet. Nach einer Vorbereitung durch längeres Lagern in Oel läßt sich der Bernstein, über einer Spiritusflamme erwärmt, leicht biegen. Eine Wiederholung des Biegens verträgt der Stein aber nicht. Auch in kochendem Leinöl erweicht der Bernstein und wird biegsam; bei diesem Prozeß verschwinden die kleinen Luftbläschen und die undurchsichtigen Stücke werden klar. Es eignen sich jedoch nur gute Stücke dafür, und eine genaue Kenntnis des Steines ist daher Voraussetzung.

Der Bernstein ist nur in Benzol, Chloroform und wenig Kampfer enthaltendem Alkohol löslich. Die im Bernstein enthaltene Bernsteinsäure wird durch trockene Destillation mittelst Salpetersäure gewonnen. Nur durch die Prüfung auf den Gehalt an Bernsteinsäure hin ist es z. B. möglich, festzustellen, ob die bis Jahrtausende alten Bernsteinarbeiten baltischen Ursprunges sind. Der Gehalt an Bernsteinsäure ist verschieden, meist geben 100 Pfund Bernstein 3 bis 4 Pfund Bernsteinsäure; am meisten enthält der weißliche, undurchsichtige Bernstein.

Außer der Bernsteinsäure erhält man durch Schmelzung auch das Bernsteinöl, von dem 100 Pfund Bernstein etwa 20 bis 25 Pfund ergeben, ferner das Kolophon, das mit etwa 75 Prozent den Hauptbestand des Bernsteins bildet. Das Bernsteinkolophon löst sich wieder in fetten Oelen und Terpentin. Durch rauchende Salpetersäure erhält man aus dem Bernsteinkolophon ein moschusartig riechendes Harz, und mit Kalihydrat versetzt eine Art Borneokampfer.

Das spezifische Gewicht des Bernsteins ist sehr gering, 1,0 bis 1,1, also wenig mehr als das des Seewassers. Er besitzt deshalb eine gewisse Schwimmfähigkeit, wodurch seine Gewinnung durch Schöpfen aus der See möglich ist.

Die Farbe des Bernsteins ist meist wachs- oder honiggelb, doch hat sie auch alle Abweichungen von fast reinem Weiß bis zum gesättigten Braun. Bemerkenswert ist die Veränderlichkeit des dauernd dem Licht ausgesetzten Bernsteins, man schreibt diese einem im Bernstein enthaltenen unbekanntem Stoffe zu. Aber auch die Festigkeit des Bernsteins verändert sich durch Licht und Luft, beide wirken sehr nachteilig auf seine Qualität und bilden mit der Zeit auf der Oberfläche feine Risse und Sprünge, die, immer tiefer eindringend, z. B. die polierten Bernsteinflächen mit den Jahren immer trüber erscheinen lassen. Der frischgewonnene Bernstein hat einen im Bruch fettglänzenden Charakter. Am besten schützt man den Bernstein und die aus Bernstein hergestellten Gegenstände auf die Dauer durch feuchte Lagerung, wie ja auch der aus der See gewonnene Bernstein die geringsten Verwitterungserscheinungen zeigt, wobei allerdings zu bemerken ist, daß bei den aus der See gewonnenen Stücken die äußere Kruste durch das Herumwälzen auf dem Seeboden abgeschliffen wurde. Am stärksten ist die natürliche Verwitterungsrinde bei dem in der Erde des Samlandes gefundenen Erd- oder Grabstein; sie nimmt mit der Entfernung von dieser Urlagerstätte ab, denn bei dem Transport in die entfernteren Lagerstätten wurde der Bernstein durch das Gletschereis und die Wassermassen abgeschliffen.

Die Härte des Bernsteins, besonders des klaren, durchsichtigen Steines, ist

ziemlich beträchtlich, weshalb er sich verhältnismäßig leicht verarbeiten und polieren läßt.

Da im Bernsteinwald noch andere harzspendende Bäume wuchsen, so findet man, neben dem Succinit, in der heimischen blauen Erde noch einige andere, dem Bernstein sehr ähnliche versteinerte Harze, denen aber sämtlich die Bernsteinsäure fehlt; sie haben eigentlich auch nur für den Forscher wissenschaftliches Interesse. So ist das Gedanit das spröde Harz einer Conifere, das von dem geübten Auge des Bernsteinarbeiters sofort erkannt wird. Es springt bei dem Versuch der Bearbeitung, wird aber doch als echter Bernstein mit verwertet. Das Gleosit ist ein hellbräunlicher Bernstein und vermutlich das Harz eines Gummibaumes der Tertiärzeit. Undurchsichtige, in der blauen Erde gefundene fossile Harze sind noch das braune Beckerit, eine dem Kautschuck ähnliche Ausscheidung, und das schwärzliche Stantienit, auch ostpreußischer Gagat oder Jet genannt. Das Kranzit ist ein bei Brüsterort gefundener unreifer Bernstein. Des öfteren findet man in den Bernsteingruben auch ein durch Vitriol vererztes Harz, dessen Oberfläche mit einer Ausscheidung belegt ist, die nach dem Abwischen immer wieder erscheint.

Mit dem Namen Bernstein werden auch viele an sonstigen Orten der Erde vorkommende Baumharze bezeichnet, die dem Succinit im Aussehen gleichen, ohne aber zumeist die gleichen Eigenschaften zu besitzen. So berichtet Theophrast um 300 v. Chr., daß in Ligurien Bernstein gefunden wurde. Im holsteinischen Wattenmeer kommt ein Bernstein vor, der bei zurückgehender Flut vom Schlickboden zu Pferde von diesem abgesucht wird. Bekannt ist seit dem Altertum das bedeutende Vorkommen des Bernsteins am unteren Dnjepr bei Kiew, wo Stücke bis zu zwei Pfund gefunden werden.

Das bernsteinähnliche Simetit kommt aus Catania. Der westindische Kopal wird sogar mit Einschlüssen gefunden, Japan liefert einen bernsteinsäurefreien Bernstein und Nordamerika einen guten Bernstein. Besonders bekannt ist der in Birma in bedeutenden Mengen vorkommende dunkelgrün schimmernde Bernstein. Nur das Samland liefert aber den wirklichen echten Bernstein, und hier allein wird seine Gewinnung dauernd und regelmäßig betrieben. „Das Samland deckt daher auch den Bedarf der ganzen Erde an Bernstein.“



Heimkehrende Bernsteinschöpfer.

„In den Meeren der Polarwinde fischten seine Karawanen Perlen,
In den Meeren, wo der Polarstern im Zenith steht, Bernstein.“
Assyrische Keilschrift aus dem zehnten Jahrhundert v. Chr.
(Älteste schriftliche Nachricht über den Bernstein)

Nachrichten über den Bernstein und das Bernsteinland bis zum Beginn der Ordenszeit.

Aus dem Altertum sind uns zahlreiche Nachrichten über den Bernstein und das sagenhafte Bernsteinland überliefert. Die Aufzeichnungen sind meist dunkel und ungewiß, lassen sich aber unter der Voraussetzung, daß es nie ein anderes Bernsteinland gegeben hat als das Samland, bis in die weitliegenden Zeiten zurückverfolgen. Gestützt auf das im ersten Buche Mosis, Kap. 4, v. 11, erwähnte Bedellion, das man als Bernstein ansah, sowie auf andere Berichte aus der Vorzeit, hat man sogar versucht, im Samland die glückliche Insel „Eden“ zu erkennen, auf der man Gold und Bernstein gefunden hatte, und in deren Bernsteinbäumen man die wahren Lebensbäume erblickte.

Die erste schriftliche Kunde vom Bernstein gibt uns die oben wiedergegebene Inschrift auf einem ägyptischen Obelisk aus der Zeit um 900 v. Chr., deren Zusammenhang mit dem heimischen Bernstein aber angezweifelt wird. Nach den Mittelmeerländern soll er bereits um 1400 v. Chr. durch die Philister und später durch die Phönicier gebracht worden sein. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß ihn diese, wie man aus den Aufzeichnungen des Plinius, eines im ersten Jahrhundert nach Chr. lebenden römischen Schriftstellers, entnehmen will, selbst aus Preußen holten; dagegen ist anzunehmen, daß sie, wie auch die Carthager, mit dem Bernsteinland in indirektem Verkehr standen, und daß der Umschlaghandel des Bernsteins in Skandinavien stattfand.

Zur Erforschung des Seeweges nach dem nordischen Gold soll dann ein carthagischer Admiral, Himilkos, abgesandt worden sein, der seinen Reisebericht im Tempel des Baal in Carthago niederlegte. Er soll aber nur bis zu den heutigen Scillyinseln gelangt sein, wohin wohl die Bewohner des Bernsteinlandes den Bernstein brachten, oder wohin er geholt wurde. Aus dieser phöniciischen Zeit soll auch die alte Bezeichnung „Abalus“, d. i. Insel des Baal, für die Bernsteininsel herrühren; nach anderer Forschung stammt sie aber aus dem Altpreußischen und bedeutet „Flußinsel“. Auch hören wir aus dem achten Jahrhundert n. Chr., daß die Aisten, die früheren Bewohner Preußens, sich der südlich von ihnen wohnenden Völker bedienten, um dem Gotte in Delos in Weizenstärke gefüllte Bernsteinperlen als Geschenk zu übersenden.

Alle Nachrichten aus dem Altertum bezeichnen übereinstimmend den baltischen Norden als die Heimat des Bernsteins; uneinig ist sich aber die Forschung bisher darüber, ob der Bernstein damals direkt aus dem Samland, seiner Urheimat, geholt wurde, oder ob seine Bewohner sich hierfür der skandinavischen Vermittlung bedienten. Homer, der als erster Schriftsteller von der Heimat des Bernsteins spricht, läßt ihn aus dem äußersten Norden herkommen, ohne allerdings den Ort seiner Herkunft selbst zu kennen. Er erwähnt ihn neben dem Zinn, und da dieses von den schottischen Inseln herkommt, ist es möglich, daß wir die Bernsteininsel der Alten etwa an der Westküste Jütlands oder Nordschleswigs zu suchen haben. Nach anderer Forschung, die wohl auch die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, lag

aber die Bernsteininsel der Alten sicher in der Ostsee. Zeitgenossen Homers, wie Xenophon und Timäos, nannten die Bernsteininsel „Baltia“.

Die erste, uns durch Plinius übermittelte, eingehendere Nachricht über das Bernsteinland ist die des griechischen Reisenden Pytheas aus den Jahren 340 bis 320 v. Chr. In seiner Schrift „Ueber den Ozean“ läßt Pytheas die Bernsteininsel in der Nähe des geronnenen (gefrorenen) Meeres liegen, und hält sie für das Ende der Welt. Zu dieser Insel gelangte man durch das „aestuarium Mentonomon“ (aestuarium = Gatt), von dem man in einer Schiffstagesreise nach der Bernsteininsel „Abalus“ fahre. Diese Fahrt würde einer Reise durch eins der alten Tiefe über das Frische Haff nach dem Samland entsprechen. Er schildert dann, wie die Bewohner dieser Gegend für ihre großen Bernsteinschätze kein Verständnis haben und sie sogar verbrennen. Man hält es aber für eine Fabel, daß Pytheas, etwa den Segelanweisungen des Himilkos folgend, bis zur Bernsteinküste gelangt sei; ja man nimmt sogar an, daß er seinen Bericht erst nach Mitteilungen von anderer Seite geschrieben habe und selbst höchstens bis zu den ostfriesischen Inseln gelangt sei.

Um Christi Geburt berichtet der Sizilier Diodor von einer Scythien gegenüber liegenden Insel „Basilia“, an welche die Wogen reichlich das sonst nirgends auf der Welt vorkommende „electron“ herantreiben; dieses Basilia sei ein Teil der Baltica. Unter Scythen verstanden die Griechen schon zu Pytheas Zeiten alle nichtkeltischen Völker Nordeuropas; selbst der für die Kunde des Bernsteinlandes aus dem Altertum besonders maßgebende Plinius hat für sie noch denselben Namen.

Die weiteren Aufzeichnungen des Plinius über das Bernsteinland sind nun viel wichtiger als die bisher erwähnten. Plinius nennt die Insel, an der der Bernstein gefunden wird, „Raunonia“; diese Bezeichnung will man mit Romowe, dem alten Göttersitz auf Samland, in Verbindung bringen. Bewohner dieser Insel seien die Guttones, skandinavische Goten, die wohl zu damaliger Zeit bereits Kolonien auf dem Samland bildeten. Diese Goten verkauften den Bernstein zunächst an die an der Weichsel sitzenden Teutonen, die ihn nach Pannonien, der römischen Donauprovinz, bringen, von wo er durch die Veneter an das Adriatische Meer gelange. Plinius erklärt auch, daß der Bernstein aus dem Baumsaft entstanden sei, ebenso unterscheidet er verschiedene Sorten und legt einen besonderen Wert dem feuerklaren hochroten Bernstein bei, dem er den Rang nach den Edelsteinen einräumt.

Die Mitteilungen des Plinius sind nun so bestimmt, daß man sogar seinen Reiseweg zu verfolgen versucht hat. Danach segelte er zunächst bis Island und darauf in der Ostsee bis zur Rigaer Bucht, um hier bei Memel zu überwintern. Nachdem er im Samland den Bernstein eingehandelt, fuhr er nochmals bis zum Polarkreis, um dann heimzukehren. Sollte diese Reise wirklich so stattgefunden haben, so war sie für die damalige Zeit sicher eine beispiellose Leistung.

Trotz dieses Berichtes bleibt aber doch ein dauernder Schiffsverkehr zwischen den Ländern des Mittelmeeres und dem fernen Preußen um diese Zeiten völlig unerwiesen. Das Samland blieb wohl noch immer das vielgesuchte, aber doch so gut wie unbekannt, geheimnisvolle Land des nordischen Goldes, das bis dahin kaum ein Römer erschaute. Erst zur Zeit Plinius hören wir weiterhin von einem Ritter, der um das Jahr 54 n. Chr., also zur Zeit des Kaisers Nero, nach Pruthenien reiste, um den Bernstein in seinem Ursprungslande unter Umgehung des skandinavischen Zwischenhandels zu kaufen. Der römische Ritter brachte auch so große Mengen Bernstein nach Rom, daß man sich bemühte, um den damals mit ihm getriebenen Luxus zu befriedigen, einen direkten Handelsweg nach Preußen anzubahnen. Als

Ort des Zwischenhandels wird von römischen Schriftstellern die Insel „Glessaria“ genannt, die sie wie Homer an die westliche Küste der Nordsee verlegten, ohne ihre Lage bestimmt nachweisen zu können. Nach dieser Insel nannten die Römer den Bernstein auch „glaesum“. Auffallend ist allerdings, daß noch heute der in geringer Menge an der westholsteinschen Küste gefundene Bernstein „Glees“ oder Glas genannt wird; demnach würde Glessaria eigentlich die Insel oder der Ort des durchscheinenden Bernsteins bedeuten.

Weitere Nachrichten über das Bernsteinland gibt dann Tacitus um das Jahr 99 n. Chr. in seiner „Germania“. Er nimmt an, daß auf den Inseln des Occidents fruchtbare Wälder und Haine vorhanden seien, von denen die durch Sonnenstrahlen ausgepreßte flüssige Bernsteinmasse in das nahe Meer gleite, aus dem ihn die Stürme an das gegenüberliegende Ufer werfen. Weiter schreibt er: „Lange lag der Bernstein unter anderen Auswürfen des Meeres am Ufer, bis ihm unsere Prachtliebe einen Namen machte. Die Aestyer als die Bewohner des Bernsteinlandes sind die einzigen, die das Meer nach Bernstein, von ihnen Gless genannt, durchsuchen, ihn aber nicht selbst brauchen. Er wird roh gelesen, unverarbeitet fortgeführt, und staunend empfangen sie den Preis.“

Von der geringen Wertschätzung, die man dem Bernstein in seiner Heimat zollte, weiß auch Chrysostomos, ein Zeitgenosse des Tacitus, zu berichten und schreibt: „Bei den Kelten soll ein Fluß das „electron“ mit sich führen und dieses überall in Mengen an seinen Ufern auswerfen, so daß er dort liegt, wie bei uns die Kiesel. Früher spielten die Kinder damit und warfen es umher, jetzt aber sammeln sie es und heben es auf, nachdem sie von uns gelernt haben, daß sie reich sind.“ Diese Geringschätzung des Bernsteins scheint aber doch nicht so wahrscheinlich gewesen zu sein, denn wenn die alten Samländer sahen, wie fremde Völker um des Bernsteins willen zu ihnen gezogen kamen, so wird ihnen auch sein Wert nicht unbekannt geblieben sein. Hierbei sei bemerkt, daß man auf der Kurischen Nehrung ein urnenartiges Gefäß aus der Steinzeit, angefüllt mit rohem Bernstein, dessen dunkle Zersetzungskruste ein hohes Alter verriet, gefunden hat.

Um das Jahr 500 überbrachte eine Gesandtschaft von Bewohnern des Samlandes dem Kaiser Theoderich dem Großen Bernsteingeschenke nach Byzanz. Als Beweis dafür, wie genau der Kaiser über den Bernstein unterrichtet war, schilderte ihnen der kaiserliche Geheimschreiber Cassiodorus seine Entstehung. Reiche Ehrengaben waren der Lohn an diese Sendboten aus dem Bernsteinlande. Die älteren Nachrichten über den Bernstein schließen hiermit ab und hören dann ganz auf.

Sicherer und wichtiger für die Geschichte des Bernsteins als alle diese Ueberlieferungen sind aber die Funde an verarbeitetem Bernstein aus alter Zeit, über die an anderer Stelle berichtet wird.

Die Bernsteinstraßen.

Neben den angeführten Berichten griechischer und römischer Schriftsteller ist die Kenntnis der Handelsstraßen, auf denen sich der Ueberlandverkehr zum Erwerb des Bernsteins entwickelte, von großer Bedeutung für die Vorgeschichte des Bernsteins und des Bernsteinlandes. Sie sind ein denkwürdiges Zeugnis dafür, wie die Vorliebe zu einem einzigen Erzeugnis der Natur die Erschließung ganzer Länder beeinflusste und die Ursache wichtiger, viele Jahrhunderte bestehender Handelsstraßen wurde. Die große kulturgeschichtliche Bedeutung der Bernsteinstraßen für das ganze nördliche

Europa gab den Anstoß zu ihrer eingehenden wissenschaftlichen Erforschung. Die aufgedeckten Spuren der Bernsteinstraßen beweisen nun, daß es bereits in alter Zeit mehrere als „Furten- oder Bernsteinstraßen“ bezeichnete Wege nach Preußen gab, auf denen die Erzeugnisse des Nordens, darunter der Bernstein, zu den fernen Völkern des Mittelmeeres gebracht, oder doch von Volk zu Volk verhandelt wurden. Dieser eigentliche Handelsverkehr mit dem Bernstein setzte etwa mit dem fünften Jahrhundert v. Chr. ein.

Die älteste, westliche Handelsstraße führte durch das Rhonetal über die Alpen und auf der Rheinstraße weiter nach Jütland, wo von einigen an der Nordsee gelegenen Handelsplätzen aus der Bernsteinhandel betrieben wurde. Auf dieser Straße spielte sich innerhalb des Jahrtausends v. Chr. der Handelsverkehr mit den am Mittelmeer sitzenden Etruskern ab, deren Handel damals das ganze Mittelmeer beherrschte. Wenn wir daher die bereits erwähnte Inschrift auf dem ägyptischen Obelisk finden, „daß die Karawanen den Safran, welcher anzieht, in den Meeren fischen, wo der Polarstern im Zenith steht“, so dürfte diese Kunde den Ägyptern wohl von den Etruskern überliefert worden sein. Später wurden die Etrusker im Bernsteinhandel von den Griechen abgelöst, von denen ihn wiederum die Veneter übernahmen.

Kriegerische Ereignisse scheinen dann diesen Handelsweg gestört zu haben, und unter der wachsenden Kenntnis des Bernsteinlandes entwickelte sich nun die Handelsstraße, die als die bedeutendste betrachtet wird. Sie führte aus der Lombardei über Hallstadt, Linz, Iglau, Brod, Glatz und durch Groß-Polen und Pommerellen, zum Teil unter Benutzung der Wasserwege, nach einer alten Stadt an der Ostsee, wahrscheinlich Danzig, die der Haupthandelsplatz für den Bernstein wurde. Dieser Landweg dürfte zur Zeit des römischen Kaiserreiches unter Vespasian entstanden sein, wenigstens lassen die in Preußen und im Samlande gefundenen römischen Münzen und Bronzegegenstände, besonders Gewandnadeln, darauf schließen. Die Fundorte dieser Gegenstände zeigen die Wege, die der Bernsteinhandel durch das alte Preußen nahm, und die alle vom Frischen Haff fortführen. Von den in Preußen gefundenen an viertausend römischen Münzen entfallen allein auf das Samland etwa tausend.

Führten die beiden genannten Bernsteinstraßen zu den Mutterländern Griechenlands und Roms, so entstand nach der Bildung römischer Kolonien am Schwarzen Meer auch von dorthier eine Handelsstraße nach dem Bernsteinland. Sie führte den Dnjepr und seine Nebenflüsse hinab zur Memel und über das Kurische Haff nach den altpreußischen Handelsplätzen. Der Untergang des römischen Reiches, wie auch die sinkende Wertschätzung des Bernsteins bei den Römern, bereiteten dann dem Bernsteinhandel ein vorläufiges Ende.

Später wurden mit dem in Blüte stehenden Kalifenreich wieder Handelsbeziehungen angeknüpft. Von diesem Verkehr rühren die zahlreichen in Preußen gefundenen arabischen oder kufischen Münzen her, die, unter dem Namen „Dirhems“ bekannt, aus der nun schon lange zerstörten Stadt Kufa am Euphrat stammten. Das Zeitalter ihrer Prägung, demnach auch dieses Handelsverkehrs, waren das siebente bis zehnte Jahrhundert n. Chr., also die Zeit, als dort Harun al Raschid, der Held aus Tausend und eine Nacht, herrschte (766—816). Ein besonderes Aufsehen erregte im achtzehnten Jahrhundert der Fund einer derartigen Münze bei Fischhausen.

Neben solchen Erinnerungen an den alten Handelsverkehr mit dem Bernsteinlande sind die Funde aus der Zeit der dänischen Herrschaft über das Samland, der Wikingerzeit, hier besonders zahlreich. Sie beweisen, daß um die Wende des Jahrtausends ein reger Verkehr Skandinaviens mit der Bernsteinküste bestand. Die

Wikinger werden auch den Bernstein nach den Stapelplätzen an der Nordsee gebracht haben. Neben Wulfstan erzählt auch Adam von Bremen davon, der als den Hafen der die Ostsee befahrenden Teutonen Hadeby bei Schleswig nennt. Als Hafen der gotischen Nordseefahrer gilt Kongella am Götaelf in Schweden. Grunau sagt nun in seiner Chronik, „als die Cimbern und Skandier sahen, welchen Wert der Bernstein für die Römer hatte, lasen sie ihn selber auf und verkauften ihn.“ Auch hierin haben wir einen Hinweis auf skandinavische Kolonien an der samländischen Küste zu erblicken.

Weiterhin berichtet der im zwölften Jahrhundert lebende Schriftsteller el Idrissi, auch Eddrisi genannt, daß im finsternen Meere viele wüste Städte und Inseln wären, zu denen, wie sie bewohnt waren, Schiffe zu kommen pflegten, um Amber (Bernstein) und sonstige gefärbte Steine einzuhandeln. Es ist jedoch nicht festzustellen, ob wir unter diesen zerstörten Ortschaften die skandinavischen Plätze Hadeby, Björke (in der Gegend Stockholms gelegen) u. a. zu suchen haben, oder ob er damit alt-preußische Handelsplätze meinte, wie Truso am Drausensee, wohin einst eine direkte Zufahrtsstraße durch das alte Elbinger Tief hinführte, und wo man auch Spuren des alten Bernsteinhandels fand.

Als Hauptzahlungs- und Tauschmittel für den Bernstein galt zu allen früheren Zeiten aber das im Norden so seltene und daher besonders hochgeschätzte Salz.



„Der Ort wo der Bernstein gefischt wird.“
Aus Hartmann: Succini prussici historia. Frankfurt 1677.

Der West-Nord-West vom schwedischen Sund,
 Der wühlt das Meergold auf vom Grund!
 Hinaus mit Netzen, mit Bark' und Boot,
 In das gleißende Glück, in den Tauchertod.

Felix Dahn.

Die Gewinnung des Bernsteins.

Die älteren Gewinnungsarten.

Das Schöpfen.



Bernsteinschöpfer.

Nach einem Modell im Museum
 für Meereskunde, Berlin.

Unter den verschiedenen Arten der Gewinnung des Bernsteins ist das Schöpfen aus der See die älteste und volkstümlichste; seit Jahrtausenden in gleicher Weise ausgeübt, wird auch die Zukunft nichts an ihr ändern. Das Vorkommen des Bernsteins an der samländischen Küste war bisher mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgeben, erst die neuere Zeit brachte die Aufklärung. Danach erstreckt sich die blaue bernsteinführende Erde des Samlandes noch in die See hinein, an ihrer Abbruchstelle nagen die tief wirkenden Sturmwellen, spülen den Bernstein heraus und tragen ihn an das Ufer. Die Längenausdehnung der blauen Erde hat man auf 75 km geschätzt, sie erstreckt sich an der ganzen samländischen Westküste entlang bis über Brüsterort hinaus und südlich bis zur Frischen Nehrung.

Auf die Ausbeute des Bernsteins durch Schöpfen ist die herrschende Windrichtung von besonderem Einfluß: während heute manche Bezirke vielen Bernstein schöpfen, gehen andere leer aus, und ein anderes Mal ist es wieder umgekehrt. Den Bernsteinschöpfern sind diese Winde genau bekannt. Im Jahre 1624 fertigte der damalige Bernsteinmeister Albrecht Wangemann sogar eine Zeichnung, die das Vorkommen des Bernsteins an den einzelnen Strandstrecken je nach der Windrichtung darstellt. Trotzdem werden einzelne Strecken besonders bevorzugt; bereits Caspar Schütz berichtet in seiner Preußischen Chronik im Jahre 1592,

daß es vornehmlich sieben Buchten seien, und v. Baczko bezeichnet vor etwa hundert Jahren als diese die Buchten von Lochstädt¹ und Neuhäuser² unterm Walde, bei Tenkitten³ unter den hohen Bergen, bei Rothenen⁴ in der Krack, bei Nodems⁵ im Winkel und unter dem Schloßberge, zwischen Sorgenau und Palmnicken⁶ in der Kuick, bei Kraxtepillen unter dem niedrigen Seeberge und bei Groß-Hubnicken⁷ in der Kalmusch. An anderen Stellen des Ufers wird der Bernstein nur gelegentlich geschöpft.

Der meiste Bernstein wird nach mehrtägigen, aus nordwestlicher Richtung kommenden Winden geborgen, deren mehr nördliche oder südliche Richtung über den Gewinn der einzelnen Strecken entscheidet. Diese Winde bewirken gleichzeitig das Losreißen des den Meeresboden bedeckenden Seetangs (*fucus vesiculosus*), im Volksmund Bernsteinkraut, auch wohl Fitzelband genannt, der auch als Ackerdünger ver-

wendet wird. Bereits 1509 wird der Germauer Kämmererer angewiesen, „Wassermöse“, wie der Tang damals genannt wurde, ziehen und trocknen zu lassen. In diesem Tang verfängt sich dann der Bernstein und wird durch sein geringes spezifisches Gewicht ein Spielball der Wellen. Schon in der Ferne erkennt das dafür von Jugend an geschulte Auge des Strandbewohners von den Seebergen aus das Herannahen des bräunlichen Tangs in dem anders gefärbten Seewasser, und die Windrichtung zeigt ihm an, wo er das Bernsteinkraut mit seinem Inhalt schöpfen kann. Das Schöpfen erfolgt aber erst nach dem Abflauen des Sturmes, da die hochgehenden zurückflutenden Wellen, die Sucht genannt, den Tang nicht an das Land lassen. Besonders lohnend wird der Fang, wenn der Wind nach dem Sturm nach Westen umspringt, da der Bernstein dann direkt an die Küste getrieben wird; tritt eine entgegengesetzte Windrichtung ein, so nimmt die Welle wieder, was die See gebracht hat.

Das Auffangen oder Schöpfen des den Bernstein mitführenden Seetangs erfolgt seit jeher durch große, an zwanzig bis vierundzwanzig Fuß langen Stangen sitzende



Das Schöpfen des Bernsteins.

Käscher und Haken. Die das Schöpfen besorgenden Fischer und Knechte gehen damit bis an die Brust in die See hinein, fischen mit ihnen den Seetang heraus und werfen ihn auf das Land, wo die Angehörigen den Bernstein gleich aus dem Tang herauslesen. Beim Herannahen des Krautes muß dieses schnell erfaßt werden, da es sonst wieder zu Boden sinkt. Bei besonders stürmischem Wetter verbinden sich die Schöpfer auch mittelst Leinen zum gegenseitigen Halt, um den Gefahren der zurückflutenden Wellen zu entgehen; auch stoßen sie wohl die Stangen bei hohem Seegang in den Seeboden und springen an ihnen hoch. Ein früher gemachter Versuch, sich durch Anlegen von eisernen, mit Bleisohlen versehenen Fußbekleidungen eine gewisse Standfestigkeit gegen die Wellen zu geben, bewährte sich nicht.

Während unsere heutigen Bernsteinschöpfer zur Ausübung ihres Berufes sich eines völligen Lederanzuges, Kürasß genannt, bedienen, waren ihre Vorfahren nicht in gleich günstiger Lage. Da selbst bei strenger Kälte gefischt wird, machte sich deshalb früher ein mehrmaliger Kleiderwechsel erforderlich, ja ein alter Chronist schreibt, daß

die Bernsteinfischer sich sogar im harten Winter gänzlich entblößen, so in „Krapelle und Palmenig“. „Die Gewohnheit kann viel bei solchen Leuten tun, und damit ihnen die größte Kälte nichts tut, werden sie am Strande von ihren Weibern durch Kleider wieder gewärmt; manche haben auch erwärmte Hütten am Strande.“ Noch 1583 beschwerten sich die Stranddörfer, daß ihre Bewohner in Sturm, Regen und Kälte nackt in die See laufen müssen, um Bernstein zu fischen.

Unter dem Orden galten die durch ihn in Samland angesiedelten Sudauer als die besten Bernsteinschöpfer. Die Entlohnung war sehr reichlich, erhielten sie doch einen Scot täglich und nach beendetem Fang nochmals zwölf Scot: damals eine bedeutende Summe. Unter Herzog Albrecht kam die Geldzahlung ganz in Fortfall, dafür wurden die Bernsteinschöpfer nur durch Salz entschädigt, das tonnenweise in die Aemter gefahren und in besonderen Verkaufsstellen feilgehalten wurde. Das zum Salzen der Fische gebrauchte Salz erhielten sie in gleichem Gewicht des abgelieferten



Bernsteinschöpfer.

Nach einer Zeichnung aus dem
siebzehnten Jahrhundert.
Staatsarchiv Königsberg.

Bernsteins: der Wert des Salzes für einen Stof (Liter) kleineren Bernsteins war etwa sechs Groschen zwölf Pfennige, für den Stof des größeren Steins aber nur vier Groschen. Außerdem erhielten die Schöpfer unter dem Namen „Holzgeld“ jährlich vier bis sechs Gulden zum Trocknen ihrer Kleider. Unter König Friedrich Wilhelm I. erfolgte die Aufhebung der Salzentlohnung, und es trat wieder die Geldentlohnung ein; dieses Geld hieß aber noch lange das Salzgeld. Ein für die Bernsteinfischer erfreuliches Vorrecht war ihre Befreiung von der Militärpflicht.

Später wurde das Schöpfgeld verbessert, und Einnahmen von zwölf bis fünfzehn Talern werden als nichts Seltenes geschildert. Eine wesentliche Erhöhung in dem Einkommen der Bernsteinschöpfer trat aber erst nach der Verpachtung des Strandes im Jahre 1837 an die Strandortschaften ein, deren Bewohner in der Folge durch den Ertrag des Bernsteinschöpfens meist wohlhabende Leute wurden.

Als richtige Schöpfer galten früher die sogenannten Strandbauern, die, achtundzwanzig an der Zahl, in den Aemtern Dirschkeim und Palmnicken wohnten. Ihnen waren außer anderen Vergünstigungen zwei Hufen Landes angewiesen, auch waren sie und ihre über achtzehn Jahre alten männlichen Angehörigen gegen Verpflichtung des Schöpfens vom Domänenscharwerk befreit. Ferner gab es Schöpfer auf königliche Rechnung, die nur Wohnung und einiges Deputatgetreide erhielten. Aber auch die am Strande wohnenden Fischer, die eigene Häuser und Ackerfeld besaßen, sowie weitere Bauern wurden zum Schöpfen verpflichtet. Alle diese Personen waren vom Strandinspektor vereidigt, das Schöpfen geschah aber trotzdem unter Aufsicht der Strandreiter und der Kammerknechte, wie diese Strandbeamten hießen.

Die Zahl der zur Verwendung bestimmten Käscher war genau vorgeschrieben, sie deckte sich wohl mit der der jeweils anwesenden männlichen Strandbevölkerung. Im Jahre 1623 werden 359 Käscher angeführt, die sich auf die sieben Reviere von Pillau bis Cranz verteilten. Das Pillauer Strandrevier mit dem Sitze des Strand-

reiters im alten Wogram hatte 44, nach einer anderen Notiz aber 65 Käscher; das Lochstädter Revier, von Wogram bis Littausdorf reichend, mit der Wohnung des Strandreiters in Dargen, besaß 30, dann 56 Käscher. Das Rothener Revier wird mit 21 Käschern angeführt, es wird später mit 35 Käschern auch als Nodemser Revier bezeichnet. Das Balbenigker, später Palmnicker Revier hatte 26, dann 43 Käscher. Unter dem Groß-Hubenigker Strandreiter standen 47 und unter dem von Wernigken 51 Käscher; der letztere hatte den Strand von Dirschkeim bis nach Warniken zu überwachen. Eine besondere Gruppe bildeten die Grünhoffer Käscher, die zu diesem alten Kammeramt gehörten. Da der Bernsteinertrag an der Nordküste weniger ergiebig ist, war hier auch die Organisation weniger straff, und so hatte man hier die 145 Käscher dieser Strecke unter einen in Wangen wohnenden Strandreiter gestellt. Im Jahre 1693 wurden an der ganzen Küste bis Memel 432 Käscher gezählt.

Nach beendeter Lese wurde der gefundene Bernstein in die Wohnung des zuständigen Distriktsbeamten gebracht, wo der große Bernsteinkasten stand, in dem jeder Schöpfer sein eigenes Aufbewahrungsfach hatte; das Einwurfsloch war aber so klein, daß man nicht mit der Hand hinein gelangen konnte. Monatlich wurde der Bernstein aus dem Kasten genommen und von den Schöpfern selbst in zwei Größen sortiert, für die es dann die bereits erwähnte Bezahlung gab. Der ganze am Strand von Tenkitten bis Cranz gefundene Bernstein kam dann nach dem Sitz des Bernsteinmeisters, während der auf der Frischen Nehrung und bei Pillau gefundene Stein in Pillau auf der Pfundbude aufbewahrt wurde, wo sich eine Bernsteinkammer befand. Auf der Kurischen Nehrung wurde nie Bernstein geschöpft, sondern nur gesammelt. Wegen dieser weit mühevolleren Gewinnung wurde aber das Stof Bernstein mit siebzehn Groschen bezahlt; dieser von Sarkau bis zur russischen Grenze gesammelte Stein kam nach Memel. Aus allen diesen Sammelstellen kam der Bernstein schließlich in die Königsberger Bernsteinkammer, wo er sortiert und verkauft wurde.

Nach Uebernahme der Strandpacht im Jahre 1837 durch die anliegenden Strandortschaften hatten diese das Recht, den Bernstein nach Belieben zu veräußern. Nachdem aber die Pacht in die Hände der Firma Stantien und Becker gekommen war, wurde den Ortschaften die Verpflichtung auferlegt, allen gefundenen Bernstein zuerst den Pächtern zum Kauf anzubieten; tatsächlich erwarben aber Stantien und Becker nur etwa ein Drittel alles geschöpften Bernsteins. Um den Verbleib alles gefundenen Bernsteins kontrollieren zu können, sind heute alle Strandbewohner verpflichtet, den gefundenen Bernstein den Ankaufstellen der Bernsteinwerke zum Kauf anzubieten. Als Entschädigung erhalten sie einen gewissen Prozentsatz des jeweiligen Bernsteinwertes.

Das Quantum des geschöpften Bernsteins ist nach den Jahren, aber auch nach den betreffenden Strandrevieren sehr verschieden. Als am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Strand in fünfunddreißig Schöpfreviere eingeteilt war, gaben nur zehn von ihnen einen Ertrag von tausend und mehr Pfunden im Jahr; den Gesamtertrag konnte man damals auf etwa 35000 Pfund im Jahre schätzen, wovon jedoch noch ein Drittel als gestohlen anzusehen war. Daß dieses Quantum tatsächlich durch die Diebstähle beeinflußt wurde, zeigen die Ertragszahlen aus dem Ende der sechziger Jahre, wo man mit einem Ertrag von etwa 75000 Pfund jährlich rechnete; und trotzdem dieser tatsächlich etwas zurückgegangen ist, beträgt er noch jetzt sogar 30000 bis 40000 kg jährlich.

Medizinalrat Hagen in Königsberg, der sich um die Erforschung des Bernsteins hochverdient gemacht hat, berechnete in seiner nach amtlichen Quellen 1824 auf-

gestellten Ertragstabelle sämtlichen in den Jahren 1535 bis 1811 geschöpften Bernstein. Das erste Berichtsjahr 1535 bringt 115 Tonnen, die Tonne zu 64 Stof (1 Stof = 2 Pfund). Die Höchstzahl mit 196 Tonnen entfiel in jenem Jahrhundert auf das Jahr 1577, dem dafür 47 Tonnen im Jahre 1567 gegenüberstanden. Das siebenzehnte Jahrhundert brachte mit 208 Tonnen im Jahre 1687 den Höchstertrag, aber auch den Mindestertrag von nur 15 Tonnen im Jahre 1630. Im nächsten Jahrhundert betragen die entsprechenden Zahlen 441 Tonnen im Jahre 1770 und 36 1/2 Tonnen im Jahre 1799, im Durchschnitt 150 Tonnen.

Eine recht genaue Aufstellung des geschöpften Bernsteins liegt aus den Jahren 1824 bis 1835 vor, also aus der letzten Zeit der Douglasschen Bernsteinpachtung. Danach wurden innerhalb dieser Jahre in den einzelnen Abschnitten die folgenden Quanten geborgen: Frische Nehrung 44437 Pfund, Pillau 9422 Pfund, Neuhäuser 18231 Pfund, Tenkitten 30340 Pfund, Littausdorf 9301 Pfund, Saltnicken 21410 Pfund, Rothenen 39555 Pfund, Nodems 29512 Pfund, Sorgenau 31547 Pfund, Palmnicken 13990 Pfund, Kraxtepellen 16740 Pfund, Groß-Hubnicken 9509 Pfund, Kreislacken 2151 Pfund, Groß-Kuhren 2642 Pfund, Warnicken 6487 Pfund, Rauschen 6164 Pfund, Neu-Kuhren 3954 Pfund, Rantau 3162 Pfund, Rosehnen 7500 Pfund, Cranz 1775 Pfund und Kurische Nehrung 688 Pfund.

Der um die Entwicklung der Bernsteingewinnung sehr verdiente Bergrat Runge kam in den sechziger Jahren zu dem Resultat, daß bei einem durchschnittlichen Ertrage von etwa 400 Zentnern jährlich unser heimischer Strand in rund 3000 Jahren — also während der Zeit, da der Bernstein geschichtlich bekannt ist — insgesamt 12000000 Zentner dieses wertvollen Steines geliefert hätte.

Lebhaft haben sich bei unserer Strandbevölkerung die Jahre besonders reichlichen Bernsteinertrages eingepreßt. Noch unvergessen ist die Herbststurmnacht des Jahres 1862, in der die See allein auf der Strecke Nodems bis Palmnicken an 4000 Pfund Bernstein im Werte von 12000 Talern auswarf; ganze Wagenladungen wurden in dieser einen Nacht gefunden, darunter sehr viele große Stücke. Auch im Jahre 1911 wurden nördlich Palmnickens in einer einzigen Nacht an 600 kg ausgeworfen. Den durchschnittlichen Wert des jährlich geschöpften Seesteins schätzte man in neuester Zeit auf etwa 120000 Mark; der Ertrag ist durch die höher gewordenen Preise jetzt natürlich wesentlich gestiegen. Insgesamt wird durch die Strandbewegung, zu der auch das einfache Lesen des Bernsteins an der Schälung der See gehört, aber nur etwa ein Zwanzigstel alles Bernsteins gewonnen; den Hauptertrag liefert der bergmännische Betrieb.

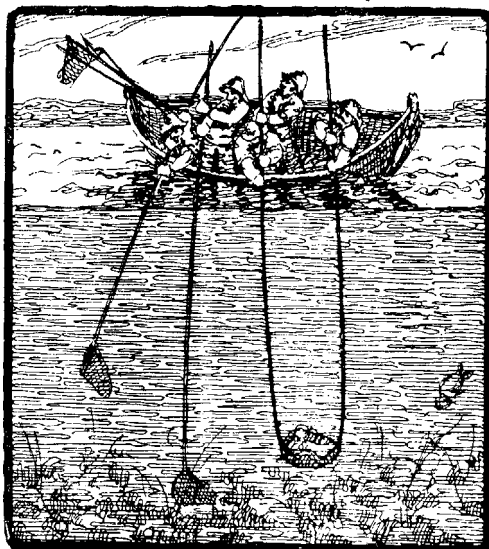
Als Grund für den Rückgang der Menge des geschöpften Bernsteins nimmt man an, daß die großen Massen der in Palmnicken vom Bernstein befreiten blauen Erde, die wieder in die See gestürzt werden, dort die vorhandenen Lagerstätten bedecken. Da die in der See sich fortsetzende blaue Erde bei Palmnicken besonders reich an Bernstein ist, hat diese Annahme wohl eine gewisse Berechtigung, namentlich wenn man berücksichtigt, daß der an dem weiter südlich gelegenen Strande gefundene Bernstein dorthin durch die Nordwestwinde aus dieser Hauptlagerstätte getragen wird. Noch seltener wird aber wohl einst der von der See ausgeworfene Bernstein werden, wenn nach großen Zeiträumen das Wasser jene Landstrecken überspülen wird, aus denen sich jetzt der Staat den dort ruhenden Bernstein durch bergmännische Gewinnung vorweg zueignet.

Das Stechen des Bernsteins.

Nicht aller Bernstein, der bei Stürmen vom Meeresgrund frei wurde, wird von den Wellen an das Ufer getragen. Es lösen sich aus dem an das Ufer treibenden Seetang besonders die größeren und daher wertvolleren Stücke, die, zu Boden sinkend, wieder von den Steinen und Sanden der See bedeckt und festgehalten werden. Die Gewinnung dieses Bernsteins geschah bis vor einigen Jahrzehnten durch das Bernsteinstechen. Zu diesem Zweck fuhren Boote mit fünf bis sechs Mann, die mit langen Stangen und zweizinkigen Gabeln versehen waren, bei ruhiger See hinaus und lockerten den Bernstein zwischen den Steinen; kann man ihn doch an seinem eigentümlichen Glanz bis auf sechs Meter Tiefe deutlich erkennen. Durch die Strömung oder Sucht emporgerissen, wurde er dann mit Käschern aufgefangen. Dieses Bernsteinstechen wurde an der samländischen Küste bereits vor Jahrhunderten ausgeübt. Da man sich hierzu hölzerner Zangen bediente, so nannte man ihn auch Zangenbernstein. Die Fischer erhielten damals für diesen Stein die doppelte Portion Salz. Auf ähnliche Art gewann man in neuerer Zeit diesen Seestein auch gelegentlich der Steinfischerei, bei der die für den Pillauer Hafenbau Verwendung findenden Granitblöcke mittelst großer Zangen und Flaschenzüge auf Flöße gehoben wurden. Dabei wurde der Bernstein freigelegt und mit einem Schleppnetz aufgefangen.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diesen in der See ruhenden Bernstein sogar durch mechanische Einrichtungen zu erhalten. So erbot sich im Jahre 1753 ein angesehenes schwedischer Ingenieur, Helmius, den Bernstein in der See durch Aufrühren des Wassers mit einer Maschine zu lockern und ihn dann bis auf hundert Faden Wassertiefe gleichfalls durch eine Maschine emporzuholen. Dieser Plan wurde den damals gerade in Königsberg zur Sortierung des Bernsteins anwesenden Strandbedienten zur Prüfung vorgelegt, die ihn aber wegen der „ungewissen Herkunft“ des Bernsteins als nicht zweckentsprechend ablehnten.

Der durch Stechen gewonnene Bernstein, auch Reef- oder Riffstein genannt, zeichnet sich durch besondere Festigkeit aus, auch wird er wegen seiner bis zum Purpur spielenden Farbe besonders hochgeschätzt. Eine außerordentlich reiche Ablagerung des Riffsteines war bei Brüsterort. Hier bilden die Steingeschiebe ein etwa 400 m langes und 250 m breites, dem Strande vorgelagertes Riff, in dem sich der Bernstein besonders gern verfängt. Da sich dieses Lager aber besonders durch die starke Ausnutzung in den sechziger Jahren ziemlich erschöpfte, kam man von dieser Art der Gewinnung vorläufig ab, es erscheint aber nicht ausgeschlossen, daß man nach der Auffüllung des Lagers wieder einmal darauf zurückgreifen wird. Das Stechen des Bernsteins bei Brüsterort wurde der Vorgänger für die nachfolgende Gewinnungsart.



Das Stechen des Bernsteins.

Die Gewinnung des Bernsteins durch Taucher.

Da das Stechen des Riffsteins nur auf geringe Wassertiefe möglich ist, dachte man bereits im Jahre 1728 an seine Gewinnung durch Naturtaucher, der Versuch endigte aber, wie man hätte voraussehen können, mit einem Mißerfolg. In diesem Jahre sandte König Friedrich Wilhelm I. drei für die Taucherei anscheinend geeignete Leute, Halloren, aus Halle für diesen Zweck nach dem Samland. Sei es nun, daß die vorgeschrittene Jahreszeit — es war November geworden — den Aufenthalt im Wasser unmöglich machte, oder daß die bis einundeinhalb Meilen weit in der See heruntergehenden Taucher nicht die richtigen Stellen fanden: jedenfalls stellte man die Versuche ein und sandte die Halloren wieder in ihre Heimat zurück.

Die Erfindung des Taucherapparates in den sechziger Jahren sollte dann, und zwar nunmehr mit Erfolg, die Gewinnung des Bernsteins auf diesem Wege ermöglichen. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 hatten die Inhaber der Schwarzortor Bern-



Taucher bei der Arbeit.

Nach einer Zeichnung in der Gartenlaube 1869.

steinbaggerei, Stantien und Becker, den Apparat kennen gelernt und beschlossen, seine Anwendung an der samländischen Küste zu versuchen. Als geeigneten Platz für die Bernsteingewinnung durch Taucher wurde die bereits erwähnte Stelle bei Brüsterort gewählt, die ein förmliches Sammelmagazin von Bernstein bildete.

Die für diesen Plan interessierte Königsberger Regierung setzte zunächst ordnungsmäßig einen Bietungstermin zur Ausbeutung des Bernsteins durch Tauchen an der samländischen Küste an, in dem, wie vorausszusehen, Stantien und Becker die Meistbietenden blieben; ebenso verliefen natürlich die späteren Ausschreibungen. Diese

Firma erhielt nun die Berechtigung, zunächst mit zwanzig Apparaten zu tauchen, wofür eine tägliche Abgabe von dreißig Mark vereinbart wurde. Vom Jahre 1870 betrug die tägliche Abgabe 307,50 Mark, es durften hierfür bis fünfunddreißig Boote tauchen. Die Anzahl der Arbeitstage betrug durchschnittlich zweihundert im Jahr. Von den Gelderträgen erhielten die Pächter des Strandes anfänglich ein Fünftel als Entschädigung für die durch die Taucherei verursachte Verminderung des Ertrages beim Bernsteinschöpfen. Später und bis zum Schluß der Taucherei in Brüsterort wurden fünfzehn Mark für den Tag und das Boot gezahlt. Die Zahl der Apparate betrug zeitweilig bis einhundertsechzig.

Die ersten Taucher verschrieben sich Stantien und Becker aus Frankreich; diese wurden dann die Lehrmeister für weitere Taucher. Da sie das Klima aber nicht vertrugen, kehrten sie bald nach Frankreich zurück. Die weiteren Taucher waren zunächst meist Litauer, erst allmählich gelang es, auch Samländer für diese schwere Arbeit zu gewinnen. In sehr kurzer Zeit entwickelte sich nun in Brüsterort ein reges Leben. Es entstanden große Werkstätten, in denen fast alles für die Taucherei Erforderliche

hergestellt wurde. Die Zahl der in Brüsterort Beschäftigten betrug neben 160 Tauchern noch an 500 Arbeiter, für deren Kinder sogar eine eigene Schule eingerichtet war. Die Arbeiterschaft wohnte, soweit sie nicht in Baracken untergebracht war, in Groß- und Kleinkuhren, sowie in Dirschkeim. Da sich unter ihr allerlei zusammengelaufenes Volk befand, waren wilde Ausschreitungen nichts Seltenes.

Die Taucherei selbst wurde von Booten aus betrieben, deren jedes mit vier Tauchern, vier Pumpnern, einem Sicherheitsmann und einem Aufseher besetzt war; von den Tauchern waren immer zwei unter Wasser. Der Bernstein wurde durch kleine eiserne Spaten vom Boden gelöst, mit Käschern aufgefangen und in dem am Gürtel befestigten Beutel aufbewahrt. Größere, den Bernstein bedeckende Steine wurden durch Dynamit gesprengt. Die Arbeit war eine sehr beschwerliche, da die



Bernsteintaucherboote bei Brüsterort.
Nach einer Zeichnung in der Gartenlaube 1869.

Arbeitszeit unter Wasser insgesamt fünf Stunden betrug, sie wurde aber durch zweistündige Pausen unterbrochen. Trotzdem die Aufsicht sehr streng war, kamen Unregelmäßigkeiten fortlaufend vor; sogar in der See wurde Bernstein beiseite geschafft, durch kleine schwimmende Zeichen markiert und des Nachts abgeholt. Für die Beobachtung der Taucher wurde damals die noch heute in Brüsterort stehende Camera obscura gebaut.

Es soll ein prächtiger Anblick gewesen sein, wenn die stattliche Flottille, von der jedes Boot eine besondere Flagge führte, bei der Arbeit auf der See war. Das Heißen einer roten Fahne am Lande war das Signal zum Schluß der Arbeit und zur Rückkehr.

Leider sollte das Taucherunternehmen bei Brüsterort nicht von längerer Dauer sein, denn bereits nach einigen Jahren machte sich ein Rückgang in der Ergiebigkeit bemerkbar, und im Jahre 1874 konnte das dortige Bernsteinlager als erschöpft angesehen werden. 1876 wurde es denn auch eingestellt und das ganze Unternehmen nach Palmnicken verlegt. Aber auch hier ging der Ertrag bald zurück, und während

man dort noch im Jahre 1881 14 168 kg durch Taucherei gewonnen hatte, waren es 1883 nur noch 2576 kg, trotzdem man die Boote in weite Entfernungen in die See fahren ließ. Im Jahre 1891 nahm dann diese Art der Bernsteinengewinnung ein vorläufiges Ende.

Die Bernsteinbaggerei.

In nur losem Zusammenhang mit dem Samland steht das sekundäre Vorkommen des Bernsteins im Kurischen Haff. Er dürfte, abgesehen von der natürlichen Einlagerung vor der Entstehung der Nehrung, durch die alten Tiefe und auch durch das Memeler Tief dorthin gelangt sein. Der Bernstein liegt hier etwa 4—10 m unter dem Haffspiegel, doch findet er sich auch an besonders geschützten Haffstellen abgesetzt. Selbst in der Gegenwart sammelt sich dauernd Bernstein an, so daß seine erneute Ausbeutung, diesmal aber nicht von preußischer Seite, sondern durch das Landesdirektorium Memel, in Erwägung gezogen wird.

Die Begründung der Bernsteinbaggerei im Kurischen Haff ist eigentlich auf einen Zufall zurückzuführen. Im Jahre 1855 fand man bei der Baggerung der Schwarzorter Fahrtrinne etwa neun Zentner Bernstein. Da diese Funde sich wiederholten, begann der frühere Kahnschiffer, dann Mühlenbesitzer und seit 1854 Inhaber eines Gasthofes in Memel, Wilhelm Stantien, auf einem hierfür eingerichteten Fischerkahn mit der Bernsteinbaggerei auf eigene Rechnung. Da das Unternehmen Erfolg versprach, verband er sich 1860 mit dem Kaufmann Moritz Becker und bildete mit diesem und einigen Danziger und Memeler Kaufleuten als stille Teilhaber die Firma Stantien und Becker. Diese Firma erklärte nun der Regierung, die zur Offenhaltung des Fahrwassers im Haff zwischen Memel und Cranz recht kostspielige Baggerei umsonst zu leisten, wenn ihr der Bernsteinерtrag verbleiben würde. Da sie sich außerdem noch zu einer Zahlung von fünfundzwanzig Talern für den Arbeitstag verpflichtete, nahm die Regierung dieses Anerbieten mit Freuden an. Der Betrieb erwies sich als lohnend, und im Jahre 1862 schlossen die Unternehmer mit dem Staate einen neuen Vertrag, nach dem sie für jeden Tag und Bagger fünf Taler zahlten. Ein Anerbieten Stantien und Beckers an die Bewohner Schwarzorts, mit ihnen zusammen auf halben Gewinn zu arbeiten, lehnten diese als zu waghalsig ab.

Da die Gesellschaft in diesem Jahre bereits fünfzig bis sechzig Arbeiter beschäftigte, begannen die weitblickenden Unternehmer mit dem Bau einer größeren Anlage bei Schwarzort, die alles für einen solchen Betrieb Erforderliche, wie Schiffswerft, Maschinen- und Hafenanlagen, Wohngebäude u. a. umfaßte. Sie wurde die Grundlage eines großen Aufschwunges in der Bernsteinengewinnung, die durch Stantien und Becker auf eine ungeahnte Höhe geführt werden sollte. Begonnen mit drei kleinen, noch dazu geborgten, Handbaggern, umfaßte der Betrieb schließlich 22 Dampfbagger und ein Personal von 600 Beamten und Arbeitern. Aus dem kleinen weltverlassenen Fischerdorf von 170 Einwohnern wurde eine große industrielle Niederlassung: es wurde das preußische Kalifornien.

Gearbeitet wurde nur im Sommer, also etwa dreißig Wochen im Jahr, dann aber ununterbrochen Tag und Nacht in drei Schichten zu je acht Stunden; diese Arbeitszeit wurde gewählt, um die mittlerweile recht beträchtliche nach Tagen berechnete Pachtsumme auszunutzen. Der Ertrag eines Dampfbaggers bei einer achtstündigen Schicht betrug im Mindest etwa fünfundvierzig Pfund, für größere Erträge erhielt seine Besatzung Prämien. Der meiste Bernstein wurde aber nicht in der Baggererde selbst gewonnen, sondern der durch ein Leerlaufen der Eimer entstehende Zug des Wassers spülte ihn aus der Baggerrinne heraus, worauf ihn dann die siebartigen Eimer auffingen.

Die ausgebaggerte Erde wurde auf Prähmen an Land gebracht und dort vom Bernstein befreit; durch sie hat der Sandboden Schwarzorts eine wesentliche Verbesserung erfahren. Der Betrieb soll besonders nachts ein fesselndes Bild geboten haben. Jede Baggermannschaft umfaßte fünfzehn Mann.

Die ursprünglich sehr niedrige Abgabe Stantien und Beckers an den Staat wurde bald erhöht und stieg zunächst auf 11587 Mark im Jahr, und nach den in den Jahren 1864 und 1874 erneuerten Verträgen schließlich im Jahre 1880 auf 240000 Mark. Da der Bernsteinertrag dann zurückging, einigte man sich auf eine Pauschalentschädigung von 215600 Mark, die aber noch weiter auf 200000 Mark erniedrigt wurde, wobei die Unternehmer sich außerdem das jährliche Kündigungsrecht vorbehielten, während die bisherigen Verträge immer auf je acht Jahre abgeschlossen worden waren. Da die Ausbeute nach dem Jahre 1886 immer geringer wurde,



Der Hafen und die Stantien und Beckerschen Werkstätten bei Schwarzort.
Aus Klebs, Gewinnung und Verarbeitung des Bernsteins. Königsberg 1883.

kündigten Stantien und Becker den Vertrag zum 30. November 1890. Das Jahr 1891 brachte die Einstellung der Baggerei, und 1900 wurde der Betrieb gänzlich geschlossen, nachdem sich ein neuer Pächter nicht gefunden hatte.

Trotzdem Schwarzort nur ein nebensächliches Bernsteinlager war, wurden doch ganz bedeutende Mengen Bernstein mit großem Gewinn gefördert, obwohl auch hier außerordentlich gestohlen wurde. Während die Ausbeute 1864 erst 17000 kg betrug, stieg sie im nächsten Jahre bereits auf 53000 kg, um 1868 mit 94000 kg den Höhepunkt zu erreichen. Im Durchschnitt wurden in den Jahren 1860—1890 jährlich etwa 75000 kg im Werte von 180000 Talern gewonnen. Bemerkenswert sind die bei den Baggerungen gemachten Funde von steinzeitlichen Bernsteinarbeiten, verbunden mit sonstigen Einlagerungen verarbeiteten Bernsteins; man ist aber über die Ursache dieser Einlagerungen nicht über zweifelhafte Vermutungen hinweggekommen.

Systematisch ist der Haffgrund und auch der Boden der Nehrung noch nicht

nach Bernstein untersucht. Vermutlich dürften dort aber noch große Bernsteinlager vorhanden sein, die Ostpreußen wohl dauernd zu Lieferanten alles benötigten Bernsteins machen können.

Die Bernsteingräberei.

Die bisherige Schilderung zeigte die Erbeutung des Bernsteins aus der See und dem Meeresboden; eine um vieles wichtigere Bedeutung hat jedoch, besonders in neuerer Zeit, die Gewinnung des Bernsteins aus der Festlandserde erhalten. Wohl seit ältester Zeit ist das Graben in den Seebergen üblich gewesen, wenn auch die erste Nachricht darüber nicht sehr weit zurückliegt. Danach erteilte am 1. Mai 1585 Markgraf Georg Friedrich, der Verwalter Preußens, dem Danziger Bernsteinmeister Andreas Meurer, auf ein Jahr die Erlaubnis, im Lochstädter Amt, und zwar an der Stelle, „wo früher das alte Tief gegangen“, nach Bernstein zu graben. Ob dieser hier Bernstein fand, ist unbekannt, aber höchst unwahrscheinlich.

Erst im Jahre 1647 hört man wieder von dem Graben nach Bernstein in den Seebergen, da in diesem Jahre Strafen wegen unbefugten Bernsteingrabens verhängt wurden. Dann beschwerten sich 1649 die Bauern des Nordstrandes über den „Pfleger“ von Grünhoff, Hans Wichert, der sie zu dem „hier ganz ungebräuchlichen“ Graben in den Seebergen gezwungen hatte. Trotzdem wurden aber hier die Gräbereien fortgesetzt und die Bauern angewiesen, sich nach Erledigung der Ackerarbeiten dazu wieder einzufinden. In seinem 1677 erschienenen Buche „Vom Bernstein“ berichtet Hartmann, daß vielfach nach Bernstein gegraben werde, diese Kenntnis aber „erst fünfzehn Jahre“ alt sei.

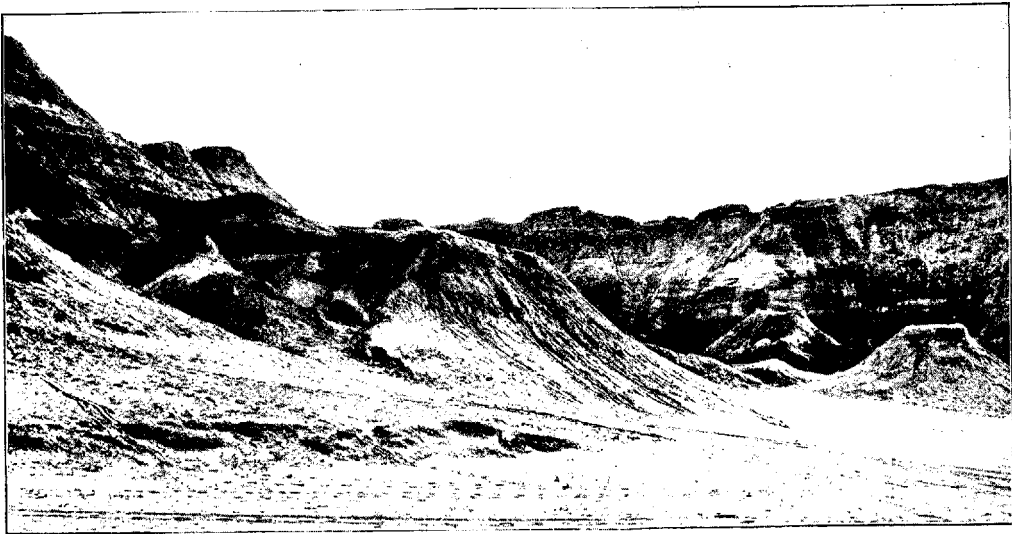
Die Bernsteingräberei hat dann wohl überhaupt niemals mehr recht aufgehört, denn 1728 wird in den Bergen nach Bernstein für Kunstgegenstände gesucht, die als Geschenk für den König von Polen dienen sollten. Um die Mitte jenes Jahrhunderts wird der Bernsteintrag aus den hohen Seebergen als ziemlich erheblich geschildert, und endlich erhält 1792 der Schutzjude Moses Friedeburg die erste Konzession zur Bernsteingräberei für sechs Jahre erteilt. Diese Berechtigung ist wohl als der Beginn der zahlreichen Bernsteingräbereien anzusehen, deren Spuren wir noch heute in den verlassenen Bernsteinruben an der Küste verfolgen können.

In der Verpachtung der ganzen Bernsteinengewinnung an Douglas im Jahre 1811 war auch das Recht des Grabens in den die Küste begleitenden Seebergen mit einbegriffen. Douglas machte hiervon auch Gebrauch durch Anlage der Gruben bei Rauschen, Sassau und Rantau, in denen er 1819 sogar an 600 Leute beschäftigte. Im Jahre 1836 war der Betrieb in der Gräberei so erheblich geworden, daß das Landratsamt in Fischhausen die Regierung um Sicherheitsmaßregeln für die Arbeiter in den Gruben bat. Da aber mittlerweile die Anwesenheit des vielen hergelaufenen Volkes ungünstig auf die ganze Strandbevölkerung wirkte, erachtete die Regierung eine völlige Neuregelung der Verhältnisse am Strande für notwendig und schritt 1837 zu einer grundsätzlichen Aenderung. Diese bestand in der Verpachtung des Bernsteintrages an die Strandbewohner, die auch die Gewinnung des Bernsteins aus den Seebergen mit einschloß.

Es entstanden nun an den verschiedensten Orten Gräbereien, sogenannte Tagbaue, zu deren Ausbeutung sich die Bewohner der betreffenden Ortschaften zusammenschlossen. Gewählte Besitzer führten die Aufsicht; ihnen wurde aber nachgesagt, daß sie diese teilweise mehr zu eigenem Nutzen und zum Schaden ihrer Gemeinde ausübten. Im allgemeinen kam auf den einzelnen Teilhaber jährlich an 100 Taler Gewinn.

Da den Strandbewohnern zur völligen Ausnutzung der Gruben und zu ihrem Betriebe meist die nötigen Geldmittel fehlten, kamen besonders die Gräbereien des Nordstrandes immer mehr in die Hände jüdischer Kaufleute, die mit bedeutenden Kapitalien arbeiteten. An der Westküste betrieben die Strandbauern die Gräberei noch weiter auf eigene Rechnung, jedoch nur sehr nebensächlich und zumeist nur dann, wenn es die Zeit gerade erlaubte.

An der Nordküste waren Gruben an den verschiedensten Stellen angelegt, so bei Klein- und Groß-Kuhren, Warnicken und Neukuhren, die bedeutendsten waren aber in Sassau, Loppönnen und Rantau. Die Sassauer Grube als größte von allen befand sich im Besitz der Unternehmer Aronsohn und Davidsohn und beschäftigte anfänglich an achtzig Personen, die jährlich etwa sechzig Zentner Bernstein bei einem Durchschnittspreis von fünf Talern für das Pfund förderten. Später wurde diese Grube dann an einen Simon Schneider aus Berlin für eine jährliche Summe von



Ehemalige Bernsteingrube in Rosenort.

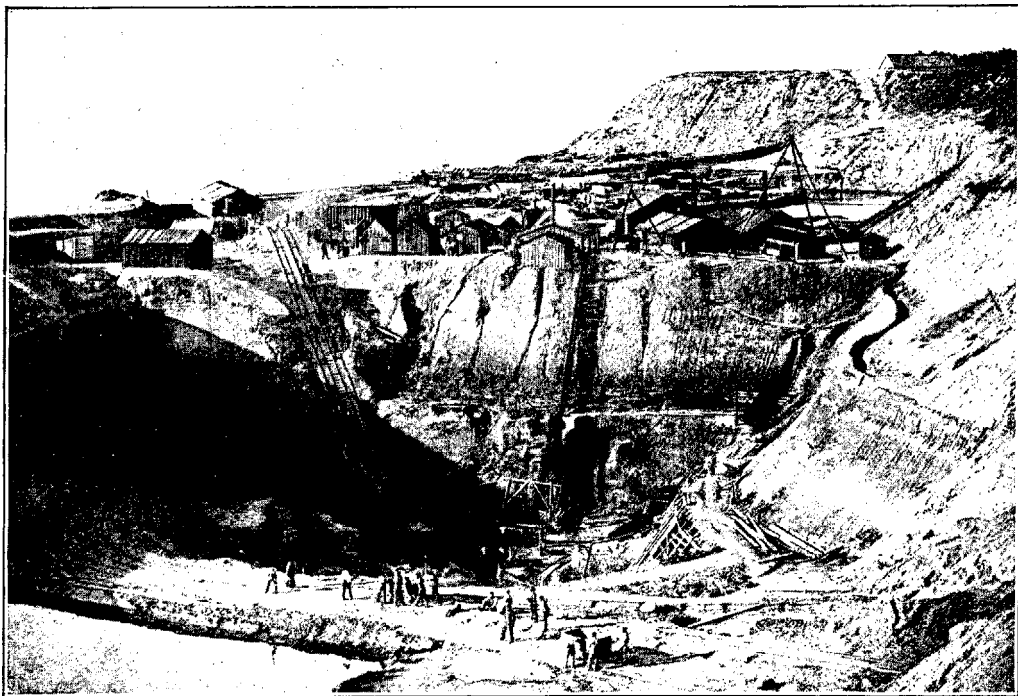
Nach einer Aufnahme bald nach Einstellung des Betriebes.

39 676 Mark verpachtet; von ihm kam sie wieder an Stantien und Becker, unter denen die Zahl der Arbeiter bis auf einhundert und die der Gespanne auf fünfundzwanzig stieg. Im Jahre 1875 hörte diese Grube auf zu bestehen. An der Westküste waren Gruben in Rosenort, Dirschkeim, Groß-Hubnicken, Kraxtepellen und Palmnicken.

Da sich bei dieser Art der Gräberei durch die Zerstörung der Steilufer und durch die hierdurch verursachte Versandung der Aecker große Unzuträglichkeiten ergaben, wurde bei der Neuverpachtung die Gräberei von der sonstigen Bernsteingewinnung durch Schöpfen völlig getrennt und an den Meistbietenden vergeben, wodurch auch dem Staat ein größerer Anteil am Gewinn zufließen sollte. So erwarben die Besitzer der Ortschaften Kraxtepellen, Groß-Hubnicken, Kreislacken, Klein- und Groß-Kuhren, Sassau und Wangenkrug das Recht zur Gräberei für insgesamt 13500 Taler. Da der Staat später aber die bedeutende Pacht von 2—5000 Talern für den Morgen Stichfläche verlangte, stellten die meisten Ortschaften die Gräberei ein: das Großkapital trat an die Stelle der kleinen Unternehmer.

Am 19. Januar 1870 wurde die gesamte Gräberei nach Bernstein für den Pacht-

preis von 15030 Mark, der später auf 18000 Mark stieg, für den Morgen in Ausnützung befindlichen Landes an die Firma Stantien und Becker vergeben; die bisherigen Pächter erhielten eine entsprechende Abfindung. Die neue Firma führte nun neben der Gräberei in Sassau auch die von ihr in Palmnicken im Jahre 1867 eingerichtete Gräberei in großem Maßstabe weiter und beschäftigte wie in Sassau auch in Palmnicken an fünfhundert Arbeiter, deren Zahl in Palmnicken schließlich bis auf tausend stieg, da sich namentlich diese Grube durch besonderen Bernsteinreichtum auszeichnete. Der Ertrag in jeder dieser beiden Gruben betrug etwa 4—500 Zentner Bernstein jährlich im Werte von 150—200000 Talern. Da die Unkosten für jede Grube bis auf etwa 100000 Taler stiegen, blieb also noch ein ansehnlicher Gewinn übrig. Die Palmnicker Grube war von 1870—76 in Betrieb.



Früherer Tagbau in Palmnicken.

Nach Klebs, Die Gewinnung und Verarbeitung des Bernsteins. Königsberg 1883.

Die Gewinnung des Bernsteins in den großen Gruben erfolgte derart, daß man zunächst die meistens unter dem Seespiegel liegende blaue Erde von den anderen sie oft bis sechzig Meter überlagernden Erdschichten durch Abtragen befreite. Wo unterirdische Quellen zutage traten, wurden sie abgeleitet, und sonstige bedrohte Stellen wurden durch Fangzäune befestigt. Auf der blauen Schicht arbeiteten in einer Front zwanzig bis dreißig Mann, die mit kleinen, etwa fünf Zentimeter breiten, länglichen Eisen, immer rückwärts schreitend, die zwei bis drei Meter starke Schicht bis zu ihrer Sohle abtrugen. Dabei wurden die einzelnen Stücke, die stets wagrecht in der blauen Erde liegen, herausgelesen. Nur selten stieß man auf größere Bernsteinester.

Die abgeräumte Erde wurde als Schutzwall an die See gekarrt, um deren Eindringen in die Grube zu verhindern, doch gelang dies nicht immer. Das süße Grund-

wasser, wie auch die sonstigen sich ansammelnden Wasser wurden durch Pumpen in die See geleitet. Es waren also gewaltige Arbeiten zu leisten, um zu der bernsteinführenden blauen Erde zu gelangen. Allerdings hatte man den Vorteil, daß man dabei auch den in den oberen Schichten versprengten Bernstein gewinnen konnte. Gegraben wurde nur im Sommer, wo die Grube dann ein sehr malerisches Bild bot, während der Winter zu Abräumungsarbeiten verwendet wurde. Jahrelang gewährten diese Gruben den Bewohnern der anliegenden Stranddörfer fast den einzigen Verdienst.

Je größer die Gruben wurden, desto mehr nahmen aber auch die Schwierigkeiten in der Fortschaffung der Erdmassen und der Beseitigung des Grundwassers zu, und da schließlich die ganze Gräberei bei dem damaligen Stand der Technik unrentabel zu werden drohte, wandten sich Stantien und Becker der bergmännischen Gewinnung des Bernsteins zu. Infolge der verbesserten Hilfsmaschinen ist der Tagbau in neuester Zeit wieder aufgenommen worden und wird aller Voraussicht nach auch für die nächsten Jahrhunderte die Hauptgewinnungsart bleiben.

Leichter war die Gewinnung des Bernsteins in den über der See liegenden gestreiften Sanden, deren Entdeckung aber sehr vom Zufall abhing. Oft trat der Bernstein, so bei Kraxtepellen und Groß-Hubnicken, in diesen Sanden in so großer Menge auf, daß der Abbau, der eigentlich nur eine Art Scharren war, sich in größerem Maßstab verlohnte. Naturgemäß erschöpften sich diese eingesprengten Lagerungen bald wieder.

Die Erinnerung an diese ältere Art der Bernsteingewinnung ist bei den Anwohnern der Küste noch nicht in Vergessenheit geraten, und noch heute beweisen oft frische Schürfstellen, daß die „Rabuscherei“ noch immer ihre Anhänger hat.

Die frühesten Versuche zur bergmännischen Gewinnung des Bernsteins.

Im Jahre 1781 bereiste der preußische Minister von Heinitz den samländischen Strand und überzeugte sich von der wenig fachmännisch betriebenen und meist nur von Zufälligkeiten abhängigen Gewinnung des Bernsteins durch die Strandgräbereien. Heinitz regte deshalb eine bergmännische Gewinnung an und erwirkte für Versuche in dieser Richtung zunächst den Betrag von fünfhundert Talern. Als Ort hierfür wurde Groß-Hubnicken gewählt, wo man ein größeres Bernsteinest in der Sandschicht gefunden hatte; der nun beginnende erste Bergbau auf Bernstein wurde also nicht in der blauen Erde betrieben, sondern in der überlagernden Braunkohlenformation. Im Jahre 1782 begann hier die Regierung unter Anleitung des Oberbauinspektors Dittrich mit der Anlage eines ordentlichen Bernsteinbergwerkes. Man trieb zunächst, da sich die Lagerung als günstig erwies, von der See aus einen Stollen in den Uferberg, der gleichzeitig der Hinausschaffung der Bernsteinerde und der Luftzufuhr diene. Da die Nähe der See sich dem Stollen aber als zu gefährlich erwies, baute man achtundzwanzig Fuß vom Seeberg entfernt einen senkrechten Schacht nach diesem Stollen, den man auch in achtundneunzig Fuß Tiefe erreichte. Die Arbeiten wurden von dem ehemaligen Dragonerhauptmann von Taubenheim, der das Bergfach kannte, unter Mitwirkung von zwei, später drei Halleschen „Mineurs“ und einigen Arbeitern ausgeführt. Trotz des kleinen Maßstabes brachte die Anlage in den drei ersten Jahren den erfreulichen Gewinn von tausend Talern.

Im Jahre 1787 war hier der Boden erschöpft, und da man bei Kraxtepellen ein Bernsteinlager in fünfunddreißig Fuß Höhe über der See fand, legte man hier

ein neues Werk an. Nachdem man acht Stollen von zwei- bis sechshundert Fuß Länge in die Uferberge getrieben hatte, stürzte am 26. Juli 1790 der ganze Bau ein. Die mehrere hundert Fuß breite Terrasse in der Nähe der alten Kraxtepeller Bernsteingrube ist die Stätte dieser vierzig Fuß tiefen Senkung. Noch einige Jahre wurde dann von einem Mineur in den Seebergen gegraben, bis der Betrieb nach einundzwanzig Jahren Bestehens mit dem Tode Taubenheims ganz eingestellt wurde. In den siebenziger Jahren stieß man ganz zufällig wieder auf den alten Hubenicker Schacht, in dem man zur Zeit seiner Benutzung eine römische Münze aus dem Jahre 97 n. Chr. gefunden hatte, die dorthin wohl verschleppt worden war. 1908 legte man an der Stelle des alten Bergbaues wieder einen Versuchsschacht an.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam man wieder auf die Möglichkeit einer bergmännischen Gewinnung des Bernsteins zurück. Besonders machte eine in diesen Jahren gegründete „Preußische Bergbaugesellschaft“ bei Rosenort entsprechende Versuche, die aber infolge des lockeren Bodens bald wieder aufgegeben wurden. Die Absicht dieser Gesellschaft, ein Bergwerk mehr im Innern des Landes anzulegen, scheiterte an dem Widerstand der Bewohner, die ein derartiges Unternehmen für eine Unmöglichkeit erklärten.

Der Gedanke eines Bernsteinbergwerkes sollte nun aber nicht mehr zur Ruhe kommen, und in den Jahren 1865/66 prüfte im Auftrage der Regierung der Königsberger Universitätsprofessor Berendt, den Zaddach'schen Forschungen folgend, das Samland auf seine Bernsteinablagerungen. Berendt kam zu dem Resultat, daß ein richtiger Bergbau unbedingt lohnender sein würde als die bisherige Art der Strandgräberei. Da Zaddach das Vorkommen des Bernsteins auch im Innern des Samlandes nachgewiesen hatte, behielt sich der Staat bei den Neuverpachtungen des Jahres 1867 ausdrücklich das Recht des Grabens auf Bernstein vor, umsomehr, als die Zerstörungen der Seeberge durch die wilde Gräberei immer größer wurden. Man kann daher Berendt, der sich restlos für seine Ueberzeugung einsetzte, wohl mit Recht als den Urheber der Bernsteingewinnung durch den Bergbau ansprechen.

Berendts Plan wurde von verschiedenen Seiten anerkannt und so stellte die Regierung zunächst zweitausend Taler für Probebohrungen im Innern des Samlandes zur Verfügung. Da diese günstig ausfielen, wurde noch das Gutachten des zuständigen Oberbergrates Runge in Breslau eingeholt. Auch dieser kam nach persönlicher Bereisung des Samlandes zu der Ueberzeugung, daß ein Bergbau hier wohl auf gewisse Schwierigkeiten stoße, diese aber nicht derart seien, daß man davon absehen müsse, da eine hohe Rentabilität sicher wäre. Die Kosten für die Anlage eines Bergwerkes wurden damals auf 30000 Taler geschätzt.

Trotz dieses günstigen Gutachtens, und trotzdem sich Runge durch Vorträge, selbst durch Aufrufe im Fischhausener Kreisblatt 1870, warm für den Bau eines Bergwerkes bei Groß-Hubnicken einsetzte, zögerte die Regierung — wie sich später herausstellen sollte, mit einem gewissen Recht — wegen des schwer zu bewältigenden Grundwassers an der Errichtung eines Bernsteinbergwerkes. Noch immer begnügte man sich lieber mit dem kleineren, aber sicheren Ertrage, ehe man die Ausgaben für eine ungewisse Sache wagte.

Im Jahre 1872 nahm man aber doch die Bohrungen nach den bernsteinführenden Schichten im Samland wieder auf, um weitere Grundlagen für einen bergmännischen Betrieb zu erhalten. Hierbei stieß man bei Nortycken mit 43 m und bei Markehnen in der Nähe Thierenbergs mit 66,5 m auf die blaue Erde; auch bei dem am Südende des Samländischen Sockels liegenden Kauster bei Kallen waren Bohrungen nicht ergebnislos.

Nach diesen günstigen Resultaten bewilligte im Jahre 1873 der Preußische Landtag die bedeutende Summe von 75 000 Talern zur Anlage eines Bernsteinbergwerkes bei Nortycken. Südlich des Karlsberges bei Rauschen wurden nun in den nächsten zwei Jahren zwei Eisen- und ein Mauersensschacht niedergebracht, ebenso wurden einige Wohnhäuser für die Bergleute gebaut. Leider sollte dieses mit verhältnismäßig großen Kosten angelegte Bergwerk ein völliger Mißerfolg werden. Die Wasserzuflüsse wurden immer störender und konnten selbst durch große Pumpen nicht mehr bewältigt werden. Man war schließlich genötigt, die ganze Anlage, nachdem der Hauptschacht fast fertig war, ihrem Schicksal zu überlassen; jetzt weiden Kühe auf der Stätte des verfehlten Unternehmens.

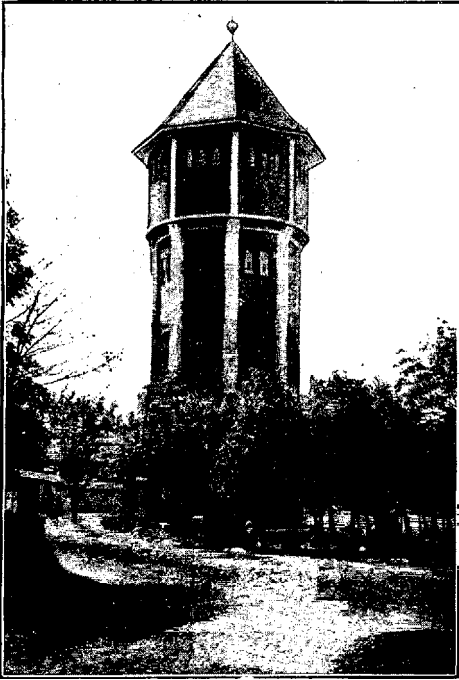
Im Jahre 1876 wurde dann von privater Seite durch den Bergrat von Dücker und den Obersteiger Otto Scholz der Versuch gemacht, bei Kreislacken ein Bergwerk einzurichten. Auch dieses kam über den Bau eines 18,85 m tiefen Schachtes, den Ottoschacht, nicht hinaus. Erst dem genialen Begründer der samländischen Bernsteinindustrie, dem „Bernsteinkönig“ Moritz Becker, war es vergönnt, die Absicht zur bergmännischen Gewinnung zu verwirklichen. Er wurde der Erbauer des Palmnicker Bergwerkes, das heute in bedeutender Erweiterung der Mittelpunkt der ganzen Bernsteinengewinnung ist.

Je nach der Art der bisher geschilderten Vorkommen u. Gewinnungsarten teilte Klebs den

Bernstein in die folgenden fünf Sorten ein: 1. der durch Schöpfen gewonnene Seebernstein, Rinde nur in den Vertiefungen, sonst nur leichte Verwitterungsschicht; 2. der Erdbernstein, den man durch Bergbau oder unerlaubtes Graben in den Seebergen erhält, mit einer weißlichen, die Schätzung erschwerenden dicken Verwitterungsschicht; 3. der Taucherstein, im Charakter dem Seebernstein gleichend; 4. der Baggerstein, gleichfalls dem Seebernstein ähnelnd und kaufmännisch auch wie dieser bewertet; 5. die in den Sandschichten gefundenen Stücke; sie sind sehr gesund und zähe mit feinen Farben und werden gerne zu feinen Schnitzereien verwendet, leider ist das gefundene Quantum sehr gering. Für den heutigen Bernsteinhandel kommen in der Hauptsache nur noch der See- und der Erdbernstein in Frage, von denen der letztere durch den Reinigungsprozeß dem Seestein im Aussehen gleich gemacht wird.



Stelle des verlassenen Bernsteinwerkes Nortycken.



Wasserturm in Palmnicken.

Alle Wunder, die ich in der Ferne suchte,
Trägt der Heimat Schoß.

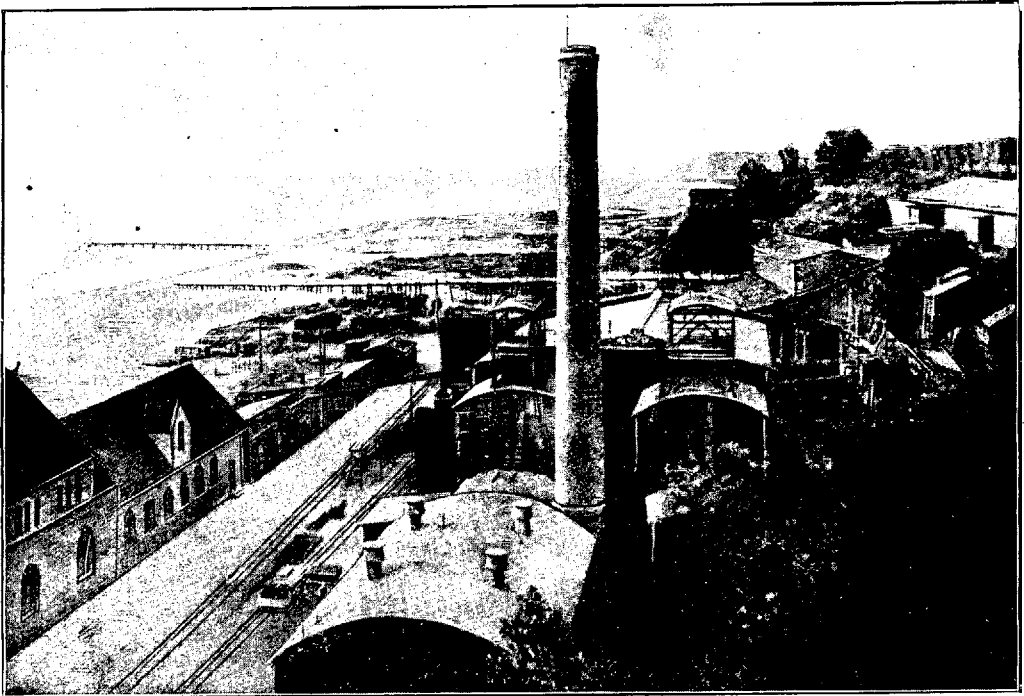
Emanuel Geibel.

Palmnicken und seine Bernsteinwerke.

Die Bernsteingewinnung hat sich in neuerer Zeit immer enger mit Palmnicken verknüpft, so daß dieses jetzt der ausschließliche Platz für die Bernsteingewinnung im großen Maßstabe geworden ist.

Die Möglichkeit einer bergmännischen Gewinnung des Bernsteins hängt nun davon ab, ob die unter der blauen Erde liegende Schicht, die als wilde Erde bezeichnet wird, genügende Dichtigkeit besitzt, um das Empordringen des Grundwassers nach Möglichkeit zu verhindern. Ferner muß die über der blauen Erde befindliche Schicht eine kräftige Decke darstellen, da andernfalls die Grube als gefährdet anzusehen ist.

Trotzdem die bisherigen Versuche für die Gewinnung des Bernsteins durch Bergbau nicht ermutigend waren — Nortycken war noch in frischer Erinnerung —, kam Becker doch auf diese Möglichkeit zurück und gründete im Jahre 1873 die Bernsteingesellschaft auf Aktien Stantien und Becker. Erst am 20. Mai 1875 gestattete aber die Regierung



Der Anna- und der Walterschacht in Kraxteppen 1920.

die Anlage eines Bernsteinbergwerkes in Palmnicken, zunächst auf acht Jahre, nachdem Nortycken hoffnungslos verloren war. Die jährliche Pachtsumme betrug anfänglich für den Morgen in Ausbeute genommenen Landes 40000 M. 1883 erhielt Becker weitere Fluren in Kraxtepellen, Bardau und Hubnicken überwiesen; die Pachtsumme stieg jetzt auf 50000 Mark für den Morgen. Im mindesten waren 300000 Mark zu zahlen, jedoch stieg die Abgabe schließlich bis auf 800000 Mark im Jahre. In der Regel befanden sich sechs bis sieben Morgen in der Ausbeutung.



Hauptstollen.

Der erste Bernsteinschacht war die Grube Palmnicken; sie lag in der Nähe der See gegenüber dem Bahnhof und war von einem unübersteigbaren Bohlenzaun umschlossen. Die Entwicklung dieses Bergwerkes wurde durch die hier sehr beträchtliche Stärke der blauen Erde, die außerordentlich reich an Bernstein war, besonders begünstigt. Bereits der Ertrag des ersten Jahres betrug 1700 Zentner, damals ein ungeheures Quantum, besonders wenn man berücksichtigt, daß am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nur insgesamt etwa 250 Zentner Bernstein jährlich gewonnen wurden.

Entsprechend der Entwicklung des Bergwerkes nahm auch die Zahl der Arbeiter und Angestellten zu, die 1877 etwa vierhundert betrug, aber später noch stieg, so daß Becker in Palmnicken und Schwarzort damals insgesamt bis tausend Arbeiter beschäftigte, denen eine Familienzahl von etwa dreitausendfünfhundert Köpfen zugehörten. Nachdem diese Grube ziemlich weit ausgebaut war und Versuche zu ihrer Erweiterung in südlicher Richtung sich nicht als lohnend erwiesen, wurde sie im Jahre 1896 völlig aufgegeben.

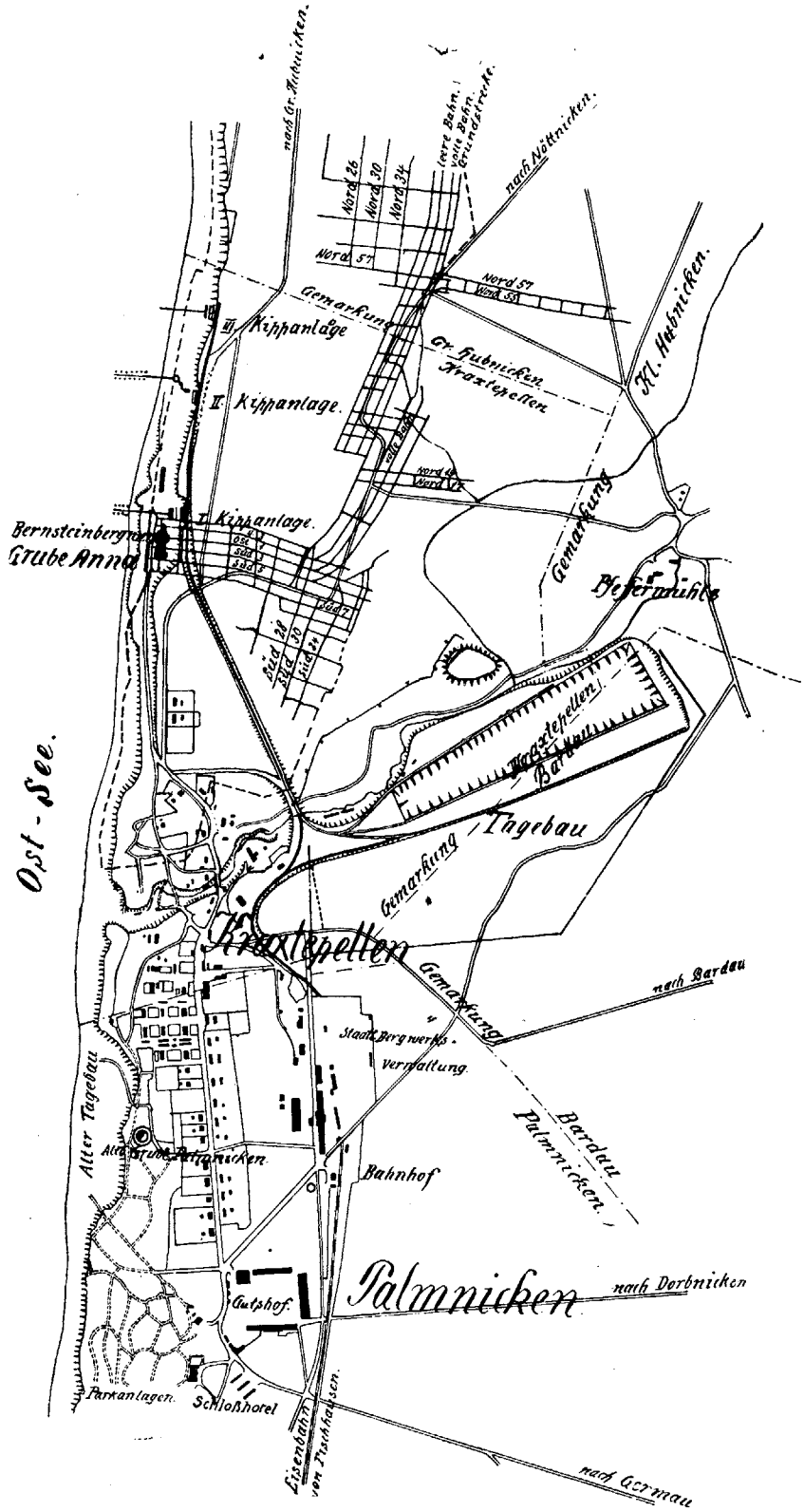
Der Anna- und Walterschacht Bereits im Jahre 1883 war die Annagrube als zweites Bergwerk nördlich des Kraxtepeller Fließes angelegt worden, nachdem alle Versuche, unter diesem zu den nördlich gelegenen Bernsteinfeldern zu gelangen, vergeblich geblieben waren.

In dieser großen Grube befindet sich nun ein Gewirr von Kreuz- und Quergängen,



Kleidertrockenraum.

die alle Namen führen. Die Hauptstollen sind ganz ausgemauert, die Nebenstollen werden durch starke Balkenbauten, Stempel genannt, gesichert. Die Stollen sind etwa 2m hoch und 1,50 m breit, die stützenden Rundhölzer stehen in Entfernungen von einem Meter und grenzen gleichzeitig die Felder ab; Seiten und Decken sind dicht verbrettert. Jährlich wurden früher tausende von Eisenbahnwagen Bretter und Rundhölzer hierzu verarbeitet und der tägliche Holzbedarf erreichte vor dem Kriege einen Wert von etwa 1000 Mark. Trotz dieser Sicherungen sind Unglücksfälle vorgekommen. So fand, bald nachdem die Grube Palmnicken in Betrieb gesetzt war, ein Erdbeben statt, bei dem einige Bergleute verschüttet wurden, u. noch in neuerer Zeit verunglückten am 13. Februar 1893 sechs Bergleute durch einen Wassereintrich. Der Abbau erfolgt in Quadraten von fünf und zwanzig Metern, und zwar, um einer Verschlammung zu entgehen, möglichst schnell und gleichmäßig. Das Grundwasser ist ziemlich stark, daher ist die Arbeit in der Grube wenig angenehm. Die Temperatur beträgt durchschnittlich neun Grad Celsius. Da Explosionen nicht zu befürchten sind, wird offenes Licht gebrannt.



Gegenüber der Grube befinden sich in einem besonderen Gebäude die Bade- und die Trockenräume, in denen die Kleidungsstücke der Bergleute bis zum nächsten Schichtwechsel wieder völlig getrocknet werden.

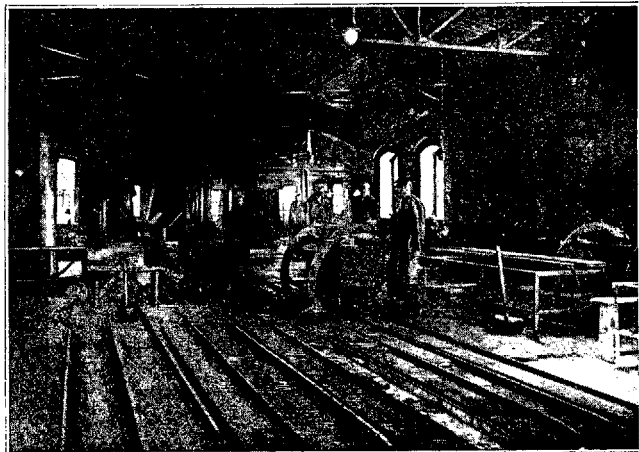
Die blaue Erde liegt etwa 18—20 m unter Tag; es kann jedoch nur die untere Schicht von etwa 1,80 m Höhe abgebaut werden, die oberen weniger bernsteinhaltenden Schichten gehen dem Abbau verloren. Unter See wird das Grubenfeld wegen der Wasserdurchbruchgefahr nicht fortgesetzt, obgleich die dort befindliche blaue Erde selbstverständlich auch bernsteinführend ist. Dieser Bernstein wird aber doch kommenden Geschlechtern durch die Abspülungen der See zugute kommen. Jetzt sind zwei Felder in Abbau: das nach Hubnicken hin liegende Nordfeld und das Südfeld in der Richtung auf Bardau.

Da die Stollen schon sehr weit vom Hauptschacht vorgetrieben sind — es sind Entfernungen von fast einer Stunde zurückzulegen —, waren bereits Stantien und Becker gezwungen, einen Uferstreifen von fast einer Meile Länge anzukaufen. Da dessen Betreten mit Gefahr verbunden ist, sind die besonders durch Einsturz gefährdeten Stellen als Bruchfelder umzäunt und Tafeln mit entsprechenden Warnungen aufgestellt. Ueberall sieht man auf diesen Bruchfeldern schornsteinartige, mit Bedachung versehene Türme, es sind die Eisenrohre der bis zur Grube führenden Luftschächte, die im Notfalle den Arbeitern auch als Ausgang dienen können.

Zwei Förderschächte, der Anna- und der Walterschacht, gegen die See hin durch Steindämme geschützt, bilden den Eingang zu den Bernsteingruben; sie dienen gleichzeitig als Fahr-, Pumpen- und Wetterschächte und sind bis zur blauen Erde durchgeführt. Sie, wie auch die sonstigen Bauten der Bernsteinwerke, haben der ganzen Gegend ein förmlich großzügiges Aussehen verliehen. Der Besuch der Grube ist ziemlich zeitraubend und im allgemeinen nicht gestattet.

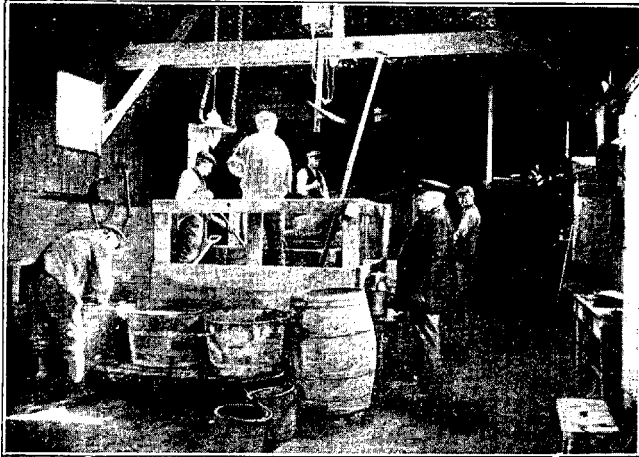
Die Bernsteingewinnung im Tiefbau

Der Zutritt der Bergleute zu den Stollen erfolgt auf Leitern durch den Hauptschacht. Drei Bergleute — zwei Häuer und ein Fahrer — bilden eine Arbeitsgemeinschaft, für die eine Tagesleistung von dreißig Wagen für die Schicht Mindestbedingung ist. Für jeden weiteren Wagen wird eine Zulage gewährt; manche Kameradschaft bringt es auf achtzig, ja hundert Wagen. Die blaue Erde wird mit Hacken gewonnen und gleich auf niedere Eisenkarren, die „Hunde“, geworfen, die, zu kleinen Zügen zusammengestellt, durch Pferde zum Förderschacht gezogen werden. Gute Stücke, die den Bergleuten auffallen, werden gleich in der Grube aussortiert und in einen Sack getan, der um den Hals getragen wird; je nach der Größe der Stücke gibt es dafür Geldprämien. Die etwa einen halben Kubikmeter blauer Erde fassenden Wagen liefern ungefähr drei- bis achthundert, durchschnittlich



Im Förderturm des Annaschachtes.

fünfhundert Gramm Bernstein. Vor dem Kriege wurden jährlich etwa 800000 Wagen blauer Erde gefördert, die an 400000 Kilogramm Bernstein ergaben. Ein Quadratmeter abgebauter Flözfläche braucht zur Fortschaffung ungefähr

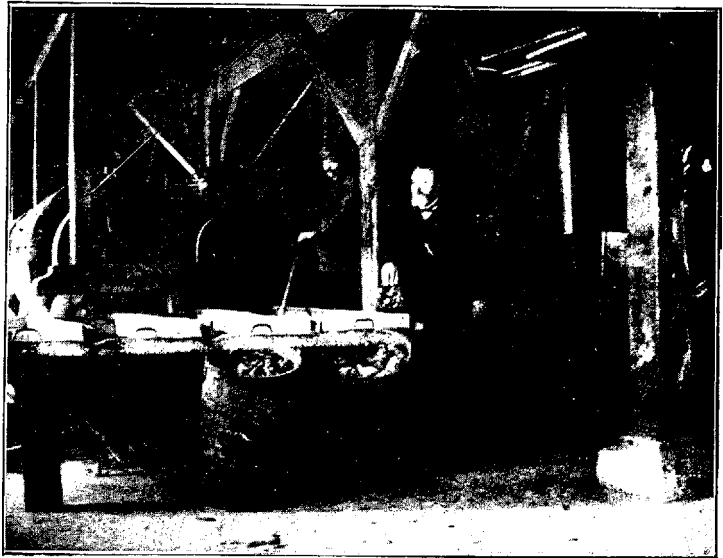


Bernsteinwäscherei.

darüber erbauten Turmes gehoben, wobei gleichzeitig ein geleerter Wagen in die Tiefe sinkt. Der Inhalt des Wagens wird dann auf starke eiserne Roste geschüttet, die sich in einem Spülraum unter dem Hebewerk befinden. Vermittelt der Dampf-pumpe wird dorthin auch das in der Grube sich bildende Grundwasser geleitet, unter dessen starken Strahlen die ganze Erd-masse zu einer schlamm-artigen Brühe erweicht, die von dem Wasser-druck gleichzeitig nach einer Rinne getrieben wird, wo der Bernstein seine erste Sortierung erhält.

Diese terrassenförmig absteigende Rinne hat eine Anzahl von Absätzen, an denen senkrechte eiserne Rostestehen, die, immer enger werdend, den Bernstein gleich in zwölf Größen sortieren. Die Lösung des Bernsteins

von der blauen Erde wird hierbei noch durch eiserne Handkratzen unterstützt. Der vom Bernstein befreite Erdschlamm wird dann zur See geleitet. Die kleinsten Stücke werden gleich für die Lackverarbeitung ausgeschieden und erfahren keine weitere besondere Behandlung.



Reinwäsche des Bernsteins.

fünfzehn Förderwagen. Unter Tag arbeiten etwa 350 Bergleute; ihre Vorgesetzten sind die Schicht- und Fahrsteiger, sowie der Obersteiger. An Pferden befinden sich etwa sechzig in der Grube; zweimal im Jahre kommen sie zu Tage; ergreifend ist die Freude, mit der die Tiere wieder das Licht der Sonne begrüßen. Ihre Verwendung in der Grube beträgt etwa fünf bis sechs Jahre.

Der gefüllte Karren wird durch ein Hebewerk im Förder-schacht bis zur Höhe des

Um die völlige Reinigung des Bernsteins von allem anhaftenden Schmutz zu erreichen, wird er in der auf dem Werkhof befindlichen Reinwäscherei einem natürlichen Schleifungsprozeß ausgesetzt. In sechs großen rotierenden Holztrommeln wird er zunächst sechs Stunden in reinem Seewasser gespült und noch weitere zwei Stunden in Wasser und Sand geschliffen, wodurch der Bernstein nunmehr das Aussehen des Schöpfsteins erhält und der alte, früher gemachte Unterschied zwischen Erd- und Seestein hinfällig wird.

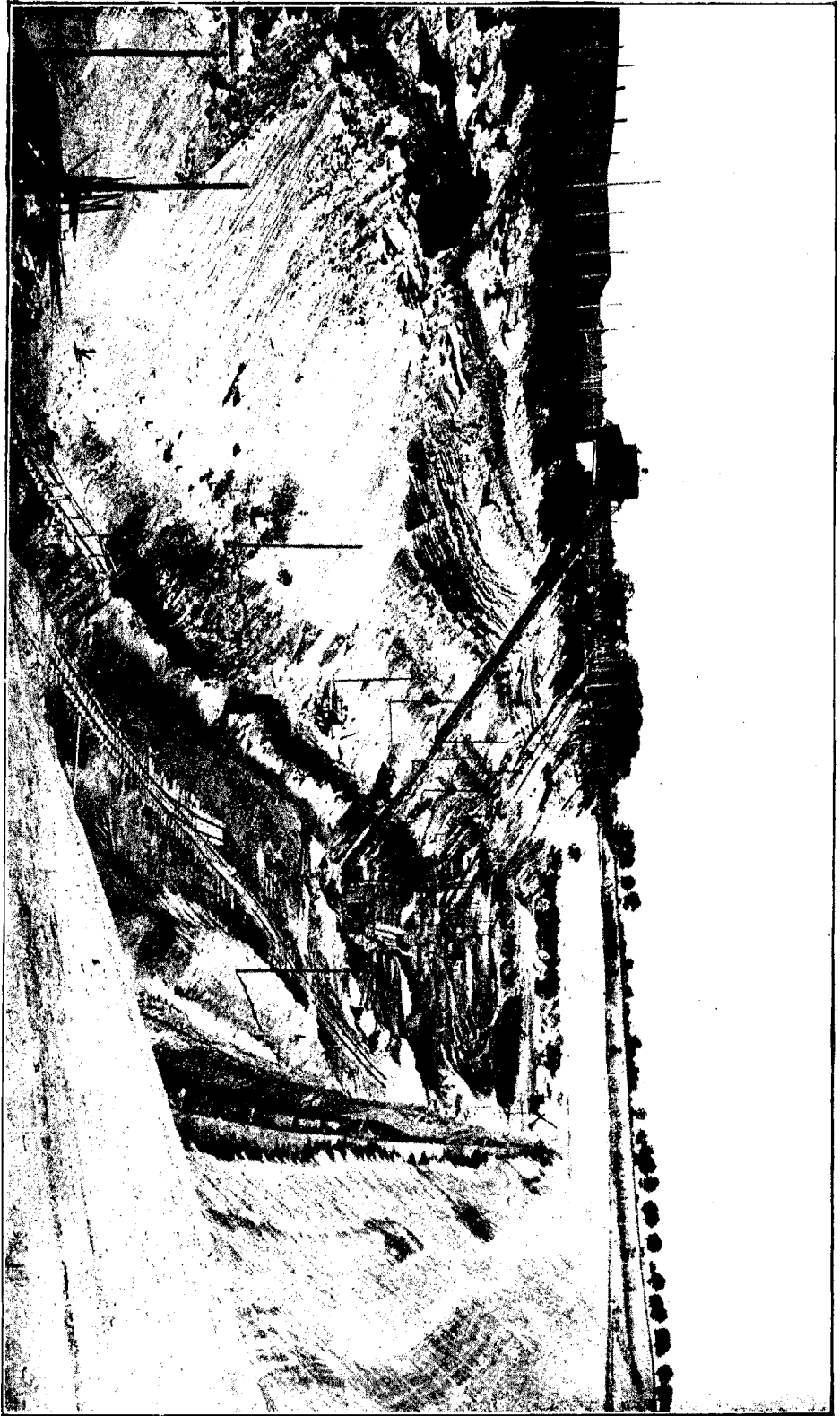
Besonders große Stücke werden in Holzkübeln, alle anderen in Säcke verpackt. Der tägliche Ertrag einer vierundzwanzigstündigen Schicht sind etwa zehn bis zwölf Säcke im Gewicht von je neunzig Kilogramm. Hierzu kommen noch die größeren Stücke, die etwa ein fünfteil dieses Quantums ausmachen. Der so verpackte Bernstein wird dann nach Bedarf von den Bernsteinwerken in Königsberg abgerufen und meist wöchentlich einmal dorthin versandt.

Die Gewinnung des Bernsteins im Tagbau.

Durch die Einrichtung des Tagbaues hat die Bernsteingewinnung wieder auf jene Art zurückgegriffen, wie sie in den siebziger Jahren betrieben wurde, nur mit dem Unterschied, daß die neuzeitlichen technischen Hilfsmittel einen viel ertragreicheren Betrieb ermöglichen. Der Gedanke an ihn entstand um 1910, als sich der Mangel an gelernten Bergleuten immer bemerkbarer machte, und das Holz für die Versteifungen der Stollen immer teurer wurde. Jedoch noch andere Gründe sprachen für seine Einführung, und zwar zunächst die restlose Erfassung aller Schichten auf ihren Bernsteingehalt. Beim Bergbau wird nur die eigentliche blaue Erde ausgebeutet, trotzdem die überlagernden Schichten, wenn auch in geringerem Maße — etwa ein Kilogramm auf dreitausend Kilogramm Erdmasse —, Bernstein enthalten. Außerdem wurden die Stollen immer länger — war man doch bereits etwa vier Kilometer weit nach Norden vorgestoßen —, und ferner fiel der Ertrag an Bernstein hier auf etwa die Hälfte des in der Mitte der Grube gewonnenen Bernsteins. Auch die technischen Fortschritte im Bau der Baggermaschinen ließen eine bessere Rentabilität als sicher erscheinen; tatsächlich stellt sich die Gewinnung eines Kubikmeters Erde im Tagbau nur auf etwa sechzig Pfennig gegen fünfzehn Mark im Tiefbau. Alles dieses sprach für eine baldige Einrichtung des Tagbaues, und zwar in möglichster Nähe des bisher ertragreichsten Gebietes.

Als Platz für seine Anlage wurde das fünfhundert Meter von der See entfernt und längs des Fließes liegende Gelände östlich Kraxtepellens bis Pfeffermühle gewählt. Die Einrichtungs- und Baggerarbeiten bis zum Beginn der Bernsteingewinnung wurden mit etwa drei Millionen Mark berechnet, erforderten aber später noch weitere sechshunderttausend Mark. Diese Summen verteilten sich in der Ausgabe auf die Jahre 1911 bis 1916. Im Sommer des Jahres 1912 begann man mit den Vorarbeiten und im Januar 1913 wurde der Abraumbetrieb aufgenommen. Zu transportieren waren durch die Hoch- und Tiefbagger zunächst etwa sieben und eine halbe Million Kubikmeter Erde, die in Höschichten bis zu vierzig Meter die blaue Erde bedeckten. Während bei Beginn der Arbeiten die Bagger noch in zwei übereinanderliegenden Schichten arbeiteten, hat man in neuester Zeit Bagger konstruiert, die die blaue Erde in einem Schnitt erreichen.

Der Tagbau wird zurzeit derart betrieben, daß auf der Südseite (auf dem umstehenden Bilde rechts) zwei Baggermaschinen die Grube bis zur blauen Schicht abräumen. Diese abgeräumte Erde wird in großen, durch elektrische Lokomotiven



Der Tagbau bei Kraxteppellen im Jahre 1920.

gezogenen Kippwagen nach einer am Seeberg gelegenen Kippe gefahren, und hier durch aus der See gepumptes Wasser in ähnlicher Weise wie beim Tiefbau auf einer Reihe von Sieben ausgeschlämmt. Hierbei werden neben dem Bernstein auch alle sonstigen Steine bis zu zwölf Millimeter Größe ausgelesen, die als Schotter wertvolle Verwendung finden.

Auf der Nordseite der Grube wird die durch Löffelbagger ausgehobene blaue Erde durch Kipplores nach einer Grube gefahren, aus der sie durch Paternosterwerke zum Oberrand der Grube gehoben und in andere Lories geschüttet wird. Auch diese Bernsteinerde wird dann durch elektrische Lokomotiven zur Wäscherei geschleppt, die als mächtige Betonschütte direkt am Seeberg gelegen ist. Sie macht dann hier denselben Prozeß durch wie beim Tiefbau, nur kommt das Wasser aus der See und fließt nach seiner Arbeit mit der wertlosen Erde wieder dahin ab. Zur Beseitigung des fortlaufend eindringenden Grundwassers sind in der Grube fünf elektrische Pumpen dauernd in Betrieb; die erforderliche Kraft für den ganzen Tagbau liefert die Kraftzentrale des Tagbaues im Werkhof. Vorläufig wird noch alle Erde zur See transportiert, sie soll aber später in der ausgebaggerten Grube selbst Platz finden. Der Nachteil des Tagbaues gegen den Tiefbau ist die Unmöglichkeit der Arbeit bei Frost im Winter, die im Tagbau tätigen Arbeiter werden dann mit im Tiefbau beschäftigt.

Die Einrichtung des Tagbaues ermöglicht eine Bernsteinförderung, die auch der größten Nachfrage nach Bernstein gerecht werden kann. Wenn sie bisher noch nicht so wirksam in Erscheinung treten konnte, als es die Werkleitung im Interesse des Staates selbst wünscht, so waren äußere Gründe dafür verantwortlich, unter denen der Kohlenmangel mit in erster Reihe steht; besonders im Kriege ging die Produktion durch ihn wesentlich zurück.

Die Zahl der Angestellten der Palmnicker Bernsteinwerke beträgt etwa acht-hundertfünfzig. Hierzu kommt noch eine Anzahl Hausgewerbetreibender, denen die Verwaltung durch Vorarbeiten an den zu der Herstellung des künstlichen Bernsteins bestimmten Stücken Gelegenheit zu lohnendem Erwerb gibt.



Ausgeschlämmte Erdmassen des Tagbaues.

Ohne Recht — ein Knecht,
Ohne Pflicht — ein Wicht!
Mit Pflichten und Rechten
Ein Mann von den Echten.

Das Bernsteinregal.

Das Regal unter dem Deutschen Ritterorden.

Zeit Beginn der Ordenszeit bis zur Gegenwart war die Gewinnung des Bernsteins stets das Vorrecht der jeweiligen Landesherrschaft, die es entweder selbst ausübte oder mittelst Verpachtung durch andere ausüben ließ. Wenn man die Kunde von den verschiedenen, längs der ganzen Bernsteinküste liegenden heiligen Hainen und Feldern aus der preußischen Vorzeit vernimmt, die nur von den heidnischen Priestern betreten werden durften, so erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß bereits zu jener Zeit ein in den Händen dieser Priester sich befindendes Alleinrecht auf den Bernstein bestand. Nachgewiesen ist, daß bereits vor der Ordenszeit im Gebiet der Herzöge von Pommerellen der Bernstein ein Regal dieser Fürsten war. Ob der Orden nun das Recht auf den Bernstein von den heidnischen Priestern übernahm, oder ob er es aus dem ihm gleichfalls vorbehaltenen Fischereiregal herleitete, ist ungewiß; sicher ist, daß er es bald nach der Besitznahme des Landes in ähnlicher Weise, wie es in Pommerellen ausgeübt wurde, einführte.

Die Geschichte des samländischen Bernsteinregals beginnt eigentlich bereits mit der Teilung des Landes zwischen dem Orden und dem Bischof von Samland im Jahre 1258. Dabei wurden die Strandgegenden nämlich in der Weise geteilt, daß beiden Vertragschließenden entsprechende Strecken der Bernsteinküste zufielen. Aber erst bei dem Tausch von Witlandsort-Lochstädt gegen Schonewice im Jahre 1264 hören wir in bestimmter Weise von dem bischöflichen Anspruch auf ein Drittel des bei Witlandsort gefundenen Bernsteins, demnach behielt sich der Orden also die anderen zwei Drittel vor. Später hören wir, daß der Bischof verpflichtet wird, allen in seinem Bezirk gefundenen Bernstein nur an den Orden zu verkaufen. Dieses Verhältnis bestand wohl bis zum Schluß der Ordenszeit. 1425 zahlte der Orden nach der Handelsrechnung dem Bischof für ein Schiffspfund Pfennigstein neunzig Mark (ein Schiffspfund etwa hundertfünfzig Kilogramm). Für das Schiffspfund eingelieferten Hauskomtursteins wurden sechsundzwanzig Mark und für Hauptstein zwölf Mark vergütet. Zu diesen Zahlungen kamen aber noch mancherlei Geschenke, so an den Bischof selbst zwei englische Käse, für den „Hauskomtur“ ein Paar Hosen und für die „anderen Pfaffen“ je ein Paar Handschuhe. Der Pfaffe, der des Bischofs Keller versah, erhielt ein Paar sämische Hosen, „doch nicht alle Jahre, sondern nur wenn er es verdiente“. Die Dienerschaft erhielt Geldgeschenke, die bischöflichen Bernsteinerschöpfer bekamen während der Arbeit täglich ein Scot und am Schluß noch ein Trinkgeld.

Auch die Danziger Fischer wurden 1312 zur Abgabe des Bernsteins an den Orden angehalten. Der Bernstein war also wohl seit Beginn der Ordenszeit ein völlig in den Händen des Ordens liegendes Regal, unter dem Privatpersonen der Handel mit unverarbeitetem Bernstein unter schweren Strafen verboten war. Eine Bernsteinkammer wird bereits 1265 in Laustitte-Lochstädt erwähnt.

Die Art der Bernsteinverwaltung blieb in den Jahrhunderten unter dem Orden die gleiche. Die Aufsicht über den Strand und den Bernsteinertrag lag in den Händen

eines in Lochstädt amtierenden Ordensbruders, des Bernsteinmeisters, als deren erster Hermann von Arffenberg aus dem Jahre 1331 bekannt ist. Dieser Bernsteinmeister führte die Aufsicht über die Lochstädter Bernsteinkammer und über die zum Sammeln des Bernsteins verpflichteten Strandbauern. Aus der Lochstädter Kammer, wie aus der bischöflichen Bernsteinkammer in Fischhausen, kam der Bernstein an den Großschaffer in Königsberg, der für den Verkauf dem Ordensmarschall Rechnung legen mußte. Auch in Sassau wird im sechzehnten Jahrhundert ein Bernsteinmeisterhof genannt. Bemerkenswert ist, daß bereits in der Willkür der drei Städte Königsberg vom Jahre 1394 bestimmt wird, daß niemand, vermutlich um den Handel mit gestohlenem Bernstein unmöglich zu machen, unbearbeiteten Bernstein bei sich führen dürfe.

Das Bernsteinregal wurde vom Orden mit großer Strenge durchgeführt. So wird von einem samländischen Vogt Anselmus von Loostenstein berichtet, daß er das unbefugte Lesen des Bernsteins am Strande durch Aufhängen der Missetäter am nächsten Baum bestrafte. Dafür ließ die Sage dann seinen Geist in regnerischen Sturmnächten am Strande umgehen und den Ruf ausstoßen: O, um Gott, Bornstein frei, Bornstein frei! Wenig wahrscheinlich erscheint die Erzählung, nach der ein Hans Lose, vielleicht die gleiche Person, 1474 unschuldigen Leuten Bernstein unter das Getreide mengte, um sie dann als Diebe anzuzeigen, worauf sie durch Martern zum Geständnis gezwungen und aufgehängt wurden. Bei dem blühenden Aberglauben jener Zeit sollen sogar gespenstische Reifer gegen das hart bedrückende Bernsteinregal des Ordens am Strande geeifert haben.

Als der Städtebund während des dreizehnjährigen polnischen Krieges für einige Jahre das Uebergewicht im Lande hatte, legte er 1456 auch auf den Bernstein Beschlag¹, und der von den Polen in Königsberg eingesetzte Woiwode Stibor von Baysen führte gleichzeitig die Bernsteinaufsicht.

Im Jahre 1491 übertrug der Hochmeister Hans von Tiefen den Dörfern Greybithe (Grebieten), Powage (Powayen), Retheyn (Rothenen), Palmenicken, Lachs (Lesnicken?), Wardo (Warschken?) und Thormenicke (Dorblicken) die Bernsteinwacht. Später werden hierzukommend noch Nedempste (Nodems) und Barde (Bardau) genannt. Ihre Bewohner waren von dem Kriegsdienst außer Landes befreit, jedoch zu einem Kriegszug im Jahre „übers Habe“ verpflichtet.

Unter dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg, der, wie auch die späteren Fürsten, den Ertrag aus dem Bernstein für seine Privatschatulle in Anspruch nahm, begann für die Bewohner des Bernsteinstrandes eine besonders schlimme Zeit. Eine der ersten Amtshandlungen des 1512 in Königsberg eingetroffenen Hochmeisters war die Einsetzung von Aufsehern, um den Bernstein Diebstählen am Strande zu steuern. Eine Verordnung löste die andere ab und wer sich heute unbehindert an der Seeküste ergehen kann, wird nicht vermuten, unter wie strengen Strafen damals, ja noch bis in das achtzehnte Jahrhundert, das Betreten des Strandes stand.

Unerträglich wurden fortan die Beschränkungen und Hintansetzungen, die sich die Strandbewohner gefallen lassen mußten, so daß selbst der Königsberger Chronist Paul Pole in der Mitte dieses Jahrhunderts schreibt: „Es hat für uns der Bernstein viel Unglücks zugerichtet.“ Die Zustände waren schließlich so schlimm geworden, daß die Bernstein Diebe selbst vor Gewalttätigkeiten nicht zurückschreckten. Daher standen die Bewohner der Küste beim Orden nicht allein im Verdacht der Untreue, sondern sogar der Mordsucht. In das Jahr 1523 fällt auch der große Aufsehen erregende Fischhausener Bernstein Diebstahl, wobei die Beteiligten so harte Strafen erhielten, daß die Sage entstand, der Ertrag des Bernsteins sei daraufhin auf den

tausendsten Teil gesunken. „Wohl sah man ihn in größeren Mengen in der See schwimmen, ohne ihn jedoch schöpfen zu können. Die Brüder aber meinten, Gott habe ihnen die köstliche Gabe nicht fernerhin gegönnt.“ Unmöglich erscheint mit fünfhundert Personen die überlieferte Zahl der unter Albrecht wegen Bernstein-diebstahls Gehängten.

Die Ursache für die strengen Bestrafungen wegen dieser Stehlereien lag aber wohl in der großen Geldnot des Ordens in seiner letzten Zeit. Aus diesem Grunde schloß der Hochmeister auch 1518 mit einigen Kaufleuten einen Vertrag zur Abnahme des Bernsteins, sowie einige Jahre später einen weiteren mit einem Augsburger Kaufmann. Die beiden Abschlüsse waren aber nur die Vorläufer für einen Vertrag, der den Bernsteinhandel für ein volles Jahrhundert zum Monopol einer einzigen Familie, „der Jasken“, machen sollte.

Das Bernsteinregal von der Säkularisation bis zum Jahre 1811.

Am 18. Dezember 1533 schloß der nunmehrige Herzog Albrecht mit einigen Danziger Kaufleuten, unter ihnen Paul Jaski, einen Vertrag, der dieser Familie, Koehne genannt Jasky — kurzweg die Jasken genannt —, auf ewige Zeiten das Anrecht auf allen gefundenen Bernstein verlieh. Die Einnahmen aus ihm mit zwanzig- bis dreißigtausend Mark jährlich waren anfänglich für die herzogliche Kasse sehr annehmbar. Als aber später der Geldwert dauernd sank, versuchten die Nachfolger Albrechts mit allen Mitteln, von diesem Verträge freizukommen, so daß sich selbst die polnische Regierung für die im damals polnischen Danzig wohnenden Jasken einsetzte. Aber erst 1642 gelang es dem Großen Kurfürsten durch die Zahlung einer Abstandssumme von vierzigtausend Talern die Lösung zu erreichen. Die Bernsteingewinnung lag nun wieder in den Händen der Landesherrschaft.

Es ist nun recht interessant, einige der vielen Bestimmungen kennen zu lernen, die im Laufe dieser Jahre erlassen wurden, um den am samländischen Strand gefundenen Bernstein nach Möglichkeit vor Diebstählen zu schützen und für die Landesherrschaft zu erfassen.

Im Jahre 1559 wurde bestimmt, daß in den Dörfern am Strande keine Kirchmessen stattfinden dürften. 1561 wurde verordnet, daß Kuren — die die Fischerei am Strande betrieben —, wenn sie ein Stück Bernstein stahlen und verkauften, nicht des Landes verwiesen, sondern leibeigen werden sollten. 1572 wurde der Vogt in Fischhausen angewiesen, zwei Bernsteindiebe, erst wenn sie auf der Leiter zum Galgen standen, zu begnadigen und durch den Scharfrichter „über das Tief“ schaffen zu lassen. In diesem Jahre wurde auch bestimmt, daß niemand an das Tief oder nach der Pillau reisen soll, ohne sich vorher in Lochstädt angesagt zu haben, es sei denn, er besitze eine Erlaubnis aus der Fürstlichen Kanzlei zum Besuche des Strandes. 1574 wurde allen Bernsteinarbeitern der Aufenthalt in Preußen verboten: „sollte sich doch einer finden, so soll er gefänglich eingezogen werden“. Im Jahre 1584 wurden alle alten Galgen am Strande abgebrochen und „zum Abscheu der Bernsteindiebe“ neue errichtet; wir finden sie in einer späteren Bernsteinordnung aus dem Jahre 1620 sogar bildlich dargestellt. 1587 wurde dann das Hausieren mit Kurzwaren in den Strandorten verboten, auch durften die Einheimischen „keinerlei Hantierungen“ am Strande vornehmen. — In der Hauptsache richteten sich also alle Verordnungen gegen die dauernd den Bernsteinertrag schmälernenden Veruntreuungen, „die Bernsteinparthirrey“ der Strandbewohner. Deren Glauben war aber von jeher der, „was das wilde Wasser an das Ufer wirft, gehört der Hand, die es aufnimmt“.

Da die gegen diese Diebstähle erlassenen Bestimmungen aber doch zum Teil sehr willkürlich waren, erließ der Kurfürst Johann Sigismund im Jahre 1617 das erste ordentliche Strafgesetz. Danach durften sich keine Börnsteindreher und Schottenkrämer (englische Kaufleute, vermutlich von der Pillauer englischen Companie) am Seestrand und in den dazu gehörenden Dörfern und Städten im Samland finden lassen; „sie sollten dann gefangen genommen und in das Amt Fischhausen gebracht werden.“ Trotzdem wird die häufige Anwesenheit von Armeniern (Juden) in den Strandorten gemeldet, deren Verführungen das überaus arme Volk leicht erlag. Bernsteinhehler und -stecher sollten mit Staupenschlag und Verweisung aus dem Lande bestraft werden.

Um diese Zeit wurde das nunmehr kurfürstliche Bernsteinregal durch die schwedische Besatzung der samländischen Küste in den Jahren 1626—1635 unliebsam gestört. Obgleich der Bernstein während dieser Zeit durch Vertrag ausdrücklich dem Kurfürsten vorbehalten war, beschwerte sich doch der Bernsteinmeister Wegner aus Germau, „daß das unbändige Volk der schwedischen Soldaten täglich am Strande gelegen und den Bernstein aufgefangen habe“. Auf Veranlassung des Reichsburggrafen von Dohna verbot dann auch der damalige schwedische Statthalter Oxenstierna 1630 von Braunsberg aus „bei hundert Gulden ungarisch oder auch bei Leibes- und Lebensstrafe allen Soldaten und sonstigem Volk das Bernsteinlesen am Strande, wie überhaupt sich am Strande sehen zu lassen, damit der Kurfürst nicht geschädigt werde“. Bald darauf wurde der Verkehr der Soldaten am Strande nochmals geregelt.

Nachdem es dem Großen Kurfürsten gelungen war, sich von dem Kontrakt mit den Jasken zu befreien, wurden die bisherigen Verordnungen noch wesentlich verschärft. Das am 21. November 1644 erlassene neue Strandgesetz wirkte besonders durch die Einführung des Strandeides auf das sitiliche Gefühl der Strandbewohner sehr verderblich ein und rief tiefe und rohe Verbitterung gegen die Strandbeamten hervor. Diesen Strandeid mußten alle am Strande wohnenden Bauern, deren Söhne und Knechte, soweit sie das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatten, leisten und in ihm versichern, daß sie selbst ihre eigenen Angehörigen im Uebertretungsfalle zur Anzeige bringen würden. Der Eid wurde alle drei Jahre am ganzen Strande von einer Kommission, bestehend aus einem Kriegsrat, dem Strandinspektor und dem Strandkontrolleur abgenommen; selbst die Geistlichen blieben davon nicht ausgenommen. Die Verletzung des Strandeides wurde in schweren Fällen derart bestraft, daß dem Betreffenden die Finger, mit denen er den Eid geschworen, abgeschlagen wurden.

Im Jahre 1649 wurde auch den Fischhausenern jeder Spaziergang am Strande verboten, und Fremde, die sich an ihm sehen ließen, erhielten den Spanischen Mantel, ein rundes Gefäß aus Eichenholz, durch das man den Kopf steckte, und in dem der Delinquent durch die Straßen geführt wurde. Ebenso wurden die Reisenden in Königsberg, Fischhausen und Pillau auf Bernstein hin untersucht; selbst die Kinder der Strandbewohner durften den heimischen Bezirk nicht verlassen, um nicht anderweitig Verbindungen anzuknüpfen. Für Pillau erließ später der Gouverneur de Sers besondere Bestimmungen.

1644 wurde in Fischhausen auch ein besonderes Bernsteingericht eingerichtet, das aus einem Fiskal und sechs Gerichtsverwandten bestand, zwei vom ordentlichen Fischhausener Gericht, zwei Fischhausener Amtsgeschworenen und zwei Strandreitern. 1657 wird an ihm sogar ein Bernsteinrat erwähnt; das Siegel dieses Gerichtes zeigte einen Bernsteinschöpfer bei seiner Arbeit. In den späteren Strandverordnungen der Jahre 1648 und 1669 wurde das Strandgericht dann auf den Strandinspektor, den

Aktuarium und einen Assessor beschränkt, auch hatte das Gericht eine Zeitlang seinen Sitz in Germau, wie auch in Palmnicken, kam aber später dauernd nach Fischhausen. Vor dieses Gericht kamen nur die Bernsteinsachen, sonstige Strafsachen des Strandbezirkes aber vor das zuständige Domänen-Justizamt.

Die Zahl der Straffälle betrug durchschnittlich zehn im Jahre, stieg aber mitunter auch wesentlich höher, wobei dann noch bemerkt wurde, „daß aber noch viele dahinter steckten“, also noch mehr Leute die Strafe verdient hätten. Durch die Gnade des Kurfürsten wurden jedoch vielen Bernsteindieben, die aus Not gehandelt hatten, die Strafen ermäßigt oder ganz erlassen.

Die Strafen selbst schwankten je nach der Größe des gestohlenen Bernsteins von neun Gulden für ein Lot bis zu hundertvierundvierzig Gulden für Stücke von einem Pfund. Auf Stücke bis eindreiviertel Pfund stand Staupenschlag und Verweisung aus den Aemtern Fischhausen, Schaaken und Memel, bei Stücken über eindreiviertel Pfund wurde auf Staupenschlag und Landesverweisung für ewige Zeiten, und bei zwei Pfund auf Tod durch den Strang erkannt. Auch erhielten die Bernsteindiebe ein Brandmal auf die Backen. Später wurden in schweren Fällen meist Festungs- und Zuchthausstrafen verhängt, die in der Pillauer Festung verbüßt wurden. So wurde die Entwendung eines Stofes (etwa ein Kilogramm) Bernstein mit Zuchthaus nebst „Willkomm und Abschied“ bestraft; selbst auf die Entwendung kleinerer Stückchen Bernstein am Strande standen acht Tage Gefängnis; kleinere Strafen wurden in der Palmnicker „Klausen“ verbüßt. In dieser kam es 1681 zu einem richtigen Aufruhr: „Einige Bernsteindiebe hatten dort bereits drei Jahre gesessen, ohne abgeurteilt zu sein. Hierdurch aufsässig geworden, drohten sie, das ganze Dorf in Brand zu stecken und selbst die Kinder in der Wiege nicht zu schonen.“ Auf den angstvollen Bericht des damaligen Bernsteinverwalters an den Kurfürsten scheint die Angelegenheit dann schnell erledigt worden zu sein. Im Jahre 1689 wurde den Beamten der Bernsteinverwaltung auch der Gebrauch der Karbatsche gegen die Strandbewohner gestattet.

Die Ausführung der schweren Strafen lag in den Händen des Schloßscharfrichters in Königsberg, der dafür ein festes Gehalt bezog und außerdem für jede Exekution besonders bezahlt wurde. So finden wir aus dem Jahre 1700 eine Zahlung von dreißig Mark an ihn für die Verweisung der „alten Bramsche“ aus Klein-Kuren aus den oben erwähnten Aemtern. Alle diese Maßregeln erreichten aber doch nur unvollkommen den Zweck, das Stehlen des Bernsteins zu verhüten, und man hat die aktenmäßige Sicherheit, daß wohl bis in die neuere Zeit die Hälfte alles gefundenen Bernsteins unterschlagen wurde. Selbst heute ist das Bernsteinrabuschen, wie der Bernsteindiebstahl von den Einheimischen genannt wird, noch nicht verschwunden.

Im Jahre 1658 schloß der Kurfürst mit dem Bernsteingeschreiber Bastian Fruben aus Germau und dem Münzmeister Rogge aus Danzig einen zehnjährigen Vertrag, nach dem ihnen der Bernsteinertrag bis zur Grenze des polnischen, richtiger Danziger Gebietes, sowie der des Hinterpommerschen Seestrandes gegen eine Pacht von zehntausend Talern jährlich übertragen wurde. Zum Schöpfen des Bernsteins waren die Bewohner der Stranddörfer Selknicken (Saltknicken), Retteinen, Nodems, Leissenicken (Lesnicken), Sorgehnen (Sorgenau), Palmnicken, Kraxtepillen und Groß-Hubnick verpflichtet, die dafür in diesem Verträge von den Einquartierungslasten befreit wurden. Da diese Ortschaften ihre Steuern an Fruben abzuführen hatten, entstanden bald Streitigkeiten und Klagen der Strandbewohner über große Unterdrückung, so daß den Pächtern der Bernstein bald wieder entzogen wurde. Die

Pächter wechselten jetzt mehrfach, jedoch meldete sich infolge des durch die Diebstähle immer geringer werdenden Bernsteinertrages schließlich niemand mehr zur Pacht. Diese hörte daher 1705 ganz auf; der Bernstein wurde nunmehr wieder für den Staat gesammelt, der ihn zur Versteigerung brachte.

Nach der Besetzung Preußens durch die Russen im Jahre 1758 nahmen diese natürlich auch den Ertrag des Bernsteins für sich in Anspruch; zumeist sandten sie ihn nach Petersburg. Nach ihrem Fortzug traten die früheren Verhältnisse wieder ein.

Im Jahre 1801 wurden in das neu erlassene Provinzialrecht besondere, das Bernsteinregal betreffende Bestimmungen eingefügt, die zwar in der Hauptsache auf die alten zurückgriffen, aber doch manches Bemerkenswerte enthielten. Der erste Paragraph bestimmte: Aller Bernstein ist Eigentum des Staates, der Handel mit rohem Bernstein ist überhaupt verboten und der mit verarbeitetem Bernstein nur den dazu Berechtigten gestattet. § 2: Aller Bernstein muß an die Bernsteinkammer in Königsberg abgeliefert werden, es wird für ihn der zehnte Teil des Wertes als Belohnung gezahlt. § 5: In Pillau, Fischhausen und Memel dürfen sich keine Bernsteinarbeiter ansetzen und sich dort auch nicht länger aufhalten, als es ihre Geschäfte erfordern. § 6: Die Strandbauern, ihre Söhne und Knechte über achtzehn Jahre müssen zur Treue beim Bernsteinsammeln und bei gestrandeten Gütern, sowie auch zur Aufsicht über die anderen Strandbewohner eidlich verpflichtet werden. § 7: Diese Personen dürfen auch bei achttägiger Strafe nicht verreisen, wenn sie sich nicht vorher bei dem zuständigen Strandbeamten gemeldet haben und von diesem visitiert worden sind. Beim Fischfang dürfen sie sich auch nicht von ihren Booten entfernen und sich auch des Nachts nicht am Strande betreffen lassen. § 11: Die Prediger am Strande müssen zweimal des Jahres ihre Gemeinden in den Sonntagspredigten an den geleisteten Eid erinnern. § 12: Der Denunziant einer Defraudation erhält die Hälfte des ermittelten Wertes des beschlagnahmten Bernsteins.

Die Verordnung des Jahres 1764, nach der in allen Kirchen des Bernsteinstrandes regelmäßig für einen gesegneten Bernsteingewinn zu beten war, wurde erst 1919 aufgehoben.

In dem Unglücksjahre 1807/8 ließ der französische Gouverneur die vorhandenen Bernsteinbestände öffentlich versteigern. Da der Ertrag aus dem Bernsteinregal in den Jahren 1782 bis 1802 durchschnittlich nur noch etwa 4800 Taler war, und die Verwaltungskosten mitunter höher waren als die Einnahmen, faßte man wieder einmal die Verpachtung des Bernsteins ins Auge. Die Domänenkammer legte dem König unter Schilderung der ganzen Verhältnisse auch einen Plan hierfür vor, der Krieg unterbrach vorläufig aber die Verhandlungen. Erst im Jahre 1811 kam es wieder zur Verpachtung des Bernsteins an Douglas und Genossen. Hatte das Bernsteinregal aber bisher nur für den am Strande gefundenen Bernstein gegolten, so wurde in die Pachtbestimmungen dieses Jahres auch ausdrücklich der im Innern des Landes gefundene Bernstein mit hineingezogen.

Die Strandreiter und die Bernsteinbeamten

Die oberste Aufsicht über den ganzen Bernsteinstrand hatte der Bernsteinmeister. Sein Wohnsitz war bis zum Jahre 1567 die Burg Lochstädt, auf der sich auch die Bernsteinkammer befand. In diesem Jahre wurde Germau der Amtssitz des Bernsteinmeisters, wechselte aber nochmals mit Lochstädt. 1581 kam er wieder nach Germau, um endlich 1693 nach Palmnicken verlegt zu werden. Aus dem Bernsteinmeister war mittlerweile ein Bernsteininspektor geworden. Dieser Bernstein- oder Strandinspektor unterstand der Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg, der er monatliche und jährliche Rechnung

zu legen hatte; des Bernsteinmeisters Deputat bestand 1643 an barem Gelde aus hundert Talern und sieben Mark Fleischgeld, ferner aus zwei Ochsen, zwölf Schafen, drei Schweinen, fünfzehn Gänsen und hundertfünfzig Hühnern. Dazu kamen eine Tonne Butter, eine Tonne Dorsch, zwanzig Schock Stockfisch, dreißig Schock Plötze, nebst reichlichem Getreide, Hopfen usw. Von diesem Deputat mußte er aber noch einen Strandreiter und drei Pferde mit unterhalten. Auch in Memel war einige Zeit ein Bernsteinmeister, an dessen Tätigkeit 1646 bemängelt wird, daß sein Gehalt größer sei, als der mehrjährige Fund an Bernstein.

Dem Bernsteinmeister stand ein Gegenschreiber zur Seite: beide führten zusammen das Hauptprotokoll über den eingelieferten Bernstein. Da jeder von ihnen einen Schlüssel zur Bernsteinkammer besaß, konnte diese auch nur in Gegenwart beider Beamten geöffnet werden. Der große oder Hauptstein, der für den Fürsten selbst bestimmt war, wurde in einer besonderen Lade aufbewahrt. Der Große Kurfürst ließ sich über den Bernsteinertrag durch seinen späteren Oberzolldirektor und Verwalter des Bernsteins Heidecampf zumeist persönlich Bericht erstatten, bei welcher Gelegenheit auch gleich die einträglichen Schiffsstrandungen mit angeführt wurden. Später führte die Oberaufsicht ein Börnsteindirektor, als solcher wird im achtzehnten Jahrhundert auch ein Engländer, Georg Friedrich Hamilton genannt, dem ein Strand- und Bernsteinverwalter zur Seite stand.

Die eigentliche Strandaufsicht wurde aber durch die berittenen Strandaufseher oder Strandreiter ausgeübt. Diese hatte Herzog Albrecht eingeführt, und 1555 werden als ihre Wohnsitze Krecke (die Schlucht bei Rothenen), Nodums, Lasnicken, Kuckhe oder Kuick (die jetzige Sorgenauer Schlucht), Palmnicken, Ampe (Kraxtepellen) und Thierskeim genannt. 1581 gab es Strandreiter auf der Nehrung, in Pillau, Lochstädt, Germau, Kraxtepellen, Hubnicken und Grünhof; dieser letztere mußte unbeweibt sein. Bezüglich des Bernsteins auf der Nehrung wurde verfügt, daß dieser in der „Kirchen-Dreßkammer zu Scheyt“, dem ehemaligen Kirchdorf südlich Strauchbucht, aufzubewahren sei; der Pfarrer dieser Kirche soll sich aber des Strandes nicht „anmaßen“. 1625 finden wir Strandreiter in Scheidt, Pillau, Lochstädt, Nodems, Palmnicken, Hubnicken, Dirschkeim, Warnicken und Grünhof. Im Jahre 1693 wurde der Strand dann in elf Strandreiterbezirke eingeteilt, die bis in das neunzehnte Jahrhundert bestanden, ihre Amtssitze waren Nehrung (Polski), Neutief, Pillau, Lochstädt, Sanglienen, Littauschdorf, Retheln, Palmnicken, Groß-Hubnicken, Warnicken und Strobjehnen.

Die Strandreiter erhielten jährlich achtzig bis hundert Taler Gehalt, dazu freie Wohnung und Brennholz; am höchsten wurde der in Groß-Hubnicken wohnende besoldet. Zwei- bis dreimal täglich mußten sie ihr Revier abreiten und jedem Fremden den Zutritt zum Strande verwehren. Die Wohnhäuser der Strandreiter stehen noch heute an verschiedenen Orten und dienen umgebaut jetzt anderen Zwecken. Bei Uebernahme der Strandpacht durch Douglas im Jahre 1811 waren Aufsehergebäude in folgenden Orten vorhanden: Polski, dem jetzigen Forsthaus Grenz auf der Frischen Nehrung, Altief, das in den sechziger Jahren abbrannte, Neutief, Pillau, Rothenen, Sorgenau, Palmnicken, Groß-Hubnicken, Groß-Kuhren, Warnicken, Neukuhren, Wangenkrug, Rantau und Cranz. Hierzu traten noch acht Dienstgebäude in den einzelnen Orten der Kurischen Nehrung und eins in Nimmersatt. Die hier wohnenden Strandbeamten waren aber mehr zur allgemeinen Strandaufsicht, wie für Strandungen usw. angesetzt, da der Bernsteinertrag dieser Nehrung nur sehr gering ist. Die Einrichtung der Strandreiter blieb auch nach der Bernsteinverpachtung im Jahre 1811 bestehen; ohne ihre Genehmigung war das Betreten des Strandes noch immer

mit Unannehmlichkeiten verknüpft und lange Jahre nach ihrer Abschaffung spukten sie noch in den Köpfen der Strandbevölkerung als Schreckmittel.

Diesen Strandreitern waren zur Aufsicht beim Schöpfen eine Reihe von sogenannten Kammerknechte beigegeben, die gleichfalls freie Wohnung neben sonstigen Vergünstigungen und ein Gehalt von dreißig bis vierzig Talern erhielten. Ihre Zahl schwankte und betrug am ganzen Strande etwa dreißig. Die Gesamtausgaben für alle unter der Königsberger Strand- und Domänenkammer stehenden Bernsteinbeamten beliefen sich auf jährlich etwa tausendsiebenhundert Taler.

Auch die Bernsteinbeamten selbst konnten nicht immer der Versuchung widerstehen. 1643 wurde z. B. der Pillauer Bernsteinwärter wegen Untreue bestraft, und 1707 wurde ein Strandreiter seines Dienstes enthoben, weil sein Weib zwei Stof Bernstein nach Elbing verkauft und er dieses aus „ehelicher Liebe“ verschwiegen hatte; 1785 verübte sogar selbst der Bernsteininspektor Unterschleife.

Die Ueberführung des Bernsteins in die unter einem Kammerrat und Stranddirektor stehende Bernsteinkammer in Königsberg erfolgte monatlich oder mehrmals im Jahre durch Fuhrwerke der Strandbauern. Hier fand dreimal jährlich, um Weihnachten, Fastnacht und Johanni, in Gegenwart des Strandinspektors, eines Strandreiters und eines Kammerknechtes, durch zwei ältere und zwei jüngere, für diese Zwecke besonders vereidigte Bernsteindrehermeister die Reinigung und Sortierung des Bernsteins statt. Die Bernsteinkammer befand sich bis zum Jahre 1801 im Schloß, dann aber wurde der akademische Fechtboden dafür eingerichtet; seltene Stücke, wie Einschlüsse usw., wurden in besonderen Schränken aufbewahrt.

Als im Jahre 1811 die Douglas'sche Bernsteinpacht in Kraft trat, gab es auf der ganzen Strecke von Grenz bis Nimmersatt elf Strandreiter und sechsundzwanzig gleichfalls berittene Kammerknechte, die den ganzen Strand entlang verteilt wohnten. Dieser war in eine Reihe von kleineren Bezirken eingeteilt, von denen vierundzwanzig auf die Strecke von Pillau bis Cranz entfielen. Die Strandreiter und Kammerknechte standen wieder unter der Aufsicht von zwei Strandkontrolleuren, die in Lochstädt und Rantau wohnten. Die eigentliche Strandpolizei in diesen Jahren wurde aber von dem Hafenbaukommissar in Pillau und besonderen Strandpolizeinspektoren in Dirschkeim und Rossitten ausgeübt.

In allen den Jahrhunderten hatte es der Staat versucht, der den Bernsteinertrag schmälern und in allen Formen vorkommenden Stranddefraudation Herr zu werden, ohne daß ihm dies gelang. So fand man 1852 auf dem Gute Georgenswalde einen Scheffel Bernstein in ausgesuchten Stücken, der hier seit langer Zeit vergraben gewesen sein mußte und sicher von einem Diebstahl herrührte. Aus neuerer Zeit ist das Schelmenstücklein ergötzlich, wonach ein früher in den Palmnicker Werken beschäftigter Arbeiter unter Vorspiegelung eines Traumes von versunkenen Schätzen die Erlaubnis zu Nachgrabungen auf dem Strauchberge bei Germau, einer alten Wallburg, erhielt, um dann mit diesem, ihm wohl nur zu gut als unterschlagenen Bernstein bekannten Funde spurlos zu verschwinden.

Das Jahr 1811 brachte dann wieder die Verpachtung des ganzen Bernsteins an private Unternehmer.

Die Douglas'sche Bernsteinpacht von 1811 bis 1837.

Bereits bei der Bekanntgabe des Planes der voraussichtlichen Verpachtung des Bernsteins entstanden Einwendungen seitens der Bernsteinarbeiter in Königsberg und Stolp, die befürchteten, daß von nun an das ihnen bisher gewährte Quantum Bern-

stein fortfallen könnte. 1808 sandten sie sogar eine Abordnung an den König und erreichten auch aus allerlei Gründen eine jährliche Entschädigung von dreitausend Talern, eine Summe, die auch den späteren Pächtern zur Zahlung auferlegt blieb. Da sie auf die Aufforderung, die Bernsteinpacht selbst zu übernehmen, nur ein Gebot von 2305 Talern machten, wandte sich die Regierung zunächst an die Strandbevölkerung. Nach vielen Verhandlungen gelang es auch, von allen Strandorten ein Pachtangebot von insgesamt 10047 Talern zu erreichen.

Zu gleicher Zeit meldete sich aber auch ein Konsortium von fünf Personen — darunter als eigentlichem Leiter den Königsberger Kaufmann Karl Douglas —, mit dem Angebot, den Bernstein auf zwölf Jahre zu pachten: beginnend mit einer jährlichen Zahlung von 6000 Talern und steigend bis 15000 Taler. Da dem Staat diese Unternehmer eine sicherere Gewähr für den Eingang der Pachtsumme boten, wurde ihnen am 11. November 1811 die Pacht für diese Zeit übertragen. Infolge der damaligen verworrenen Verhältnisse im Staate erhielt der Vertrag aber erst am 21. April 1813 die königliche Unterschrift und trat am 1. Juli dieses Jahres endgültig in Kraft.

Der Pachtvertrag enthielt nun u. a. folgende Bestimmungen: die Pachtung erstreckt sich nur auf den am Strande befindlichen und gefundenen Bernstein, der im Lande gefundene und gegrabene Bernstein ist davon ausgenommen. Dem Pächter wird das alleinige und ausschließliche Recht des Handels mit Rohbernstein zugestanden. Wissenschaftlich interessante Bernsteinfunde sind der Regierung zum Erwerb für die Naturalienkabinette anzubieten. In den Pachtvertrag war auch eine Bestimmung aufgenommen, die dem Pächter die Instandhaltung der gesamten an der Küste befindlichen „Strandetablissements“ auferlegte.

Es ergab sich auch die Notwendigkeit, dem Pächter die polizeiliche Aufsicht über den Strand zu übertragen. Da diesem aber nicht die gleichen Machtmittel wie dem Staat zur Verfügung standen, so kam es vielfach zu Unverträglichkeiten, und öfters mußte die Regierung vermittelnd eingreifen, so besonders bei der beginnenden Anlage von Seebädern am samländischen Strande, durch die eine Menge Personen an die Küste kamen, die sogar bei den Strandbediensteten Aufnahme fanden.

Durch diese Verpachtung des Bernsteins kamen nun alle den Bernstein betreffenden Sondergesetze in Fortfall und das Allgemeine Landrecht trat an die Stelle der alten demoralisierenden Bestimmungen. Trotzdem wurden die Verhältnisse am Strande nicht besser. Auch die Stellung der Strandreiter — im Volksmund als Douglassche Strandkosaken bezeichnet —, die bisher königliche Beamte waren, wurde eine recht zweifelhafte. Sie hatten Schwierigkeiten mit dem Pächter, dem sie so wenig zuverlässig erschienen, daß sie sogar ihren Weg auf den Seebergen und nicht am Strande nehmen mußten. Auch verbot ihnen Douglas später die Vermietung an Badegäste.

Douglas hatte mit der Bernsteinpacht Glück, er konnte gute geschäftliche Erfolge erzielen und blieb auch, als seine Mitpächter durch Tod oder Austritt ausgeschieden waren, der alleinige Pächter. Diese Erfolge lockten auch andere Bewerber auf den Plan. Als aber die Regierung im Jahre 1823 bei Ablauf der Pachtzeit einen öffentlichen Ausbietungstermin anordnete, fand sich eigentümlicherweise kein Pachtlustiger hierzu ein. Diesen offensichtlichen Mißerfolg der Regierung nutzte Douglas für seine Wiederpachtung in der verschiedensten Weise aus und schrieb nun seine Bedingungen förmlich vor, worauf die in eine eigentümliche Lage gekommene Regierung schließlich eingehen mußte. Douglas erhielt in dem auf weitere sechs Jahre verlängerten Vertrag nunmehr auch das alleinige Recht des Bernsteingrabens im inneren Lande, und den Bernsteinarbeitern wurde der bisher zum Teil von ihnen noch betriebene Handel mit Roh-

bernstein völlig verboten. Namentlich aber wurde die Strandaufsicht der vielen Defraudationen wegen um ein Erhebliches verschärft; so durften nur die mit einem Ausweis des Pächters versehenen Personen den Strand betreten; Juden und Bernsteinarbeitern war der Strand überhaupt verboten. Zur Verfolgung aller dieser Straffälle wurde beim Land- und Stadtgericht Fischhausen sogar ein besonderer Richter angestellt, zu dessen Besoldung der Pächter jährlich fünfhundert Taler beitragen mußte. Diese Einrichtung bestand aber nur drei Jahre.

Besonders peinlich war aber für den Staat die von Douglas erzwungene Reduktion der Pacht von jährlich 15000 Talern auf 11200 Taler, neben der allerdings die jährliche Entschädigung von 3000 Talern an die Bernsteinmeister in Königsberg und Stolp bestehen blieb. Ferner hatte sich Douglas auch das Recht der Kündigung von seiner Seite ausbedungen, von der er dann im Jahre 1828 Gebrauch machte. Bei der Ausschreibung seitens der Regierung wiederholte sich das unwürdige Schauspiel von 1823, und die Behörde kam in die Zwangslage, Douglas förmlich um den Weiterbehalt der Pacht zu bitten, worauf dieser auch nach zunächst einjähriger Verlängerung 1829 auf weitere sechs Jahre einging, nachdem die Pacht auf 10000 Taler ermäßigt war.

Die Handhabung der Pachtung war mittlerweile immer schikanöser geworden, noch immer blieb der ganze Strand den Besuchern verschlossen, und nur die Badegäste in Cranz durften ihn ohne Legitimation betreten. Selbst den Offizieren der Pillauer Garnison war das Betreten des Strandes außerhalb des Festungsbezirkes verboten, und Rauschener Fischer, die einmal vom Sturm verschlagen an anderer Stelle landen mußten, hatten sich gerichtlich zu verantworten.

Zugegeben muß allerdings werden, daß die Ausübung der Pacht mit vielen Widerwärtigkeiten verknüpft war. Die Bewohner des Strandes hielten es dauernd für nicht strafbar, sich den an ihrem Strande vorkommenden Bernstein anzueignen, noch weniger ließen sie sich das Recht des Grabens auf ihren eigenen Ländereien nehmen. Tatsächlich waren diese Jahre aber für die Stranddörfer eine Zeit bitteren Elends, denn durch die scharfe Ueberwachung versiegte die unerlaubte Geldquelle. Hierzu kam noch, daß der Bernsteinерtrag ohnehin damals eine Zeitlang recht gering war.

Am meisten aber wurde der Unmut, ja die Erbitterung und der Haß der Strandbewohner gegen die bestehenden Zustände durch die behördlich förmlich ausgesprochene Verdächtigung als Defraudanten und Betrüger geschürt. Es kam zu fortlaufenden Beschwerden bei der Regierung, und eine Abordnung an den König wurde nur durch das Eingreifen des Fischhausener Landrates hintertrieben. Da diese Mißstimmung sich in blutigen Ausschreitungen Luft machte, die sogar zur Ermordung eines Strandbedienten führten, wurde die Regierung dieser Zustände schließlich müde und bemühte sich ernsthaft um eine andere Regelung der Bernsteinpacht.

Unter den für diesen Zweck eingeholten Gutachten erscheint das von dem Regierungsrat Hagen gefertigte am wichtigsten. Dieser kam nach genauester Prüfung zu dem Resultat, daß alle Streitigkeiten bei einer Verpachtung des Bernsteins an die Bewohner des Strandes fortfallen würden, womit man auch einem lange gehegten Wunsch jener entsprechen könne. Vor allem aber würde diese Regelung für die Moral der Strandbewohner von größter Bedeutung sein.

Hagen wünscht dann am Schluß seines für den König bestimmten Gutachtens, daß es diesem gelingen möge, die Tausende von dem Drucke zu befreien, der wegen des Bernsteins noch auf ihnen lastet und dessen Geschichte nur eine Reihe von Greueln darstellt, „die finanzielle Einnahme aus dem Bernstein sei bisher durch das

auf dem Hochgericht vergossene Blut Unzähliger erkaufte worden und rufe noch jetzt immer Verbrechen hervor“.

Noch zweimal aber mußte das Pachtverhältnis mit Douglas um je ein Jahr verlängert werden, bis die Uebnahme der Strandpacht durch die Strandortschaften dem traurigen Zustand ein Ende machte.

Die Bernsteinpacht durch die Strandortschaften. Von 1837—1899.

Nachdem am 5. April 1836 die Verpachtung an die Strandbewohner durch königliche Kabinettsordre genehmigt war, erließ das Ministerium bereits am 7. Mai die Ausführungsbestimmungen. Danach wurde den Strandbewohnern das Recht auf den Bernstein zunächst auf sechs Jahre unter der Bedingung verpachtet, daß die Gesamtsumme der jährlichen Pacht 10000 Taler erreichen müsse. Die Pacht schloß auch den in den Seebergen gefundenen Bernstein, sowie das Lesen der Kalksteine an der Seeküste mit ein. Jeder Strandbewohner war nun in die Lage versetzt, seinen Anteil an der herrlichen Gabe des Meeres zu erhalten, und wie segensreich sich die Verpachtung für den Wohlstand und das Rechtsbewußtsein der Strandbewohner in der Folge erweisen sollte, beweisen die heute blühenden Ortschaften an der Bernsteinküste. Für weitere Kreise war es aber erfreulich, daß die Beschränkungen im Betreten des Seestrandes aufhörten.

Im September dieses Jahres bereiste eine Kommission den Strand und schloß die Pachtverträge mit den einzelnen Strandortschaften, deren Bewohner sich zu Bernsteingesellschaften unter Leitung eines Vorstehers und zweier Beisitzer zusammenschlossen. Der ganze Strand von Polski bis zur russischen Grenze wurde in vierundsiebzig Pachtgebiete zerlegt, von denen auf den Kreis Fischhausen allein neunundfünfzig entfielen. Ein Zwang zum Anschluß an diese Genossenschaften wurde nicht ausgeübt. Die Rechte und Pflichten der Mitglieder regelten sich nach der Größe ihres Landbesitzes. Die Aufbewahrung des Bernsteins erfolgte beim Vorsteher, der ihn jährlich dreimal unter Zuziehung der Beisitzer zur Versteigerung zu bringen hatte. Das Pachtrecht war immer an die anliegenden Grundstücke gebunden, durfte also ohne Genehmigung nicht an Dritte übertragen werden.

Am 1. Juni 1837 erfolgte die Uebnahme des Strandes durch die Strandortschaften. Die Feier dieses so überaus wichtigen Ereignisses wurde am 18. Juni durch ein Fest auf dem Großen Hausenberge begangen, daß von tausenden von Anwohnern des Strandes besucht war.

Die Gewinnung geschah nun auf verschiedene Weise. Während an manchen Strecken nur das Schöpfen in Frage kam, mußten andere Ortschaften nach dem Bernstein graben, damals bei dem Mangel an geeigneten technischen Einrichtungen zur Bewältigung des Grundwassers eine recht mühselige und nicht ungefährliche Arbeit. Die gesamte bei Beginn der Verpachtung erzielte Pachtsumme betrug 11585 Taler; auf die außerhalb des Kreises gelegenen Pachtgebiete entfielen hiervon jedoch nur 185 Taler. Da von der Regierung nur 10000 Taler ausbedungen waren, wurde die überschießende Summe den Pächtern in entsprechendem Verhältnis zurückvergütet.

Mit den Jahren änderten sich die Strandverhältnisse, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt wurde, in ungünstigem Sinne, so daß sich die Regierung zu den Verträgen mit der zu immer größerer Bedeutung gelangenden Bernsteinfirma Stantien und Becker entschloß. Noch verblieb einigen Ortschaften die Einzelpacht, die aber auch immer bedeutungsloser wurde. So zahlte Littausdorf 1879 nur noch dreihundert Mark, und 1881 wurden sogar nur noch dreißig Mark von dieser Ortschaft geboten; Rothenen

gab überhaupt kein Gebot mehr ab. So endete dann diese Art der Verpachtung eigentlich ohne jeden Abschluß, bis das Gesetz des Jahres 1899, nachdem der Staat die Stantien und Beckerschen Anlagen für den Preis von 9700000 Mark erworben, die an Wechselfällen reiche Geschichte des Bernsteinregals zu einem vorläufigen Abschluß brachte. Der Staat übernahm am 1. Juli 1899 die Verwaltung des Bernsteins wieder als Staatliche Bernsteinwerke in Königsberg in eigene Regie. In diese wurden auch fast ausnahmslos alle Beamten und Angestellten der Firma Statien und Becker mit übernommen.

Die heutigen Rechtsverhältnisse.

Der Bernstein unterliegt nicht dem Allgemeinen Berggesetze für die Preußischen Staaten vom 24 Juni 1865. Seine Gewinnung ist ausschließlich durch provinzialrechtliche Bestimmungen geregelt. Nach Artikel IV des Gesetzes vom 22. Februar 1867, betr. die Bestrafung der unbefugten Aneignung von Bernstein, ist in der ganzen Provinz Ostpreußen und in dem Teil der Provinz Westpreußen, welcher dem alten landrätlichen Marienwerderschen Kreis entspricht, der Bernstein, gleichviel ob er in der Ostsee und am Strande derselben, sowie im Frischen und Kurischen Haff gefunden wird oder im Binnenlande vorkommt, vorbehaltenes Eigentum des Staates. Für das übrige Westpreußen gelten die Bestimmungen der §§ 73 und 74 des Provinzialrechtes für Westpreußen von 19. April 1844, wonach der Bernstein, nur soweit er in der Ostsee gefischt oder am Strande derselben gefunden wird, ein vorbehaltenes Eigentum des Staates ist. In diesem Bezirke gehört also der im Binnenlande vorkommende Bernstein dem Grundeigentümer. Die gleichen Rechtsverhältnisse wie in Westpreußen bestehen nach dem Gesetz vom 4. August 1865 auch in den ehemals westpreußischen, jetzt zu Pommern gehörenden Landesteilen.

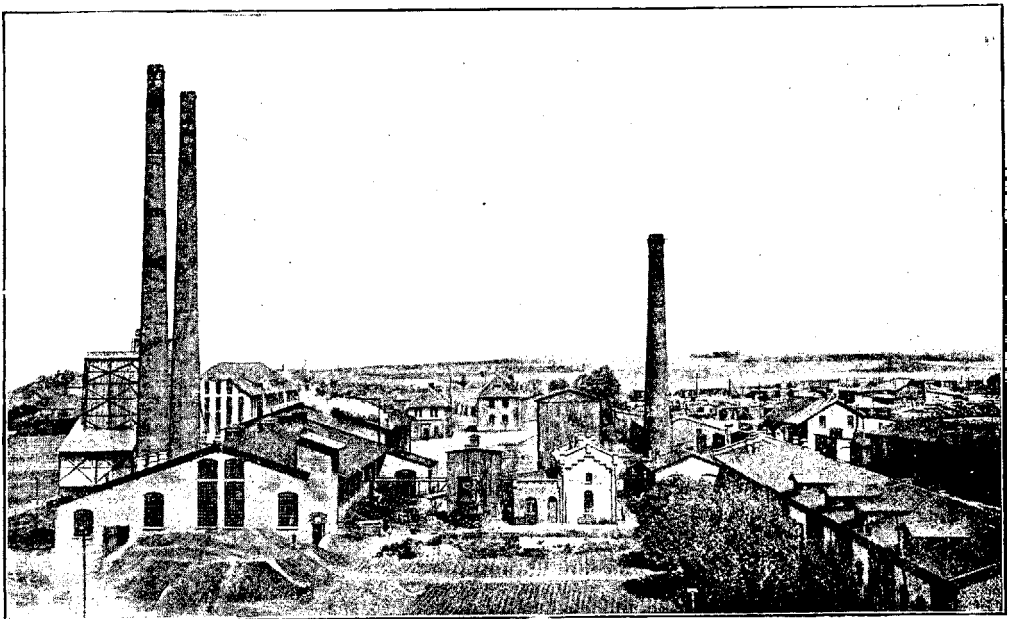
Für die Stadt Danzig und deren Gebiet besteht auch nach der Abtrennung als Freistaat noch das Gesetz, betr. die Einführung des Westpreußischen Provinzialrechtes in dieses Gebiet vom 16. Februar 1857, weiter fort. Hiernach ist das Fischen und Sammeln des Bernsteins am Ostseestrande von Weichselmünde bis Polski (Narmeln) ein ausschließliches Recht der Kämmerei der Stadt Danzig. Das Nutzungsrecht der Stadt Danzig ist durch einen langfristigen Vertrag für 9000 Mark an die Staatlichen Bernsteinwerke in Königsberg verpachtet. Auch hier sind mitunter, wenn Strandströmungen den Bernstein versetzen, größere Funde zu verzeichnen; so wurde einmal von Narmeln bis Kahlberg für etwa 20000 Taler Bernstein geborgen. Die bergmännische Gewinnung des Bernsteins übt der Staat in diesen Regalbezirken allein aus (Palmnicken). Die Gewinnung durch Schöpfen, Stechen und Sammeln wird den Strandbewohnern nur gegen Erlaubnisschein (Schöpfmarke) mit der Verpflichtung gestattet, daß der Fund ungeschmälert an die von den Staatlichen Bernsteinwerken in den verschiedenen Gemeinden und Ortschaften eingesetzten Bernsteinabnehmer oder auch unmittelbar an die Bernsteinwerke in Königsberg abgeliefert wird. Zufällige Funde müssen ebenfalls abgeliefert werden. Den Ablieferern wird dagegen ein Fundgeld in Höhe des Wertes gezahlt, den der überbrachte Bernstein als Rohware hat. Wer unberechtigt Bernstein sich aneignet oder verkauft, macht sich nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 22. Februar 1867 strafbar.

Erträge.

An dieser Stelle mögen noch einige Zahlen über Bernsteinerträge in alter und neuer Zeit Platz finden, soweit diese nicht bereits an anderen Stellen erwähnt

wurden. Im Jahre 1400 betrug die Bernsteineinnahme für den Orden etwa 2600 Mark, später 4400 Mark und 1508, am Ende der Hochmeisterzeit, 15183 Mark. Natürlich hatte die damalige Mark eine ganz andere Bewertung als die heutige. Von 1656 bis 1664 wurden jährlich für etwa 10000 Taler und 1665 für 24000 Taler Bernstein verkauft. Von 1665 bis 1675, in welchen Jahren er verpachtet war, wurden im Durchschnitt jährlich 13959 Taler für den Staat gelöst. Im Jahre 1700 betrug die Einnahmen etwa 17000 Taler und erreichten 1701 mit 27731 Talern überhaupt den höchsten Betrag, um dann dauernd zu sinken. Bemerkenswert ist, daß, gelegentlich eines Besuchs des Königs Friedrich Wilhelm I., der Vorrat der Bernsteinkammer mit 40000 Taler angegeben wurde. Um 1791 waren 9000 Taler und bis zum Jahre 1867 dann etwa 10000 Taler der jährliche Durchschnitt, von denen aber noch ungefähr 3000 Taler für Beaufsichtigung des Strandes usw. abgingen.

Dank der Tätigkeit der Firma Stantien und Becker, die in diesem Jahre den Bernstein in Generalpacht übernahm, begann nun eine wesentliche Steigerung des Ertrages. Für die Baggerei bei Schwarzort wurden in der ersten siebenjährigen Pachtperiode 13500 Mark jährlich gezahlt, in der zweiten sechsjährigen 108000 und in der letzten neunjährigen 213000 Mark. In Palmnicken betrug die Pachtsumme für den Morgen abgebauter Fläche anfänglich 750 Mark und erhöhte sich schließlich auf 50000 Mark. Da durchschnittlich sechs bis sieben und noch mehr Morgen sich zeitweilig im Abbau befanden, stieg die jährliche Pachtsumme bis annähernd 800000 Mark. Auch die Taucherei brachte dem Staat bedeutende Erträge durch die Verpachtung. Insgesamt führten Stantien und Becker in den Jahren ihrer Pacht etwa neun bis zehn Millionen Mark an den Staat ab.



Das Bernsteinerwerk in Palmnicken.

Nach Uebernahme der Bernsteinerwerke durch den Staat war der Ertrag vom 1. Juli 1899 bis zum 31. März 1906 8599068,59 Mark. Später hielt sich die Verzinsung für das angelegte Kapital immer auf der Höhe von 14 v. H., womit die Bernsteinerwerke die sich am besten verzinsenden Werke des preußischen Staates

waren. Zur Zeit wird eine Verzinsung, trotz der erhöhten Preise für den Bernstein, überhaupt nicht erzielt, ja die Bernsteinwerke erforderten trotz wesentlich erhöhter Verkaufspreise für 1919 sogar einen Gesamtzuschuß von rund 2,1 Millionen Mark; auch sie sind ein betrübendes Opfer der wirtschaftlichen Neuordnung.

Entsprechend dem gewaltig gestiegenen Gewinn in den letzten Jahrzehnten war natürlich auch die Bernsteinproduktion eine ungeahnt große geworden. So betrug das jährliche Quantum des durch Baggerei gewonnenen Bernsteins in den ersten Jahren unter Stantien und Becker etwa 35—40000 kg, durch Gräberei am Strande erzielte man etwa 25000 kg und im Binnenland 3—5000 kg, der Seeauswurf betrug 35—40000 kg. Im Laufe der Jahre 1892 bis 1896 stieg der jährliche Gesamtertrag schließlich auf durchschnittlich 497810 kg. Nach Uebernahme durch den Staat am 1. Juli 1898 ging das geförderte Quantum zunächst auf etwa 350000 kg im Werte von 3000000 Mark zurück, erreichte dann 1907 wieder 404000 kg, die aber nur 2337382 Mark brachten.

Die Gesamtförderung des Jahres 1911 betrug 382772 kg Bernstein, außerdem wurden, hauptsächlich an Seestein, 15600 kg abgeliefert. Diese Quanten ergaben an:

Rohbernstein . . .	66700	zum durchschnittl. Verkaufspreis von Mk. 23,10 f. d. kg,
Pressbernstein . .	23500	„ „ „ „ 88,70 „ „ „
Bernsteinkolophon	158200	„ „ „ „ 1,51 „ „ „
Bernsteinsäure . .	1300	„ „ „ „ 15,18 „ „ „
Bernsteinöl	31700	„ „ „ „ 0,19 „ „ „

Der Erlös für das Bernsteinöl ist auch heute noch verhältnismäßig gering, da man für dieses bisher noch nicht eine höher zu bewertende Verwendung gefunden hat.

Das Geschäftsjahr 1913 war das letzte mit normaler Produktion, denn der Personen- und Kohlenmangel der Kriegsjahre brachte selbstverständlich völlig veränderte Betriebsergebnisse, die erst jetzt wieder allmählich beginnen stabil zu werden. Die vergleichenden Zahlen für die Jahre 1913 und 1919 sind:

	1913	1919	zum durchschnittl.
Rohbernstein . . .	433185 kg	145998 kg	Verkaufspreis von Mk. 155,— f. d. kg,
Pressbernstein . .	23236	10072	„ „ „ 400,— „ „ „
Bernsteinkolophon	235676	88316	„ „ „ 21,50 „ „ „
Bernsteinsäure . .	4039	1806	„ „ „ 14,30 „ „ „
Bernsteinöl	55023	24418	„ „ „ 6,60 „ „ „

Hierzu kommen noch an abgelieferten Strandbernstein zum Rohbernstein 1913 57508 kg und 1919 14809 kg; sehr gut war auch mit 40300 kg der Strandertrag des Jahres 1917.

Die durch die Einrichtung des Tiefbaues geschaffenen neuen Produktionsmöglichkeiten konnten sich durch die zeitige Ungunst bisher noch nicht voll auswirken, trotzdem die Zahl aller in den staatlichen Bernsteinwerken beschäftigten Personen 1919 sich um etwa ein Drittel, auf 1267 Arbeiter und 129 Hausgewerbetreibende, vermehrte. Es ist aber anzunehmen, daß sich die Verhältnisse in der Bernsteingewinnung baldigst so gestalten, daß das Gold des Samlandes wieder zu einem wertvollen Teil der Staatswirtschaft wird.



In das weite Meer versunken,
Von den Wellen eingetrunk
Ist ein sel'ges altes Land;
Fischer schaun es noch in Träumen,
Tropfen von den Lebensbäumen
Sammeln wir mit reiner Hand
Max von Schenkendorf.
(Bernsteinfischerlied.)

Der Bernsteinhandel.

Die Sehnsucht nach dem Gold des Nordens führte früh zu Handelsbeziehungen mit dessen Heimat, ja Humboldt nennt den Bernstein überhaupt den Vater des deutschen Handels. Für die alten Preußen war der Handelswert des Bernsteins sicher nicht so gering, als gemeinhin angenommen wird. Als dann der Orden das Samland erobert hatte, war es eine seiner ersten Arbeiten, den Handel dieses wichtigsten samländischen Ausfuhrproduktes zu organisieren. Wohl war ihm vom Papst ein eigener Handel verboten, durch die Notwendigkeit des Weiterverkaufes der meist in Naturalien bestehenden Zinszahlungen ließ sich solcher aber doch nicht völlig umgehen. Die noch vorhandenen Handelsrechnungen des Ordens geben einen guten Ueberblick über seinen Handel, in dem der mit Bernstein eine bedeutsame Stelle einnahm.

Den Vertrieb des Bernsteins leitete unter Obraufsicht des Ordensmarschalls einer der beiden Großschäffer des Ordens, der seinen Sitz in Königsberg hatte. Das Amt dieser Großschäffer war ein sehr angesehenes, finden wir doch sogar einen späteren Hochmeister, Michael Küchmeister, unter ihnen; auch arbeiteten sie mit einem großen Kapital, das z. B. 1406 auf die für die damalige Zeit bedeutende Summe von 77000 Mark gestiegen war. Unter dem Großschäffer standen wieder an den verschiedensten fremden Handelsorten die Schäffer oder Lieger, von denen die in Brügge und Lübeck wohnenden den Vertrieb des Bernsteins an die dortigen Pater-nostermacher zu besorgen hatten. An Gegenwerten wurden Kolonialwaren, besonders aber feine flandrische Tuche eingetauscht. Der Transport dorthin erfolgte auf dem Seewege, es bestanden jedoch unter dem Orden noch andere Handelswege für den Bernstein, deren einer über Lemberg nach dem Orient führte, aber im fünfzehnten Jahrhundert einging. Sehr bemerkbar machten sich im Bernsteinhandel die durch die Tannenberger Schlacht geänderten politischen Machtverhältnisse.

Als Herzog Albrecht den Jasken das Recht auf allen gefundenen Bernstein übertrug, erhielten sie damit auch den Bernsteinhandel auf „ewige“ Zeiten. Die Jasken organisierten den Handel in großzügiger Weise durch Einrichtung von Faktoreien, von denen die in der Türkei und in Indien alle Jahrhunderte bis zur Gegenwart überstanden, die in Persien erst 1868 einging.

Bis zum Jahre 1705 blieb der Bernsteinhandel bei den jeweiligen Bernstein-pächtern; der Staat erhielt erst wieder Einfluß auf ihn nach Uebernahme des Bernsteins in eigene Verwaltung. Die geringeren Stücke erhielten dauernd die Bernstein-dreher in Königsberg und Stolp zugeteilt, die damit aber zumeist einen so schwunghaften Handel betrieben, daß dieser für sie zur Hauptsache wurde.

Der wertvollere oder Sortimentsstein kam zur Versteigerung, zu der auch andere Kaufleute zugelassen wurden; der jährliche Ertrag daraus stieg bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf 2800 Taler.

Unter dem König Friedrich Wilhelm I. versuchte man auch Bernsteinwaren nach

Spanien auszuführen, und um die einheimischen Bernsteinarbeiter zu schützen, wurden nach Preußen kommende Bernsteinarbeiten mit einem fünfprozentigen Zoll belegt.

Während in der Zeit der russischen Besetzung Preußens im siebenjährigen Krieg der wertvolle Bernstein zumeist nach Rußland kam, gelangte er nach dem Abzug der Russen wieder zur Versteigerung; derartige Auktionen fanden dreimal im Jahre statt. Der im Jahre 1775 unternommene Versuch, den Gesamtertrag des Bernsteins in eine Hand zu verkaufen, blieb, da kein Bieter erschien, ergebnislos; man ließ es daher bei der bisherigen Abgabe des weniger guten Steines an Königsberger und Stolper Bernsteindreher. Der Sortimentsstein kam bis zum Jahre 1811, in dem Douglas den ganzen Bernstein pachtete, in laufende Pacht; die damaligen Abnahmepächter waren David Meyer Friedländer und Genossen, die im Jahre 1812 ihren Restbestand an Sortimentsstein auf 1016 Pfund abgaben.

Für den Bernsteinvertrieb unter Douglas liegen keine näheren Nachrichten vor, ebenso für die Zeit der Pachtung durch die Strandorte. Da diese es nicht verstanden hatten, den Absatz zu organisieren, waren die Preise sehr gedrückt, meist wurden die Funde gleich nach dem Schöpfen von den Händlern aufgekauft. Besonders unsicher und von Zufälligkeiten abhängig war aber der Handel mit dem in den Seebergen gegrabenen Stein, da dessen Verwitterungsrinde die Qualität des Bernsteins nicht ohne weiteres erkennen läßt.

Schwierig gestalteten sich die Verhältnisse im Bernsteinhandel, als die großen Ertragnisse der durch Stantien und Becker fast sprunghaft gesteigerten Bernsteinengewinnung auf den Markt kamen. Die Preise sanken bis auf zwei bis drei Mark für das Kilo, und es bedurfte großer Anstrengungen, um den Absatz des Bernsteins zu ermöglichen. Die Firma errichtete deshalb Verkaufsstellen in Ruhla, Berlin, Livorno, Paris, Konstantinopel, Bombay, Kalkutta, Hongkong, sowie in China, Japan und Mexiko; von großer Bedeutung wurde besonders die in Wien gegründete Handelsstelle. Hier entstanden durch Anregung Beckers, der selbst seinen Wohnsitz zeitweise in Wien hatte, an fünfzig Bernsteinwarenfabriken.. Auch schritten Stantien und Becker zur Errichtung von eigenen Bernsteinwarenfabriken in Königsberg und Polangen, die jede etwa hundert Personen beschäftigten. Erfolgreich für den Absatz war die Messe in Nishnij-Nowgorod.

Selbst äußere Einflüsse wirkten störend auf den Verkauf, so der russisch-türkische Krieg im Jahre 1877, der die Arbeiter der kleinasiatischen Meerschamgruben zu den Fahnen rief, wodurch die Bernsteinnachfrage stockte; sogar schlechte Reisernten in Indien machten sich im Absatz bemerkbar.

Später kam dann größere Stetigkeit in den Bernsteinhandel, bis der Weltkrieg sich natürlich auch in ihm bemerkbar machte. Heute können die staatlichen Bernsteinwerke trotz der um vieles gesteigerten Preise der Nachfrage kaum folgen; sie mußten sich sogar zu einer Rationierung in der Belieferung mit Bernstein entschließen.

Die Handelssorten des Bernsteins.

Die Bewertung des Bernsteins richtet sich seit alter Zeit nach Größe, Form Farbe und Durchsicht. Die großen Stücke standen aber immer an erster Stelle und werden heute zu geradezu erstaunlichen Preisen gehandelt. Früher kamen sie überhaupt nicht in den Handel, sondern blieben der Landesherrschaft für wertvolle Kunstarbeiten vorbehalten.

Als älteste Bezeichnungen für die verschiedenen Sorten finden wir unter dem Orden um 1400 den Hauskomturstein, Salzstein, Gutstein, Königsberschen Stein,

Pfennigstein, Werk- oder Mittelstein, Schluck, darunter den bösen Schluck, und den Vernis oder Fernitz. Während die ersten vier Sorten die wertvollen Stücke umfaßten, galten die anderen für die eigentliche Handelsware. Im Jahre 1404 verbuchte z. B. der Königsberger Großschäffer als nach Lübeck gesandt: „Zwei Fässer Pfennigstein, ein Faß Werkstein und vier Fässer Schluck“, und für Brügge: „Zwei große und ein kleines Faß Pfennigstein, vierzehn Fässer Werkstein und ein Faß Schluck“. Der Werkstein wurde also hier von den Paternostermachern besonders viel verarbeitet.

In der herzoglichen Zeit bildeten Hauptstein, Bastard, Drehstein und gemeiner Stein die hauptsächlichsten Handelssorten. In der eigentümlichen, noch heute üblichen Bezeichnung Bastard will man eine Verstümmelung der altpreußischen Worte balt=weiß und tar=Stamm erblicken: also ursprünglich balttar, woraus dann balstar und schließlich Bastard geworden sein soll.

Zur Zeit des Großen Kurfürsten unterschied man in Größe und Farbe den Hauptstein, Klarstein, guten weißen Stein, guten Bastert und weißen Bastert, Kumst- und Molkfarbe, groben Bastert und Drehstein. Das achtzehnte Jahrhundert nennt dann als Handelssorten: Großes und kleines Sortiment, großen Tonnenstein, Mittelstein, Zwanziger, Dreißiger — diese Bezeichnungen entsprachen der Zahl der auf ein Pfund gehenden Stücke —, Firniß, Sandstein und als geringste Sorte den Schluck. Dann begann man sich den in neuerer Zeit üblichen Handelssorten zu nähern. Man unterschied jetzt das Sortiment, zu dem alle über sechs Lot schweren Steine gehörten, die aber 1785 auf fünf Lot herabgesetzt wurden. Das Sortiment wurde jedoch noch in weitere Sorten, besonders in das große und kleine geschieden; bei dem ersteren gingen drei bis vier Stück auf das Pfund. Der Tonnenstein umfaßte alle über einen Quadratzoll großen Stücke, auch er zerfiel in eine Anzahl Unterarten. Zu dem Fernitz oder Firniß wurden alle kleineren flachen, jedoch reinen Stücke von ein bis zwei Quadratzoll gerechnet. Der Sandstein bestand meist aus den kleineren, beim Schöpfen aus dem Sand gelesenen und der Schluck aus den durch Erde und Sand verunreinigten Stücken. Diese Einteilung erhielt sich bis zum Jahre 1824.

Die Preise waren bis auf den für das Sortiment ziemlich gleichbleibende. Während für eine Tonne dieses wieder in zehn verschiedene Größen und Qualitäten eingeteilten Steines bis zu 3000 Taler gezahlt wurden, kosteten im Jahre 1793 die Tonne Tonnenstein 268, Fernitz 110, Sandstein 28 und Schluck 22 Taler, um dann später wesentlich im Preise zu fallen.

Eine neue Sortierung, die siebzehn verschiedene Sorten vorsah, war bis 1868 im Gebrauch, erwies sich aber für Stantien und Becker als unzureichend, da hierbei der Bernsteinkauf immer noch eine Glückssache blieb, und so führte diese Firma dann je nach Größe, Farbe, Reinheit und Form fünfundachtzig Handelssorten ein, womit eigentlich erst eine richtige Grundlage für den Bernsteinhandel geschaffen wurde. Von der ganzen Produktion entfielen auf das Sortiment, also die Stücke über fünf Lot, ein Prozent, auf den Tonnenstein neun Prozent, auf den Korallenstein, dessen Stücke sich nur für Bernsteinperlen eigneten, vierzig Prozent, der Rest auf den Sandstein, die unbrauchbaren Schlauben und den Schluck.

Die staatlichen Bernsteinwerke sortieren jetzt den Bernstein in annähernd zweihundert Handelsarten und gewähren hierdurch ihren Abnehmern die Sicherheit für eine sich stets gleichbleibende Qualität. Zunächst legt man den Handelssortierungen die Größe und Form der Stücke zu Grunde und unterscheidet dabei: die Fliesen und Platten, die Mittleren oder Bodensteine und den Runden Bernstein. Die Fliesen, unter denen man Stücke von mindestens 75 mm Breite, 250 mm Länge und 75 mm

Stärke versteht, sind die wertvollsten Handelsarten; unter ihm stehen die in fünf Sorten eingeteilten Bastardfliesen an erster Stelle. Die an Qualität weniger guten werden je nach Größe und Gewicht wieder in zehn Sortierungen geliefert; alle zusammen bilden sie das hauptsächlichste Material für die Fabrikation der Zigarrenspitzen. Die flacheren, aber im Umfang größeren Stücke heißen Platten, von denen je nach dem Gewicht, sieben Sortierungen lieferbar sind; sie werden für alle möglichen Bernsteinarbeiten verwendet. Zu den mittleren Bernsteinsorten gehören die Schrauben, der Brack, der Gedanit und der Bodenstein, die alle eine Anzahl Sortierungen umfassen. Der Runde Bernstein, meist der Perlenfabrikation dienend, wird zunächst nach Farbe in klaren und trüben Stein geschieden, die kleineren Stücke heißen Knibbel. Auch der runde Bernstein bildet eine große Anzahl Handelssorten.

Neben diesen meist nach der Größe benannten Sortierungen spielt natürlich auch die Farbe und Klarheit des Bernsteins eine große Rolle. Von bestimmendem Einfluß hierauf sind die verschiedenen Arten der Entstehung, je nachdem der Bernstein sich als massiver Stein oder durch Ueberfließen als Schlaube bildete. Des weiteren sind die kleinen, durch Sonneneinwirkung beim Ausfluß des Harzes entstandenen mikroskopischen Bläschen im Bernstein von Bedeutung, da sie die verschiedenartigen Trübungen veranlaßten, die für die Farbe und Durchsicht des Bernsteins mitbestimmend sind.

Die Bewertung des Bernsteins nach diesen Verschiedenheiten war zu allen Zeiten sehr verschieden, da auch die jeweils herrschende Mode dafür mitbestimmend war. Abgesehen von den ganz seltenen Farben, wie weinrot und smaragdgrün, die man früher im Werte dem Golde gleich achtete, wird im allgemeinen bei uns, im Orient und in China neben dem Blau des Handels der undurchsichtige kumstfarbene Stein des Bastards am höchsten geschätzt, während andere Erdteile wieder den klaren durchsichtigen Stein bevorzugen. Schon im Altertum kannte man diese Unterschiede, man nannte den weißlichen wachsfarbenen Bernstein „electron“, und den goldgelben klaren „sualternicum“.

Die Farbe des Bernsteins geht vom ganz durchsichtigem Klar, dem Gelbblank, bis zum undurchsichtigen knochenartigen Weiß. Den klaren Stein unterschied man früher in helles Klar, Braunschweiger Klar, weinfarbiges Klar und Dunkelgelb, während für die trüben Arten die Bezeichnungen „Perlfarbe, Kumstfarbe, weiß- und buntknochig, gelb mit weißen Wolken, trüber Bastard und knochig undurchsichtiger Bastard“ gebräuchlich waren. Die heutigen acht Hauptfarben für den Bernsteinhandel sind aus der beigegebenen farbigen Bernstein-Tafel ersichtlich.

Alle diese bis in das kleinste gehenden Sortierungen werden in den staatlichen Bernsteinwerken in Königsberg vorgenommen, die die Zentrale des ganzen Bernsteinhandels bilden. Hier ist ein alter Stamm von Arbeitern für diese Zwecke tätig, die mit bewundernswerter Sicherheit die Arten von einander trennen, die Stücke mit Einschlüssen aussondern und die unregelmäßigen Stücke zu verkaufsfähigen Stücken behauen. Insgesamt sind die Bernsteinwerke z. Zt. das bedeutendste industrielle Unternehmen der Provinz Ostpreußen.

Die Verarbeitung des Bernsteins.



Geschnitzte Bernsteinfigur.
Bernsteinsammlung
der Universität Königsberg.

Die Wertschätzung des bearbeiteten Bernsteins war bereits bei vielen Völkern des Altertums eine recht hohe. Er galt ihnen nicht allein als Schmuck für eine große Kostbarkeit, sondern die dem Bernstein zugeschriebenen Eigenschaften als siegbringendes und gefahrabwehrendes Schutzmittel, sowie seine Verwendung für Heilzwecke machten ihn zu einer sehr gesuchten Seltenheit.

Die ältesten und wichtigsten Zeugen für die Verbreitung und Verarbeitung des Bernsteins in alter Zeit sind die in zwei altmykenischen Gräbern des Peloponnes gemachten Funde von Bernsteinarbeiten. Schliemann fand hier an vierhundert Bernsteinperlen, die, aus der Zeit um 1600 v. Chr. stammend, allerdings nicht mit Sicherheit als samländischer Bernstein festzustellen sind. Fast gleichaltrig dürften die bei den alten Pfahlbauten in der Schweiz gefundenen Bernsteinarbeiten sein, die sich trotz ihres wohl dreitausendjährigen Alters durch Lagerung im Wasser so gut gehalten haben, daß sie den Eindruck von Arbeiten neuesten Ursprunges machen.

Aus unserer Heimatprovinz liegen Funde von bearbeitetem Bernstein aus der Steinzeit vor, die überhaupt als der Beginn der Plastik in Nord- und Ost-europa angesehen werden. Zumeist wurden sie auf dem alten Waldboden der Kurischen Nehrung und bei den vor Schwarzort im Haß vorgenommenen Baggerarbeiten gefunden, sie stellen Figuren, Knöpfe, Hängestücke und Aehnliches vor. In der oben abgebildeten Figur will man einen Litauer mit kurzer Jacke erkennen. Diese Gegenstände bilden jetzt einen wertvollen Besitz der Museen in Königsberg und Berlin.

Auch in Jütland machte man reiche Funde an Bernsteinschmuck aus der jüngeren Steinzeit; so enthielt ein dort aufgefundenes Tongefäß fast eintausendachthundert Perlen und Schmuckgegenstände, und an einer anderen Stelle fand man wieder an vier-tausend zum Teil bearbeitete Stücke.

Ueber die Wertschätzung des Bernsteins bei den alten Preußen ist uns nur wenig bekannt, da der den Toten beigegebene Bernstein wohl zumeist durch die Verbrennung der Leichen mit zerstört wurde. Es liegen jedoch Funde von bearbeitetem Bernstein aus samländischen, der Zeit um 500 v. Chr. angehörenden Hügelgräbern vor, spätere Perioden sind nicht vertreten. Derartige Funde wurden bei Fischhausen, Germau, Schupöhnen und Wiskiauten gemacht. Die Sage erzählt, daß bereits König Widiwut sich Schüsseln und Trinkgeschirre aus Bernstein habe anfertigen lassen, auch sollen die Aestyer aus Bernstein geschnitzte Eberfiguren als Schutzmittel im Kampf getragen haben.

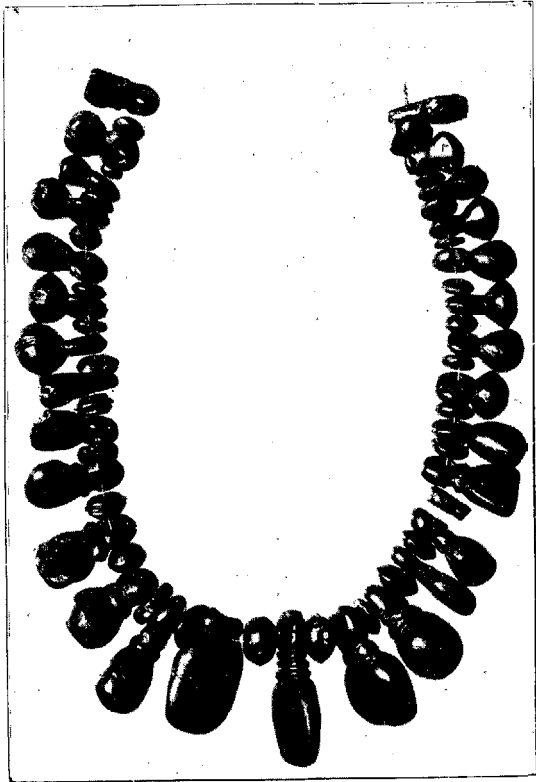
Homer schreibt schon in der Odyssee von bearbeitetem Bernstein; dann wurde in einem altrömischen Grabe bei Ancona eine bedeutende Menge Bernstein-

perlen gefunden, und aus etruskischer Zeit fand man viele Schmuckgegenstände bei Hallstadt im Salzburgischen.

Besonders beliebt war aber der Bernstein, wie Bernsteinfunde beweisen, um die Zeit vor und nach Christi im römischen Kaiserreiche; die Periode läßt sich nach den im Samland gefundenen Münzen sogar ziemlich genau bestimmen. Für den Hauptort aller römischen Bernsteinarbeiten hält man Aquilegia; von hier stammen auch die meisten Bernsteinarbeiten her, die man in den Aschenurnen der römischen Gräberstraße gefunden hat. Pausanias (2. Jahrh. n. Chr.) erwähnt bei einer Statuette des Augustus aus Bernstein, „der Stoff sei sehr wertvoll und wohl zu unterscheiden von anderem“. Durch Anbringung von Bernsteinstücken in den Netzen der Arena glaubten sich die Zuschauer vor den Angriffen der wilden Tiere geschützt, namentlich aber galt der Bernstein den Römerinnen als sehr gebräuchlicher Halsschmuck. Am beliebtesten scheint der dunkelgelbe Stein, auch Falerner genannt, gewesen zu sein, jedoch verstanden nach Plinius bereits die Römer das Färben des Bernsteins durch pflanzliche und tierische Färbemittel und paßten ihn vielleicht hierdurch der Mode an.

Aus dem Mittelalter hören wir nicht viel über Arbeiten aus Bernstein. Der Sage gehört die Erzählung von einem heilkräftigen Bernsteinkelch im Kloster Sankt-Gallen an, von dem herausgebrochene Brocken die Gesundheit wiedergaben. Die erste Erwähnung eines Bernsteinkunstwerkes aus dieser Zeit ist die einer Statuette Johannes des Täufers, die 1380 im Besitz Karls V. von Frankreich aufgeführt wird. Von einer weitgehenderen Verwendung des Bernsteins zu künstlerischem Zwecke hören wir dann aus der Ordenszeit. So ließ der Marschall 1399 für den Hochmeister ein Tafelbild aus Bernstein anfertigen, dazu Tafeln mit Trachtenfiguren und „Weiteres“ im Gesamtwerte von fünfundneunzig Mark. 1419 schenkte der Hochmeister der Königin von Ungarn ein Bernsteinpaternoster.

Zu diesen Bernsteinpaternostern oder Rosenkränzen wurde in älteren Zeiten überhaupt der meiste Bernstein verarbeitet, und unter dem Orden versorgten die Bernsteinarbeiter in Lübeck und Brügge die ganze Christenheit mit diesen Bernsteinketten. In den Handelsrechnungen des Ordens finden wir große und kleine, gedrehte, gelbe und weiße Sorten und Korallen, sowie sechs Sorten lombardischer Paternoster erwähnt. Hauptorte des Handels mit verarbeitetem Bernstein waren im fünfzehnten Jahrhundert Köln, Nürnberg, Frankfurt und Venedig. Eine Menge Bernstein



Vorchristlicher Bernsteinschmuck
(Hallstädter Periode)
gefunden bei Werblitz, Kreis Soldin.
Museum für Völkerkunde, Berlin.

wurde auch von den Augsburger Fuggern in Gestalt von auf roten Schnüren gezogenen Bernsteinkränzen in das Ausland zu den fernsten Völkern versendet. Durch die Reformation verringerte sich der Bedarf an Bernstein für Rosenkränze um ein wesentliches, dagegen schickte Herzog Albrecht an Luther, der an der Steinkrankheit litt, Löffel aus weißem Bernstein mit dem Wunsche, „daß dieser gute Stein den bösen austreiben möge“. Von einem Schelmenstreich erzählt der preußische Chronist Grunau, der zur Erlangung eines bestimmten Zweckes einem Kardinal in Rom ein aus Bernstein gefertigtes Kreuz mit einem geschnitzten Jesuskindlein daran schenkte, dessen Wert er ruhig auf tausend Gulden schätzen ließ; in seiner Chronik bemerkt er aber dann listig, daß ihm die Arbeit in Preußen nur neun Fierdung gekostet habe.

Die Bernsteindreherzünfte.

Die Anfertigung der Bernsteinarbeiten lag in den Händen der Bernsteindreher und der Bernsteinschneider, die sich zu Innungen zusammengeschlossen hatten und etwa den heutigen Juwelieren gleichkamen. Der älteste Wohnsitz der Paternostermacher, wie die Bernsteindreher ursprünglich hießen, war Brügge, wo der Orden eine eigene Bernsteinverkaufsstelle besaß; die Zunft dieser Paternostermacher wird 1302 erstmalig erwähnt. Es ist kein Zufall, daß die Verarbeitung des Bernsteins so weit von seiner Heimat entfernt erfolgte, der Orden glaubte nämlich hierdurch am leichtesten den Bernstein Diebstählen vorbeugen zu können. Erst die späteren Bernsteindreherzünfte sehen wir Preußen sich immer mehr nähern. Häufig finden wir Klagen der um das Jahr 1400 etwa siebenzig Meister umfassenden Brügger Zunft über schlechte Bernsteinbelieferung durch den Großschäffer des Ordens.

Die nächstälteste Bernsteindreherzunft war die in Lübeck, die sich den an der Bernsteinküste ermordeten heiligen Adalbert zu ihrem Schutzpatron erwählt hatte. Sie wurde vermutlich am Anfang des 14. Jahrhunderts gegründet, ging aber um 1625 wieder ein. Später bildeten sich Bernsteindreherzünfte in Stolp, Köslin und Kolberg. Von diesen war die zu Stolp oder Stolpe die bei weitem bedeutendste, ja noch heutigen Tages stehen die Stolper Bernsteinwarenfabriken mit an der Spitze der Verarbeitung. Die Stolper Innung führte den Namen „Kaufmanns- und Bernsteinhändlerzunft zu Stolp“; noch 1808 gehörten ihr sechzig Bernsteinmeister an, 1883 löste sie sich aber auf. In Stolp existieren dafür jetzt drei größere Bernsteinwarenfabriken, von denen eine an zweihundertfünfzig Jahre besteht und über hundert Arbeiter beschäftigt. Früher hatte die Stolper Zunft auch jahrhundertlang den Bernsteintrag der pommerschen Küste, und die Danziger Zunft den des westpreußischen Strandes gepachtet.

Die Danziger, wie auch die Elbinger Zunft bildeten sich dortselbst, trotz des Widerspruches des Ordens gegen die Niederlassung von Bernsteinarbeitern; ja es kam darüber sogar zu Zwistigkeiten zwischen dem Orden und den westpreußischen Ständen. Die Danziger Bernsteindreher beschränkten sich aber nicht nur auf die Herstellung von Bernsteinperlen, sondern sie brachten auch die Verwertung des Bernsteins für kunstgewerbliche Arbeiten, wie wir noch hören werden, zu hoher Blüte. Bemerkenswert ist, daß ein Danziger Bernsteinarbeiter die Herstellung von Brennsiegeln aus Bernstein erfand, die als viel geeigneter zum Brennen und Pulveranzünden galten, wie die aus Glas. Auch Brillengläser wurden aus Bernstein gefertigt, indem man diesen durch Sieden in Leinöl durchsichtig machte. Die Danziger Bernsteinfabrikation hat noch in der Gegenwart einen guten Ruf, die politischen Verhältnisse der neuesten Zeit scheinen aber die Ursache zu werden, daß sie näher an den Ursprungsort des Bernsteins, und zwar nach Königsberg, verlegt wird. Die Elbinger Zunft bestand

seit 1539, ihr gehörte ein Daniel Hindenborgk um 1599 als Bernsteinmeister an; sie ging im achtzehnten Jahrhundert ein.

Nachdem der Große Kurfürst im Jahre 1641 die Genehmigung zur Niederlassung von Bernsteindrehern in Königsberg erteilt hatte, wurde auch hier eine Zunft errichtet. In ihr unterschied man aber später zwei Professionen, die Rundsteindreher, die nur Bernsteinperlen drehten, und die Inventierer, die sich mit der Anfertigung von künstlerischen Arbeiten, für die besonders gute Stücke ausgewählt wurden, beschäftigten. Die Anzahl der Zunftmitglieder betrug 1731 vierundzwanzig, stieg aber 1758 bereits auf achtundsechzig Meister, mit welcher Zahl das Gewerbe auf Antrag seiner Mitglieder durch Friedrich den Großen geschlossen wurde. Es durften sich eigentlich nun keine weiteren Bernsteindreher mehr hier niederlassen, trotzdem war ihre Zahl im Jahre 1772 auf neunundsiebzig Meister gestiegen, von denen aber eine Anzahl Bönhasen, also nicht der Zunft angehörende Bernsteindreher, waren. Da die Königsberger Bernsteindreher in der Belieferung mit Bernstein bevorzugt wurden, gingen die Gewerbe der anderen Städte sehr zurück. Die Nachfrage nach Bernsteinarbeiten ließ später aber sehr nach, und so löste sich auch die Königsberger Innung bis zum Jahre 1811 allmählich auf.

Gelegentlich des Bernsteinverkaufes im Jahre 1679 erfahren wir, daß auch in Memel Bernsteindreher saßen, wie überhaupt mit dieser Aufzählung die Wohnsitze von Bernsteinarbeitern in früherer Zeit nicht erschöpft sein dürften.

Die Verteilung des Rohbernsteins an die Zünfte der einzelnen Städte erfolgte nach einem ganz bestimmten Schlüssel. Während früher den Danzigern das größte Quantum zugesprochen wurde, dagegen den Königsbergern nur ein verhältnismäßig geringer Teil, entfiel im Jahre 1726 auf die Elbinger, Danziger und Lübecker Bernsteindreher ein Drittel des zum Verkauf kommenden Bernsteins, und je ein weiteres Drittel auf Königsberg und Stolp. Trotz dieser Belieferung stand der Staat den Bernsteindrehern immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber, da der nicht unbegründete Verdacht bestand, daß ein großer Teil des von ihnen verarbeiteten Bernsteins aus Stranddiebstählen herrührte. Wie groß diese Entwendungen waren, geht aus einer Berechnung der Jahre 1785 bis 1791 hervor, in der man feststellte, daß das Doppelte an Bernsteinwaren gefertigt war, als dieses nach dem vom Staat verkauften Stein möglich sein konnte. Zufällig gehörten diese Jahre auch zu den für den Staat am wenigsten ertragreichen in der ganzen Zeit seines Regals.

Das Meisterstück der Bernsteinarbeiter bestand in der Anfertigung eines Viertelpfundes kreisrunder Korallen, die ohne Zirkel und nur nach dem Augenmaß gedreht werden mußten. Ein besonderes Vorrecht bestand für die Bernsteinarbeiter darin, daß sie vom Heeresdienst befreit waren. Interessant ist für unsere Zeitgenossen ein Rückblick auf die frühere Arbeitszeit der Bernsteindrehergesellen, wie solche wohl auch sonst damals allgemein üblich war. Sie betrug im Jahre 1365 in Lübeck täglich fünfzehn Stunden: von fünf Uhr früh bis acht Uhr abends. Die Danziger arbeiteten 1550 sogar von vier Uhr morgens bis neun Uhr abends; die gleiche Arbeitszeit finden wir auch 1701 in Königsberg. Es ist also nicht verwunderlich, wenn der blaue Montag in früherer Zeit eine bedeutsame Rolle spielte.

Die preußischen Fürsten und die Glanzzeit in der Bernsteinbearbeitung.

Es erscheint als selbstverständlich, daß die Kurfürsten und Könige Preußens als die Eigentümer alles gefundenen Bernsteins auch die bedeutsamsten Förderer in seiner Verarbeitung zu künstlerischen Gegenständen werden mußten, als deren Haupt-

epoche wir das siebenzehnte bis achtzehnte Jahrhundert anzusehen haben. In größter Vielseitigkeit sehen wir den Bernstein für Schränke, Schmuckkästen, Spiegelvasen, Schalen, Humpen usw. Verwendung finden. An fürstlichen Höfen bemächtigten sich auch die Elfenbeinschnitzer des leicht zu verarbeitenden Materials, und auf ihre Tätigkeit sind die meisten jetzt in Kunstsammlungen befindlichen Bernsteinarbeiten zurückzuführen. Die Inventierer Danzigs und Königsbergs standen mit ihren Arbeiten an der Spitze dieser Bernsteinschnitzer, deren künstlerische Leistungen aber schließlich doch nicht über ein gewisses handwerkliches Können hinausragten. Noch heute kann man die von ihnen geschaffenen Prunkstücke in den Kunstsammlungen der Städte Berlin, Dresden, Petersburg, Erlangen u. a. bewundern, während sie an den Stätten ihres Entstehens völlig verschollen sind.

Unter den preußischen Fürsten war der Große Kurfürst der erste, dessen Interesse für den Bernstein besonders rege war. Er ließ viele Gegenstände aus Bernstein herstellen, und in einem mit Bernstein verzierten Schrank bewahrte er ihm besonders wertvolle Gegenstände auf. In seinem Schloß Monbijou entstand von dem Königsberger Bernsteinmeister Gottfried Thureau sogar ein ganzes Kabinett mit Wandverkleidungen aus Bernsteineinlagen; auch die Möbel darin trugen Bernsteinschmuck. Von dem Danziger Bernsteinmeister Nicolaus Thureau kaufte er 1679 für den Preis von 5500 polnischen Gulden auch einen prachtvollen aus Bernstein gefertigten Wandspiegelrahmen, der mit den französischen Lilien verziert, und für den französischen Hof bestimmt war. Den Transport dorthin übernahm ein Antwerpener Schiff.

Noch größere Vorliebe für den Bernstein hatte der Nachfolger des Großen Kurfürsten, der spätere König Friedrich I., von dem sogar noch selbstgefertigte Bernsteinarbeiten vorhanden sind. Hatte man es bisher versäumt, unbearbeitete und wertvolle Bernsteinstücke aufzubewahren, so entstanden jetzt mehrfach derartige Sammlungen. Für Berlin erwarb dieser Fürst die Sammlung des Königsberger Professors Hartmann, der damals als bedeutendster Bernsteinkenner galt, und in dessen Begleitung er 1698 den samländischen Strand bereiste.

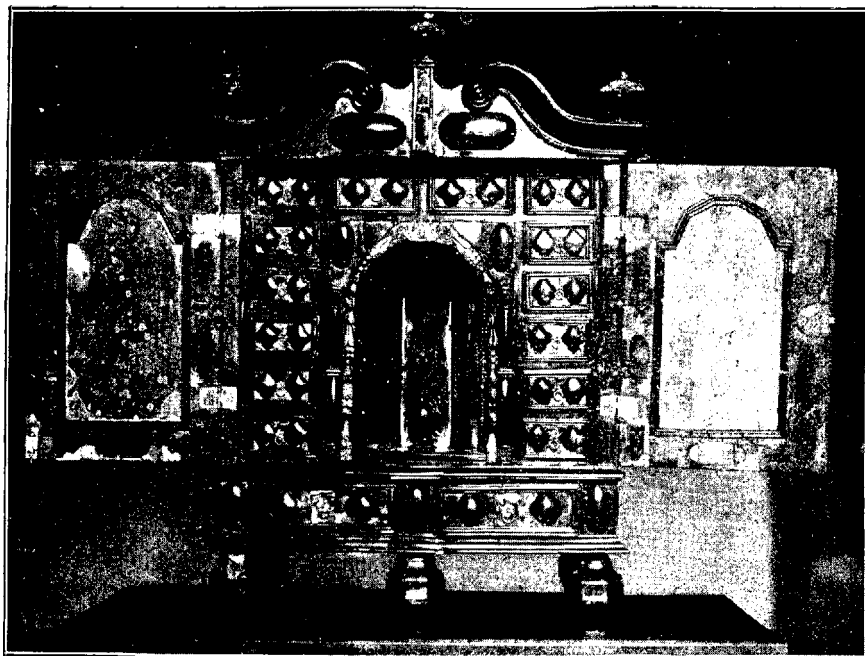
Das Interesse König Friedrichs I. für den Bernstein ging auch auf den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. über, der zunächst bis zum Jahre 1727 die 1698 begonnenen Bernsteingalerien zu Charlottenburg und Oranienburg vollenden ließ. Unter ihm kam die berühmt gewordene Schenkung des Bernsteinkabinetts aus dem Berliner Schloß zustande, durch die Rußland zu der umfangreichsten und kostbarsten aller Bernsteinarbeiten gelangte. Bei einem Besuch des Zaren Peter des Großen, im Jahre 1716, sah dieser das Bernsteinkabinett und erbat es sich vom König als Geschenk aus. Dieser erfüllte den Wunsch und ließ es im nächsten Jahr in achtzehn großen Kisten verpackt auf Landwegen und unter militärischer Bedeckung nach Petersburg bringen. Als Gegengeschenk erhielt der König eine kostbare in Holland gekaufte Jacht, dazu 150 Russen von besonderer Länge für seine Leibgarde „die langen Kerle“. An sie erinnert noch heute die bekannte Russenkolonie bei Potsdam. Der Bernsteinsaal gelangte aber erst im Jahre 1755 im Schlosse Zarskoje Sselo zur Aufstellung, nachdem Friedrich der Große der Kaiserin Elisabeth 1745 noch einen besonders wertvollen Spiegelrahmen geschenkt hatte. Der Bernsteinsaal, der eine Bodenfläche von 34×36 Meter hat, ist eine Hauptsehenswürdigkeit dieses Schlosses. Die Wandflächen sind in der Hauptsache ganz mit Bernsteinmosaiken belegt, und reiche Bernsteinrahmen umfassen große andere Mosaiken.

Für Bernsteinarbeiten scheint aber am russischen Hof schon früher Neigung bestanden haben, denn bereits 1649 ließ der Große Kurfürst dem Zaren in Moskau

Bernsteingeschenke überreichen, und 1689 sandte Kurfürst Friedrich III. eine Anzahl Bernsteinarbeiten im Werte von 2282 Gulden nach Moskau. Die Entwürfe für diese, von dem Danziger Bernsteinarbeiter Redlin angefertigten Gegenstände, befinden sich noch heute im Berliner Staatsarchiv.

Eine größere Schenkung König Friedrich Wilhelm I. war auch die eines Bernstein- und Porzellankabinetts im Jahre 1717 an den König von Polen, wofür dieser sich durch 600 Kürassiere und Dragoner erkenntlich zeigte.

Für größere in Aussicht genommene Kunstarbeiten wurde der Bernstein von mehreren Jahren angesammelt, und 1728 mußten die Bewohner der Strandortschaften, da der vorhandene Bernstein für einen als Geschenk an Friedrich August I., dem Starken und König von Polen, bestimmten Schrank nicht ausreichte, nach solchem in den Seebergen des Nordstrandes graben, wofür sie eine besondere Vergütung erhielten. Der Wert des



Schränkchen mit Flügeltüren — Geschenk Friedrich Wilhelm I.

Belegt mit verschiedenfarbigem Bernstein. 1728.

Früheres Eigentum August des Starken — Grünes Gewölbe, Dresden.

für ihn verwendeten Bernsteins wurde mit 5265 Taler berechnet. Kunstwerke aus Bernstein waren überhaupt beliebte Geschenke des damaligen Königs Friedrich Wilhelm I.; so erhielt die Gemahlin des Feldmarschalls Herzog von Holstein, der damals Condehnen gehörte, jährlich ein solches, und nach ihrem Tode wurde ihrem Gemahl und sogar noch dessem Sohne dafür eine jährliche Abfindung von 490 Talern bis zum Jahre 1750 gezahlt.

Nach dieser Zeit verlor sich das Interesse für derartige künstlerische Arbeiten und die Verarbeitung des Bernsteins beschränkte sich auf nichtige Kleinigkeiten. Weiter bestanden aber die Bernsteinsammlungen, und die königliche Kunst- und Naturalienkammer in Berlin wird noch im Jahre 1786 als vorzüglich und sehenswert geschildert; so besaß sie eine ganze Anzahl künstlerischer Arbeiten aus Bernstein, die aber mehr den Charakter von Kuriositäten hatten.

Die Bernsteinarbeiten in neuerer Zeit.

Fast anderthalb Jahrhunderte führte der Bernstein, sogar in seiner Heimat, als Schmuckmittel ein wenig beachtetes Dasein; er war „unmodern“ geworden und galt als altväterisch. Nur von der einfacheren Bevölkerung wurde noch Bernsteinschmuck getragen. Treu aber waren dem Bernstein die Völker des Orients geblieben, die ihn dauernd für ihre Gebetkränze brauchten, mit denen sie z. B. in Persien auch begraben werden. Der jährliche Bedarf daran ist etwa 7000 Stück, die Perlen sind in der Größe und Zusammensetzung aber an bestimmte religiöse Formeln gebunden. Derartige Ketten werden besonders in Worms und Polangen hergestellt. Aber auch nur als Schmuck gehen Ketten aus eckig geschliffenem Bernstein von altersher nach Ostasien, den Südseeinseln und zu den Negern; dort wird der Stein seiner Leichtigkeit wegen auch als Ohrschmuck verwendet, indem etwa 5 cm lange und 2 cm dicke Zylinder durch die erweiterten Ohrlöcher gesteckt werden. Auch Ringe und Kapseln aus Bernstein für Rosenöl sind im Osten sehr beliebt, ebenso Bernsteinstücke als Pferdeschmuck, und China verlangt ihn mit „Drachenblut“ gefärbt für Amulette.

Während alle diese Gegenstände außerhalb der Provinz angefertigt wurden, war hier die Verarbeitung des Bernsteins zu einer Art Hausindustrie geworden, die von Fischern und sonstigen am Strande wohnenden Personen gelegentlich ausgeübt wurde. Eine Wendung zum Bessern trat ein, als nordische Goldschmiede den Bernstein in Verbindung mit ihren schweren Silberarbeiten in den Handel brachten, „er wurde wieder Mode“. Am bedeutsamsten für die Verwendung des Bernsteins wurde der Krieg, denn an die Stelle des edlen Goldes trat das Gold des Samlandes, und Ketten und Anhänger aus Bernstein wurden ein selbstverständlicher Schmuck. Zurzeit werden Ketten aus Bastard in Olivenform bevorzugt. Auch sonst ist die Verwendung des Bernsteins zur Schmückung von Gegenständen wieder in Aufnahme genommen, man läßt ihn jedoch jetzt allein durch sein Material wirken, während die früher auf so bedeutender Höhe stehende Kunst des Bernsteinschneidens bisher noch nicht wieder ausgeübt wird.

Bedeutend umfangreicher als für alle diese Zwecke ist aber die Verwendung des Bernsteins in Verbindung mit Meerscham für Rauchtensilien. Pfeifenspitzen aus Bernstein waren bei den Mohammedanern, denen der Koran den Gebrauch von Knochen für diesen Zweck verbietet, schon immer beliebt. Hieraus entwickelte sich dann die ganz bedeutende Industrie zur Anfertigung von Zigarrenspitzen usw., deren Hauptsitz Wien wurde. Andere hervorragende Fabrikationsstädte hierfür sind Nürnberg, Ruhla, Stolp, Danzig, und im Auslande Paris und New York.

Die Bearbeitung des Bernsteins erfolgt mittelst Drehbank und Schnitzmesser. Die Politur erreicht man durch Schleifen auf Bimssteinscheiben, sowie durch Reiben des mit Schlemmkreide betupften Fingers. Auch verwendet man zum Polieren mit Spiritus getränkte und mit Wiener Kalk betupfte Barchentlappen. Die eckigen Bernsteinperlen oder Korallen werden an feinem Sandstein facettiert und poliert.

In ganz bedeutendem Umfang wird aber jetzt zur Herstellung von Bernsteinschmuck und Pfeifenspitzen der Pressbernstein verwendet, den die Königsberger Bernsteinwerke, die sonst keine Fertigfabrikate herstellen, auf Wunsch fast in jeder Form und Größe liefert, und der sich in gleicher Weise wie der Naturbernstein verarbeiten läßt.

Der Pressbernstein.

Noch vor nicht zu langer Zeit stand man den großen Mengen der kleinen zur Einzelverarbeitung nicht geeigneten Bernsteinstücke fast ratlos gegenüber. Der

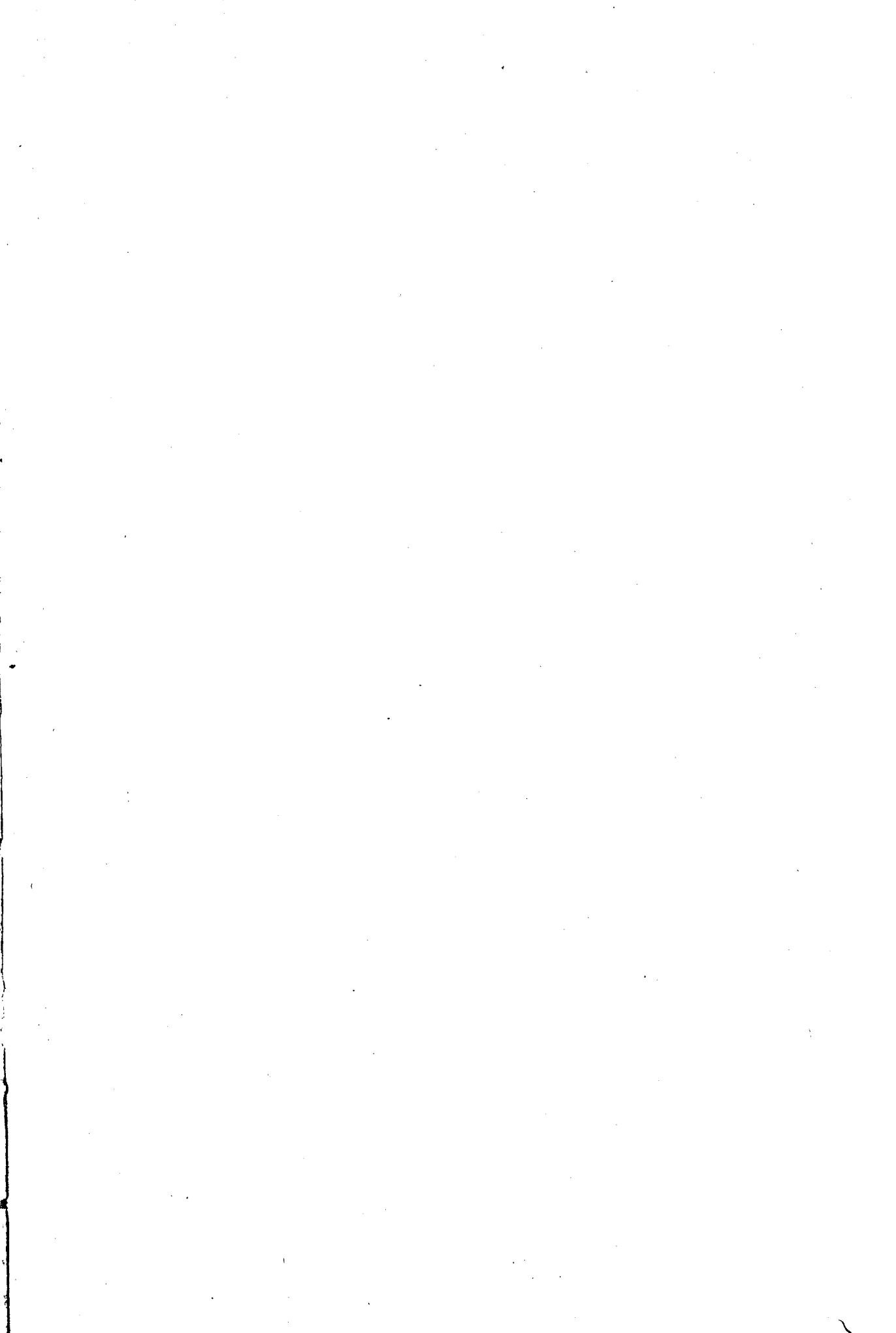
sinnende Mensch fand aber auch hier Abhilfe und heute wird auch das kleinste Bernsteinstückchen verwendet. In erster Reihe geschieht dieses durch die Fabrikation des Pressbernsteins, anfänglich Ambroid genannt, die sich in den letzten Jahrzehnten derartig entwickelt hat, daß das Quantum des in den Handel kommenden Pressbernsteins annähernd jenes des Naturbernsteins erreicht.

Die ersten Versuche dazu machte schon Klebs im Jahre 1878, indem er kleine Bernsteinstücke zusammenpreßte, denen er sogar alle möglichen fantastischen Farben gab, wie man überhaupt dem Bernstein durch Abkochen mit Farbstoff jede beliebige Farbe geben kann. Da um diese Zeit in Wien die Herstellung des Ambroids erfunden wurde, richtete Stantien und Becker solche auch in Königsberg ein; aber erst 1888 wurde sie in größerem Maßstab in Palmnicken aufgenommen. Von dort wurde sie 1904 wieder nach Königsberg verlegt, wo der Pressbernstein jetzt im Großen fabrikmäßig hergestellt wird. Die für die Pressbernsteinfabrikation bestimmte kleinstückige Rohware (Rohpressstein) wird zunächst durch sorgfältiges Bekratzen mit besonderen Schnitzmessern von den anhaftenden und eingeschlossenen Unreinigkeiten befreit. Hierbei muß sehr sorgfältig gearbeitet werden, denn jeder übersehene Fremdkörper, sei er auch dem ungeübten Auge kaum bemerkbar, kann das Gelingen einer Pressung in Frage stellen. Diese Arbeiten werden durch 300 Hausgewerbetreibende in Königsberg betrieben und erfordern eine jahrelange Übung und große Geschicklichkeit, da es neben der peinlichsten Sauberkeit auch auf ein gutes Ausbringen ankommt, d. h. die Kratzerin muß darauf achten, daß beim Entfernen der schlechten Stellen, die für die Herstellung von Pressbernstein wertlos sind, nicht gesunde Splitter mit abplatzen.

Nach einer chemischen Reinigung und sorgfältigen Sortierung wird der bekratzte Pressstein rein, ohne Zusatz von fremden Harzen oder sonstigen Bindemitteln, auf 150—250° erhitzt und sobald die Masse teigig geworden ist, durch ein siebartiges Durchgangsstück in einen Presszylinder gedrückt. Unter einer hydraulischen Presse werden die ausgetretenen Stränge unter einem Druck von 100—400 Atm. zu einer homogenen Masse, dem Pressbernstein, vereinigt und in die verschiedenartigsten Formen gebracht. So erhält man Platten von 20—45 mm Dicke, 95—125 mm Breite und 200—380 mm Länge, Stangen von 8—64 mm Durchmesser und 160—370 mm Länge, sogenannte „Presslinge“, die bereits die rohe Form der Fertigware (Zigarren- und Zigarettenspitzen, Pfeifenansätze, Einstecker, Federhalter und Messerhefte) zeigen.

Durch sorgfältige Auswahl der Bernsteinstückchen und Mischung der verschiedenen Sorten, teils mit, teils ohne Farbzusatz, ist es möglich, Pressbernstein in allen Farben des Rohbernsteins in etwa 150 Nüancen, ebenso auch buntfarbigen (roten, blauen, grünen) auf den Markt zu bringen. Aus 100 kg Rohbernstein werden 35 kg Pressbernstein gewonnen, er stellt sich daher im Preise fast ebenso hoch wie gute Sorten großstückigen Rohbernsteins. Die kleinsten, sowie die mit den Auflagerungen des Erdbodens gemischten und sonstigen unreinen Bernsteinstücke, „der Firniß“, bleiben in Palmnicken, ebenso werden nach hier die Abfälle der Pressbernsteinfabrikation gesandt. Dieses zu anderen Zwecken nicht verwertbare Material umfaßt etwa 60% der Gesamt-Bernsteinförderung, es findet bei der Fabrikation des Bernsteinkolophons Verwendung.

Diese ganze Restmasse wird in eisernen Kesseln geschmolzen. Das auf diese Weise entstandene Produkt, das Bernsteinkolophon, bildet das Rohmaterial für den beliebten und große Vorzüge aufweisenden Bernsteinlack. Das Schmelzen ist erforderlich, da nur der derartig bearbeitete Bernstein sich in Alkohol, Terpentin und anderen







SCHLICHTO.

WOJEWODZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA



ELBLĄG

W. G. Kynocki